

QUELLENTEXTE ZUR DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR UND KULTUR

Von 1950
bis zur Gegenwart

L



Wydawnictwo Poznańskie

Band
5

QUELLENTEXTE ZUR DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR UND KULTUR

Herausgegeben von Hubert Orłowski und Czesław Karolak

Band 1

VON DEN ANFÄNGEN BIS ZUM BAROCK

Herausgegeben von Katarzyna Dzikowska

Band 2

VON DER AUFKLÄRUNG BIS ZUR WEIMARER KLASSIK

Herausgegeben von Roman Dziargwa

Band 3

DAS LANGE NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

Herausgegeben von Jerzy Kałużny und Maria Wojtczak

Band 4

VON 1918 BIS 1949

Herausgegeben von Izabela Sellmer

Band 5

VON 1950 BIS ZUR GEGENWART

Teil 1

Deutsche Literatur

Herausgegeben von Ewa Pytel-Bartnik und Sławomir Piontek

Teil 2

Deutschsprachige Literatur der Schweiz nach 1945

Herausgegeben von Barbara Rowińska-Januszewska
unter Mitarbeit von Justyna Krauze-Pierz

Band 6

ÖSTERREICHISCHE LITERATUR – LITERATUR AUS ÖSTERREICH

Herausgegeben von Stefan H. Kaszyński

QUELLENTEXTE ZUR DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR UND KULTUR

Band 5 VON 1950 BIS ZUR GEGENWART

Teil 1

Deutsche Literatur

Herausgegeben von Ewa Pytel-Bartnik und • Sławomir Piontek

Teil 2

Deutschsprachige Literatur der Schweiz nach 1945

Herausgegeben von Barbara Rowińska-Januszczyńska

unter Mitarbeit von Justyna Krauze-Pierz



Wydawnictwo Poznańskie
Poznań 2010

© Copyright by Wydawnictwo Poznańskie sp. z o.o., Poznań 2010

Koordinacja prac tomy I-VI

Ryszard Wryk

Redakcja tomu

Barbara Grunwald-Hajdasz

Redakcja techniczna i przygotowanie do druku

Barbara Adamczyk

Korekta

Zespół

Projekt okładki

Barbara Grunwald-Hajdasz

Podręcznik akademicki dotowany przez Ministra Nauki i Szkolnictwa Wyższego

Objętość tomów I-VI: 150 arkuszy wydawniczych

Nakład tomów I-VI: po 1000 egzemplarzy

ISBN 978-83-7177-677-9 (t. I-VI)

ISBN 978-83-7177-678-6 (t. I)

ISBN 978-83-7177-679-3 (t. II)

ISBN 978-83-7177-684-7 (t. III)

ISBN 978-83-7177-685-4 (t. IV)

ISBN 978-83-7177-686-1 (t. V)

ISBN 978-83-7177-687-8 (t. VI)

Wydawnictwo Poznańskie sp. z o.o., 61-701 Poznań, ul. Fredry 8

Dział handlowy: tel. (61) 852-38-44

Sekretariat: tel. (61) 852-66-05

faks (61) 853-80-75

e-mail: wydawnictwo@wydawnictwo-poznanskie.pl

www.wydawnictwo-poznanskie.pl

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort zum Gesamtprojekt	13
---------------------------------	----

TEIL 1. DEUTSCHE LITERATUR

Einführung zum Teil 1.....	17
----------------------------	----

Literatur in der Bundesrepublik nach 1949

VERGANGENHEITSAUFARBEITUNG UND GESELLSCHAFTSKRITIK (1949-1963)

Wolfgang Koeppen Das Treibhaus	49
--	----

Günter Grass Die Blechtrommel	54
---	----

Heinrich Böll Ansichten eines Clowns	59
--	----

Siegfried Lenz Deutschstunde	64
--	----

LYRIK

Gottfried Benn Nur zwei Dinge	72
---	----

Günter Eich Botschaften des Regens	72
--	----

Georg Britting Sonnenblumen	73
---	----

Karl Krolow Robinson I	74
--	----

POLITISIERUNG DER LITERATUR (1963-1968)

Rolf Hochhuth Der Stellvertreter	75
--	----

Peter Weiss Die Ermittlung	89
--	----

Günter Wallraff Industriereportagen	95
---	----

Heinrich Böll Die verlorene Ehre der Katharina Blum oder: Wie Gewalt entsteht und wohin sie führen kann	103
--	-----

LYRIK

Hans Magnus Enzensberger verteidigung der wölfe gegen die lämmer	106
--	-----

Günter Grass Polnische Fahne	107
--	-----

Helmut Heißenbüttel	
Grammatikalische Reduktion	108
Politische Grammatik	109
Ludwig Fels	
Alte Befehle	109
DIE ENTDECKUNG DER NEUEN SUBJEKTIVITÄT (1967-1977)	
Uwe Johnson	
Jahrestage	111
Peter Schneider	
Lenz	116
Elisabeth Plessen	
Mitteilungen an den Adel	123
LYRIK	
Rolf Dieter Brinkmann	
Ein Gedicht	130
Jürgen Becker	
Das Fenster am Ende des Korridors	133
Jürgen Theobaldy	
Abenteuer mit Dichtung	134
Ursula Krechel	
Jetzt ist es nicht mehr so	134
IM ZEICHEN DER POSTMODERNE (DIE 80ER JAHRE)	
Botho Strauß	
Rumor	136
Günter Grass	
Die Rättin	138
LYRIK	
Ulla Hahn	
Mit Haut und Haar	142
Zu schwer	143
Sarah Kirsch	
Landwege	143
Nördlicher Juni	144
Thomas Kling	
geschriebenes idyll	144

Literatur in der Deutschen Demokratischen Republik

AUFBAULITERATUR (1949-1958)

Heiner Müller	
Die Korrektur	149

Dieter Noll	
Die Abenteuer des Werner Holt	159
Erwin Strittmatter	
Ole Bienkopp	166
LYRIK	
Bertolt Brecht	
Ein neues Haus	168
Johannes R. Becher	
Geist und Kraft	169
Turm von Babel	170
BITTERFELDER WEG (1959-1964)	
Erik Neutsch	
Spur der Steine	171
Hermann Kant	
Die Aula	180
LYRIK	
Johannes Bobrowski	
Kloster bei Nowgorod	186
Schattenland	187
Sprache	187
Wulf Kirsten	
wahrgenommen	188
wohnen	189
Reiner Kunze	
Ikarus	189
Peter Huchel	
An taube Ohren der Geschlechter	190
VON DER ANKUNFT ZUM ÜBERGANG (1965-1980)	
Maxie Wander	
Guten Morgen, du Schöne	191
Jurek Becker	
Jakob der Lügner	202
Ulrich Plenzdorf	
Die neuen Leiden des jungen W.	209
Reiner Kunze	
Die wunderbaren Jahre	213
Heiner Müller	
Hamletmaschine	218
LYRIK	
Sarah Kirsch	
Landaufenthalt	223
Dann werden wir kein Feuer brauchen	224

Reiner Kunze

Lied vom Biermann	224
sensible wege	225
hymnus auf eine frau beim verhör	225

Wulf Kirsten

Aus dem Leben der Droste	225
werk tätig	226

Günter Kunert

Vom Vergehen	227
Der ungebetene Gast	228

KRITIK DES STAATES. DIE 80ER JAHRE

Monika Maron

Flugasche	229
-----------------	-----

Christoph Hein

Horns Ende	237
------------------	-----

LYRIK

Volker Braun

Die Mauer	246
-----------------	-----

Uwe Kolbe

Hineingeboren	248
---------------------	-----

Thomas Rosenlöcher

Staatsbesuch	249
Der Paßgänger	249

Barbara Köhler

Rondeau Allemagne	250
-------------------------	-----

Wolfgang Hilbig

die ruhe auf der flucht	251
-------------------------------	-----

Die „wiedervereinigte“ Literatur

IM SCHATTEN DER DDR – DEFORMATIONEN DES ICH

Christa Wolf

Was bleibt	255
------------------	-----

Wolfgang Hilbig

„Ich“	259
-------------	-----

LITERATUR IM ZEICHEN DER WENDE

Rolf Hochhuth

Wessis in Weimar	269
------------------------	-----

Günter Grass

Ein weites Feld	280
-----------------------	-----

Thomas Brussig

Helden wie wir	287
----------------------	-----

Ingo Schulze	
Simple Storys	296
Uwe Tellkamp	
Der Turm	300
ERINNERTE VERGANGENHEITEN	
Martin Walser	
Ein springender Brunnen	307
Monika Maron	
Pawels Briefe	313
Tanja Dückers	
Himmelskörper	323
Günter Grass	
Beim Häuten der Zwiebel	330
LYRIK NACH DEM MAUERFALL	
Peter Rühmkorf	
Drei Variationen über das Zeitgedicht	339
Dichterleben	340
Durs Grünbein	
Schädelbasislektion	341
Wulf Kirsten	
Stadtgang	342
Bert Papenfuß-Gorek	
wortschläge	343
jammer, jammer über alles	343
Kerstin Hensel	
Als ich bei ihm war rückte er	344
Metropolis	344
ANDERE TEXTE	
Aleida Assmann	
Europäische Erinnerungen nach 1945	345
Günter Grass	
Ich erinnere mich... ..	348
Aleida Assmann	
Vertreibung (Günter Grass, Im Krebsgang)	350

TEIL 2. DEUTSCHSPRACHIGE LITERATUR DER SCHWEIZ NACH 1945

Einführung zum Teil 2	357
Robert Walser	
Geschwister Tanner	365

Max Frisch	
Stiller	368
Friedrich Dürrenmatt	
Der Tunnel	371
Der Besuch der alten Dame	376
Peter Bichsel	
Kindergeschichten	380
Erica Pedretti	
Harmloses, bitte	385
Adolf Muschg	
Albissers Grund	387
Ludwig Hohl	
Bergfahrt	390
Hugo Loetscher	
Der Immune	392
Jürg Federspiel	
Geographie der Lust	397
Gerhard Meier	
Die Ballade vom Schneien	399
Otto F Walter	
Zeit des Fasans	403
Peter Weber	
Der Wettermacher	408
Urs Widmer	
Der Geliebte der Mutter	413
Peter Stamm	
Agnes	416
Aglaja Veteranyi	
Warum das Kind in der Polenta kocht	418
Thomas Hürlimann	
Vierzig Rosen	420
Eugen Gomringer	
chumm	424
schweigen	425
schwitzer	425
Kurt Marti	
meine Angst	426
Das Boot ist voll	426
um nicht zu verzweifeln	427
Erika Burkart	
Die Toten	427

Schneefrühe	428
Die Stille	428
Alexander Xaver Gwerder	
Sommerkraut	429
Damals	429
Ich geh unter lauter Schatten	430
Hermann Burger	
Spätnovemberliches	431
Autorenregister	432
Titelregister	433
Quellen	436
Urheberrechte	439

VORWORT ZUM GESAMTPROJEKT

Der Schriftsteller und Publizist der Vormärzzeit Ludwig Börne (1786-1837) schrieb in einem seiner Aphorismen, die deutsche Geschichte gleiche *einem ungebundenen Buche, so verdrießlich sei es sie zu lesen*. Der Leser, so Börne, sehe sich genötigt, *oft die Bogen umzuwenden*, verliere den Zusammenhang, und „Titel und Register“ lägen „nicht selten in der Mitte versteckt“. ¹ Ohne dem Benutzer dieser sechsbändigen Textsammlung „Angst machen“ zu wollen, er könnte beim Studium der deutschen Literatur- und Kulturgeschichte mit ähnlichen Problemen konfrontiert werden, setzt sich das vorliegende Projekt zum Ziel, originalsprachliche Quellentexte den Studierenden möglichst systematisch bereitzustellen, die bei der Vorbereitung, Durchführung und Auswertung von Lehrveranstaltungen (Proseminaren, Seminaren und anderen studienbegleitenden Projekten) sowie zur Unterstützung von Zielen im Bereich des Selbststudiums, das heutzutage einen immer höheren Stellenwert hat, nützlich sein können. Zwar scheint heute ein schneller und relativ problemloser Online- oder Offline-Zugriff auf Quellentexte zur deutschen Literatur und Kultur von den Anfängen bis zu den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts zu den Selbstverständlichkeiten des „Recherchieralltags“ der Studierenden und Forscher zu gehören, doch kann dadurch eine wie auch immer geartete Basis von Primär- und/oder Sekundärtexten in gedruckter Form keineswegs ersetzt werden.

Daher wird als Ziel des Projektes angesehen, den Studierenden (neu-)philologischer und auf Kulturvermittlung und -transfer orientierter Studiengänge repräsentative Texte zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte im Sinne einer „Basissicherung“ zur Verfügung zu stellen. Die Verwendung dieser Materialien in Lehrveranstaltungen zur deutschen, österreichischen und schweizerischen Literatur- und Kulturgeschichte ist ein besonderes Ziel dieses Projektes. Eine systematische, chronologische und übersichtlich geordnete Struktur der Textmaterialien (damit es im Börneschen Sinne nicht „verdrießlich“ ist, sie zu lesen) soll einer optimalen Erreichung dieses Ziels dienen. Aktuelle Curricula zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte, wie sie in der Didaktik literaturwissenschaftlicher Fächer realisiert werden, stellen einen wichtigen Bezugspunkt des Projektes dar. Zugleich waren bei der Konzipierung des Textbestands dieser Sammlung die im Germanistikstudium bzw. vergleichbaren (neu-) philologischen Studiengängen verwendeten Leselisten (Lektürekanons) eine sehr wesentliche Informationsquelle.

Die Verfasser und Herausgeber der einzelnen Bände orientieren sich an „klassischer“ Periodisierung der einzelnen Teile der Sammlung, die die Differenziertheit historischer Prozesse, philosophisch-intellektueller Strömungen und ästhetischer Phänomene in kulturhistorischer und territorialer Hinsicht widerspiegeln soll. Ein separater – sechster – Band wird der Literatur und Kultur Österreichs gewidmet und insbesondere auf Prozesse ihrer „Diversifikation“ (seit Anfang des 19. Jahrhunderts) fokussiert.

Die einzelnen Anthologieteile beziehen sich auf die folgenden Perioden und Strömungen der deutschen Literatur- und Kulturgeschichte: Mittelalter, Renaissance, Humanismus und Reformation, Barock, Aufklärung, Sturm und Drang, Weimarer Klassik, Romantik, Biedermeier, Realismus, Naturalismus, Fin de siècle, Expressionismus, 1. Hälfte

¹ Ludwig Börne, *Aphorismen und Miszellen*, in: *Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 118-169 (vgl. Börne-SS, Bd. 2, S. 208); <http://www.digitale-bibliothek.de/band1.htm>

des 20. Jahrhunderts, 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, die „geteilte Kultur“ bis 1989 und die Wende-/Nachwendeliteratur und -kultur.

Die einzelnen Bände vermitteln auch die Gattungsspezifika und -vielfalt (Lyrik, Epik, Dramatik).

Jedem Anthologieteil geht eine literaturhistorische Einführung voraus, deren Ziel es ist, Kontextinformationen zu den in dem betreffenden Teil enthaltenen Quellentexten zu vermitteln. Weitere Informationen über die Autoren sind auch in den einzelnen bio-bibliographischen Notizen enthalten.

Die im Projekt verwendete literaturwissenschaftliche Terminologie entspricht den in den einzelnen Texten verwendeten begrifflichen Standards.

Hubert Orłowski
Czesław Karolak

TEIL 1

DEUTSCHE LITERATUR

EINFÜHRUNG ZUM TEIL 1

LITERATUR IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND NACH 1949

Vergangenheitsaufarbeitung und Gesellschaftskritik

Die Gründung der beiden deutschen Staaten erfolgt in der Atmosphäre der sich vertiefenden Spaltung zwischen dem Westen Europas und der Sowjetunion samt den von ihr kontrollierten Gebieten. In Westdeutschland weicht die Erwartung eines Neuanfangs dem Klima einer steigenden Spannung, das die Entwicklung restaurativer und antikomunistischer Tendenzen begünstigt. Sie manifestierten sich u. a. in der Wiederaufrüstung der Bundesrepublik, dem Eintritt in die NATO, der Teilnahme an der atomaren Rüstung, dem Verbot der KPD und der Verabschiedung des „Gesetzes zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften“. Der aufkommende Wohlstand, gestützt auf den Marshallplan und die wirtschaftliche Freiheit, brachte Prosperität und Konsumlust, die die Entbehrungen der Kriegsjahre schnell vergessen machten. Die Abwendung von der Vergangenheit erfolgte aber nicht nur im ökonomischen Bereich, sondern auch im politisch-öffentlichen sowie im sozialen: herkömmliche Besitzverhältnisse wurden rekonstruiert, viele Stellen in der Regierungs- und Staatsverwaltung oder beim Militär kamen an ehemalige NSDAP-Mitglieder oder Offiziere der Wehrmacht, die Kriegs- und NS-Problematik wurde weitgehend verdrängt.

Symptomatisch für das kulturpolitische Klima dieser Zeit ist die Präsenz und Popularität jener Autoren, die auch den Nationalsozialismus aktiv unterstützten, wie Hans Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer oder Edwin Erich Dwinger. Ihre Kriegs- und Rechtfertigungsprosa löst in den 1950er Jahren die Kahlschlag- und Trümmerliteratur teilweise ab. In Opposition dazu entsteht gleichzeitig eine sozialkritische Literatur, die sich im Spannungsfeld zwischen jüngst vergangener Geschichte und zeitgenössischer gesellschaftlicher Entwicklung bewegt. Poetologisch bleibt sie der sozialkritisch-realistischen Erzähltradition verpflichtet, die von der sprachlich-literarischen Mittelbarkeit der Vergangenheitserfahrungen und Gegenwartsprozesse ausgeht und auf die soziale Wirksamkeit der Literatur vertraut (Ralf Schnell). Themen dieser Texte sind Erlebnisse des Krieges und der frühen Nachkriegszeit, dargestellt aus der Perspektive einfacher Soldaten oder kleinbürgerlicher Durchschnittsmenschen (Heinrich Böll: *Wo warst du, Adam?* 1951, *Und sagte kein einziges Wort* 1953, *Das Brot der frühen Jahre* 1955), die politische und soziale Entwicklung der Bundesrepublik, die Remilitarisierung und Restauration (Wolfgang Koeppen: *Tauben im Gras* 1951, *Treibhaus* 1953, *Der Tod in Rom* 1954), oder Fragen der individuellen (künstlerischen) Freiheit in einer „formierten Gesellschaft“ (Ludwig Erhard), hier als Beispiel Alfred Andersch: *Die Kirschen der Freiheit* 1952, *Sansibar oder der letzte Grund* 1957. In den 1950er Jahren findet auch der Aufstieg der „Gruppe 47“ statt, die durch Einbeziehung professioneller Kritiker und Verleger verstärkt in die Öffentlichkeit geht. Es gibt nur wenige bedeutende Autoren dieser Zeit, die vor der „Gruppe 47“ nicht gelesen haben, wie etwa Wolfgang Koeppen oder Arno Schmidt, die in ihren Texten eigene stilistische und poetologische Fragestellungen verfolgen.

Ende der 1950er Jahre wird eine Abkehr von der realistisch-sozialkritischen Erzählweise sichtbar, die mit der Problematisierung oder Verzerrung der Erzählperspektive, der Vermischung der Erzählebenen, sowie mit der Hinterfragung herkömmlicher Orientie-

rungsmuster und Wirklichkeitsperspektiven einhergeht. Texte von Heinrich Böll (*Billard um halb zehn* 1959), Günter Grass (*Die Blechtrommel* 1959) und Uwe Johnson (*Mutmaßungen über Jakob* 1959), die diese Tendenzen auf unterschiedliche und jeweils einzigartige Weise realisieren, bedeuten auch einen qualitativen Sprung, mit dem die deutschsprachige Literatur Anschluss an die Weltliteratur findet.

Das lyrische Schaffen der ersten Nachkriegsjahre hatte sich durch die Wahl der ästhetischen Prämissen der Kahlschlagliteratur selbst Grenzen gesetzt. Neue Möglichkeiten des Ausdrucks findet die Lyrik der Bundesrepublik in den 1950er Jahren im Anschluss an die Traditionen der Moderne, die auf regen Widerhall stoßen und zu einer breiten Rezeption der Lyrik beitragen. Sowohl die Sprache als auch die geschichtliche Realität werden kritisch analysiert, die Undurchdringlichkeit der Wirklichkeit äußert sich im Hermetismus der Sprache, die auf Vermittlung einer höheren Wahrheit zielt (Gottfried Benn: *Statische Gedichte* 1948, *Probleme der Lyrik* 1951, *Après lude* 1955). Die Tradition der Naturlyrik setzen u. a. Karl Krolow, Elisabeth Langgässer und Günter Eich fort. Neue Impulse für die Lyrik kommen auch von den österreichischen Autorinnen Ilse Aichinger und Ingeborg Bachmann, ebenso von dem aus Rumänien stammenden deutschsprachigen Autor Paul Celan (u. a. *Mohn und Gedächtnis* 1952, *Sprachgitter* 1959, *Die Niemandsrose* 1963), der die Tradition der hermetischen Dichtung fortsetzt. Fast seine gesamte Lyrik setzt sich mit der Shoa auseinander, die – das wäre ausdrücklich zu betonen – nicht mit den „deutschen“ Erfahrungen der Kriegs und NS-Realität gleichgesetzt werden darf. Außerdem zu nennen wären die Lyrikerinnen Rose Ausländer und Nelly Sachs, deren Schaffen ebenfalls von dem Bemühen geprägt ist, Worte zu finden für eine Realität, die alle Vorstellungskraft übersteigt. Ende der 1950er Jahre findet mit den Publikationen von Hans Magnus Enzensberger (*verteidigung der wölfe* 1957, *landessprache* 1960) auch die politische Wirklichkeit, die thematisch das kommende Jahrzehnt dominieren wird, Eingang in die Dichtung.

Politisierung der Literatur

Die 1960er Jahre stehen im Zeichen eines Wandels sowohl in sozial-politischer Hinsicht als auch in der Literatur. Nach der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, der zugleich eine gesellschaftliche Erstarrung bedeutet hatte, folgt ein Jahrzehnt, das durch eine wirtschaftliche Krise und Streiks, den Mauerbau, den Vietnamkrieg und die Radikalisierung der politischen Positionen gekennzeichnet ist. In der Bundesrepublik Deutschland kulminierte die Protestwelle in der Entstehung der Außerparlamentarischen Opposition (APO) gegen die seit 1966 regierende Große Koalition der CDU und SPD unter Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger (CDU), in den Studentenunruhen in den Jahren 1967-1968 und in der Verabschiedung der Notstandsgesetze (1968). Sie betraf zunächst die Verdrängung der NS-Vergangenheit, erweiterte sich aber rasch zu einer umfassenden Kritik nicht nur der Restauration, sondern des Kapitalismus und der Kulturindustrie insgesamt. In seinen radikalen Ausläufern mündete der Protest in den Terrorismus der RAF. Das politische Engagement erfasste auch viele Autoren, und wenn auch seine Richtung und Intensität unterschiedlich waren, dominierte in den 1960er Jahren der Typus des politisch engagierten Intellektuellen, für den gesellschaftliche Stellungnahmen und ästhetische Repräsentationen eine Einheit bedeuten (u. a. Heinrich Böll, Günter Grass, Hans Magnus Enzensberger, Martin Walser). Eine Veränderung erfolgt auch in der literarischen Praxis, man versucht, den thematischen und formalen Fixierungen der 1950er Jahre zu

entkommen, indem man das Schreiben und Erzählen radikal problematisiert und nach neuen Themen sucht. Problematisiert wird generell die Wahrheitsfrage der Literatur, das heißt die Mittelbarkeit der Wirklichkeit im Gewand einer fiktionalen Geschichte. Dies bewirkt, dass sowohl die Rolle des Erzählers als auch die vollständige und einheitliche Kontur der Figuren in Frage gestellt werden, und auch die Fiktion selbst gerät in Verdacht. Der Erzähler wird zu einem Vermittler, der seine Unsicherheit bezüglich der Geschichte und ihrer Figuren mit dem Leser teilt. Die Romane von Uwe Johnson (z.B. *Das dritte Buch über Achim* 1961) oder Martin Walser (z.B. *Ehen in Philippsburg* 1957, *Halbzeit* 1960, *Das Einhorn* 1966) – man könnte auch die Romane von Max Frisch erwähnen – handeln unter anderem von der Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit, eine stabile und unverwechselbare Identität der Protagonisten festzuhalten. Der Erzähler verdoppelt die Erzählebenen und führt häufig die Ich-Perspektive ein, um selbst eine Interpretation der Rollenspiele der Helden liefern zu können.

Die Fragen und Zweifel bezüglich der Rolle der literarischen Fiktion werden unterschiedlich angegangen und führen zu unterschiedlichen Lösungsversuchen. Zum einen ist es die in den 1960er Jahren geführte Realismusdebatte, die die Auseinandersetzung zwischen Bertolt Brecht und Georg Lukács aus den 1930er Jahren aufnimmt und erneut die Frage nach dem Verhältnis der Literatur, vor allem des Romans, zur Wirklichkeit stellt.¹ Das Misstrauen gegen die Fiktion äußert sich auch in der wachsenden Vorliebe für dokumentarische Literatur, die sich auf historische Daten und Fakten stützt, die sie als „Material“ mit hohem Realitätsbezug gestaltet. Diese Auffassung von Literatur ist vor allem in der Dramatik sichtbar, die Stücke von Rolf Hochhuth (*Der Stellvertreter* 1963) oder Peter Weiss (*Die Ermittlung. Oratorium in elf Gesängen* 1965) widmen sich der in den 1950er Jahren verdrängten NS-Vergangenheit. Das Interesse an der Wirklichkeit der Arbeitswelt und deren sozialen Problemen verbindet Autoren, die Anfang der 1960er Jahre in Dortmund die „Gruppe 61“ gründen. Die Autoren, z. B. Max von der Grün (*Irrlicht und Feuer* 1963, *Menschen in Deutschland* 1973) oder Günter Wallraff (*13 unerwünschte Reportagen* 1969, *Industriereportagen* 1970), untersuchen und schildern die Kehrseite des Wirtschaftswunders, die inhumanen Arbeitsbedingungen in den Fabriken und Betrieben. Von der Grün behält dabei die Perspektive eines fiktionalen Ich, wogegen Wallraff die Form eines authentischen Berichts über eigene Erfahrungen wählt. Erika Runge beschäftigt sich mit der Problematik, indem sie authentische Aussagen der von der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Krise am schwersten Betroffenen wortgetreu wiedergibt (*Bottroper Protokolle* 1968). Auf der anderen Seite, als Abgrenzung gegenüber der politischen Literatur einerseits und der konkreten Poesie andererseits, entwickelt sich in Köln der sog. Neue Realismus, dessen Wortführer Dieter Wellershoff ist (*Ein schöner Tag* 1966, *Die Schattengrenze* 1969).²

Die prominentesten Vertreter der politischen Lyrik waren u.a. Hans Magnus Enzensberger und vor allem der österreichische Dichter Erich Fried (*Warngedichte* 1964, und *Vietnam* und 1966, *Anfechtungen* 1967, *Zeitfragen* 1968). Die poetische Sprache dient bei ihnen als Medium der Analyse und Kritik der gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit. Sie übten auch Einfluss auf jüngere Dichter wie Peter-Paul Zahl, Ludwig Fels, Friedrich Christian Delius aus. Neben der politischen Lyrik entwickelt sich (schon seit Mitte der 1950er Jahre) die experimentelle Dichtung, vor allem die konkrete Poesie. Der Begriff und die Richtung wurden von dem Schweizer Dichter Eugen Gomringer (*konstellationen*

¹ Ralf Schnell, *Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945*, Stuttgart-Weimar 1993, S. 344.

² Ebenda, S. 354-357.

1953, *worte sind schatten* 1969) geprägt. Einen großen Beitrag leisteten in den 50er Jahren die österreichischen Dichter der so genannten „Wiener Gruppe“, und nach ihnen vor allem Ernst Jandl (u.a. *laut und leise* 1966, *sprechblasen* 1968). Unter den deutschen Dichtern können Helmut Heißenbüttel, Jürgen Becker, Ludwig Harig oder Ror Wolf genannt werden. Die Sprache der konkreten Poesie verweist auf sich selbst und damit vor allem auf die Sprachregeln, die sie zu unterwandern versucht, um die Oberflächenstrukturen der Sprache zu zerstören. Die graphischen, akustischen und semantischen Bausteine der Sprache treten in einer neuen Ordnung, in neuen Konstellationen auf. Indem sie auf die herkömmlichen Verweisfunktionen verzichten, reflektieren sie die Regeln und Grenzen der sprachlichen Kommunikation.

Von der neuen Subjektivität zur Postmoderne

Schon in den 1970er Jahren ist eine allmähliche Abkehr von der dokumentarischen Literatur zu beobachten. Sie wird problematisiert u.a. von Hans Magnus Enzensberger in seinem Prosaband *Der Weg ins Freie. Fünf Lebensläufe* (1975), der auf die Gefahr der Manipulation bei der dokumentarischen Methode hinweist. Die „Tendenzwende“, die in den 70er Jahren stattfindet und die als „neue Subjektivität“ oder „neue Innerlichkeit“ apostrophiert wird, soll aber nicht als bloßer Rückzug aus dem politischen Engagement in die Geborgenheit und Unverbindlichkeit des Privaten verstanden werden. Sie bedeutete einen Perspektivenwechsel, in dem die „programmatische Rückeroberung der eigenen Sinnlichkeit“³ immer noch an die Analyse der „objektiven“ Wirklichkeit gekoppelt wird. Die Hinwendung zum Individuellen, Sinnlichen und Konkreten erfolgt als Reaktion auf die Dominanz des Abstrakten, Theoretischen und Kollektiven in den 1960er Jahren (einen distanziert-empathischen Rückblick auf die turbulente Zeit Ende der 1960er Jahre bietet der Erstlingsroman von Jochen Schimmang: *Der schöne Vogel Phönix. Erinnerungen eines Dreißigjährigen* 1979). Die Erkundung der Wirklichkeit und die Annäherung an die Probleme der Bundesrepublik erfolgen aus der Perspektive persönlicher Erfahrungsräume, sei es in zeitlicher (Autobiographien), sei es in räumlicher Dimension (Regional- und Dialektliteratur). Als Vorläufer der autobiographischen, subjektiven Schreibweise gilt Hermann Lenz, der schon in den 1960er Jahren seinen eigenen Stil gefunden hat und der erst im nächsten Jahrzehnt entdeckt wurde (*Verlassene Zimmer* 1966, *Andere Tage* 1968, *Neue Zeit* 1975, *Tagebuch vom Überleben und Leben* 1978). Die neuen Tendenzen manifestieren sich in der Wahl der Stoffe. Die eigene Geschichte wird in der autobiographischen Literatur analysiert (u.a. Jakov Lind: *Selbstporträt* 1970, *Nahaufnahme* 1973, Wolfgang Koeppen: *Jugend* 1976, Elisabeth Plessen: *Mitteilungen an den Adel* 1976, Ingeborg Drewitz: *Gestern war heute. Hundert Jahre Gegenwart* 1978, Christoph Meckel: *Suchbild. Über meinen Vater* 1980) oder im Medium einer fiktionalen Figur, die sich in einer Defensivstellung gegenüber den Krisen und Zerstörungen der Lebenswelt und der steigenden Uniformität einer Surrogat-Welt befindet (Nicolas Born: *Die erdabgewandte Seite der Geschichte* 1976), oder auch im Spiegel fikionalisierter Biographien (Peter Härtling: *Hölderlin* 1976, Wolfgang Hildesheimer: *Mozart* 1977). In den Jahren von 1968 bis 1983 entsteht auch Uwe Johnsons Roman-Tetralogie *Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl* (1970, 1971, 1973, 1983), die in Form tagebuchartiger Einträge eine Familiengeschichte erzählt und dabei auch die Geschichte der ganzen Epoche von der Weimarer Republik bis zur Niederschlagung des

³ Ebenda, S. 396.

Prager Frühlings festzuhalten versucht. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang auch Peter Schneiders Erzählung *Lenz* (1973), die Bezug nimmt auf die gleichnamige Erzählung des Autors Georg Büchner (1835), die dem Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz gewidmet ist. Schneider stellt somit eine Kontinuität geistiger bzw. politischer Revolten her, die von der Epoche Sturm und Drang über die Epoche Vormärz bis in die Gegenwart der Studentenbewegung führt. Gestaltet werden das Krisenbewusstsein und die psychische Lage des jungen Intellektuellen Lenz, der in der bereits müde gewordenen APO und nach dem Scheitern seiner Liebesbeziehung zu einem Mädchen aus der „Arbeiterklasse“ die Orientierung verloren hat. Einen Ausweg aus der Unmöglichkeit, Ideologie und Erfahrung, Politik und Gefühl in einem gemeinsamen Raum zu integrieren, sucht Lenz zunächst in Italien, um schließlich – ernüchtert – nach West-Berlin zurückzukehren. Das Thema der Studentenrevolte und der außerparlamentarischen Bewegung und ihrer Konsequenzen wird in einer Reihe von Texten analysiert, die viel deutlicher auf die Verflechtung von Privatheit und Öffentlichkeit verweisen (u.a. Peter-Paul Zahl: *von einem der auszog, GELD zu verdienen* 1970, Uwe Timm: *Heißer Sommer* 1974, Jürgen Theobaldy: *Spanische Wände* 1981), thematisiert wird auch die autoritäre Reaktion des Staates auf den Politisierungsprozess der Studentenbewegung (H. Böll: *Die verlorene Ehre der Katharina Blum* 1974, *Fürsorgliche Belagerung* 1979, Peter Schneider: *... und schon bist du Verfassungsfeind. Das unerwartete Anschwellen der Personalakte des Lehrers Kleff* 1977). Bernward Vesper, Sohn des NS-Poeten Will Vesper, verbindet in seinem Roman-Essay *Die Reise* (1977) die autobiographische Perspektive mit der Erkundung der Vergangenheit. Er versucht, die komplizierte Beziehung zu seinem Vater zu verarbeiten, was auf direktem Weg in die politischen Debatten der Studentenbewegung führt. Auf einer weiteren Ebene – das englische Wort „trip“ für Halluzinationen unter Drogeneinfluss bedeutet wörtlich „Reise“ – setzt er sich mit eigenen Erfahrungen des Drogenkonsums auseinander, der im Zuge vor allem der Hippie-Bewegung als Mittel der Bewusstseinsweiterung angesehen wurde. Zunehmend wichtig werden auch feministische Positionen. Karin Struck (*Klassenliebe* 1973), Verena Stefan (*Häutungen* 1975) und Christa Reinig (*Entmannung* 1976) setzen sich kritisch mit dem traditionellen Rollenbild der Frau auseinander und suchen Lebensmodelle, in denen Frauen sich befreien können von der Bevormundung und Dominanz durch die Männer. Die Dramatik dieser Zeit wendet sich verstärkt der Form des kritischen Volkstücks zu. Martin Sperr zeigt am Beispiel einer Dorfgesellschaft des Jahres 1948 das Fortleben der herkömmlichen Wertevorstellungen von Ruhe und Ordnung, wodurch diese Gemeinschaft weiterhin empfänglich für autoritäre Machtprinzipien bleibt (*Jagdszenen aus Niederbayern* 1966). Franz Xaver Kroetz zeigt, wie die Protagonisten durch die Maßstäbe der Konsumgesellschaft gehindert werden, ihr Leben autonom zu gestalten und es stattdessen Vorstellungen anpassen, die der Werbung entnommen sind.

Die subjektive Erzählweise der verinnerlichten (autobiographischen) Literatur unterliegt aber Beschränkungen, die in der Perspektive des erzählenden Ich angelegt sind. Da die poetologischen Möglichkeiten sich somit ihren eigenen Grenzen nähern, verlagert sich das Erkenntnisinteresse der Texte von der Ästhetik und Literarizität auf die Organisation des Erfahrungsmaterials, wobei „Subjektivität“ und „Authentizität“ zu Qualitätskriterien werden. Auf diese Defizite reagieren die Autoren Anfang der 1980er Jahre mit einer Hinwendung zu ästhetikbezogenen Fragestellungen, sowohl im Sinne neuartiger Ansätze als auch qualitativer Kriterien. Ein großer Teil der westdeutschen Literatur, wie auch der westeuropäischen Kultur insgesamt, steht dabei unter dem Einfluss postmoderner Schreibweisen und Stileigentümlichkeiten. Sie äußern sich u.a. in der Preisgabe

der Verbindlichkeit stilistischer und ästhetischer Traditionen, in der Intertextualität als spielerisch-kreativem Umgang mit diesen Traditionen, in der Reflexion über das Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit, in der Simultaneität heterogener Materialien und Stilmitteln.⁴ Sie stehen zum großen Teil im Zeichen eines Orientierungsverlustes Anfang der 1980er Jahre, dessen Grundlagen sowohl in einer anarchisierenden Emanzipation der Ästhetik und Philosophie von Wertsetzungen und Methoden, in der historiographischen Gefühlslage einer Endzeit der Geschichte als auch im Krisenbewusstsein angesichts globaler sozialer und ökologischer Bedrohungen zu verorten sind. Diese Schreibweisen sind u.a. in Texten von Sten Nadolny (*Die Entdeckung der Langsamkeit* 1983), Hanns-Joseph Ortheil (*Hecke* 1983), Patrick Süskind (*Das Parfum* 1985) oder Bodo Kirchhoff (*Dame und Schwein* 1985) erkennbar. Im Bereich der neuen Prosa von Frauen sind Texte von Anne Duden (*Übergang* 1983, *Das Judasschaf* 1985) oder Brigitte Kronauer (*Rita Münster* 1983) zu nennen, deren introspektive und (auto)biographische Perspektive der Selbstanalyse in den gesellschaftlichen Kontext eingebettet wird.

LITERATUR IN DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Aufbauliteratur, „Bitterfelder Weg“ und Ankunftsliteratur

In der Deutschen Demokratischen Republik bezog sich das zentralistische, sozialistische Wirtschaftsmodell nicht nur auf die Planung und Leitung der Produktion und des Konsums, sondern auch auf die Entwicklung des kulturellen Lebens, darunter auch der Literatur. Die Kunstproduktion wurde unter staatliche Aufsicht gestellt (1951-1954 „Staatliche Kommission für Kunstangelegenheiten“, seit 1954 Ministerium für Kultur) und programmatisch in den Aufbau des sozialistischen Staates und des sozialistischen Menschen eingebunden. Den Ersatz für die mangelnde Tradition des Arbeiter- und Bauernstaates lieferte das Erbekonzept, das die Arbeiterklasse als Alleinerben der Ideen des sozialen Fortschritts auswies. Es wurde daher verstärkt auf Texte jener Autoren des deutschen Kulturerbes zurückgegriffen, die in der jeweiligen Epoche Zeugnis von den Ideen abgelegt hatten (Gotthold Ephraim Lessing, Johann Wolfgang von Goethe, Friedrich Schiller, Georg Büchner, Heinrich Heine). Der Schriftsteller hatte die Aufgabe, nicht nur verständlich zu schreiben, sondern auch aktiv in den Alltag einzugreifen, zur Teilnahme am Entwicklungsprozess zu animieren und die Leitlinien im Klassenkampf zu zeichnen. Der Literatur kam die Aufgabe der „Aufdeckung des Gegensatzes zwischen Menschen alten und neuen Typs“ (Georg Lukács) zu. Die Verpflichtung der Schriftsteller auf die Methode des sozialistischen Realismus versperrte den experimentellen Schreibweisen den Weg. Jene Texte der modernen Weltliteratur, die als „formalistisch“ und „bürgerlich dekadent“ galten (Franz Kafka, James Joyce, Marcel Proust), wurden Gegenstand ideologischer und ästhetischer Kritik. Die Aufmerksamkeit des sozialistischen Autors sollte allein der Darstellung des Klassenkampfes und der sozialen Ideen in einer lebensnahen und volkstümlichen Schreibweise gelten, der positive Held sollte mit seiner Vorbildfunktion die erzieherischen Aufgaben der Literatur unterstützen und Optimismus wecken. Zur dominanten Figur dieser Ästhetik wurde der marxistische Literaturtheoretiker Georg Lukács. In der ersten Hälfte der 1950er Jahre entstanden im Zuge der sog. Aufbauliteratur Betriebs-

⁴ Ebenda, S. 404, 447.

und Produktionsromane, die jedoch durch ihren Schematismus, die Einengung des Themas und ihr allgemein niedriges Niveau selbst von sozialistischen Autoren (z.B. Stefan Heym, Willi Bredel) kritisch aufgenommen wurden, was eine Modifikation der ästhetischen und ideologischen Vorgaben nötig machte. Die Phase der Liberalisierung nach dem Berliner Aufstand vom 17. Juni 1953 und dem Tod Stalins 1953 ging jedoch nach den Aufständen in Polen und Ungarn 1956 rasch zu Ende. Der „antirevisionistische“ Kurs der SED erreichte die literarische Produktion auf der Kulturkonferenz im Oktober 1957 und vor allem auf der Bitterfelder Konferenz im April 1959, wo die zweite Phase der „antibürgerlichen Kulturrevolution“ im Geiste des sozialistischen Realismus angekündigt wurde. Der „Bitterfelder Weg“ sollte die Kluft zwischen den Autoren und den Werktätigen überwinden und die Schriftsteller direkt in die Betriebe führen, um sie mit den Problemen der Arbeitswelt vertraut zu machen. Umgekehrt sollten nach dem Motto „Greif zur Feder, Kumpel!“ literarische Talente unter den Arbeitern gesucht und gefördert werden. Die dem Konzept immanenten Widersprüche (vorgeschriebene Themen für die Autoren, die Arbeitswelt als Lieferant einer anspruchsvollen Literatur) führten zum Versuch seiner Modifikation auf der zweiten Bitterfelder Konferenz 1964. Da aber die Erwartungen, die in diese Literatur gesetzt wurden, sich nicht erfüllten, wurde der „Bitterfelder Weg“ abgebrochen. Die Tendenzen Ende der 1950er Jahre werden nach Brigitte Reimanns Roman *Ankunft im Alltag* (1961) als „Ankunftsliteratur“ bezeichnet. Die Traditionen des bürgerlichen Entwicklungsromans im sozialistischen Kostüm wiederaufnehmend, wenden sich die Texte den Problemen der jüngeren Generation zu, die nach der Lösung der Gegenwarts Konflikte und nach einem Lernprozess im Sozialismus „ankommt“ und die Perspektiven einer besseren Zukunft sichtbar macht. Hörbar werden auch kritische Töne, denn dies geschieht nicht ohne Verweise auf Widersprüche und Konfliktstoffe im Wechselverhältnis zwischen den Ansprüchen der sozialistischen Gesellschaft und den Erwartungen des Individuums, die nunmehr stärker artikuliert werden. Indem sich die Erzählperspektive auf die Bedürfnisse des Ich und auch seine Krisen konzentriert, erweist sich die Ankunft im Sozialismus als nicht unproblematisch. Hier kann auf Texte von Erwin Strittmatter (*Ole Bienkopp* 1963), Christa Wolf (*Der geteilte Himmel* 1963), Erik Neutsch (*Spur der Steine* 1964), Hermann Kant (*Die Aula* 1964), Franz Fühmann (*Kabelkran und blauer Peter. Reportagen* 1961) und Fritz Rudolf Fries (*Der Weg nach Oobliadoob* 1966) hingewiesen werden. Schon mit Uwe Johnsons Roman *Mutmaßungen über Jakob* (1959) beginnt eine Hinwendung zu modernen Erzählweisen in der DDR-Prosaliteratur; von den unterschiedlichen Mitteln der Differenzierung und Subjektivierung der Erzählperspektive machen auch Christa Wolf, Günter de Bruyn oder Fritz Rudolf Fries Gebrauch. Die Thematik des Krieges wird nach ungefähr zehnjähriger Schweigepause in den Texten von Franz Fühmann (*Drei Kameraden* 1955) oder Dieter Noll (*Die Abenteuer des Werner Holt. Roman einer Jugend* 1960) aufgenommen, die eine allmähliche Abwendung junger Soldaten vom Nationalsozialismus schildern. Jurek Becker erzählt eine Geschichte aus einem von den Deutschen während des Zweiten Weltkriegs in Osteuropa eingerichteten Ghetto, in der der Protagonist seinen Mitmenschen hoffnungsvolle Botschaften überbringt, als deren Quelle er ein fiktives Radio angibt (*Jakob der Lügner* 1969). Einen ganz eigenen Stil findet Johannes Bobrowski. Seine Geschichten (z.B. *Levins Mühle* 1964) spielen vor allem in der westpreußischen Provinz, in seinem lyrischen Werk beschwört er Natur und Geschichte der „sarmatischen Landschaft“ Nordosteuropas.

Das dramatische Schaffen steht im Zeichen Bertolt Brechts und seines „Berliner Ensembles“. Brecht hat in dieser Zeit keine neuen Stücke geschrieben und sich vorwiegend

auf Überarbeitungen eigener älterer Stücke und klassischer Vorlagen konzentriert, in denen er u.a. seinem zwiespältigen Verhältnis zur politischen Entwicklung in der DDR Ausdruck gab. Im übrigen Dramenschaffen dominieren in den 1950er und 1960er Jahren Produktionsdramen, Agrarstücke oder affirmative, den Sozialismus bejahende Texte. Über das Mittelmaß ragen Texte von Peter Hacks (*Die Sorgen der Macht* 1958, *Moritz Tassow* 1961), Heiner Müller (*Der Lohndrucker* 1956-1957, *Der Bau* 1965) und Volker Braun (*Kipper Paul Bauch* 1967, *Hans Faust/Hinze und Kunze* 1968/1973) hinaus, die jedoch wegen ihrer kritischen Ausrichtung in der DDR nicht oder erst viel später aufgeführt werden durften.

Das lyrische Schaffen der 1950er Jahre ist sehr heterogen. Einerseits sind es affirmative politische und Parteigedichte oder die obligaten Gebrauchs- und Feiertexte, andererseits versuchen die Dichter, die poetischen Entwicklungslinien von Klopstock und Hölderlin über Rilke bis zu den Traditionen der modernen Lyrik der Vorkriegszeit nachzuzeichnen. Brechts Spätlyrik, asketisch in ihrer Ästhetik, reflektiert den Standpunkt des Subjekts angesichts der Veränderungen in der DDR, besonders nach dem Aufstand des 17. Juni 1953. Von großer Bedeutung ist auch das Schaffen der Dichter der älteren Generation, hier wären Georg Maurer und Erich Arendt zu nennen. Von der mittleren Generation zeichnen sich durch einen unverwechselbaren Stil Johannes Bobrowski und Günter Kunert aus. Sehr wichtig war das Schaffen Peter Huchels, dessen Lyrik – eine Synthese aus Naturmetaphorik und politischem Diskurs – immer mehr in Opposition zu den geltenden künstlerischen und thematischen Konzepten der DDR geriet (*Chausseen, Chausseen. Gedichte* 1963, *Die Sternenreue. Gedichte 1925-1947* 1967). In den 1960er Jahren wird Lyrik zu einer populären und vielgelesenen literarischen Gattung, vor allem durch die Texte der in den 1930er Jahren geborenen Generation: Reiner Kunze, Wolf Biermann, Rainer und Sarah Kirsch, Volker Braun. Die Fokussierung auf die Ich-Problematik, der Veränderungswille, die Beobachtungsgabe, die Schärfe der Reflexion über die sozialistische Wirklichkeit und der direkte Ton der Texte bewirkten aber, dass viele Gedichtbände nur in der Bundesrepublik erscheinen konnten und ihre Autoren mit Maßregelungen seitens der Partei konfrontiert wurden, die bis zum Publikationsverbot reichten. Der kritische Blick der Autoren einerseits und der harte Kurs der SED andererseits führten dazu, dass seit den 1960er Jahren immer mehr Schriftsteller – nicht nur Lyriker – sich entschieden, die DDR zu verlassen (u.a. Uwe Johnson, Peter Huchel, Helga M. Novak, Christa Reinig), bzw. durch Ausbürgerung dazu gezwungen wurden.

Literatur im ostdeutschen „Tauwetter“, Illusionen der Freiheit. Krisenstimmung vor und nach Biermanns Ausbürgerung

Das bedeutende Charakteristikum der DDR-Literatur der 1970er Jahre ist deren deutlicher Versuch der Emanzipation, der sich darin äußert, dass sie sich in Inhalt und Form, von der Doktrin des „realexistierenden Sozialismus“ loszusagen sucht. Die Ursache für diesen in den 1970er Jahren beginnenden Paradigmawechsel lässt sich mit dem verlorenen Glauben an den Sozialismus als Zukunftsprojekt erklären. Die Literatur dieser Periode verlässt allmählich den Boden der Affirmation und Bejahung des Lebens in einem auf den Gründungsmythen (Antifaschismus, Antimilitarismus, Antiimperialismus) errichteten sozialistischen Staat und gibt die Hoffnung auf die Umsetzbarkeit der sozialistischen Ideale sowie auf die Verwirklichung des Individuums in einem auf Verdrängung und Unterdrückung aufgebauten politisch-gesellschaftlichen System auf. In Prosa, Drama und Lyrik treten viel stärker gesellschafts- und zivilisationskritische sowie analytische Ten

denzen auf, die die Defizite in der Entwicklung der DDR-Gesellschaft enthüllen. Die Literatur der 70er und 80er Jahre wendet sich zunehmend dem gespannten Verhältnis Individuum-Gesellschaft zum einem sowie einem innerlich deformierten Individuum und dessen mangelhaftem Leben zum anderen zu. Formal hebt sich die ostdeutsche Literatur von dem Diktat der klassischen Moderne ab, sie ist nicht mehr „geschlossen, fortschrittsgläubig und rundum positiv“⁵, lässt avantgardistische Tendenzen zu, fordert Mehrstimmigkeit und Komplexität, Praxis vor der Simulation der Wirklichkeit und vor allem Autonomie des Schriftstellers. Als prominentes Beispiel hierfür soll die, zum Zeitpunkt des Erscheinens und viele Jahre danach in der ost- und westdeutschen Literaturkritik, umstrittene Erzählung von Christa Wolf *Nachdenken über Christa T.* (1969, das Druckmanuskript lag bereits 1967 im Verlag vor, doch die Kulturbürokratie der DDR verhinderte dessen Veröffentlichung) genannt werden, in der die Autorin den Stand der Entwicklung der DDR-Gesellschaft diagnostiziert und die Selbstverwirklichungschancen des Individuums in dieser Gesellschaft überprüft. Das narrativisch innovative Prosastück (komplexe Erzählstruktur) endet mit dem Tod der an Leukämie erkrankten Hauptfigur, Christa T., wodurch es vor allem in der BRD als Kritik am Sozialismus und als Scheitern des Individuums an dem Versuch, sich zu verwirklichen, ausgelegt wird.⁶

Mit den auf dem VIII. Parteitag der SED (1971) gewonnenen Erkenntnissen setzt in der Kulturpolitik der DDR scheinbar die sog. Enttabuisierungs- und/oder Liberalisierungsphase ein.⁷ Im Jahre 1972 durfte Ulrich Plenzdorfs gesellschaftskritisches Drama *Die neuen Leiden des jungen W.* an 14 Bühnen der DDR gespielt werden. Doch der Erfolg des Stückes bei dem ostdeutschen Publikum entzündete Debatten über die Gefahren, die es nach sich zieht. Die DDR-Autoren wurden erneut in die Schranken der sozialistischen Doktrin gewiesen. Veröffentlichungsverbote oder -einschränkungen – wie etwa im Falle von Stefan Heyms Romans *Der Tag X* (1959 erste Fassung, 1974 zweite Fassung in der BRD veröffentlicht) und Volker Brauns Novelle *Unvollendete Geschichte* (1975) – waren nach wie vor gängige Praxis in der DDR der siebziger Jahre. Als Wolf Biermann, dem Liedermacher und Sänger, nach einem Konzert in Köln 1976 die DDR-Staatsbürgerschaft entzogen wurde, unterzeichneten über hundert ostdeutsche Schriftsteller, darunter Sarah Kirsch, Christa Wolf⁸, Volker Braun, Franz Fühmann, Günter Kunert, Jurek Becker, Stephan Hermlin, Stefan Heym eine Protesterklärung gegen die Repressalie des Politbüros. Viele von ihnen, darunter Autoren der älteren Generation, wie Sarah Kirsch, Jurek Becker,

⁵ Vgl. Wolfgang Emmerich, *Die Literatur der DDR*, in: Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert (Hgg.), *Deutsche Literaturgeschichte. Sechste überarbeitete Auflage. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart/Weimar 2001, S. 511–579, hier: S. 560.

⁶ In einer erzwungenen Erklärung bekundete die Schriftstellerin ihre Staatstreue, um mögliche Fehlinterpretationen oder Missverständnisse zu verhindern. Vgl. Christa Wolf, *Notwendige Feststellung*, in: Angela Drescher (Hg.), *Dokumentation zu Christa Wolfs Nachdenken über Christa T.*, Hamburg-Zürich 1991, S. 186. Auch in dem 1966 erschienenen Selbstinterview und in dem Essayband *Lesen und Schreiben* (1968) versuchte Wolf die mögliche Kritik an ihrem Werk zu entkräften und sich als überzeugte Sozialistin darzustellen.

⁷ Die Aussage von Erich Honecker zur Rolle der Literatur im sozialistischen Staat, gab den kritisch eingestellten Autoren die Hoffnung auf literarische Autonomie, um Missverhältnisse in der DDR unter dem SED-Regime thematisieren zu dürfen: „Wenn man von der festen Position des Sozialismus ausgeht, kann es meines Erachtens auf dem Gebiet von Kunst und Literatur keine Tabus geben. Das betrifft sowohl die Fragen der inhaltlichen Gestaltung als auch des Stils – kurz gesagt: die Fragen dessen, was man künstlerische Meisterschaft nennt“. Zit. nach Emmerich 2001, S. 554.

⁸ Christa Wolf nimmt dennoch ihre Unterschrift zurück, was in dem 1990 geführten deutsch-deutschen Literaturstreit um die Veröffentlichung von *Was bleibt* (1990) ihr zum Vorwurf gemacht und als Argument für ihre Staats- und Parteitstreue erhoben wurde.

Klaus Schlesinger, Erich Loest, Hans-Joachim Schädlich und jüngere Dichter wie Monika Maron, Wolfgang Hilbig, Thomas Brasch und Uwe Kolbe, sind nach 1976 in die BRD übersiedelt. Auf diese Haltung der Intellektuellen reagierten die DDR-Behörden mit Sanktionen wie Publikationsverbot, Ausschluss aus dem Schriftstellerverband oder der Verordnung von Überwachung durch das Ministerium für Staatssicherheit und der Forderung nach Einhaltung des Devisengesetzes, um die Publikation politisch engagierter und staatskritischer Texte im Inland und Ausland (in der BRD) zu vereiteln.

Nach über zwei Jahrzehnten andauernder Reduzierung der Literatur in der DDR (während der Aufbau- und Ankunftsphase) zur Propagandabühne, die sich in dem durch die Doktrin des real existierenden Sozialismus erzwungenen einschränkenden Schematismus im Erzählen äußerte – in der Wahl des „positiven Helden“ (Propagandahelden, vorbildhafte Werktätige etc.) und einer schematischen Darstellungsweise (inklusive der Reproduktion der Heldenvorbilder im Alltag) sowie in einer schablonenhaften Fabel –, entdecken die ostdeutschen Autoren für sich die Phantasie, Mythen, Märchen und Vergangenheitsstoffe, um auf die defizitäre Gegenwart Bezug zu nehmen. Der berühmte Satz, den Beatriz, die Figur aus dem Montageroman *Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura* (1974) von Irmtraud Morgner (1933–1990) ausgesprochen hat: „Ich bin aus der Historie ausgetreten, weil ich in die Historie eintreten wollte“⁹, zeigt die Nähe der phantastischen Elemente zur Geschichte, die im Text angestrebt wird.¹⁰ Das Baumuster des Romans – „Verfremdung mittels Historisierung, Montage, Konfrontation, Vergleich des scheinbar nicht Vergleichbaren“¹¹ – verdient es, herausgehoben zu werden. Neben Morgner stellen Fritz Rudolf Fries (*Alexanders neue Welten* 1983; *Verlegung eines mittleren Reiches* 1985, bereits 1967 entstanden), Christa Wolf (*Unter den Linden* 1973), Franz Fühmann (*Saiäns Fikschen* 1981) sowie Reiner Kirsch (vier Erzählungen aus dem Band *Sauna oder Die fernherwirkende Trübung* 1985) literarische Fiktion in den Dienst, um Mängel des Systems, dessen Inhumanität und nahenden Untergang aufzuzeigen und auch reale Ängste, so u.a. die atomare Bedrohung in den frühen 1980er Jahren, anzusprechen. An die Stelle der „Utopie der Verheißung“ tritt die „negative Utopie, die Warnutopie“ (Wolfgang Emmerich).

Der Erfolg der faktographisch-dokumentarischen Literatur, einer Gegenströmung zur fiktionalen Literatur in der DDR der 1970er Jahre, speist sich aus dem Bedürfnis nach Authentizität in der Berichterstattung und Öffentlichkeit. Beide fehlen sowohl im öffentlichen (medialen) als auch im literarischen Diskurs. Von Genres wie Tagebüchern, Memoiren, Reisebüchern, Protokollen und Reportagen erhoffte man, dass sie die Funktion eines „Ersatzjournalismus“ übernehmen, die diese aber nicht erfüllen konnten. Beispiellos waren in diesem Zusammenhang die literarischen Leistungen von Autorinnen wie Sarah Kirsch und Maxie Wander (1933–1977). Sarah Kirsch veröffentlichte 1974 eine Sammlung von fünf Erzählungen unter dem Titel *Die Panther* (1974), die Lebensberichte von fünf DDR-Frauen dokumentiert. Maxie Wanders Werk *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband* (1977) gewährt Einblick in das Leben von Frauen in der DDR und vermittelt

⁹ Irmtraud Morgner, *Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura*, München 1994, S. 165 f.

¹⁰ Zu Irmtraud Morgners *Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura*, siehe: Marianne Henn, Irmela von der Lühne, Anita Runge (Hgg.), *Geschichte(n) erzählen. Konstruktionen von Vergangenheit in literarischen Werken deutschsprachiger Autorinnen seit dem 18. Jahrhundert*, Göttingen 2005, S. 125 f.

¹¹ Wolfgang Emmerich, *Die Literatur der DDR*, in: Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert (Hgg.), *Deutsche Literaturgeschichte. Sechste überarbeitete Auflage. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart-Weimar 2001, S. 564.

ein wirklichkeitsgerechtes Bild über die Lebensverhältnisse in dem Land. Neben der „Frauenliteratur“ entstanden auch Texte über Männer von z.B. Christine Lambrechts (*Männerbekaantschaften. Freimütige Protokolle* 1986) und Christine Müllers (*Männerprotokolle* 1986).

Ein anderes für die DDR-Prosa der 1970er Jahre markantes Genre ist die Schulgeschichte. Beispielhaft für diese Gattung sind Texte, die in der BRD erscheinen durften: Jurek Beckers Roman *Schlaflöse Tage* (1978), Reiner Kunzes Sammlung von Prosa-Texten *Die wunderbaren Jahre* (1976) und Ulrich Plenzdorfs Erzählung *kein runter kein fern* (1978).

Scheitern am Sozialismus, Auseinandersetzung mit dem SED-Regime. Zivilisationskritik

Entgegen der Hoffnung auf mögliche im Zeichen der „Glasnost“-Idee vollzogenen politischen Veränderungen und wirtschaftlichen Reformen sowie Transparenz, zumindest in dem Kulturleben, nach dem Vorbild der Sowjetunion, die man in der DDR seit der Amtsübernahme von Michail Gorbatschow (1985) gehegt hatte, traten in der DDR-Kulturpolitik der 1980er Jahre keine gravierenden Lockerungen ein. Es durften dennoch 1985 Werke von drei etablierten DDR-Schriftstellern, Vertretern des sog. „neuen Denkens“, erscheinen – Günter de Bruyns Roman *Neue Herrlichkeit*, Volker Brauns *Hinze-Kunze-Roman* und Christoph Heins Roman *Horns Ende*¹², in dem die Auseinandersetzung mit dem stalinistischen Regime stattfindet. Das Scheitern am Sozialismus kommt thematisch in zahlreichen Prosatexten vor allem der 1980er Jahre zum Ausdruck, in denen der DDR-Alltag im Zeichen der sog. „neuesten Sachlichkeit“¹³ geschildert wird. Das prominente Beispiel hierfür ist Christoph Heins Novelle *Der fremde Freund*¹⁴ (1982), in der in einem protokollartigen Ton das Leben der Ärztin Claudia, das auf Verdrängung und Verschweigen aufgebaut wurde, gezeichnet wird. Mit der Lebensgeschichte der Ärztin wird ein literarisches Psychogramm der DDR-Gesellschaft am Ende ihres Entwicklungsstadiums zu einer sozialistischen Gesellschaft geliefert, das sich auf das Mangelsyndrom und dessen Folgen konzentriert, die auf Disziplinierung und Unterdrückung durch das sozialistische System zurückzuführen ist.¹⁵ Als gesellschafts- und systemkritisch zeigt sich auch Erich Loests Alltagsprosa (*Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene* 1978).

Kritik am Staat und System schwingt gleichwohl in der für die 1980er Jahre repräsentativen ökologisch-kritischen Literatur mit, in deren Mittelpunkt die beschädigte Natur als Folge vor allem eines mangelnden Umweltbewusstseins¹⁶ und eines unreflektierten Umgangs mit ihr steht. Im Zeichen dieser Tendenz entstanden Hanns Cibulkas *Swantou*.

¹² Vgl. ebenda, S. 559.

¹³ Vgl. ebenda, S. 565.

¹⁴ Die Novelle wurde in der BRD im Jahre 1983 unter dem Titel *Drachenblut* veröffentlicht.

¹⁵ Die Lebensgeschichte der Hauptfigur Heins Novelle *Der Fremde Freund*, ihre auf dem Kompensationsprinzip basierende Lebensstrategie, liest sich wie ein literarisches Vorbild für Hans-Joachim-Maazs (geb. 1943) Studie: *Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR*, Berlin 1991; Der Psychiater verfasste auch *Das gestürzte Volk oder die verunglückte Einbeit*, Berlin 1991; *Die Entrüstung. Deutschland Deutschland. Stasi, Schuld und Sündenbock*, Berlin 1992, mit denen er die psychischen Folgen untersucht, die das SED-Regime und der Vereinigungsprozess bei der ostdeutschen Gesellschaft nach sich gezogen haben.

¹⁶ Zur Literarisierung von Umweltproblemen in der DDR-Literatur siehe: Hubertus Knabe, *Zweifel an der Industriegesellschaft. Ökologische Kritik in der erzählenden DDR-Literatur*, in: *Umweltprobleme und Umweltbewußtsein in der DDR*, Redaktion Deutschland Archiv, Köln 1985, S. 201-250.

Die Aufzeichnungen des Andreas Flemming (1981), Christa Wolfs Tschernobyl-Tagebuch Störfall. Nachrichten eines Tages (1987) und Monika Marons Roman Flugasche (1981), dessen Veröffentlichung bis zum Ende der DDR gebremst wurde, und so der Text 1981 in der BRD erschienen ist.

Seit Mitte der 1970er Jahre geht die DDR-Literatur mit dem SED-Staat, mit dessen Gründungsmythen und unbewältigter Nazi-Vergangenheit hart ins Gericht. Zu den Schriftstellern, die im Zeichen der sog. „Bewältigungsliteratur“¹⁷ gewirkt haben, gehört Christa Wolf. Ihr bedeutender Roman *Kindheitsmuster* (1976), der im erinnernden Erzählen die Geschichte von Nelly Jordan schildert, geht den inneren Deformierungen der DDR-Gesellschaft nach, die die Autorin in der Sozialisation durch Familie, Schule und Staat und in der mangelnden Abrechnung mit dem Faschismus diagnostiziert. Mit der NS-Vergangenheit und dem SED-Herrschaftssystem setzten sich auch einst überzeugte Nazis in autobiografischen Texten auseinander. Herausgehoben sei hier Erich Loests Werk *Durch die Erde ein Riß. Ein Lebenslauf* (1981). Autobiografische Texte verfassten auch Altkommunisten: Stephan Hermlin (*Abendlicht* 1979) und Stefan Heym (*Nachruf* 1988).¹⁸ Eine Reihe von autobiografischen Texten (darunter Briefsammlungen, persönliche Gedichte, Tagebücher) erscheint nach der Wende von 1989.¹⁹

Stoffe und Motive sowie alternative Lebensentwürfe suchten ostdeutsche Schriftsteller gegen Ende der 1970er Jahre und in den 1980er Jahren in der Klassik und Romantik, wobei sie eine radikal gewandelte Perspektive auf diese Epochen und deren Künstler an den Tag legen.²⁰ Randfiguren und Außenseiter, Autoren in einer Krisensituation und mit ungewöhnlichen Lebensgeschichten und Schreibweisen, wie Hölderlin und Kleist, Jean Paul oder E.T.A. Hoffmann rücken ins Blickfeld der DDR-Literaten. Erwähnenswert sind Bezüge zu Hölderlin bei Gerhard Wolf, zu E.T.A. Hoffmann bei Franz Fühmann, zu Jean Paul bei Günter de Bruyn oder zu Kleist und Karoline von Günderode in Christa Wolfs Roman *Kein Ort. Nirgends* (1979), in dem sich die Krisenstimmung unter den DDR-Intellektuellen nach Wolf Biermanns Ausbürgerung zu erkennen gibt. Vom Hintergrund einer Krisenerfahrung aus sind auch Christa Wolfs *Sommerstück* (1989) und Sarah Kirschs *Allerlei Raub* (1988) entstanden.

Die Literatur der späten 1970er und 1980er Jahre in der DDR kennzeichnen Reminiszenzen an zum Teil griechisch-antike, zum Teil biblische Mythen, an Märchen und Legenden. Die Hochkonjunktur der Antike hatte in der DDR einen guten Grund, das erwartungsvolle Lesepublikum an der „Wiederkehr des Gleichen als eines Anderen“ teilhaben und somit an der Vergegenwärtigung verdrängter Themen arbeiten und einen Bezug zur defizitären Gegenwart herstellen zu lassen. Herauszuheben sind hier vor allem Christa Wolfs *Kassandra* und die Frankfurter Vorlesungen *Kassandra: Voraussetzungen einer*

¹⁷ Wolfgang Emmerich, *Die Literatur der DDR*, in: Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert (Hgg.), *Deutsche Literaturgeschichte. Sechste überarbeitete Auflage. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart-Weimar 2001, S. 566.

¹⁸ Vgl. ebenda, S. 567.

¹⁹ Siehe dazu: Frank Thomas Grub, *Wende und Einheit: im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*, Bd. 1: *Untersuchungen*, Berlin-New York 2003, S. 248-328.; Wolfgang Emmerich, *Die Literatur der DDR*, in: Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert (Hgg.), *Deutsche Literaturgeschichte. Sechste überarbeitete Auflage. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart-Weimar 2001, S. 567 f.

²⁰ Das Interesse ostdeutscher Autoren an den Kunstepochen erklärt Wolfgang Emmerich mit der Faszination von individuellen Lebenskonzepten von Künstlern in der Klassik und der frühen Romantik und dem romantischen Traum vom „souveränen, experimentierenden, ›freien‹ Schriftsteller, der sich eine ästhetische Lebensform entwirft und in ihr sich selbst verwirklicht, ohne doch auf gesellschaftliche Wirkung zu verzichten“, den sie in ihrem Leben erfüllt sehen wollten. Siehe: Wolfgang Emmerich, *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, Berlin 2007, S. 339.

Erzählung (1983), Franz Fühmanns Erzählungen *Der Geliebte der Morgenröte* (1978) und *Das Ohr des Dionysos* (1985).

Das kriselnde Theater der 1970er und 1980er Jahre in der DDR kann man als das Theater verzögerter Inszenierungen, Aufführungs- und Schreibverbote bezeichnen. Während manche ostdeutsche Dramatiker wegen verschärfter Zensurpraxis der Kulturfunktionäre auf die Aufführung ihrer Stücke im Inland warteten (z.B. Heiner Müller), wurden diese längst im Ausland gezeigt oder im Inland gleich nach deren Uraufführung verboten (etwa Einar Schleefs Inszenierung von August Strindbergs *Fräulein Julie*). Aufgrund mangelnder Öffentlichkeit in der DDR stellt sich das Theater in dieser Zeitspanne als ein Medium in den Dienst, das verdrängte und tabuisierte Themen ansprechen will. Auf die ostdeutsche Theaterlandschaft der 1970er und 1980er Jahre nehmen Autoren der älteren Generation Einfluss (die sog. Flakhelfer- oder HJ-Generation der zwischen 1924 und 1932 Geborenen) wie Heiner Müller (1929-1995), Peter Hacks (1928-2003), Rudi Strahl (1931-2001), Helmut Baierl (1925-2005), Joachim Knauth (1931) und Rolf Schneider (geb. 1932), aber auch Ulrich Plenzdorf (1934-2007) und vor allem Volker Braun (geb. 1939). Ein Generationenwechsel fand erst mit den sog. „Jungen“ statt. Zu den jungen Stückschreibern zählten u.a. Christoph Hein (geb. 1944), Stephan Schütz (geb. 1944), Thomas Brasch (1945-2001) und Lothar Trolle (geb. 1944), die sich nicht mehr an Bertolt Brecht, sondern am Theaterkonzept von Heiner Müller orientierten. Das Nebeneinanderwirken von Autoren der jungen und älteren Generation kommt in der Wahl der behandelten Themen und der Theaterästhetik zum Ausdruck. Dramen von Autoren wie Paul Gratzik (geb. 1935) *Handbetrieb* (1976), *Lisa* (1977) und *Axt im Haus* (1984), Uwe Saegers *Außerhalb von Schuld* (1984) oder Katrin Langes *Havarie* (1985) sind dem Produktionsstück in der Ästhetik Brechts verpflichtet und greifen gegenwärtige Probleme und Konflikte, so etwa Themen aus der realsozialistischen Arbeitswelt, auf.²¹ Angeprangert werden überdies Mängel in der sozialistischen Arbeitsorganisation in den Werken u.a. von Peter Hacks (*Die Binsen* 1985) oder Erik Neutsch (*Auf der Suche nach Gatt* 1973) und Dieter Noll (*Kippenberg* 1979). Mit Verzögerung werden 1976 Stücke von Müller *Die Umsiedlerin* (spätere Fassung unter dem Titel *Die Bauern*) und im Jahre 1989 *Der Bau* aufgeführt. Die Theaterstücke der letzten beiden Jahrzehnte des Bestehens der DDR kreisen thematisch auch um die Problematik der jungen Generation, die Staatstreue und staatskonforme Haltung ablehnt und zugleich die Möglichkeit der Selbstbestimmung, ja Selbstverwirklichung im Sozialismus in Frage stellt. Dem erfolgreichen Stück von Plenzdorf *Die neuen Leiden des jungen W.* folgen u.a. Jürgen Groß' *Matsch* (1978), Heinz Drewnioks *Die Jungs* (1981), Georg Seidels *Jochen Schanotta* (1985). Defizitäre zwischenmenschliche Beziehungen als Folge der Sozialisation in einem auf Unterdrückung und Repression ausgerichteten Staat greifen z.B. Plenzdorf (*Legende vom Glück ohne Ende* 1983; *Freiheitsberaubung* nach de Bruyn 1987) und Groß (*Geburtstagsgäste* 1980; *Denkmal* 1983) auf. Junge Dramatiker schreiben nicht mehr im Zeichen des „affirmativen Alltagsrealismus“ (Klaus Siebenhaar)²², sondern wenden sich Alltagsproblemen zu. Dagegen suchten etablierte DDR-Dramatiker wie Müller, Hacks, Hein, Brasch und Schütz Stoffe nicht mehr ausschließlich in der Gegenwart, sondern griffen provokativ, wie manche Prosaautoren, auf geschichtliche Motive (Deutsche und Französische Revolution, Weltkrieg, Nationalismus, Sozialismus) und Mythen zurück, führten den Zuschauern Fehlentwicklungen der Geschichte und der abendländischen Zivilisation vor Augen, um

²¹ Vgl. Wolfgang Emmerich, *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, Berlin 2007, S. 353.

²² Vgl. ebenda, S. 353.

bei ihnen ein Geschichtsbewusstsein zu entwickeln. Herausgehoben werden sollen hier z.B. Müllers *Zement* (1973), *Mauser* (1975), *Der Auftrag. Erinnerung an eine Revolution* (1980) und *Germania Tod in Berlin* (1974), Hacks' *Pandora* (1979) und *Adam und Eva* (1972), Brauns *Simplex Deutsch* (1980), *Lenins Tod* (1971/1988), *Der große Frieden* (1979), Heins *Lassalle fragt Herrn Herbert nach Sonja* (1977/1980/1987), *Cromwell* (1980) und *Die Ritter der Tafelrunde* (1989), das als Parabel auf die alten Männer der DDR-Führung verstanden wurde, sowie Braschs *Rotter* (1976/1977). Ein Rückgriff auf literarische Vorlagen kennzeichnet ferner die DDR-Dramatik der 1970er und 1980er Jahre. Die wohl bekanntesten Stücke dieser Tendenz sind Müllers sog. „Endspiele“²³ – hier vor allem *Hamletmaschine* (1977) – oder „synthetische Fragmente“, Collagen ohne Fabel, um mit Emmerich zu sprechen²⁴, wie *Verkommenes Ufer Medeamaterial Landschaft mit Argonauten* (1983) und *Bildbeschreibung* (1985). In *Hamletmaschine*, dem „schwärzesten Stück“²⁵ des Dramatikers, setzt er sich mit dem „Versagen“ der Zivilisation, mit den immer wiederkehrenden Dominanten der Geschichte – Gewalt, Tod, Katastrophen und Verrat – auseinander.²⁶

Das Theater der 1980er Jahre in der DDR ist ferner von postdramatischen Tendenzen (mit Einsatz von Experimentalästhetik und entsprechenden Inszenierungsmitteln) geprägt, die z.B. für das Schaffen des Theaterregisseurs Frank Castorf (geb. 1951), der Regisseur-Autoren Jo Fabian (geb. 1960) und Sewan Latchinian (geb. 1961) sowie der Dichterin Kerstin Hensel (geb. 1961) repräsentativ sind.

Auch die Lyrik der 1970er und 1980er Jahre bleibt, ähnlich wie Prosa und Drama, von der allgemeinen Krisenstimmung in der Kulturlandschaft der DDR in den zwei letzten Jahrzehnten ihres Bestehens nicht verschont. Im Bewusstsein der „Endzeitstimmung“, des „Utopieverlustes“, ohne Glauben an Fortschritt und im zivilisationskritischen Ton entstehen lyrische Texte aus der Feder älterer und jüngerer Autoren, denen Missstände im DDR-Staat nur zu bewusst waren, um sie verdrängen zu können. Auch in der Poesie nahmen die Autoren Bezug auf mythische Stoffe, wobei sich im Umgang der Lyriker mit dem Mythos eine deutliche Abkehr von den Lichthelden der Mythologie erkennen lässt, zugunsten der Symbolfiguren der abendländischen Zivilisation, die für Utopieverlust, Niederlage oder einen perspektivlosen Kampf symbolisch stehen – wie z.B. Sisyphus, Ikarus und Dädalus.²⁷

Ein anderes Lyriksegment bildet die zivilisationskritische Natur- und Landschaftslyrik der 1970er und 1980er Jahre, die sich als politische Protesthaltung gegen die Ignoranz seitens der Staatsfunktionäre gegenüber der Umweltverschmutzung in der DDR deuten lassen. Sarah Kirsch (*Erdreich* 1982), Wulf Kirsten (*die erde bei Meißen* 1986)²⁸, Volker

²³ Müller begriff die Geschichte und die Welt in Fragmenten. Dieses Geschichtsbewusstsein kommt in der postdramatischen Dramaturgie des Dichters in *Hamletmaschine* zum Vorschein. Müller bemerkt in diesem Zusammenhang: „Vom LOHNDRÜCKER bis zur HAMLETMASCHINE ist alles eine Geschichte, ein langsamer Prozeß von Reduktion. Mit meinem letzten Stück HAMLETMASCHINE hat das ein Ende gefunden. Es besteht keine Substanz für einen Dialog mehr, weil es keine Geschichte mehr gibt“. Siehe: Heiner Müller, *Gesammelte Irrtümer 1. Interviews und Gespräche*. 3. Auflage, Frankfurt a. Main 1996, S. 50-54, hier: S. 54 [Es gilt, eine neue Dramaturgie zu entwickeln, 1978].

²⁴ Vgl. Wolfgang Emmerich, *Die Literatur der DDR*, in: Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert (Hgg.), *Deutsche Literaturgeschichte. Sechste überarbeitete Auflage. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart-Weimar 2001, S. 572.

²⁵ Wolfgang Emmerich, *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, Berlin 2007, S. 360.

²⁶ Ebenda, S. 360.

²⁷ Wolfgang Emmerich, *Die Literatur der DDR*, in: Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert (Hgg.), *Deutsche Literaturgeschichte. Sechste überarbeitete Auflage. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart-Weimar 2001, S. 574.

²⁸ Zu Wulf Kirstens Landschaftsgedicht siehe: Wulf Kirsten, *Landschaft als literarischer Text. Ein Eingren-*

Braun²⁹ und Heinz Czechowski interessiert das Verhältnis von Natur und Mensch, wobei das Naturgedicht für Wulf Kirsten „eine soziale Naturbetrachtung“³⁰ ist und der Autor darin auf das Eindringen der äußeren Naturbeschädigung in die Natur des Menschen verweist. Für alle Naturlyriker impliziert die Zerstörung des Verhältnisses Natur-Mensch die Entwurzelung, gar Heimatentzug bzw. -verlust.

Die Poesie dieser Zeitspanne stellt konventionelles Sprachmaterial in Frage und nutzt experimentelle Sprachpraktiken. Auf innovativen Umgang mit der Sprache als Medium der Kommunikation mit dem Leser setzen nicht nur Autoren älterer Generation, wie etwa Volker Braun (*Training des aufrechten Ganges* 1979), Wolfgang Hilbig (*Abwesenheit* 1979) und Elke Erb (*Vexierbild* 1983), sondern vor allem junge Autoren wie z.B. Uwe Kolbe (geb. 1957, *Bornholm II* 1986), Bert Papenfuß-Gorek³¹ (geb. 1956, *harm. arkdichtung* 77 1985) und Durs Grünbein (*Grauzone morgens* 1988). Mit dem Sprengen der Grenzen der Sprache durch sprachexperimentelle Praxis wird die Lyrik von ostdeutschen Dichtern der 1980er Jahre zum Schauplatz ihrer Protesthaltung gegen politische Verordnungen und Ideologisierung der Kunst, und damit sprachreflexiv.

Die Befreiung der Sprache, die Demokratisierung des Landes und die Durchführung von Wirtschaftsreformen forderten am 4. November 1989, angesichts der seit August des Jahres zunehmenden Fluchtwelle der DDR-Bürger und des damit nahenden Zusammenbruchs des SED-Staates, Intellektuelle, Künstler und Politiker während der größten Friedensdemonstration der DDR-Geschichte. Stellvertretend für die Schriftsteller traten vor hunderttausenden Menschen am Berliner Alexanderplatz u.a. Christa Wolf, Christoph Hein, Stefan Heym und Heiner Müller auf. Der 9. November 1989, der Tag, an dem die Berliner Mauer „fiel“, setzte den ersehnten Transformationsprozess in Gang.

DIE „WIEDERVEREINIGTE“ LITERATUR

Vom geteilten zum gespaltenen Deutschland. Historisch-gesellschaftlicher Kontext der Jahre 1989/1990

Die Ereignisse des Jahres 1989, der Fall der Berliner Mauer und somit das symbolhafte Ende des DDR-Regimes und der Ära des Kalten Krieges in Europa sowie die darauffolgende Wiedervereinigung beider deutscher Staaten am 3. Oktober 1990 hatten sowohl für die Geschichte Deutschlands als auch für die Geschichte der deutschen Literatur weitreichende Folgen.³² Deutschland, dessen Teilung bereits 1945 einsetzte und 1949 durch die Gründung beider deutschen Staaten befestigt wurde, um am 13. August 1961

zungsversuch, in: Gerhard R. Kaiser (Hg.), *Landschaft als literarischer Text. Der Dichter Wulf Kirsten*, Jena 2004, S. 50-57.

²⁹ Volker Brauns wohl bekanntestes „Öko-Gedicht“ heißt *Durchgearbeitete Landschaft*, in: ders., *Gegen die symmetrische Welt. Gedichte*, Halle 1974, S. 32; Mehr zur Landschaftslyrik von Braun und Kirsten siehe: Wolfgang Emmerich, *Von der „durchgearbeiteten Landschaft“ zur nature morte. Alte und neue Landschaftslyrik von Volker Braun und Wulf Kirsten und anderen. Literatur für Leser*, 1990, [2], S. 69-83.

³⁰ Wulf Kirsten, *Entwurf einer Landschaft*, in: ders., *satzenfang. Gedichte*, Berlin-Weimar 1970, S. 93-96, hier: S. 93.

³¹ Bert Papenfuß-Gorek, Elke Erb, Uwe Kolbe, Jan Faktor, Johannes Jansen, Stefan Döring und Ulrich Zieger prägten die Ostberliner Literatur- und Kunstszene des Prenzlauer Bergs. Vgl. Uwe Warnke, Ingeborg Quaas, *Die Addition der Differenzen. Die Literaten- und Künstlerszene Ostberlins 1979-1989*, Berlin 2009.

³² Mehr zur Bedeutung des Umbruchs 1989/1990 in Deutschland siehe: Klaus-Dietmar Henke (Hg.), *Revolution und Vereinigung 1989/1990. Als in Deutschland die Realität die Phantasie überholte*, München 2009; Anna Wolf-Powęska, *Miedzy Renem a Bugiem w Europie*, Wrocław 2004.

durch die Errichtung des „antifaschistischen Schutzwalls“, der Berliner Mauer, endgültig besiegt zu werden, stellte sich in der Zeit der politischen Transformation 1989/1990 und in den darauffolgenden Jahren die Frage nach einer gemeinsamen Zukunft in einem Staat. Die anfängliche Euphorie, die die Vereinigungs-idee und somit der Traum von Demokratie und einer liberal-kapitalistischen Wirtschaftsordnung in der ostdeutschen Bevölkerung auslösten, schlug Anfang der 1990er Jahre infolge der im Zuge des fortschreitenden Privatisierungs- und Modernisierungsprozesses sowie der wachsenden Arbeitslosigkeit in den östlichen Bundesländern in Desillusionierung um. Schleppende Integration steigerte dazu noch die Abgrenzung der Ost- von den Westdeutschen sowie die Ost-West-Stereotypisierung. Wirtschaftlich-soziale Differenzen sowie Unterschiede in Alltagskultur und Lebensstil in Ost- und Westdeutschland ließen die Ostdeutschen ihren DDR-Lebensabschnitt beschönigen und entbehren.³³ Die Literatur erweist sich dabei zum einen als Schauplatz der Bewältigung der deutschen Einigung und zum anderen als Medium der Vergangenheitsaufarbeitung beider deutscher Gesellschaften und somit als deren „Geschichtsspeicher“.

Die Suche nach dem großen „Wende-Roman“

Die Literaturkritik registriert kontinuierlich seit 1989 immer wieder literarische Versuche, sich den Wendeereignissen in Deutschland anzunähern, doch die Forderung, in dem sog. Wende-Roman³⁴, nach Doppel- d.h. Ost-West-Perspektive in der Darstellungsweise des politischen und gesellschaftlichen Umbruchs in Deutschland bleibt in den 1990er Jahren des vergangenen und in dem ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts wohl aus mangelnder zeitlicher Distanz und deshalb fehlender zeithistorischer Objektivität unerfüllt. Zu erwähnen seien hier F. C. Delius' *Die Birnen von Ribbeck* (1991), Brigitte Burmeisters *Unter dem Namen Norma* (1994), Jens Sparschuhs *Der Zimmerspringbrunnen* (1995, verfilmt im Jahre 2001), Volker Brauns *Der Wendehals* (1995), Thomas Brussigs *Helden wie wir* (1995, verfilmt 1999), oder Peter Schneiders *Eduards Heimkehr* (1995), Ingo Schulzes *Simple Storys* (1998), *Adam und Evelyn* (2008), *Neue Leben* (2005) oder Uwe Tellkamps *Der Turm* (2008).

Ab Mitte der 1990er Jahre zeichnen sich dafür in der deutschen Literaturlandschaft zwei „neue“ Trends ab. Zum einen gewinnt die metropolisierte Literatur³⁵, zum anderen die popartige Literatur an Bedeutung. Der oft in einer postmodernen Ästhetik erzählte urbane Raum von Berlin wird zur Metapher des einst geteilten Deutschland und der deutschen Einheit sowie zur Projektionsfläche für die literarische Inszenierung von politisch-gesellschaftlichem und mentalem Wandel im vereinten Deutschland.³⁶ Die sich pa-

³³ Diesem Verhaltensmuster verliehen der Dresdner Kabarettist und Schauspieler Uwe Steimle und der evangelische Theologe Friedrich Schorlemmer einen Namen – „Ostalgie“. Vgl. Eva Banchelli, *Ostalgie: eine vorläufige Bilanz*, in: Fabrizio Cambi (Hg.), *Gedächtnis und Identität. Die deutsche Literatur nach der Vereinigung*, Würzburg 2008, S. 57 f.

³⁴ Die im Folgenden angewandten Begriffe „Wende“ und „Wendeliteratur“ werden benutzt im Sinne von Frank Thomas Grub. Siehe ders., *„Wende“ und „Einheit“ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*, Bd. 1: *Untersuchungen*, Berlin-New York 2003, S. 8. und S. 69 ff.

³⁵ Die Bezeichnung geht auf den Titel eines Beitrages von Susanne Ledanff zurück: *Metropolisierung der deutschen Literatur? Welche Möglichkeiten eröffnet das vereinte Berlin und die Berliner Urbanität?*, in: Gerhard Fischer, David Roberts (Hgg.), *Schreiben nach der Wende. Ein Jahrzehnt deutscher Literatur 1989-1999*, Tübingen 2001, S. 275-289.

³⁶ Nur einige Titel mögen hier erwähnt werden: Brigitte Burmeisters *Unter dem Namen Norma*, Irina Liebmanns *Berliner Mietsbaus*, die Berlin-Trilogie von Peter Schneider: *Der Mauerspringer* (1982), *Paarungen* (1992) und *Eduards Heimkehr* (1999), Thomas Hettches *Nox* (1995), Tanja Dücker's *Spielzone* (1999) und *Café Brazil* (2001) oder Martin Schachts Romane *Mittendrin* (2002) und *Die Straßen der Sehnsucht* (2003), Sven Regeners *Herr Lehmann*

rallel zu diesem Trend durchgesetzte und genauso derzeit, wie auch damals, viel gelesene Pop-Literatur, verschreibt sich der „Archivierung der Gegenwartskultur“ (Moritz Bassler). Ihre Autoren werden, wie Bassler resümiert, „für den Leser, zumindest zeitweise, selbst zur Pop-Figur im Spannungsfeld von Literatur, Medien und Yellow Press“.³⁷

Ein Land – zwei Literaturen

Die von den Autoren des Anthologie-Bandes getroffene Auswahl von Texten, die nach 1989 entstanden sind, konturiert lediglich die wichtigsten Tendenzen und Entwicklungen der Literatur der genannten Zeitspanne, die in der Literaturwissenschaft als „Wende-Literatur“ bzw. „Literatur zur deutschen Einheit“ oder „Literatur nach der deutschen Vereinigung“ bezeichnet wird.³⁸ Die präsentierten Textbeispiele gehen auf die von Iris Radisch vertretene These von dem Bestehen zweier deutscher Literaturen zurück³⁹, und wollen diese Spaltung aufzeigen. Gerhard Fischer erkennt in diesem Zusammenhang treffend:

[...] es ist festzuhalten, daß vierzig Jahre Nachkriegszeit nicht über Nacht verschwunden sind, daß im neuen Deutschland zwei Gesellschaften mit-, neben- und gegeneinander fortbestehen, und daß es noch immer – wenn auch im Osten unter veränderten politischen und marktpolitischen Bedingungen – zwei deutsche Literaturen gibt [...].⁴⁰

Für das junge vereinte Deutschland mit bisher zwei getrennten politisch-gesellschaftlichen Systemen, zwei Geschichten sowie zwei unterschiedlich ideologisch geprägten Gesellschaften wie auch zwei nebeneinander existierenden Literaturen entpuppt sich die Wiedervereinigung als Überwindung der Folgen jener Asymmetrien und Dichotomien. Bereits einundzwanzig Jahre nach der politischen Wende in Deutschland fällt die Bi-

(2001), Perikles Monioudis' *Palladium* (2000) und *Die Stadt an den Golfen. Thessaloniki, Berlin, Zürich, Alexandria* (2004). Erschienen sind auch zahllose Essaybände zur Berlin-Thematik. Hier nur einige Titel: Ralf Bönt (Hg.), *Traumstadtbuch. New York – Berlin – Moskau*, Reinbek b. Hamburg 2001; Corinna Waffender (Hg.), *Kanzlerinnen, schwindelfrei*, Berlin 2005; Annett Gröschner, *Parzelle Paradies*, Hamburg 2005.

³⁷ Moritz Bassler, „Das Zeitalter der neuen Literatur“. Popkultur als literarisches Paradigma, in: Corina Caduff, *Chiffre 2000 – Neue Paradigmen der Gegenwartsliteratur*, München 2005, S. 196. Mehr zur Pop-Literatur in Deutschland nach 1989 siehe: ebenda, S. 184-199 und Heinz Ludwig Arnold (Hg.), *Text + Kritik. Sonderband. Pop-Literatur*, München 2003. Pop-Literatur konnte leider in dieser Anthologie aus Gründen des eingeschränkten Umfangs mit keinem Text-Auszug exemplifiziert werden.

³⁸ Für das bessere Verständnis des sich nach 1989 in der Kulturlandschaft des vereinten Deutschlands vollzogenen Umbruchs muss hier auch die Entwicklung des Films mit einigen Beispielen mitbedacht werden, wobei die getroffene Auswahl hauptsächlich die filmischen Inszenierungen von Problemen der Wende- bzw. Nachwendezeit berücksichtigt: Michael Klier *Ostkreuz* (1991), Leander Haußmann *Sonnenallee* (1999), Tom Tykwer *Lola rennt* (1998), Wolfgang Becker *Good bye, Lenin!* (2003), Oskar Roehlers *Die Unberührbare* (2000), Wolfgang Becker *Das Leben ist eine Baustelle* (1997), Matthias Glasner *Die Mediocren* (1995), Florian Henckel *Das Leben der Anderen* (2006). Auf das Phänomen der Intermedialität in der BRD-Literaturlandschaft wird bei der Besprechung einzelner Autoren und ihrer verfilmten Texte hingedeutet. Zum deutschen Film nach der Wende siehe: Christine Ivanović, *Wende im Film? Vorläufiger Rückblick auf ein Jahrzehnt deutscher Einheit im Film*, in: Volker Wehdeking (Hg.), *Mentalitätswandel in der deutschen Literatur zur Einheit (1990-2000)*, Berlin 2000, S. 225-35; Volker Wehdeking, *Generationenwechsel. Intermedialität in der deutschen Gegenwartsliteratur*, Berlin 2007; Inge Stephan, Alexandra Tacke (Hgg.), *Nachbilder der Wende*, Weimar-Wien 2008.

³⁹ Iris Radisch, *Der Herbst des Quatschocento – Immer noch, jetzt erst recht, gibt es zwei deutsche Literaturen*, „Die Zeit“, 17.10.1997. – Nachgedruckt in: A. Köhler, R. Moritz (Hgg.), *Maulhelden und Königskinder. Zur Debatte über die deutschsprachige Gegenwartsliteratur*, Leipzig 1998, S. 180-188.

⁴⁰ Gerhard Fischer, *Schreiben nach der Wende. Ein Jahrzehnt deutscher Literatur 1989-1999*, Tübingen 2001.

lanz der deutschen Einheit aus soziohistorischer und literaturgeschichtlicher Perspektive eher negativ aus. Eine neue gesamtdeutsche Literatur ist ausgeblieben. Viel stärker sind dafür trotz, oder gerade wegen, einer neuen politischen und wirtschaftlichen Ordnung in neuen Bundesländern kulturelle und mentale Unterschiede hervorgetreten, die den Literaturbetrieb in der neuen Bundesrepublik aufgespalten haben.

„Westdeutsche“ Literatur

Für die westdeutschen Autoren impliziert die Wiedervereinigung vor allem das Ende der BRD sowie Änderungen im Literaturbetrieb, der nun durch „neue“ Autoren aus dem Osten Zuwachs erhielt. In dem „Lager“ westdeutscher Schriftsteller, der vor bzw. während dem zweiten Weltkrieg geborenen Generation (wie etwa bei Günter Grass, Jürgen Becker, Martin Walser, Rolf Hochhuth, Walter Kempowski und Peter Schneider) lassen sich Kontinuitäten in den Literaturtrends erkennen, d.h. das Festhalten an der Vergangenheitsbewältigung und an gesellschaftlich-politischen Themen sowie ein vorsichtiger Versuch, sich den gegenwärtigen Problemen des vereinten Deutschland anzunähern.

Manche Autoren der älteren Generation stehen, wie z.B. Günter Grass oder Rolf Hochhuth, der Wiedervereinigung skeptisch gegenüber, indem sie den Einheitsprozess als „plumpen Coup des Kapitals“⁴¹ und bloße „Markterweiterung“ oder ein Enteignungsmanöver abschätzig deuten. Günter Grass legt seine Auffassung zur deutschen Einheit in seinen beiden Reden, der Osloer Rede *Gegen den Haß* und *Ein Schnäppchen namens DDR*, die er im Berliner Reichstag gehalten hat, dar.⁴² Bereits 1992 signalisiert Grass in der Erzählung *Unkenrufe* sein Unbehagen gegen eine profitorientierte Wirtschaftsethik der vereinten BRD, die die Idee des deutsch-polnischen „Versöhnungsfriedhofs“ zunichtemacht. Als 1995 der Roman *Ein weites Feld* erschien, erkannte die Literaturkritik darin die Kulmination von Grass' subjektiv-ablehnender Auffassung zur Vereinigung Deutschlands. Marcel Reich-Ranicki verriss im „Spiegel“⁴³ den Roman, und es entzündete sich ein medialer Disput über Realität und Fiktion, Autoren- und Erzählinstanz, was dem Text unvergleichbare Popularität verschaffte.⁴⁴ 1998 meldete sich Grass noch einmal literarisch mit

⁴¹ Siehe: ebenda, S. 3.

⁴² In der Osloer Rede kritisiert Grass den Privatisierungsprozess und die Sanierung der maroden Wirtschaft in Ostdeutschland wie folgt: „Denn nicht eine Einigung findet statt, vielmehr erweitert der größte Teil Deutschlands seinen Markt. Der kleinere Teil jedoch, dessen Bewohner soeben noch froh waren, sich endlich frei von staatlicher Bevormundung begreifen zu dürfen, erfährt nur das Diktat profitorientierter Kolonialherren, die hier zugreifen, dort abwarten und erst dann zu inventieren bereit sind, wenn ihnen die Konkursmasse DDR zum Schleuderpreis zugefallen sein wird; möglichst frei von Altlasten.“ Zit. nach Frank Thomas Grub, *Wende und Einheit: im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*, Bd. 1: *Untersuchungen*, Berlin-New York 2003, S. 166, aus: Günter Grass, „Gegen den Haß“ vom 27. August 1990, in: *ndl* 38 (1990) 11, S. 5-8, hier: S. 6. In der berühmten Rede *Ein Schnäppchen namens DDR. Warnung vor Deutschland: Das Monstrum will Großmacht sein* vom 2. Oktober 1990 macht der Autor auf andere negative Folgen des Vereinigungsprozesses aufmerksam, wie etwa Arbeitslosigkeit, Antisemitismus, Fremdenhass. Vgl. Günter Grass in: „Die Zeit“, 5.10.1990. Vgl. Frank Thomas Grub, *Wende und Einheit: im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*, Bd. 1: *Untersuchungen*, Berlin-New York 2003, S. 166 ff.

⁴³ Siehe: „Der Spiegel“, 34 (1995) vom 21.08.1995 mit dem bekannten Titelblatt: *Mein lieber Günter Grass... Marcel Reich-Ranicki über das Scheitern eines großen Schriftstellers*. Zum Austragen des medialen Streites siehe: <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/0,1518,217611,00.html>

⁴⁴ Der Schriftsteller verbindet im Roman die Ereignisse der Jahre 1989/1990 mit der Reichstagsgründung von 1871 und stellt Parallelen zu Fontanes *Effi Briest* her. Im Vordergrund des Romans steht die Treuhand, was die Kritiker als Grass' subjektive Einstellung zum deutschen Einheitsprozess und Sympathie zur DDR gedeutet haben, obwohl im Text neben der Kritik an der BRD auch Mängel des DDR-Staates zum Vorschein kommen.

dem Erzählband *Mein Jahrhundert* zu Wort, in dem er in hundert Geschichten das Rad der Geschichte Deutschlands rückwärts dreht und an folgenschwere historische Vorkommnisse erinnert. 2002 erschien die Novelle *Im Krebsgang*, in der die Versenkung der „Wilhelm Gustloff“ das Schicksal der Familie Pokriefke nachhaltig prägte. Sie gehört zu einer Reihe von Texten, die entgegen dem postulierten „Ende der Nachkriegszeit und -literatur“, Luftkrieg⁴⁵ und Vertreibung thematisieren und in denen eine Familiengeschichte als deutsche Opfergeschichte erzählt wird. Aus verschiedenen Perspektiven – die der Großeltern, Eltern und Enkelkinder – wird auf die Täter- und Opferfrage der Deutschen im Zweiten Weltkrieg eingegangen.⁴⁶

Beim *Häuten der Zwiebel* (2006) ist Günter Grass' autobiografischer Roman, in dem er das Geständnis, zur Waffen-SS gehört zu haben, ablegt. Die Enthüllung löste eine knapp fünf Monate andauernde Medienschlacht um die moralische Autorität des Schriftstellers und seine Stellung in der Literaturgeschichte nach 1945 aus.⁴⁷

Rolf Hochhuth, einer der bedeutendsten Vertreter des politischen Dokumentartheaters in Deutschland, geht in die neueste Literaturgeschichte ein mit seinem Drama *Wessis in Weimar. Szenen aus einem besetzten Land* (1993), und zwar als ein sehr kritischer Beobachter und durch seine dokumentarisierende Art auch als literarischer Chronist der deutschen Wiedervereinigung.⁴⁸ In dem Aufsehen und Skandal erregenden Stück setzt Hochhuth authentisches Material ein: Briefe, Zeitungsartikel und Gesetzestexte, um so die Objektivität und Authentizität der beschriebenen Vorgänge und die Realitätstreue zu untermauern. Anhand der Darstellung einzelner Schicksale wird in dem Drama vor allem die Vorgehensweise der Treuhandanstalt im Osten Deutschlands scharf kritisiert.⁴⁹

⁴⁵ W. G. Sebald hielt 1997 in Zürich Poetikvorlesungen, die 1999 in Buchform herausgegeben wurden, die die sog. „Luftkrieg-Debatte“ nach sich zogen. W.G. Sebald bemängelt in der Nachkriegsliteratur die Literarisierung von Bombenkrieg und die Thematisierung der deutschen Opfer-Frage und damit das Verschweigen von traumatisierenden Erlebnissen der Deutschen während des Zweiten Weltkrieges in der Literatur. Vgl. W.G. Sebald, *Luftkrieg und Literatur. Mit einem Essay von Alfred Andersch*, München-Wien 1999. Zur Debatte selbst siehe: Volker Hage, Reiner Moritz, Hubert Winkels (Hgg.), *Deutsche Literatur 1998. Jahresüberblick*, Stuttgart 1999.

⁴⁶ Zu nennen sind hier u.a. folgende Romane: Reinhard Jirgl, *Die Unvollendeten* (2003), Tanja Dückers, *Der Himmelskörper* (2003) sowie Jörg Friedrichs historische Dokumentation, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945* (2003).

⁴⁷ Siehe dazu das erste Interview, in dem Grass sich zur Zugehörigkeit in der Waffen-SS bekennt: „FA.Z.“, vom 12.08.2006, Nr. 186, S. 33.

⁴⁸ Aufsehen erregte das Drama bereits vor dessen Veröffentlichung, als Hochhuth dem Magazin „Der Spiegel“ den Prolog zum Stück überreichte, in dem er das Attentat auf den Präsidenten der Treuhandanstalt, Detlef Karsten Rohwedder, mit dessen Vorgehensweise durchaus rechtfertigt. Der Autor drohte mit juristischen Mitteln die Uraufführung der Inszenierung von *Wessis in Weimar* von Einar Schleef zu vereiteln, da sie dem Original nicht getreu sei. Vgl. Frank Thomas Grub, *Wende- und Einheit im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*, Bd. 1: *Untersuchungen*, Berlin-New York 2003, S. 513 f. Detaillierte Werkbesprechung siehe z. B. in: ebenda, S. 513-528.

⁴⁹ Das Theater der Nachwendezeit, das west- und ostdeutsche Tendenzen vereint (groteske und postmoderne Züge trägt), behält seine Funktion als Gedächtnisspeicher und Schauplatz der Vergangenheitsaufarbeitung und Gegenwartsanalyse bei. Geprägt wird die Entwicklung des Theaters in der BRD nach 1989 durch das Schaffen von namhaften Dramatikern, wie etwa Heiner Müller (*Germania 3 Gespenster am toten Mann*, 1995), Botho Strauß (*Jeffers-Akt I und II*, 1998), Volker Braun (*Iphigenie in Freiheit*, 1990), Christoph Hein (*Ritter der Tafelrunde*, 1989; *Randow Eine Komödie*, 1994), Harald Müller (geb. 1934, *Doppeldeutsch*, 1992), Willfried Happel (geb. 1965, *Das Schamhaar*, 1994; *Mordlust*, 1996; *Der Nudelfresser*, 2000; *Fischfutter*, 2005), Marius von Mayenburg (geb. 1972, *Feuergeischt*, 1998; *Parasiten*, 2000; *Der Häßliche*, 2007; *Der Hund, die Nacht und das Messer*, 2008) und Tankred Dorst (geb. 1925, *Wegen Reichtum geschlossen*, 1998; *Die Wüste*, 2005; *Künstler*, 2008) und Theaterregisseuren, wie Frank Castorf (geb. 1951, *Dämonen*, 1999, ferner zahlreiche Inszenierungen).

Martin Walser, neben Günter Grass ein wirkungsvoller Autor der deutschen Nachkriegsliteratur, sieht die Transformation der Jahre 1989/1990 zuversichtlich.⁵⁰ Literarische Verarbeitung der Möglichkeit einer politischen Wende findet bei Walser bereits 1987 in der Novelle *Dorle und Wolf*, und 1991 in dem Roman *Die Verteidigung der Kindheit* statt, der als „Epochenroman zur deutschen Teilung“ gilt und „wohl für längere Zeit der chronologisch angelegte Überblicksroman zur deutschen Teilung“⁵¹ ist. Mit den öffentlichen Auseinandersetzungen, die Teil der medialen Selbstinszenierung von Walser waren – einmal um den 1998 erschienenen Roman *Ein springender Brunnen* und um die 2002 veröffentlichte Erzählung *Tod eines Kritikers* –, macht der Autor deutlich, dass sie eine viel größere Tragweite haben als die Literatur selbst, die sie auslöst. Die Ausblendung des NS-Verbrechens (Auschwitz) aus der Geschichte Deutschlands in dem Text *Ein springender Brunnen*, in dem eine glückliche Kindheit und Jugend zur Zeit des NS-Regimes aus der Perspektive eines Kindes und später eines jungen Mannes erzählt wird, beschwor eine lange mediale Diskussion, zugespitzt durch die Kritik von Marcel Reich-Ranicki, die Walser in den Verdacht des Antisemitismus brachte⁵² und die sog. Walser-Bubis-Debatte⁵³ auslöste.

Für einige westdeutsche Autoren, wie z.B. Uwe Timm⁵⁴ (geb. 1940), Dagmar Leupold⁵⁵ (geb. 1955), Friedrich Christian Delius⁵⁶ (geb. 1943) gibt die Wende von 1989 gleichwohl Anlass, im erinnernden Erzählen auf die NS-Vergangenheit, den Zweiten Weltkrieg zurückzublicken, und wie Jürgen Becker⁵⁷ (geb. 1932) und F. C. Delius auch Anregung, sich mit der deutsch-deutschen Geschichte literarisch auseinanderzusetzen.⁵⁸ Die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit knüpft in der deutschen Literatur der 1990er Jahre oft an die Täter-Opfer-Problematik an. Die prominenten Bei-

⁵⁰ Vgl. Frank Thomas Grub, *Wende- und -Einheit im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*, Bd. 1: *Untersuchungen*, Berlin-New York 2003, S. 174.

⁵¹ Vgl. ebenda, S. 176.

⁵² In seiner Rede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 11. Oktober 1998, mit dem Titel *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede*, versuchte Martin Walser die Anschuldigung, er verharmlose die NS-Verbrechen und rücke damit die deutsche Geschichte in ein besseres Licht, abzuwehren, doch er geriet in den Verdacht, Antisemit zu sein. Folgende Textpassage drückt Walsers Verteidigungsstrategie zum Ausdruck: „Ich halte es für unerträglich, die deutsche Geschichte – so schlimm sie zuletzt verlief – in einem Katastrophenprodukt enden zu lassen.“ Und: „Wir dürften, sage ich vor Kühnheit zitternd, die BRD so wenig anerkennen wie die DDR. Wir müssen die Wunde namens Deutschland offenhalten. Das fällt mir ein, weil ich jetzt wieder vor Kühnheit zittere, wenn ich sage: Auschwitz eignet sich nicht, dafür Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkaule oder auch nur Pflichtübung. Was durch Ritualisierung zustande kommt, ist von der Qualität des Lippengebets. Aber in welchen Verdacht gerät man, wenn man sagt, die Deutschen seien jetzt ein ganz normales Volk, eine ganz gewöhnliche Gesellschaft?“ Siehe dazu: http://www.hdg.de/lemo/html/dokumente/WegInDieGegenwart_redeWalserZumFriedenspreis/index.html (23.04.2010).

⁵³ Die Walser-Bubis-Debatte (Ignatz Bubis, Vorsitzender des Zentralrates der Juden in Deutschland, gest. 1999) markiert die in Deutschland seit der Mitte der 1980er Jahre fortdauernde Diskussion um den gerechten Umgang mit der NS-Vergangenheit, um eine neue Erinnerungskultur – um das Erinnern und Vergessen des NS-Verbrechens im öffentlichen Diskurs. Der mediale Disput wird fortgesetzt und mündet dann in die Kontroverse um Walsers Roman *Tod eines Kritikers* (2002).

⁵⁴ Uwe Timm, *Am Beispiel meines Bruders*, Köln 2003.

⁵⁵ Dagmar Leupold, *Nach den Kriegen. Roman eines Lebens*, München 2003.

⁵⁶ Friedrich Christian Delius, *Bildnis der Mutter als junge Frau*, Berlin 2006.

⁵⁷ Jürgen Becker, *Aus der Geschichte der Trennungen*, Frankfurt a. Main 1999.

⁵⁸ Siehe dazu: Hannes Krauss, *Das Vergangene erzählen – Erinnerungsdiskurse nach 1989*, in: Fabrizio Cambi, *GEDÄCHTNIS UND IDENTITÄT. Die deutsche Literatur nach der Vereinigung*, Würzburg 2008, S. 52 ff.

spiele einer literarischen Auseinandersetzung mit dieser Frage⁵⁹ sind Bernhard Schlinks (geb. 1944) 1995 erschienener Roman *Der Vorleser* und der in demselben Jahr veröffentlichte Text *Flughunde* von Marcel Beyers (geb. 1965).

Das essayistische, epische und lyrische Werk des Hamburger Dichters, Peter Rühmkorf (1929-2008), eines der wirkungsvollsten deutschen Schriftsteller, verdient es, aus der Fülle gegenwärtig bedeutender Autoren herausgehoben zu werden. Seine Dichtkunst, Wortvirtuosität, Vorliebe fürs Reimen kommen in den nach 1989 erschienenen Lyriksammlungen *In gemeinsamer Sache. Gedichte über Liebe und Tod, Natur und Kunst* (2000), *Aufwachen und Wiederfinden* (2007) und *Paradiesvogelschiff* (2008) zum Vorschein. Großen Erfolg erzielte Rühmkorf mit seinen Diarien *Tabu I* (1995, Tagebücher der Jahre 1989 bis 1991) und *Tabu II* (2004, Tagebücher der Jahre 1971 und 1972).

Die deutsche Literaturlandschaft nach 1989 wird gleichwohl vom Schaffen Hans Magnus Enzensbergers (geb. 1929) geprägt, der mit Scharfsinn und Fingerspitzengefühl gekonnt aktuelle gesellschaftliche Probleme in Prosa (u.a. *Hammerstein oder der Eigensinn. Eine deutsche Geschichte*, 2008), Lyrik (u.a. *Kiosk. Neue Gedichte*, 1995; *Leichter als Luft. Moralische Gedichte*, 1999) und Essayistik (*Die Große Wanderung*, 1992; *Nomaden im Regal*, 2003, *Schreckens Männer – Versuch über den radikalen Verlierer*, 2006) analysiert und diagnostiziert. Das Werk der Hamburger Dichterin Ulla Hahn (1946) ist aus der Literaturszene im vereinten Deutschland ebenfalls nicht wegzudenken. Erfolg brachten der Autorin die Lyrikbände *Liebesgedichte* (1993), *Epikurs Garten* (1996) und *Galileo und zwei Frauen* (1997), in denen Motive der Liebe, Entsagung und Vergänglichkeit vorherrschten sowie manche ihrer Prosatexte – ihr Erstling, *Ein Mann im Haus* (1991) und u.a. *Das verborgene Wort* (2001), mit dem sie preisgekrönt wurde.

Von Autoren ostdeutscher Herkunft, die nach Wolf Biermanns Ausbürgerung, d.h. nach 1976, in die BRD übersiedelt sind, erscheinen nach 1989 Texte, in denen die DDR-Vergangenheit und -Problematik aufgearbeitet wird.⁶⁰ In einem erinnernden Ton meldet sich Monika Maron, die die DDR im Jahre 1985 verlassen hat, mit den Romanen *Stille Zeile sechs* (1991), *Animal triste* (1996), und dem autobiografischen Text *Pawels Briefe* (1999), in dem die Autorin mittels der Darstellung ihrer Familiengeschichte die deutsche Geschichte erzählt sowie auf das Leben unter dem NS- und SED-Regime zurückblickt. Maron erinnert u.a. an die Geschichte ihres polnisch-jüdischen Großvaters und erklärt die Umstände ihrer Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit als informelle Mitarbeiterin. In *Endmoränen* (2002) thematisiert sie die Erfahrung der Wende als Verlusterfahrung, als Abschied von gewissen Sicherheiten und als Verlust jener Sprache, in der man bislang das Gemeinte verschlüsseln konnte.⁶¹

Wolfgang Hilbig, der 1985 mit einem Visum die DDR verlassen durfte, hegte auch große Hoffnungen auf die Wiedervereinigung Deutschlands, die die Wirklichkeit jedoch

⁵⁹ Zu erwähnen sei hier auch der Roman des österreichischen Autors Christoph Ransmayr *Morbus Kitahara*, Frankfurt a. Main 1995.

⁶⁰ Neben Monika Marons und Wolfgang Hilbigs Werk soll hier auch das von Erich Loest genannt werden. Erich Loest (geb. 1923), der in den 1980er Jahren mit einem dreijährigen Visum die DDR verließ und nach deren Ablauf in die sozialistische Heimat nicht zurückkehrte, setzt sich in seinem Werk nach 1989 mit der Teilung Deutschlands auseinander. Mit seinem Roman *Nikolaikirche* (1995) bietet er eine chronikartige Aufarbeitung der Wendeereignisse in Deutschland.

⁶¹ Siehe dazu: Barbara Beßlich, Katharina Grätz (Hgg.), *Wende des Erinnerns. Geschichtskonstruktionen in der deutschen Literatur nach 1989*, Berlin 2006, S. 220 ff. In dem Roman *Ach Glück* (2007) wird die Geschichte von Johanna Martin fortgesetzt.

korrigierte. In seinem zweiten, von der Literaturkritik gelobten Roman *Ich*⁶² (1993) setzt sich der Autor mit der Staatssicherheit auseinander, und in *Provisorium*⁶³ (2000) thematisiert er die Mühsal der Existenz des Schriftstellers C., der Ostdeutschland verließ und nach dem Grenzübertritt, in der neuen „provisorischen“ Heimat in einen Schwebezustand verfällt und trotz Anstrengungen Schreibhemmungen und das Gefühl der Selbstentfremdung nicht überwand und erfolglos blieb.⁶⁴

Die Wende hinterlässt auch Spuren bei den Lyrikern aus dem Kreis der nach 1976 in die BRD übersiedelten Autoren, zu denen u.a. Sarah Kirsch (geb. 1935), die 1977 die DDR verließ, und Uwe Kolbe (geb. 1957), der 1986 in die BRD zog, Günter Kunert (geb. 1929), dem 1979 ein mehrjähriges Visum zur Ausreise aus der DDR verhalf, gehören. Aus der Feder dieser Lyriker kommen in der Nachwende-Zeit Gedichte, in denen sie im erinnernden Ton auf deutsch-deutsche Befindlichkeiten zurückblicken und eine Bilanz privater Verluste⁶⁵ ziehen sowie politische und soziokulturelle Aspekte des Einigungsprozesses anklingen lassen. Erinnert sei hier z.B. an Sarah Kirschs Gedicht *Aus dem Haiku-Gebiet*⁶⁶ (1992) und Uwe Kolbes *Der eberne Kreis* aus dem Gedichtband *Vaterlandkanal* (1990), *Vineta*⁶⁷ sowie Günter Kunerts *Atlantis*⁶⁸ (1990) oder *Allerneuste Atlantis Hypothese*⁶⁹, in denen Kunert zum einen die Wende kritisch betrachtet, zum anderen auch seine Heimatlosigkeit bekundet.

Post-DDR-Literaten

Im „ostdeutschen“ Literatur-Lager werden gewisse Brüche wahrgenommen. Die ehemaligen DDR-Schriftsteller zwingt der Zusammenbruch des DDR-Staates und der Wegfall der Zensur und somit die uneingeschränkten Publikationsmöglichkeiten zur Neuorientierung und künstlerischen Selbstbestimmung unter neuen historischen Voraussetzungen. Ihre Etablierung in der gesamtdeutschen Kulturszene erschwerte dazu noch der sog. deutsch-deutsche Literaturstreit um Christa Wolfs autobiografisch geführte Erzählung *Was bleibt*. In dem Prosatext wird ein Tag aus dem Leben einer durch die Stasi überwachten Schriftstellerin gezeigt, die infolge der Bespitzelung psychische Störungen, wie etwa

⁶² Mehr zu Wolfgang Hilbig Auseinandersetzung mit der Stasi siehe: Frank Thomas Grub, *Wende und Einheit: im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*, Bd. 1: *Untersuchungen*, Berlin-New York 2003, S. 241 f.

⁶³ Zu Wolfgang Hilbigs Werk nach 1989 siehe: Michael Opitz, Carola Opitz-Wiemers, *Tendenzen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1989*, in: Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert (Hgg.), *Deutsche Literaturgeschichte. Sechste überarbeitete Auflage. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart-Weimar 2001, S. 660-702, hier: S. 670 f.

⁶⁴ Vgl. Katharina Grätz, *Das Andere hinter der Mauer*, in: Barbara Beßlich, Katharina Grätz (Hgg.), *Wende des Erinnerns. Geschichtskonstruktionen in der deutschen Literatur nach 1989*, Berlin 2006, S. 252 ff.

⁶⁵ Als Beispiel literarischer Aufarbeitung privaten Verlustes nach dem Zusammenbruch der DDR kann hier das Gedicht von Uwe Kolbe *Der eberne Kreis* gelten: „Ich habe mein Land verloren / Kein schöner Land auf der Welt, / selbstverständlich. [...]“ Uwe Kolbe, *Der eberne Kreis*, in: ders., *Vaterlandkanal. Ein Fabritenbuch*, Frankfurt a. Main 1990.

⁶⁶ Sarah Kirsch, *Aus dem Haiku-Gebiet*, in: dies., *Erkönigs Tochter Gedichte*, Stuttgart 1992, S. 5. Vgl. Frank Thomas Grub, *Wende und Einheit: im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*, Bd. 1: *Untersuchungen*, Berlin-New York 2003, S. 437.

⁶⁷ Uwe Kolbe, *Vineta*, in: *Vineta. Gedichte*, Frankfurt a. Main 1998, S. 11 f. Mehr zu Kolbes Werk nach 1989 siehe: Volker Wehdeking, *Generationenwechsel. Intermedialität in der deutschen Gegenwartsliteratur*, Berlin 2007, S. 20 f.

⁶⁸ Günter Kunert, *Atlantis*, in: ders., *Fremd daheim. Gedichte*, München 1990, S. 117.

⁶⁹ Günter Kunert, *Allerneuste Atlantis-Hypothese*, in: ders., *Nachvorstellung. Gedichte*, München 1999, S. 20.

Identitäts- und Bewusstseinsspaltung, erleidet. Diese in der Presse⁷⁰ geführte Kontroverse um die „verspätete“ Veröffentlichung (am 5. Juni 1990) des bereits im Sommer 1979 verfassten Prosatextes, stellte Anfang der 1990er Jahre die Rolle der DDR-Schriftsteller⁷¹ beim Zusammenbruch des SED-Regimes sowie den ästhetischen Wert der ostdeutschen Literatur, die „im Auftrag der Gesellschaft“ entstanden sei, in Frage. Uwe Wittstock erkennt in dem Disput den exemplarischen Charakter des Falls „Christa Wolf“. „Es geht nicht um die Literatur, sondern um eine exemplarische Abrechnung mit exemplarischen Lebensläufen. Die Schriftsteller sind Stellvertreter“.⁷² Ulrich Greiner bezeichnet die späte Publikation von *Was bleibt* als ein gezieltes Vorgehen Wolfs, als „literarisches Kalkül“, in einem günstigen Augenblick die Erzählung zu veröffentlichen, um sich als Opfer des SED-Regimes darzustellen.⁷³

In der unmittelbaren Nachwendezeit verfasst Christa Wolf vorwiegend Essays und Gelegenheitstexte⁷⁴, wählt infolge der medial ausgetragenen Kontroverse um *Was bleibt* sowie der „Stasi-Debatte“, die sich im Januar 1993 um den „Fall Christa Wolf“ entspannte, den Rückzug aus der Öffentlichkeit, hält sich eine Zeitlang in den USA auf. In dem 1996 erschienenen Roman *Medea. Stimmen* greift sie – wie schon in ihrem Roman *Kassandra* (1983) – auf einen Mythen-Stoff zurück, in dem erkennbare Parallelen zwischen der Fiktion, der Lebenslage der resignierten, im Abseits lebenden Protagonistin Medea und der der Schriftstellerin Christa Wolf vorzufinden sind.⁷⁵ Im autobiografisch geprägten Roman *Leibhaftig* (2002), einem Erinnerungsbuch, gibt die Autorin ihrem psychischen und körperlichen Leiden, das sich bei ihr als Folge der beiden medialen Auseinandersetzungen einstellte, Ausdruck.⁷⁶

Ein Tag im Jahr (2003), stellt einen Genremix aus Roman, Tagebuch und Essay dar. Das Werk dokumentiert literarisch den 27. September eines jeden Jahres von 1960 bis 2000. Die Idee geht auf eine Aktion der Moskauer Zeitung „Iswestija“ zurück, die 1960

⁷⁰ Die Debatte wurde hauptsächlich in den westdeutschen Feuilletons, in der *Zeit* und in der *F&Z* geführt. Einzelne Beiträge wurden dokumentiert u. a. in: Thomas Anz (Hg.), *Es geht nicht um Christa Wolf. Der deutsch-deutscher Literaturstreit in Deutschland*, Frankfurt a. Main 1995 und Karl Deritz, Hannes Krauss (Hgg.), *Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder „Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge“*. Analysen und Materialien, Hamburg-Zürich 1991.

⁷¹ Zwar entzündete sich die gesamtdeutsche Debatte an Wolfs Text, doch in der Tat ging es in dem Literaturstreit um mehr. „Es geht um Christa Wolf, genauer: Es geht nicht um Christa Wolf“ resümierte Wolf Biermann in seinem Beitrag zur medialen Auseinandersetzung um *Was bleibt*. Zit. nach Thomas Anz (Hg.), *Es geht nicht um Christa Wolf. Der deutsch-deutscher Literaturstreit in Deutschland*, Frankfurt a. Main 1995, S. 9.

⁷² Thomas Anz (Hg.), *Es geht nicht um Christa Wolf. Der deutsch-deutscher Literaturstreit in Deutschland*, Frankfurt a. Main 1995, S. 10.

⁷³ Ulrich Greiner kommentiert die verspätete Veröffentlichung von *Was bleibt* folgendermaßen: „Davor wäre die Publikation dieses Textes eine Sensation gewesen, die sicherlich das Ende der Staatsdichterin Christa Wolf und vermutlich ihre Emigration zur Folge gehabt hätte. Danach ist die Veröffentlichung nur noch peinlich. Peinlich wie ihr Parteiaustritt zu einem Zeitpunkt, der keine Risiken mehr barg“. Aus: Ulrich Greiner, *Mangel an Feingefühl*, in: Thomas Anz (Hg.), *Es geht nicht um Christa Wolf. Der deutsch-deutscher Literaturstreit in Deutschland*, Frankfurt a. Main 1995, S. 67.

⁷⁴ Christa Wolf, *Auf dem Weg nach Tabou. Texte 1990-1994*, Köln 1994; *Reden im Herbst*, Berlin-Weimar 1990; *Hierzulande Andersorts. Erzählungen und andere Texte 1994-1998*, München 1999.

⁷⁵ Vgl. Frauke Meyer-Grosau, *Keine Spur von Hoffnung, keine Spur von Furcht. Nichts nichts. Christa Wolfs Wege aus der Geschichte*, in: Volker Wehdeking (Hg.), *Mentalitätswandel in der deutschen Literatur zur Einheit (1990-2000)*, Berlin 2000, S. 153-164.

⁷⁶ Die Autorin setzt in dem Roman das Motiv der Krankheit ein und greift damit die Frage auf nach den Möglichkeiten des Glücks des Einzelnen und der Überwindung dieser metaphorisch zu begreifenden Krankheit. Das Einsehen der Selbsttäuschung über das DDR-System scheint die Antwort der Erzählerin darauf zu sein.

die „Schriftsteller der Welt“ aufrief, einen Tag im Jahr festzuhalten. Wolfs Aufzeichnungen in *Ein Tag im Jahr* wirken durch die gewählte Poetik wie eine Chronik der DDR und ihrer eigenen privaten Lebensgeschichte.

Christoph Hein, einer der bedeutenden DDR-Schriftsteller und neben Christa Wolf Befürworter des „dritten Weges“ für die DDR, reflektiert die Wende von 1989 nicht als Richtungsänderung, sondern er nimmt sie als Anlass, sich mit der Vergangenheit, die nicht vergeht, in der Gegenwart sich an sie erinnernd, auseinanderzusetzen. So lassen sich seine Werke als kritische Wendereflexionen bezeichnen, und er selbst als Chronist der Wende in *Tangospieler* (1989), *Napoleonspiel* (1993), *Willenbrock* (2000), *Von allem Anfang an* (1997), *Landnahme* (2004). Hein arbeitet in den Texten mit Einzelschicksalen, die in die Geschichte Deutschlands eingewoben sind.

In den in der post-ostdeutschen Literatur präsenten Erinnerungs- und DDR-Aufarbeitungsdiskurs schreiben sich neben dem Werk von Christa Wolf, Christoph Hein auch die Texte von u.a. von Reinhard Jirgl (geb. 1953) und Günter de Bruyn⁷⁷ (geb. 1926) ein, die durch ein Bemühen um eine neue Erinnerungskultur⁷⁸ gekennzeichnet sind. Jirgls Werke, zu nennen sind hier u.a. *Abschied von den Feinden* (1995), *Die Unvollendeten*⁷⁹ (2003), sind von den traumatisierenden Lasten der Kriegsvergangenheit, die der Autor im Motiv des Schweigens bzw. Verschweigens und der Täter-Opferfrage verortet sowie von den Problemen der Gegenwart nach der politischen Transformation der Jahre 1989/1990⁸⁰ in Deutschland geprägt. Reinhard Jirgl gehört neben Gert Neumann (geb. 1942) und Kurt Drawert⁸¹ (geb. 1956) zu den sprachkritisch ausgerichteten Autoren, für die auch „die Auseinandersetzung mit der Sprache zum Anlass des Erzählens wird“.⁸²

Der Zusammenbruch der DDR und der darauf folgende Einheitsprozess hinterließen in der Literatur der 1990er Jahre ostalgische Töne.⁸³ Die DDR wurde zur Projektionsfläche für die Sehnsüchte der ostdeutschen „Neubewohner“ der vereinten BRD, bei denen die Auflösung ihrer Heimat und damit der gewohnten politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Identitätskrisen und Desorientierung auslösten. Einen erheblichen Anteil an der Ostalgiewelle-Literatur bildet die sog. „Ostprodukte-Literatur“⁸⁴, in der an die typischen DDR-Requisiten erinnert wird. Ferner entstehen Quizbücher,

⁷⁷ Günter de Bruyn, Befürworter und auch kritischer Beobachter der deutschen Vereinigung, nimmt neben vielen anderen Schriftstellern vor allem ostdeutscher Herkunft die Zäsur des Jahres 1989 und die Nachwendzeit als Anlass, im autobiografischen Text *Zwischenbilanz* (1992) über sein bisheriges Leben, die Kindheit in der Weimarer Republik, das Leben unter dem NS-Regime und Kriegserfahrungen nachzudenken. In *Vierzig Jahre* (1996) bilanziert der Autor seine Lebensgeschichte im Hinblick auf die Jahre in der DDR.

⁷⁸ Zu Jirgls Erinnerungskonzept siehe: Reinhard Jirgl: *Dinge und Chimären. Einige Bemerkungen über das Erinnern*, in: László Darvasi u.a. *Erinnern und Vergessen. Ein ungarisch-deutsches Dichtertreffen*, Hannover 2001, S. 64-71.

⁷⁹ Der Roman stellt eine in der Form einer Familiengeschichte erfasste Aufarbeitung der Vertreibungen der Sudetendeutschen dar.

⁸⁰ Erwähnenswert sind u.a. geschichts- und gegenwartsbezogene Romane Reinhard Jirgls. So etwa: *Die atlantische Mauer*, München 2000; *Roman aus einer nervösen Zeit*, München 2005; *Die Stille*, München 2009.

⁸¹ Im berühmten Roman *Spiegelland* (1992) erfolgt Drawerts Abrechnung mit der DDR, deren Macht sich auch in der Sprache manifestierte. Vgl. Frank Thomas Grub, *Wende- und ›Einheit‹ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*, Bd. 1: *Untersuchungen*, Berlin-New York 2003, S. 122-129.

⁸² Vgl. Michael Opitz, Carola Opitz-Wiemers, *Tendenzen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1989*, in: Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert (Hgg.), *Deutsche Literaturgeschichte. Sechste überarbeitete Auflage. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart-Weimar 2001, S. 672 f.

⁸³ Vgl. Frank Thomas Grub, *Wende- und ›Einheit‹ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*, Bd. 1: *Untersuchungen*, Berlin-New York 2003, S. 558-592.

⁸⁴ Vgl. ebenda, S. 563 f.

Lexika⁸⁵ und Dokumentationen, die die DDR nicht nur aufleben, sondern auch fortbestehen lassen. Die ostalgotischen Töne erklingen aus den Texten von Autoren der jungen und älteren Generation. In der „Ostprodukt-Nostalgie“ sind z.B. Wolfgang Sämmons (geb. 1940) *Mein Leben im Caravan* (1992), Gerhard Bengschs (1928-2004) *Prünzke & Prott* (2000), Karl Mundstocks (1915-2008) *Vom Trabi und steinernen Engeln*⁸⁶ gehalten. Literarisch belebt wurde die DDR in u.a. Reinhold Anderts (geb. 1944) Dokumentation *Rote Wende* (1994), Thorsten Beckers (geb. 1958) *Schönes Deutschland* (1996) und Lutz Rathenows (geb. 1952) „Versuch eines Tagebuchs“ *Und ewig währt die DDR* (1998).⁸⁷

In der Lyrik nach 1989 aus der Feder von Autoren ostdeutscher Herkunft, wie z.B. Volker Brauns⁸⁸ (geb. 1939), Heinz Kamnitzer⁸⁹ (1917-2001), Johannes Mittenzweiss⁹⁰ (geb. 1920), Kurt Drawerts⁹¹ (geb. 1956), Heinz Czechowskis⁹² (1935-2009), Thomas Rosenlöchers⁹³ (geb. 1947) und Elke Erbs⁹⁴ (geb. 1938) lassen sich vor allem zwei Tendenzen erkennen: Politisierung und Historisierung. Lyrische Texte dieser Zeitspanne – es handelt sich dabei, mit wenigen Ausnahmen wohl gemerkt⁹⁵, eher um politische Gebrauchs- bzw. Gelegenheitsgedichte von relativ geringer ästhetischer Qualität und minder schwacher Rezeption und Wirkung – sind zum einen auf historisch orientierte Berichtserstattung fixiert, zum anderen drücken sie persönliche Erfahrungen der Autoren aus, bei denen die Nachwende-Wirklichkeit trotz anfänglicher Hoffnung später Ernüchterung, Entfremdung und Verluste evozierte. Zum einen kreisen die Gedichte, die unmittelbar nach dem politischen Umbruch von 1989/1990 und einige Jahre später entstanden sind, thematisch um die Wende bzw. Wendeereignisse, zum anderen thematisieren sie im elegischen Ton den Abschied von der DDR und in desillusionierender Diktion die Ankunft im vereinten Deutschland, im neuen politisch-gesellschaftlichen System.

Der Prenzlauer-Berg-Lyriker Bert Papenfuß-Gorek (geb. 1956) und die heutzutage in Duisburg lebende Dichterin Barbara Köhler (geb. 1959) repräsentieren mit ihren an den Grenzen der Sprache, die sie als Entwurf begreifen, bewegenden lyrischen Werken die

⁸⁵ Erwähnenswert ist hier z.B. *Kleines Lexikon großer Ostprodukte*. Gemäß TGL Nullachtfünfzehn aufgezeichnet von Reinhard Ulbrich und fotografiert von Andreas Kämper, Köthen 1996.

⁸⁶ Karl Mundstock, *Vom Trabi und steinernen Engeln*, in: Kollekt Tief, *Ganz schön komisch. Anekdotisches aus der DDR*. Mit Zeichnungen von Menotti, Berlin 1995, S. 83-89.

⁸⁷ Lutz Rathenow, *Und ewig währt die DDR. Der Versuch eines Tagebuchs*, in: Volker Handloik, Harald Hauswald (Hgg.), *Die DDR wird so. Texte und Fotografien*, Berlin 1998, S. 67-79.

⁸⁸ Erwähnenswert sind hier zwei Gedichtsammlungen von Volker Braun, *Lustgarten Preußen* und *Ausgewählte Gedichte*, Frankfurt a. Main 1996; das Gedicht *Das Eigentum*, in: ebenda, S. 193; auch: *Tumulus*, Frankfurt a. M. 1999; Auch das Gedicht: *Der 9. November*, in: *Rot ist Marlboro*, auch in: *ndf* 39 (1991) 12; S. 5-8, hier: S. 5.

⁸⁹ Heinz Kamnitzer, *Der Preis der Wende. Ein Poesiealbum*, Schkeuditz 1995.

⁹⁰ Johannes Mittenzwei, *Viernmal neunter November, Wendeschicksal* (1992), in: ders., *Wendejahre. Gedichte*, Berlin 1997.

⁹¹ Kurt Drawert, *Tauben in ortloser Landschaft*, in: ders., *Wo es war. Gedichte*, Frankfurt a. Main 1996. Auch: ders., *Ortswechsel*, in: *ndf* 41 (1993) 7; S. 24-26, S. 24; ders., *Zustandsbeschreibung Zwischenbericht*, in: ders., *Haus ohne Menschen. Zeitmitschriften*, Frankfurt a. Main 1993, S. 118 f.

⁹² Z.B. Heinz Czechowski, *Die sanfte Revolution. Prosa, Lyrik, Protokolle, Erlebnisberichte, Reden*, hg. von Stefan Heym, Werner Heiduczek, Mitarbeit Ingrid Czechowski, Leipzig-Weimar 1990; *Mein Westfälischer Frieden. Ein Zyklus 1996-1998*, Paderborn 1998.

⁹³ Siehe z.B. Thomas Rosenlöcher, *Die Dresdner Kunstausübung. Gedichte*, Frankfurt a. Main 1996.

⁹⁴ Zur Poesie von Elke Erb nach 1989 siehe z. B.: Volker Wehdeking, *Generationenwechsel. Intermedialität in der deutschen Gegenwartsliteratur*, Berlin 2007, S. 21 f.

⁹⁵ Vor allem Volker Brauns, Kurt Drawerts, Gisela Krafts lyrisches Werk stehen qualitativ in starkem Kontrast zu den meisten Wende- und Nachwende-Gedichten.

sog. „subjekt- und geschichtslose Transitiopoesie“.⁹⁶ Ihre Lyrik sprengt die Räume der Sprache. Papenfuß-Gorek (*Led Saudaus. Notdichtung, Karrendichtung*, 1991; *SBZ-Land und Leute*, 1998; *Rumbalotte. Continua 1. Folge*⁹⁷, 2004) setzt grammatikalische Regeln außer Kraft, zerlegt Wörter, baut sie wieder auf, setzt sie in bizarre Beziehungen zueinander und erzeugt dadurch Klanginstallationen. Barbara Köhler entwickelt in ihrem Werk einen neuen Blick auf die Liebeslyrik, in der sie eine Verbindung zwischen Körper und Sprachlichkeit herstellt und für die ein Nachdenken über Beziehungs- und Geschlechterproblematik charakteristisch ist. Die Grenzen des Geschlechts lassen sich, Köhler zufolge, überwinden, indem die sprachlichen Grenzen im Gedicht überschritten werden.⁹⁸ Die für Köhlers Lyrik kennzeichnende programmatische Verbindung zwischen dem Körper der Sprache und der Sprache des Körpers kommt in den bekannten Gedichtbänden *Deutsches Roulette* (1991), *Blue Box* (1995), *In Front der See* (1995) sowie in der theoretischen Schrift *Wittgensteins Nichte. Vermischte Schriften, Mixed Media* (1999) zum Vorschein.

Des Wahl-Weimarerers Wulf Kirstens (geb. 1934) Schaffen bildet inmitten einer zum Teil historisierenden und zum Teil politisierenden post-ostdeutschen und in ihrer Form postmodernen Lyriklandschaft (Papenfuß-Gorek, Köhler) eine Art Oase der Natur und privater Landschaften.⁹⁹ Der Autor selbst nennt sich „Landschafter“ und nicht „Naturpoet“. Seine lyrischen Texte sind in origineller Sprache, mittels interessanter Wortschöpfungen, gefasste Naturerkundungen und Reflexionen über Zivilisation und Auswirkungen des technischen Fortschritts auf die Umwelt. Erwähnenswert sind Kirstens Gedichtbände *Stimmenschotter* (1993), *Wettersturz* (1999) und *erlebenbilder. gedichte aus 50 Jahren. 1954–2004* (2004).

Generationenwechsel

Jenseits der einerseits von Autoren wie Günter Grass, Peter Schneider, W. G. Sebald, F. C. Delius geführten Vergangenheitsbewältigung bzw. Vergangenheitsaufarbeitung und andererseits des z. B. von Christa Wolf, Christoph Hein und Volker Braun geführten Post-DDR-Erinnerungsdiskurses bzw. der Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit gelingt es gegen Ende der 1990er Jahre des 20. Jahrhunderts jüngeren Autoren west- und ostdeutscher Herkunft, eigene Inszenierungs- und Erzählstrategien durchzusetzen. Die thematisch je nach Herkunft und Sozialisierung der Autoren variierenden literarischen Erfolge der jüngeren Dichtergeneration seit dem Ende der 1990er Jahre und im ersten

⁹⁶ Vgl. Michael Opitz, Carola Opitz-Wiemers, *Tendenzen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1989*, in: Wolfgang Beutin, Klaus Ehler (Hgg.), *Deutsche Literaturgeschichte. Sechste überarbeitete Auflage. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart-Weimar 2001, S. 674 f.

⁹⁷ Die Gedichtsammlung-Serie *Rumbalotte* umfasst fünf Editionen (Folgen) und erschien jährlich bis 2008.

⁹⁸ Barbara Köhlers Sprachreflexion geht auf die Tradition der Wiener Moderne zurück. In *Wittgensteins Nichte* bestimmt sie den Raum der Sprache näher: „Der Sprachraum, anderweitig gesehen als Raum für Relationen, Proportionen, Verhältnisse [...] Sprache als Raum, der andere / anders bezieht, mehr als nur ein Zeichen: Physis, Körper, der Sprache produziert, der sie sich einverleibt sowie ihr eingeschrieben ist.“ In: Barbara Köhler, *Wittgensteins Nichte. Vermischte Schriften. Mixed Media*, Frankfurt a. Main 1999, S. 27. Zit. nach Achim Geisenhanslüke, *Altes Medium – Neue Medien. Zur Lyrik der neunziger Jahre*, in: Clemens Kammler (Hg.), *Deutschsprachige Gegenwartsliteratur seit 1989. Zwischenbilanzen – Analysen – Vermittlungsperspektiven*, Heidelberg 2004, S. 44.

⁹⁹ Lutz Seilers (geb. 1963) Lyrik ist ähnlich wie das Werk Wulf Kirstens von der regionalen Herkunft und biografischem Hintergrund geprägt. Vgl. Michael Opitz, Carola Opitz-Wiemers, *Tendenzen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1989*, in: Wolfgang Beutin, Klaus Ehler (Hgg.), *Deutsche Literaturgeschichte. Sechste überarbeitete Auflage. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart-Weimar 2001, S. 677.

Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts lassen sich mit einem Stichwort bezeichnen: Generationenwechsel. Das Phänomen betrifft sowohl Prosautoren als auch Lyriker. Bezeichnend ist für diese Dichtergemeinschaft nicht das Geburtsdatum der dazugehörenden Autoren, sondern die stofflich-thematisch-ästhetischen Merkmale ihrer Dichtung. Man denke z.B. nur an den „Chronisten“ der ostdeutschen Provinz, Ingo Schulze¹⁰⁰ (1962), den Erzähler der „DDR als Witz und Satire“, Thomas Brussig¹⁰¹ (1965), den Autor des „kalten Mediums“¹⁰², des postmodernen Gedichts, Durs Grünbein¹⁰³ (1962) und den Sprachexperimentator Thomas Kling¹⁰⁴ (1957-2005), der neben Durs Grünbein im Gedicht die Verbindung zwischen Körper und Sprache erkannte und es als den „Ort einer schier unbeherrschbaren Energie der Zeichen“¹⁰⁵ sah.

Zu dieser in Ostdeutschland sozialisierten Autorengemeinschaft zählen auch die Analytiker der eigenen Generation, die die DDR-Sicht auf Identitätsprobleme und Gefühle der eigenen Generation (die sog. „Generation 89“) vertreten, u.a. die Pop-Literaten Jakob Hein¹⁰⁶ (geb. 1971), Jana Hensel¹⁰⁷ (geb. 1976), Claudia Rusch¹⁰⁸ (geb. 1971) und

¹⁰⁰ Ingo Schulzes bekannter in thüringischer Kleinstadt spielender Patch-Work-Roman *Simple Storys* erzählt von der Mühsal des Lebens und Integrationsproblemen im vereinten Deutschland unter neuem politisch-gesellschaftlichen System aus der Perspektive der ostdeutschen Bürger. Zum Inhalt und Deutung des Romans siehe z.B.: Timm Menke, *Lebensgefühle in Ost und West als Roman: Ingo Schulzes ›Simple Storys‹ und Norbert Niemanns ›Wie man's nimmt. Mit einem Seitenblick auf Tim Staffels Roman ›Terrordrom‹*, in: Gerhard Fischer, David Roberts (Hgg.), *Schreiben nach der Wende. Ein Jahrzehnt deutscher Literatur 1989-1999*, Tübingen 2001, S. 253-261.; Frank Thomas Grub, *›Wende‹ und ›Einheit‹ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*, Bd. 1: *Untersuchungen*, Berlin-New York 2003, S. 399-408.

¹⁰¹ Thomas Brussigs Erfolgsroman, der auch verfilmt wurde und als Theaterstück gespielt wird, *Helden wie wir*, ist eine Satire auf die DDR, mit der der Autor über das Leben unter dem SED-Regime reflektiert und in humoristischem Ton die Ohnmacht der DDR-Bürger in der fiktiven Biografie eines Durchschnittsbürgers, Klaus Ultzsch, enthüllt. Zum Roman siehe z.B.: Holger Briel, *Humor im Angesicht der Absurdität. Gesellschaftskritik in Thomas Brussigs ›Helden wie wir‹ und Ingo Schulzes ›Simple Storys‹*, in: Gerhard Fischer, David Roberts (Hgg.), *Schreiben nach der Wende. Ein Jahrzehnt deutscher Literatur 1989-1999*, Tübingen 2001, S. 263-273. In *Am kürzeren Ende der Sonnenallee* (1999) taucht Berlin hinter der Mauer als ein Erinnerungs- und Gedächtnisort auf, als ein Raum, mit dem private, nicht selten schöne, Erinnerungen verknüpft sind. Brussigs junge Romanhelden stellen sich damit quer zur offiziellen Erinnerung an das DDR-Regime. Vgl. Thomas Jung, *Topografie der Wendeerfahrung. Thomas Brussigs ›Sonnenallee‹ als Gedächtnisort der Zeitenwende*, in: Matthias Harder, Almut Hille (Hg.), *Weltfabrik Berlin. Eine Metropole als Sujet der Literatur*, Würzburg 2006, S. 271-286.

¹⁰² Durs Grünbeins Poetik-Konzept zufolge ist das Gedicht ein kaltes Medium: „Es gibt heiße Medien und es / gibt kalte Medien Gedichte / egal in welchen Brüchen auf / was für ein Zeug immer GEDRUCKT / bleiben kalt (und wenn sie / noch so heißgekocht sind)“. Durs Grünbein, *Von der üblen Seite. Gedichte 1985-1991*, Frankfurt a. Main 1994, S. 73.

¹⁰³ In seinem zweiten Gedichtband *Schädelbasislektion* (1991) verbindet Grünbein die Ästhetik der Kälte mit der Anatomie des menschlichen Körpers, um das Geheimnis „Mensch“ zu erforschen.

¹⁰⁴ Hermann Korte bezeichnet Thomas Klings lyrische Arbeiten als Sprech-Texte und Experimente mit medialen Sprach- und Geräuschetzen. Vgl. Hermann Korte, *Lyrik von 1945 bis zur Gegenwart*, München 1996, S. 15.

¹⁰⁵ Thomas Kling, *Itinerar*, Frankfurt a. Main 1997, 16 f. Thomas Klings bedeutende Gedichtsammlungen nach 1989: *morsch*, Frankfurt a. Main 1996; *GELÄNDE camouflage*, Münster 1997 (mit seiner Frau, Ute Langanky); *Auswertung der Flugdaten*, Köln 2005.

¹⁰⁶ Jakob Heins Oeuvre umfasst autobiografisch geprägte Texte wie *Mein erstes T-Shirt* (2001), *Formen menschlichen Zusammenlebens* (2003) und *Vielleicht ist es sogar schön* (2004), *Gebrauchsanweisung für Berlin* (2006), *Herr Jensen steigt aus* (2006), *Antrag auf ständige Ausreise und andere Mythen der DDR* (2007), *Der Alltag der Superhelden. Märchen für anders begabte Erwachsene* (2008), *Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht* (2008), *Liebe ist ein hormonell bedingter Zustand* (2009).

¹⁰⁷ Jana Hensel beschreibt in ihrem Debüt *Zonenkinder* (2002) den erfolgreichen Mentalitätswandel der jungen Generation aus Ostdeutschland und die Integrationsprobleme der Eltern- und Großelterngeneration.

¹⁰⁸ Claudia Rusch ist Autorin folgender autobiografisch geführter Werke: *Meine freie deutsche Jugend* (2003),

Julia Franck¹⁰⁹ (geb. 1970, „literarisches Fräuleinwunder“), sowie die Prosaistin, Lyrikerin, Dramaturgin und Hörspielautorin Kerstin Hensel¹¹⁰ (geb. 1961).

Neben den erwähnten Vertretern der jüngeren Dichter-Generation sollte Uwe Tellkamp (geb. 1968) Versuch einer intellektuellen Auseinandersetzung mit dem Mikrokosmos „DDR“ und dessen Untergang in dem 2008 erschienenen und in Dresden spielenden Roman *Der Turm* mit reflektiert werden.

Die DDR-Nostalgie-Literatur bildet einen nicht unwesentlichen Anteil an der von jungen Autoren mitbestimmten Literaturlandschaft im vereinten Deutschland. *Am kürzeren Ende der Sonnenallee* (1999) von Thomas Brussig, weiter *Der Prinz von Berlin* (2000) von Marko Martin (geb. 1970), die Erzählung von Kerstin Hensel *Im Schlauch* (1993), der Roman von Annett Gröschner *Moskauer Eis* (2000) und *Zonenkinder* (2002) von Jana Hensel sind nur wenige Beispiele der literarischen Aufarbeitung der DDR mit Ostalgie als Grundhaltung.

Das westdeutsche Äquivalent zur literarischen Verarbeitung des politisch-gesellschaftlichen Umbruchs und zur Inszenierung von identitätsstiftenden Erlebnissen sowie brennenden Problemen der eigenen Generation liefern in ihrem Werk die sog. „Experten fürs Geschichtenerzählen“.¹¹¹ Gedacht sei hier u.a. an die Autorin von Kurzgeschichten Judith Hermann¹¹² (geb. 1970, „literarisches Fräuleinwunder“), Alexa von Henning Lange¹¹³ (geb. 1973, „Generation Golf“), den Schriftsteller Sven Regener¹¹⁴ (geb. 1961, „Single Generation“), die Berliner Autorin Tanja Dückers¹¹⁵ (geb. 1968, „Generation Berlin“), Flo-

eine Art Autobiografie mit ostalgotischen Zügen; *Aufbau Ost. Unterwegs zwischen Zimmowitz und Zwickau* (2009), *Mein Rücken* (2010). In allen Fällen sind es Ruschs literarische Erinnerungsreisen in das versunkene DDR-Land.

¹⁰⁹ Die in Ost-Berlin geborene Julia Franck, die für den Schauplatz der Handlung ihrer Texte meistens Berlin wählt, debütierte 1997 mit dem Roman *Der neue Koch*. Im Jahre 2000 erlangte sie Erfolg mit dem Erzählband *Bauchtandung. Geschichten zum Anfassen* wie auch mit den Romanen *Liebediener* (2003) und *Lagerfeuer* (2003). Für ihren Roman *Mittagsfrau* (2007) erhielt sie den Deutschen Buchpreis.

¹¹⁰ Lyrikbände von Kerstin Hensel: u.a.: *Freistoss, Gedichte. Mit zwölf plus eins Kupferstrichen von Ulrich Köhler*, Leipzig 1995; *Bahnhof verstehen. Gedichte*, München 2001. Erzählsammlungen u.a.: *Tanz am Kanal. Erzählung*, Frankfurt a. M. 1994; *Neuenerlei. Erzählungen*, Leipzig 1997 und Romane u.a.: *Gipsbut. Roman*, Kiepenheuer, Leipzig 1999; *Im Spinnhaus. Roman*, München 2003.

¹¹¹ Norbert Niemann, Eberhard Rathgeb, *Inventur. Deutsches Lesebuch 1945- 2003*, München-Wien 2003. S. 304. Zit. nach: Clemens Kammler (Hg.), *Deutschsprachige Gegenwartsliteratur seit 1989. Zwischenbilanzen – Analysen – Vermittlungsperspektiven*, Heidelberg 2004, S. 24 f.

¹¹² Judith Hermanns bedeutende Werke: *Sommerhaus, später, Erzählungen* (1998); *Nichts als Gespenster, Erzählungen* (2003); *Alice, Erzählungen* (2009).

¹¹³ Die Schriftstellerin debütierte 1997 mit dem Liebes- und Drogen-Roman *Relax*, in dem sie Adoleszenzprobleme ihrer Generation beschreibt. Zum Roman siehe: Wehdeking 2007, S. 159-168. Mit weiteren Romanen u.a. *Lelle* (2002), *Woher ich komme* (2003), *Mira reicht's* (2004), *Leute, die Liebe schockt!* (2009), *Peace* (2009) sicherte sie sich vor allem unter jungen Lesern und den ihrer Generation den Status einer Kult-Autorin.

¹¹⁴ Sven Regener ist Sänger und Gitarrist der Band *Element of Crime*. Sein literarischer Erfolg speist sich, abgesehen von dem ästhetischen Niveau seiner Texte, aus dem intermedialen Erfolg von Literatur und Film. Der in West-Berlin spielende Roman *Herr Lehmann* (Verfilmung 2003), der ästhetisch dem amerikanischen Minimalismus verbunden ist, führt nostalgisch nach Berlin im Herbst des Jahres 1989 zurück, schildert die Kneipen-Szene in Kreuzberg und das Leben und Lebensgefühl der jungen Westberliner kurz vor dem Mauerfall. *Herr Lehmann* (2001) ist ein Teil der Trilogie *Neue Vahr Süd* (2004) und *Der kleine Bruder* (2008).

¹¹⁵ Tanja Dückers greift in ihren Texten unterschiedliche Themen auf und setzt differente Erzählstrategien ein. Den Großstadt-Berlin-Raum füllt sie in dem Patchwork-Roman *Spielzone* (1999) literarisch mit dem Themenkomplex: Großstadtleben, Mentalitätswandel und Lebensstrategien junger Generation nach 1989, Eltern- und Generationskonflikte. Dückers Familienroman *Der Himmelskörper* (2003) fügt sich in die Literaturlücke im Sinne W. G. Sebalds insofern ein, da sie die Leidenserfahrung der deutschen Zivilbevölkerung während des Zweiten Weltkrieges mittels einer Familiengeschichte mit der „Chiffre für Nicht-Erzählbares“ – der „Wilhelm

rian Illies¹¹⁶ (geb. 1971, „Generation Golf“) und Benjamin von Stuckrad-Barre¹¹⁷ (geb. 1975), dessen pop-literarische Prosa ein Exempel für die narzisstische Selbstdeutung und Selbstverortung des Autors im Text ist, der der Öffentlichkeit in „performance-artigen Lesungen unter den Tournee-Daten der Popgruppen im Rolling Stone“¹¹⁸ präsentiert wurde.

Die Liste der Gegenwartsautoren samt deren Werken, die die deutsche Literaturlandschaft nach 1989 beeinflussen, geht mit der hier getroffenen Auswahl an Autoren und Texten noch lange nicht zu Ende.¹¹⁹ Erfreulich ist nun die Zahl der Literaten im vereinten Deutschland, die sich der mühsamen Aufgabe verschreiben, im Zeitalter der verschärften und steigenden Medienkonkurrenz, ja Medienrevolution sowie digitaler Reproduzierbarkeit dem als ausgedient proklamierten „Ding“ Literatur dessen Funktion als „Erinnerungs- und Gedächtnisspeicher“ sowie als Medium der Identitätsbildung und Wirklichkeitskonstruktion zu sichern.

Ewa Pytel-Bartnik
Sławomir Piontek

*

Wegen eingeschränkter Druckgenehmigung konnten in den Anthologieband einige Kanon-Texte bedeutender deutscher Autoren, wie Christa Wolf, Uwe Johnson, Uwe Kolbe, Thomas Kling, Volker Braun, Hans Magnus Enzensberger und Durs Grünbein leider nicht aufgenommen werden.

Gustloff“ – darstellt. Vgl. Ulrike Vedder, *Luftkrieg und Vertreibung*, in: Corina Caduff, *Chiffre 2000 – Neue Paradigmen der Gegenwartsliteratur*, München 2005, S. 74.

¹¹⁶ Florian Illies liefert mit seinen bekannten zwei Essaybänden *Generation Golf* (2000) und *Generation Golf zwei* (2003) das Porträt der Nachfolge-Generation der „68er“, also der Vatergeneration, von der sich die „Golfer“ abgrenzen. Das Markenzeichen ist der VW-Golf, das Symbol einer ausgeprägten Konsumhaltung einerseits und der Unabhängigkeit und Individualität sowie eines bequemen und unbekümmerten Lebens andererseits. Illies zeigt den Wandel von der Aufbruchsstimmung der Eltern in die Desillusionierung und Politikabstinenz der Kinder. Vgl. Volker Wehdeking, *Generationenwechsel. Intermedialität in der deutschen Gegenwartsliteratur*, Berlin 2007, S. 24 f.

¹¹⁷ Kennzeichnend ist für Stuckrad-Barres Texte deren Medialität. In *Soloalbum* (1998), *Livealbum* 1999, *Remix* (1999), *Blackbox* (2000), *Transkript* (2001) stellt der Autor eine Verknüpfung von Literatur und einem Bezugsmedium her. Stuckrad-Barres Literatur feiert Erfolge, v.a. unter jungen Lesern, wegen ihrer Bezüge zur Pop-Kultur und der Lese-Events des Autors. Zum medialen Charakter Benjamin von Stuckrad-Barres Texte siehe: Isabelle Siemens, *Pop-Literatur und Jugendkultur in der Mediengesellschaft. Eine Generation, die ihr Leben als Zitat der 80er-Jahre-Show empfindet*, in: Clemens Kammler (Hg.), *Deutschsprachige Gegenwartsliteratur seit 1989. Zwischenbilanzen – Analysen – Vermittlungsperspektiven*, Heidelberg 2004, S. 172–182.

¹¹⁸ Moritz Bassler, „Das Zeitalter der neuen Literatur“. *Popkultur als literarisches Paradigma*, in: Corina Caduff, *Chiffre 2000 – Neue Paradigmen der Gegenwartsliteratur*, München 2005, S. 195.

¹¹⁹ Das Bild der neusten deutschen Literatur nach 1989 wird neben den erwähnten namhaften Autoren älterer und der jüngerer Generation auch durch die Migranteliteratur mitbestimmt. Zu nennen seien hier aus der Türkei stammende Autoren Emine Sevgi Özdamar (geb. 1946), Feridun Zaimoğlu (1964), Yadé Kara (1965) und Aras Ören (1939), die in der deutschen Minderheit in Rumänien geborene Nobelpreisträgerin für Literatur aus dem Jahre 2009 Herta Müller (1953) oder der aus der ehemaligen Sowjetunion stammende Alexei Schipenko (1961), die deutsche Schriftstellerin ukrainisch-russischer Abstammung Natascha Wodin (1945) und der Pop-Literat russisch-jüdischer Herkunft Wladimir Kaminer (1967). Aus Gründen des eingeschränkten Umfangs wird die Migranteliteratur in der BRD nach 1989 nicht eingehender behandelt. Zu Themen und Tendenzen der Migranteliteratur siehe z.B. Michael Opitz, Carola Opitz-Wiemers, *Tendenzen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur seit 1989*, in: Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert (Hgg.), *Deutsche Literaturgeschichte. Sechste überarbeitete Auflage. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart-Weimar 2001, S. 694–697.

LITERATUR IN DER BUNDESREPUBLIK NACH 1949

VERGANGENHEITSAUFARBEITUNG UND GESELLSCHAFTSKRITIK (1949-1963)

Wolfgang Koeppen

* 23. Juni 1906 Greifswald † 15. März 1996 München

Er arbeitete schon in der Weimarer Republik als Dramaturg und Assistentenregisseur am Würzburger Stadttheater. In den 1930er veröffentlicht er die ersten Romane. Der literarische Durchbruch gelingt ihm in den 1950er Jahren mit der Nachkriegstrilogie, in der er das restaurative, schuldverdrängende Wirtschaftswunderklima der Adenauerzeit kritisch analysiert. Die reservierte Aufnahme dieser Romane, die zu den wichtigsten im Nachkriegsdeutschland gehören, trug zum allmählichen literarischen Verstummen des Autors bei. Werke u.a.: *Eine unglückliche Liebe* (1934, 2003), *Jakob Littners Aufzeichnungen aus einem Erdloch* (1948, 1992), *Tauben im Gras* (1951), *Der Tod in Rom* (1953), *Das Treibhaus* (1954), *Reisen nach Frankreich* (1999), *Gesammelte Werke in 6 Bänden* (1990).

DAS TREIBHAUS

[...] Was war aus Elke an seiner Seite geworden? Eine Trinkerin. Wohin war sie betrunken gefallen? In die Arme der Lesbierinnen, in die Arme der durch und durch Verdamnten der Liebe. Er hatte Elke nicht gehütet. Er begriff es nicht. Er hatte Ausschüsse besucht, er hatte hunderttausend Briefe geschrieben, er hatte im Parlament gesprochen, er hatte Gesetze redigiert, er begriff es nicht, er hätte bei Elke bleiben können, an der Seite der Jugend, und vielleicht wäre es, wenn er nicht alles falsch gemacht hätte, die Seite des Lebens gewesen. Ein Mensch genügte, dem Leben Sinn zu geben. Die Arbeit genügte nicht. Die Politik genügte nicht. Sie schützten ihn nicht vor der ungeheuren Öde des Daseins. Die Öde war sanft. Die Öde tat ihm nichts. Sie griff nicht nach dem Abgeordneten mit langen Gespensterarmen. Sie würgte ihn nicht. Sie war nur da. Sie blieb nur. Die Öde hatte sich ihm gezeigt, sie hatte sich mit ihm bekannt gemacht, und nun waren ihm die Augen geöffnet, nun sah er sie, überall, und nie wieder würde die Öde verschwinden, nie wieder würde sie seinen Augen unsichtbar werden. Wer war sie? Wie sah sie aus? Sie war das Nichts, und sie hatte kein Aussehen. Sie sah wie alle Dinge aus. Sie sah wie der Ausschuß aus, wie das Parlament, wie die Stadt, wie der Rhein, wie das Land, alles war die Öde, war das Nichts in einer schrecklichen Unendlichkeit, die unzerstörbar war, denn selbst der Untergang berührte das Nichts nicht. Das Nichts war die wirkliche Ewigkeit. Und Keetenheuve empfand zugleich sehr deutlich sein Sein, er war da, er war etwas, er wußte es, er war vom Nichts umlagert und durchdrungen, und doch war er ein Teil für sich, ein Ich, allein und einsam gegen die Öde gestellt, und hierin war ein wenig Hoffnung, eine winzige Chance für David gegen Goliath – aber David war nicht traurig. Keetenheuve war von Traurigkeit erfüllt. Korodin hätte ihm sagen können, daß die Traurigkeit eine Todsünde sei. Aber was hätte es Keetenheuve geholfen, das zu wissen? Und überdies wußte er es ja. Er war nicht dümmmer als Korodin.

Keetenheuve verstand die Ausschußsprache nicht mehr. Was redeten sie? Chinesisch? Sie sprachen das Ausschußdeutsch. Er beherrschte es doch! Er mußte es wieder

verstehen. Er schwitzte. Er schwitzte vor Anstrengung, die Beratung zu verstehen; aber die anderen schwitzten auch. Sie wischten den Schweiß mit Taschentüchern auf; sie wischten sich über das Gesicht, sie wischten über die blanken Glatzen, sie wischten den Nacken, steckten das Taschentuch hinter den aufgeweichten Hemdkragen. Es roch im Zimmer nach Schweiß und nach Lavendel, und Keetenheuve roch wie sie: immer verweste etwas, und immer wieder versuchte man, mit Duftwasser den Geruch der Verwesung zu verstecken.

Jetzt sah er die Mitglieder des Ausschusses wie Spieler an einer Roulettetafel sitzen. Ach, wie vergebens ihr Hoffen, die Kugel sprang, das Glück enteilte! Heineweg und Bierbohm sahen wie kleine Spieler aus, die mit geringem Einsatz, ein jeder nach seinem System, vom Glück das Tagegeld erpressen wollten. Dabei ging das Spiel um Menschen, um große Summen und um die Zukunft. Es war ein wichtiger Ausschluß, er hatte wichtige Fragen zu beraten, er sollte den Menschen Häuser bauen. Aber wie kompliziert war das schon! Durch gefährliche Strudel mußte jeder Vorschlag gelenkt werden, brachte man ihn gar als Antrag zu Papier, leicht scheiterte das Papierschifflein, strandete an einem der tausend Riffe, wurde leck und sank. Ministerien und andere Ausschüsse mischten sich ein, Fragen des Lastenausgleichs, des Kapitalmarkts, des Steuerrechts wurden berührt, die Zinspolitik war zu bedenken, die Eingliederung der Vertriebenen, die Entschädigung der Ausgebombten, das Recht der Besitzenden, die Versorgung der Verstümmelten, man konnte am Ländergesetz und am Städterecht anecken, und wie sollte man den Armen etwas geben, wenn niemand etwas hergeben wollte, wie durfte man enteignen, wenn das Grundgesetz das Eigentum bejahte, und wenn man sich dennoch entschloß, in bestimmten Fällen behutsam zu enteignen; so war wieder neuem Unrecht die Möglichkeit gegeben zu sein; geriet ein Ungeschickter in den Verhau der Paragraphen, war vielem Mißbrauch das Tor geöffnet. Keetenheuve vernahm Zahlen. Sie waren wie das Rauschen einer Wasserleitung vor seinem Ohr, eindrucksvoll und doch nichtssagend. Sechshundertfünfzig Millionen aus öffentlichen Mitteln. So viel aus zentralem Aufkommen. Sondermittel für Versuche; das waren nur fünfzehn Millionen. Aber dann gab es noch den Einlauf aus den Umstellungsgrundschulden. Korodin las die Zahlen vor, und zuweilen guckte er Keetenheuve an, als erwarte er von ihm einen Einspruch oder eine Zustimmung. Keetenheuve schwieg. Er konnte sich auf einmal zu Korodins Zahlen sowenig äußern wie der Zuschauer einer Zaubervorstellung zu den rätselvollen und eigentlich langweiligen Vorgängen auf der Bühne; er weiß, daß ein Trick angewandt und er getäuscht wird. Keetenheuve war von der Nation in diesen Ausschluß gesetzt, um aufzupassen, daß niemand hintergangen werde. Dennoch – für ihn war die Beratung jetzt nur noch ein verblüffender Zahlenzauber! Niemand würde die Millionen sehen, von denen Korodin sprach. Niemand hatte sie jemals gesehen. Selbst Korodin, der den Zahlenspek vorführte, hatte die Millionen nicht gesehen. Sie standen auf dem Papier, wurden auf dem Papier weitergereicht, und nur auf dem Papier wurden sie verteilt. Sie liefen durch unendlich viele Rechenmaschinen. Sie hetzten durch die Rechenmaschinen der Ministerien, der Rechnungshöfe, der Oberämter und der Nebenstellen, sie erschienen in den Kontorahmen der Banken, tauchten in den Bilanzen auf, verminderten sich, zerrannen, aber sie blieben Papier, eine Ziffer auf Papier, bis sie sich endlich irgendwann materialisierten und vierzig Mark in einer Lohntüte wurden und fünfzig gestohlene Pfennige für ein Indianerbuch in einer Knabenhand. So recht begriff es keiner. Selbst Stierides, der Bankier der Reichsten, begriff das magische Spiel der Zahlen nicht; aber er war Meister in einem Yoga, das seine Konten wachsen ließ. Keetenheuve wollte sich zu Wort melden. Konnte

man nicht etwas tun? Konnte man nicht die doppelte Größe durch die Rechenmaschinen laufen lassen, einen zweimal so großen Betrag als den vorgeschlagenen, und würden dann nicht auf einmal achtzig statt vierzig Mark in der Lohntüte liegen? Aber Keetenheuve wagte es nicht, so zu reden. Wieder blickte ihn Korodin erwartungsvoll, ja aufmunternd an, aber Keetenheuve wich seinem Blick aus. Er fürchtete sich vor seinen Fraktionsgenossen, er fürchtete Heineweg und Bierbohm, ihre Verwunderung und ihre Entrüstung. Keetenheuve sah Straßenbahnen über den Beratungstisch fahren, und die Straßenbahnen klingelten: Auch wir verdoppeln, wir verdoppeln unsern Tarif; und er sah die Bäcker demonstrieren: Doppelter Preis für das Brot; und er sah die Gemüsehändler die Preisschilder ändern für Kraut und Rüben. Die Verdoppelung der Papierzahlen nützte nichts. Die Lohntüte blieb immer schwach gefüllt. Das war ein ökonomisches Gesetz oder das eine Gesicht der Relativität. Keetenheuve hätte so gern mehr in die Lohntüte hineingetan; aber auch er sah nicht, wie es zu machen sei, und ihn schwindelte. Den ganzen Tag schon hatte er unter Schwindelanfällen gelitten.

Sie sprachen von Bergarbeiterwohnungen auf neuem Siedlungsland bei den Halden, und ein Sachverständiger hatte die Quadratmeter errechnet, die jedem Siedler zugebilligt werden sollten, und ein anderer Sachverständiger hatte sich ausgedacht, wie primitiv und wie billig man die Mauern ziehen könne. Korodin gehörten Anteile an den Gruben. Die Arbeiter förderten die Kohle zutage, und auf geheimnisvolle Weise verwandelte ihre Anstrengung Korodins Bankkonto. Die Arbeiter fuhren in den Schacht, und Korodin las seinen neuen Saldo. Die Arbeiter gingen müde heim. Sie gingen durch die Vorstadt, gingen vorbei an den Halden, die immer noch wuchsen wie die Gebirge in der Urzeit, schwarze Tafelberge, die das Gesicht der Landschaft veränderten und auf deren staubigen Kuppen schmutzige Kinder Mörder und Detektiv, Winnetou und Old Shatterhand spielten. So sah Keetenheuve den Bergmann das Siedlungshaus erreichen, das sie im Ausschuß berieten, das sie durchrechneten, das sie Gesetz werden ließen und für das sie die Mittel, die stolzen Ziffern auf dem Papier bewilligten. Der Bergmann betrat die von den Sachverständigen geforderten Mindestquadratmeter. Er teilte sie mit seiner Frau und seinen Kindern und mit Verwandten, die das Schicksal, Unglück und Arbeitslosigkeit plötzlich zu ihm getrieben hatten, und mit Schlafgängern, deren Geld er brauchte, um die Raten für die abscheulichen, die unpraktischen, die viel zu großen und zu großspurigen Möbel zu zahlen, für das Schlafzimmer »Erika«, das Wohnzimmer »Adolf«, diese Schreckenskammern und Hausfrauenträume in den Schaufenstern der Abzahlungsgeschäfte. Der Bergmann war zu Hause. Da sumnte es und sprach es, schrie, knarrte und quakte es aus Mündern und Lautsprechern, drang als Geschrei, Gekeif, Fluch, Klatsch und Gebuller, drang als Iphigenie auf Tauris und Totoansage durch des Sachverständigen Billigstmauern, und der Bergmann denkt zurück an die Grube, denkt sich zurück in den tiefen Schacht, denkt: Vor Ort, wenn die Preßluftbohrer surren, wenn das Gestein knirscht und bricht, ist es in dem Geratter still. Und viele zogen willig in den Krieg, weil sie ihren Alltag haßten, weil sie das häßliche enge Leben nicht mehr ertragen konnten, weil der Krieg mit seinen Schrecken auch Flucht und Befreiung war, die Möglichkeit des Reisens, die Möglichkeit des Sich-Entziehens, die Möglichkeit, in Rothschilds Villa zu wohnen. Überdruß erfüllte sie, ein verschwiegener Überdruß, der manchmal als Totschlag in Erscheinung trat, als Freitod, als scheinbar unbegreifliches Familiendrama, und doch war es nur der Überdruß am Lärm der Siedlungen, der Unmut über so viel Nähe, der Ekel vor den Gerüchen des Essens und der Verdauung, vor den Ausdünstungen der vielgetragenen Kleider und der eingelaugten Wäsche im Zuber, dem Bergmann wurde

übel vor dem Schweiß der Frau (er liebte sie), vor den Ausscheidungen der Kinder (er liebte sie), und wie ein Orkan umdröhnte ihn das unaufhörliche Gequatsch ihrer Lippen.

Heineweg und Bierbohm waren's zufrieden. Sie stimmten den Vorschlägen der Sachverständigen bei; sie bewilligten die Mindestkosten, die Mindestquadratmeter, die Mindestwohnung. Die Wohnung würde gebaut werden. Heineweg und Bierbohm waren für das Schrebergartenglück. Sie sahen kleine Giebelhäuser entstehen und hielten sie für gemütlich; sie sahen zufriedene Arbeiter klassenbewußt auf eigener Scholle säen, und durch das geöffnete Fenster drang aus dem Lautsprecher des Radios eine aufmunternde Rede Knurrewahns. *Unser die Zukunft, unser die Welt.* Und Korodin war's zufrieden. Er stimmte den Vorschlägen der Sachverständigen bei; er bewilligte die Mindestkosten, die Mindestquadratmeter, die Mindestwohnung. Die Wohnung würde gebaut werden. Auch Korodin war für das Schrebergartenglück der Arbeiter; auch ihn erfreuten romantische Giebelhäuser im Grünen; er sah aber die Türen und Fenster an Fronleichnam mit Birken geschmückt, aus dem Lautsprecher drang die Predigt des Bischofs, und zufriedene Arbeiter knieten im Vorgarten, fromm auf eigener Scholle, vor dem Allerheiligsten, das in der Prozession vorübergetragen wurde. *Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.* Sie waren für Beschwichtigung. Heineweg, Bierbohm und Korodin, sie waren feindliche Brüder; Sie wußten es nicht, daß sie Brüder im Geiste waren. Sie hielten sich für Feinde. Aber sie waren Brüder. Sie berauschten sich an der gleichen wässerigen Limonade.

Was wollte Keetenheuve? Jedes Dach war besser als keins. Er wußte es. Er kannte Barackenlager und Nissenhütten, er kannte Bunkerwohnungen, Trümmerunterkünfte, Nötherbergen, er kannte auch die Slums in London und die Kellergelasse im Chinesenviertel des Rotterdamer Hafens, und er wußte, daß die Mindestwohnung, die der Ausschuß bauen wollte, ein Fortschritt gegen dieses Elend war. Aber er mochte die Beschwichtigung nicht. Er sah kein Schrebergartenglück. Er meinte die Situation zu durchschauen: sie barg Gift und Bazillen. Was waren denn diese Siedlungen anders als die nationalsozialistischen Siedlungen der Kinderreichen, als SA- und SS-Siedlungen, nur billiger, nur enger, nur schäbiger, nur dürtiger? Und wenn man die Blaupausen betrachtete, es war der Nazistil, in dem weitergebaut wurde, und wenn man die Namen der Baumeister las, es waren die Nazibaumeister, die weiterbauten, und Heineweg und Bierbohm hießen den braunen Stil gut und fanden die Architekten in Ordnung. Das Programm des nationalsozialistischen Bundes der Kinderreichen war Heinewegs und Bierbohms Programm, es war ihre Bevölkerungsbeschwichtigung, es war ihr sozialer Fortschritt. Was wollte also Keetenheuve? Wollte er die Revolution? Welch großes, welch schönes, welch in Staub gestürztes Wort! Keetenheuve wollte die Revolution nicht, weil er sie gar nicht mehr wollen konnte – es gab sie ja nicht mehr. Die Revolution war tot. Sie war verdorrt. Die Revolution war ein Kind der Romantik, eine Krise der Pubertät. Sie hatte ihre Zeit gehabt. Ihre Möglichkeiten waren nicht genützt worden. Jetzt war sie ein Leichnam, ein trockenes Blatt im Herbarium der Ideen, ein toter Begriff, ein antiquiertes Wort aus dem Brockhaus, ohne Existenz in der täglichen Sprache, und nur ein enthusiastischer Jüngling mochte noch für eine Weile von der Revolution schwärmen, und sie war dann auch nichts als ein Schwärm- und Traumbegriff, eine duftlose Blume – nun ja, die blaue Herbariumsblume der Romantik. Die Zeit des zärtlichen Glaubens an Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, sie war vergangen *der Morgen Amerikas Walt Whitmans Gesänge die Kraft und die Genialität und dann war es Onanie die schwächte und zufrieden legte sich der Epigone ins breite Ehebett der gesetzlichen Ordnung den Kalender mit den fruchtbaren und unfruchtbaren Tagen der Frau auf dem Nachttisch neben dem Gummischutz und der Enzyklika aus Rom.* Korodin hatte über die Revo-

lution gesiegt, und er ahnte, daß er etwas verloren hatte. Heineweg und Bierbohm hatten über die Religion gesiegt, und sie ahnten, daß sie etwas preisgegeben hatten. Gemeinsam hatten sie die Religion und die Revolution entmannt. Der Teufel hatte jede soziale Gemeinschaft geholt und hielt sie fest in seinen Krallen. Es gab wohl noch Putsche, man teilte sie in heiße und kalte wie Punsch, aber der Trank wurde aus immer billigeren Surrogaten gebraut und machte den Völkern nur Kopfweh. Keetenheuve war nicht für Beschwichtigung. Er war dafür, der Gorgo ins Gesicht zu sehen. Er wollte den Blick vor dem Grauen nicht senken. Aber er wollte behaglich wohnen und dem Teufel etwas ablisten. Er war für das Glück in der Verzweiflung. Er war für Glück aus Komfort und Einsamkeit, er war für ein jedermann zugängliches einsames komfortables und verzweifelteres Glück in der nun einmal geschaffenen technischen Welt. Es war nicht nötig, daß man, wenn man traurig war, auch noch fror; es war nicht nötig, daß man, wenn man unglücklich war, auch noch hungerte; es war nicht nötig, daß man durch Schmutz wandelte, während man an das Nichts dachte. Und so wollte Keetenheuve den Arbeitern neue Häuser bauen, Corbusier-Hausungs-Maschinen, Wohnburgen der technischen Zeit, eine ganze Stadt in einem einzigen Riesenhaus mit künstlichen Höhengärten, künstlichem Klima, er sah die Möglichkeit, den Menschen vor Hitze und Kälte zu schützen, ihn von Staub und Schmutz zu befreien, von der Hausarbeit, vom Hauszank und allem Wohnungslärm. Keetenheuve wollte zehntausend unter ein Dach bringen, um sie voneinander zu isolieren, so wie die großen Städte den Menschen aus der Nachbarschaft heben, ihn allein sein lassen, ein einsames Raubtier, ein einsamer Jäger, ein einsames Opfer, so sollte jeder Raum in Keetenheuves Riesenbau gegen jeden anderen schallabgedichtet sein, und jeder sollte sich in seiner Kammer das ihm gemäße Klima einstellen, er konnte allein sein mit seinen Büchern, allein mit seinem Denken, allein mit seiner Arbeit, allein mit seinem Nichtstun, allein mit seiner Liebe, allein mit seiner Verzweiflung und allein in seiner menschlichen Ausdünstung.

Keetenheuve wollte aufstehen. Er wollte zu ihnen sprechen. Er wollte sie überzeugen, und vielleicht wollte er sie nur reizen, denn er glaubte nicht mehr, daß er sie überzeugen konnte. Er wünschte, daß neue Architekten, junge begeisterte Baumeister, neue Pläne zeichneten, eine mächtige Wohnstadt, welche die häßliche Landschaft der Halden, der Auswürfe der Gruben, des Kotes der Industrie, der Schrottplätze, der Abfallager in ein einziges strahlendes lichtfunkelndes Riesenhaus verwandeln sollte, das alle Kleinleutlichkeit der Stadtrand siedlungen, ihre Enge, ihre Dürftigkeit, ihren lächerlichen Besitzwahn, der gehätschelt wurde zur Beschwichtigung des sozialen Neides, die Versklavung der Frau an die Hausarbeit, die Versklavung des Mannes an die Familie, aufnehmen und aufheben mußte. Er wollte ihnen von seinem Turm berichten und von den tausend ingenios und komfortabel ausgestatteten Wohnungen der bewußten Einsamkeit, der stolz getragenen Verzweiflung. Keetenheuve wollte das profane Kloster bauen, die Eremitenzellen für den Massenmenschen. Er sah die Menschen, und er sah, daß sie sich an Illusionen festklammerten, an die sie schon lange nicht mehr glaubten. Eine dieser Illusionen war das Familienglück. Und dabei grauste es selbst Korodin heimzufahren (von Heineweg und Bierbohm zu schweigen, die Dreizimmerwohnungen hatten, von Hausrat und Menschen vollgestopft), heim in sein großes ererbtes Haus, heim zu den Gesellschaften, den schwachsinnigen und ermüdenden Orgien der Falschheit, die seine Frau, von einem Kobold genarrt, arrangierte und die ihn langweilten, heim zu der Selbstsucht seiner halberwachsenen Kinder, die ihn quälten und entsetzten, die behütet und doch wie Wildlinge aufwuchsen und die mit ihren kalten mitleidlosen Gesichtern ihm entgegentrotzten, ein

Antlitz, hinter dem sich Abscheu, Gier und Schmutz verbargen, und wie enttäuschten ihn selbst seine berühmten Bilder, die hochversicherten Holländer, ihre Landschaften mit tumben Stieren auf fetten Weiden, ihre geputzten blinkenden Interieurs, die Winterszenen mit Eislauf, Nebel und überfrorenen Wasserrädern, auch ihn ließen sie frieren, und so trieb er sich lieber in der Politik herum (aus einem guten Glauben, etwas tun zu müssen, denn seine Arbeit hatte man ihm genommen, in den Werken und Fabriken herrschten die Manager, die wußten, wie man die Belegschaft behandelt und wie man Rohlinge walzt, Korodin wußte es nicht) oder saß beunruhigt in Kirchen, besuchte den Bischof, gab sich mit Leuten wie Keetenheuve ab und ging abends gern über Friedhöfe. Sie würden Keetenheuve nicht verstehen. Sie würden seinen Turm für einen Turm zu Babel halten. Er schwieg. Korodin schaute ihn noch einmal auffordernd und über sein Schweigen enttäuscht an, und Heineweg und Bierbohm schauten ihn wieder an, auch sie enttäuscht und vorwurfsvoll, und sie dachten, was aus ihm geworden war, ein Wrack, ein schwer herzkranker Mann, wie schrecklich hatte er sich verändert, es war, als ob die Arbeit im parlamentarischen Kreis seine Kraft erschöpft habe, und sie erinnerten sich des früheren Keetenheuve, der, wie sie, mit ernstem Eifer das Notwendige getan hatte, der mitgeholfen hatte, die Opfer des grausamen Krieges zu nähren, sie zu kleiden, sie wieder in Häuser zu bringen, ihnen neue Hoffnung zu geben – was half's, und so beschlossen sie, alles Zahlenwerk neuerlich zu prüfen, alle Pläne noch einmal den Sachverständigen vorzulegen, und Heineweg sagte abschließend mit einem milden Blick auf Keetenheuve: »Ich glaube, wir sind heute wieder ein gutes Stück vorangekommen.«

Günter Grass

* 16. April 1927 Danzig (heute Gdańsk in Polen)

Er wuchs in Danzig als Sohn eines Kolonialwarenhändlers in einfachen Verhältnissen auf. Gegen Kriegsende wurde zur Waffen-SS eingezogen. Nach der Kriegsgefangenschaft Steinmetzerausbildung, dann Studium an der Kunstakademie in Düsseldorf. In den 1950er Jahren Ausstellungen von Plastiken und Graphiken, gleichzeitig erste literarische Versuche, Durchbruch 1959 mit *Die Blechtrommel*, Nobelpreis für Literatur 1999. Sein literarisches Werk vereint neuartige prosaische Ansätze, verdrängte und tabuisierte Themen der deutschen Geschichte, moralisierende Kritik der deutschen Gesellschaft. Seit den 1960er engagiert sich Grass politisch auf der Seite der SPD. Er lebt in der Nähe von Lübeck. Werke u. a.: (Romane) *Die Blechtrommel* (1959), *Katz und Maus* (1961), *Hundejahre* (1963), *Örtlich betäubt* (1969), *Unkenrufe* (1992), *Ein weites Feld* (1995), *Mein Jahrhundert* (1999), *Im Krebsgang* (2002), *Beim Häuten der Zwiebel. Erinnerungen*. (2006), *Die Box* (2008), *Unterwegs von Deutschland nach Deutschland. Tagebuch 1990* (2009).

DIE BLECHTROMMEL

GLAS, GLAS, GLÄSCHEN

Beschrieb ich soeben ein Foto, das Oskars ganze Figur mit Trommel, Trommelstöcken zeigt, und gab gleichzeitig kund, was für längstgereifte Entschlüsse Oskar während der Fotografiererei und angesichts der Geburtstagsgesellschaft um den Kuchen mit den drei Kerzen faßte, muß ich jetzt, da das Fotoalbum verschlossen neben mir schweigt, jene Dinge zur Sprache bringen, die zwar meine anhaltende Dreijährigkeit nicht erklären, sich aber dennoch – und von mir herbeigeführt – ereigneten.

Von Anfang an war mir klar: Die Erwachsenen werden dich nicht begreifen, werden dich, wenn du für sie nicht mehr sichtbar wachst, zurückgeblieben nennen, werden dich und ihr Geld zu hundert Ärzten schleppen, und wenn nicht deine Genesung, dann die Erklärung für deine Krankheit suchen. Ich mußte also, um die Konsultationen auf ein erträgliches Maß beschränken zu können, noch bevor der Arzt seine Erklärung abgab, meinerseits den plausiblen Grund fürs ausbleibende Wachstum liefern.

Ein sonniger Septembertag, mein dritter Geburtstag. Zarte, nachsommerliche Glasbläseerei, selbst Gretchen Schefflers Gelächter gedämpft. Mama am Klavier aus dem Zigeunerbaron intonierend, Jan hinter ihr und dem Schemelchen stehend, ihre Schulter berührend, die Noten studieren wollend. Matzerath schon das Abendbrot vorbereitend in der Küche. Großmutter Anna mit Hedwig Bronski und Alexander Scheffler zum Gemüschändler Greff hinrückend, weil Greff immer Geschichten wußte, Pfadfindergeschichten, in deren Verlauf sich Treue und Mut zu beweisen hatten; dazu eine Standuhr, die keine Viertelstunde des feingesponnenen Septembertages ausließ, und da alle gleich der Uhr so beschäftigt waren und sich vom Ungarnland des Zigeunerbarons über Greffs Vogesen durchwandernde Pfadfinder eine Linie an Matzeraths Küche vorbei, wo kaschubische Pfifferlinge mit Rührei und Bauchfleisch in der Pfanne erschranken, zum Laden hin durch den Korridor zog, folgte ich, leichthin auf meiner Trommel dröselnd, der Flucht, stand schon im Laden hinter dem Ladentisch: fern das Klavier, die Pfifferlinge und Vogesen, und bemerkte, daß die Falltür zum Keller offen stand, Matzerath, der eine Konservendose mit gemischtem Obst für den Nachttisch hochgeholt hatte, mochte vergessen haben, sie zu schließen.

Es bedurfte doch immerhin einer Minute, bis ich begriff, was die Falltür zu unserem Lagerkeller von mir verlangte. Bei Gott, keinen Selbstmord! Das wäre wirklich zu einfach gewesen. Das andere jedoch war schwierig, schmerzhaft, verlangte ein Opfer und trieb mir schon damals, wie immer, wenn mir ein Opfer abverlangt wird, den Schweiß auf die Stirn. Vor allen Dingen durfte meine Trommel keinen Schaden nehmen, wohlbehalten galt es, sie die sechzehn ausgetretenen Stufen hinab zu tragen und zwischen den Mehlsäcken, ihren unbeschädigten Zustand motivierend, zu placieren. Dann wieder hinauf bis zur achten Stufe, nein, eine tiefer, oder die fünfte täte es auch. Aber Sicherheit und glaubwürdiger Schaden ließen sich von dort herab nicht verbinden. Wieder hinauf, zu hoch hinauf auf die zehnte Stufe, und endlich von der neunten Stufe hinab stürzte ich mich, ein Regal voller Flaschen mit Himbeersirup mitreißend, kopfvoran auf den Zementboden unseres Lagerkellers.

Noch bevor sich meinem Bewußtsein die Gardine vorzog, bestätigte ich mir den Erfolg des Experimentes: Die mit Absicht herabgerissenen Himbeersirupflaschen lärmten genug, um Matzerath aus der Küche, Mama vom Klavier, den Rest der Geburtstagsgesellschaft aus den Vogesen in den Laden zur offenen Falltür und die Treppe hinunter zu locken.

Bevor sie kamen, ließ ich noch den Geruch des fließenden Himbeersirups auf mich wirken, nahm auch wahr, daß mein Kopf blutete und überlegte mir noch, während sie schon auf der Treppe waren, ob wohl Oskars Blut oder die Himbeeren so süß und müdemachend rochen, war aber heilfroh, daß alles geklappt und die Trommel dank meiner Vorsicht keinen Schaden genommen hatte.

Ich glaube, Greff trug mich hoch. Im Wohnzimmer erst tauchte Oskar wieder aus jener Wolke auf, die wohl zur Hälfte aus Himbeersirup und zur anderen Hälfte aus seinem jungen Blut bestand. Der Arzt war noch nicht da, Mama schrie und schlug Matzerath, der sie beruhigen wollte, mehrmals und nicht nur mit der Handfläche, auch mit dem Handrücken, ihn einen Mörder nennend, ins Gesicht.

Da hatte ich also – und die Ärzte haben es immer wieder bestätigt – mit einem einzigen, zwar nicht harmlosen, aber doch von mir wohl dosierten Sturz nicht nur den für die Erwachsenen so wichtigen Grund des ausbleibenden Wachstums geliefert, sondern als Zugabe und ohne es eigentlich zu wollen den guten harmlosen Matzerath zu einem schuldigen Matzerath gemacht. Er hatte die Falltür offen gelassen, ihm wurde von Mama alle Schuld aufgebürdet, und er hatte Gelegenheit, Jahre an dieser Schuld, die ihm Mama zwar nicht oft, aber dann unerbittlich vorwarf, zu tragen.

Mir brachte der Sturz vier Wochen Krankenhausaufenthalt ein und danach, bis auf die späteren Mittwochbesuche bei Dr. Hollatz, verhältnismäßige Ruhe vor den Ärzten; schon anläßlich meines ersten Trommlertages war es mir gelungen, der Welt ein Zeichen zu geben, mein Fall war geklärt, bevor die Erwachsenen ihn dem wahren, von mir bestimmten Sachverhalt nach begriffen hatten. Fortan hieß es: An seinem dritten Geburtstag stürzte unser kleiner Oskar die Kellertreppe hinunter, blieb zwar sonst beieinander, nur wachsen wollte er nicht mehr.

Und ich begann zu trommeln. Unser Mietshaus zählte vier Etagen. Vom Parterre bis zu den Bodenverschlagen trommelte ich mich hoch und wieder treppab. Vom Labesweg zum Max-Halbe-Platz, von dort nach Neuschottland, Anton-Möller-Weg, Marienstraße, Kleinhammerpark, Aktienbierbrauerei, Aktienteich, Fröbelwiese, Pestalozzischule, Neuer Markt und wieder hinein in den Labesweg. Meine Trommel hielt das aus, die Erwachsenen weniger, wollten meiner Trommel ins Wort fallen, wollten meinem Blech im Wege sein, wollten meinen Trommelstöcken ein Bein stellen – aber die Natur sorgte für mich.

Die Fähigkeit, mittels einer Kinderblechtrommel zwischen mir und den Erwachsenen eine notwendige Distanz ertrommeln zu können, zeitigte sich kurz nach dem Sturz von der Kellertreppe fast gleichzeitig mit dem Lautwerden einer Stimme, die es mir ermöglichte, in derart hoher Lage anhaltend und vibrierend zu singen, zu schreien oder schreiend zu singen, daß niemand es wagte, mir meine Trommel, die ihm die Ohren welk werden ließ, wegzunehmen; denn wenn mir die Trommel genommen wurde, schrie ich, und wenn ich schrie, zersprang Kostbarstes: Ich war in der Lage, Glas zu zersingen; mein Schrei tötete Blumenvasen; mein Gesang ließ Fensterscheiben ins Knie brechen und Zugluft regieren; meine Stimme schnitt gleich einem keuschen und deshalb unerbittlichen Diamanten Vitrinen auf und verging sich im Inneren der Vitrinen, ohne dabei die Unschuld zu verlieren, an harmonischen, edel gewachsenen, von lieber Hand geschenkten, leicht verstaubten Likörgläsern.

Es dauerte nicht lange, und meine Fähigkeiten wurden in unserer Straße, vom Bröse-ner Weg bis zur Siedlung am Flugplatz, also im ganzen Quartier bekannt. Sahen mich die Kinder der Nachbarschaft, deren Spiele wie »Saurer Hering, eins, zwei, drei« oder »Ist die Schwarze Köchin da« oder »Ich sehe was, was du nicht siehst« meine Anteilnahme nicht fanden, plärrte auch schon ein ganzer ungewaschener Chor:

Glas, Glas, Gläschen,
Zucker ohne Bier,
Frau Holle macht das Fenster auf
und spielt Klavier.

Gewiß ein dummer und nichtssagender Kindervers. Mich störte das Liedchen kaum, wenn ich hinter meiner Trommel mitten hindurch, durch Gläschen und Frau Holle stampfte, dabei den einfältigen Rhythmus, der ja nicht ohne Reiz ist, aufnahm und Glas, Glas, Gläschen trommelnd, ohne ein Rattenfänger zu sein, die Kinder nachzog.

Auch heute noch, etwa wenn Bruno die Scheiben meines Zimmerfensters putzt, räume ich diesem Vers und Rhythmus auf meiner Trommel ein Plätzchen ein.

Störender als das Spottlied der Nachbarskinder und ärgerlicher, besonders für meine Eltern, war die kostspielige Tatsache, daß mir oder vielmehr meiner Stimme jede in unserem Viertel von mutwilligen, unerzogenen Rowdys zerworfene Fensterscheibe zur Last gelegt wurde. Anfangs bezahlte Mama auch treu und brav die zumeist mit Katapultschleudern zertrümmerten Küchenfensterscheiben, dann endlich begriff auch sie mein Stimmphänomen, forderte bei Schadenansprüchen Beweise und machte dabei sachlich kühlgraue Augen. Die Leute der Nachbarschaft taten mir wirklich unrecht. Nichts war zu dem Zeitpunkt verfehlter, als anzunehmen, es besäße mich kindliche Zerstörungswut, ich fände das Glas oder Glasprodukte auf jene unerklärliche Art hassenswert, wie eben Kinder manchmal ihre dunklen und planlosen Abneigungen in wütigen Amokläufen demonstrieren. Nur wer spielt, zerstört mutwillig. Ich spielte nie, ich arbeitete auf meiner Trommel, und was meine Stimme anging, gehorchte diese vorerst nur der Notwehr. Allein Sorge um den Fortbestand meiner Arbeit auf der Trommel hieß mich, meine Stimmbänder so zielstrebig zu gebrauchen. Wenn es mir möglich gewesen wäre, mit den gleichen Tönen und Mitteln etwa langweilige, kreuz und quer bestickte, Gretchen Schefflers Musterphantasie entsprungene Tischtücher zu zerschneiden oder die düstere Politur vom Klavier zu lösen, hätte ich alles Gläserne mit Freude heil und klangvoll belassen. Doch meiner Stimme blieben Tischdecken und Polituren gleichgültig. Weder gelang es mir, mit unermüdlichem Schrei das Tapetenmuster zu löschen, noch mit zwei langgezogenen, auf und ab schwellenden, sich steinzeitlich mühsam aneinander reibenden Tönen Wärme bis Hitze zu erzeugen, endlich den Funken springen zu lassen, der nötig gewesen wäre, die zundertrockenen, tabakrauchgewürzten Gardinen vor den beiden Fenstern des Wohnzimmers zu dekorativen Flammen werden zu lassen. Keinem Stuhl, auf dem etwa Matzerath oder Alexander Scheffler saßen, sang ich das Bein ab. Gerne hätte ich mich harmloser und weniger wunderbar gewehrt, aber nichts Harmloses wollte mir dienen, einzig das Glas hörte auf mich und mußte dafür bezahlen.

Die erste erfolgreiche Darbietung dieser Art bot ich kurz nach meinem dritten Geburtstag. Ich besaß die Trommel damals vielleicht reichliche vier Wochen und hatte sie während dieser Zeit, fleißig wie ich war, kaputt geschlagen. Zwar hielt die weißrot geflammte Einfassung noch Trommelboden und Trommelfläche zusammen, aber das Loch in der Mitte der tonangehenden Seite ließ sich nicht mehr übersehen, wurde, da ich den Trommelboden verschmähte, auch immer größer, franste aus, bekam zackige, scharfe Ränder, dünngetrommelte Blechteilchen splitterten ab, fielen ins Innere der Trommel, klapperten mißgelaunt bei jedem Schlag mit, und überall auf dem Teppich des Wohnzimmers und auf den rotbraunen Dielen des Schlafzimmers schimmerten weiße Lackpartikel, die es auf meinem gemarterten Trommelblech nicht mehr hatten aushalten wollen.

Man befürchtete, ich würde mich an den gefährlich scharfen Blechkanten reißen. Besonders Matzerath, der nach meinem Sturz von der Kellertreppe Vorsicht mit Vorsicht überbot, riet mir Vorsicht beim Trommeln an. Da ich mit den Pulsadern tatsächlich immer und in heftigster Bewegung dem gezackten Kraterrand nahe war, muß ich zugeben, daß Matzeraths Befürchtungen zwar übertrieben, doch nicht ganz grundlos waren. Nun hätte man mit einer neuen Trommel alle Gefahr aus dem Wege räumen können; sie aber dachten gar nicht an eine neue Trommel, wollten mir mein gutes altes Blech, das mit mir stürzte, ins Krankenhaus kam und mit mir gleichzeitig entlassen wurde, das mit mir treppauf treppab, das mit mir auf Kopfsteinpflaster und Bürgersteigen, durch »Saurer Hering, eins, zwei,

dreier hindurch und an »Ich sehe was, was du nicht siehst«, an der »Schwarzen Köchin« vorbei, dieses Blech wollten sie mir wegnehmen und keinen Ersatz heranschaffen. Dumme Schokolade sollte mich ködern. Mama hielt sie und machte einen spitzen Mund dabei. Matzerath war es, der mit gemachter Strenge nach meinem invaliden Instrument griff. Ich klammerte mich an das Wrack. Er zog. Schon ließen meine gerade fürs Trommeln bemessenen Kräfte nach. Langsam entglitt mir eine rote Flamme nach der anderen, schon wollte mir das Rund der Einfassung entschlüpfen, da gelang Oskar, der bis zu jenem Tage als ein ruhiges, fast zu braves Kind gegolten hatte, jener erste zerstörerische und wirksame Schrei: Die runde geschliffene Scheibe, die das honiggelbe Zifferblatt unserer Standuhr vor Staub und sterbenden Fliegen schützte, zersprang, fiel, teilweise nochmals zerscherbend, auf die braunroten Dielen – denn der Teppich reichte nicht ganz bis zur Standfläche der Uhr hin. Das Innere des kostbaren Werkes nahm jedoch keinen Schaden: Ruhig setzte das Pendel – wenn man so von einem Pendel sagen kann – seinen Weg fort, desgleichen die Zeiger. Nicht einmal das Läutwerk, das sonst empfindlich, ja fast hysterisch auf den geringsten Stoß, auf draußen vorbeirollende Bierwagen reagierte, zeigte sich durch meinen Schrei beeindruckt; allein die Scheibe sprang, jedoch zersprang sie gründlich.

»Die Uhr ist kaputt!« rief Matzerath und ließ die Trommel los. Mit knappem Blick überzeugte ich mich, daß mein Schrei der eigentlichen Uhr keinen Schaden angetan hatte, daß nur das Glas hinüber war. Für Matzerath jedoch, auch für Mama und Onkel Jan Bronski, der an jenem Sonntagnachmittag seine Visite machte, schien mehr als das Glas vorm Zifferblatt kaputt zu sein. Bleich und mit hilflos verrutschten Blicken äugten sie einander an, tasteten nach dem Kachelofen, hielten sich am Klavier und Büfett, wagten sich nicht vom Fleck, und Jan Bronski bewegte trockene Lippen unter flehentlich verdrehtem Auge, daß ich noch heute glaube, des Onkels Bemühungen galten dem Wortlaut eines Hilfe und Erbarmen fordernden Gebetes, wie etwa: Oh, du Lamm Gottes, du nimmst hinweg die Sünden der Welt – Miserere nobis. Und diesen Text dreimal und hernach noch ein: Oh Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach; aber sprich nur ein Wort ...

Natürlich sprach der Herr kein Wort. Es war ja auch nicht die Uhr kaputt, nur das Glas. Es ist aber das Verhältnis der Erwachsenen zu ihren Uhren höchst sonderbar und kindisch in jenem Sinne, in welchem ich nie ein Kind gewesen bin. Dabei ist die Uhr vielleicht die großartigste Leistung der Erwachsenen. Aber wie es nun einmal ist: Im selben Maß wie die Erwachsenen Schöpfer sein können und bei Fleiß, Ehrgeiz und einigem Glück auch sind, werden sie gleich nach der Schöpfung Geschöpfe ihrer eigenen epochemachenden Erfindungen.

Dabei ist die Uhr nach wie vor nichts ohne den Erwachsenen. Er zieht sie auf, er stellt sie vor oder zurück, er bringt sie zum Uhrmacher, damit der sie kontrolliere, reinige und notfalls repariere. Ähnlich wie beim Kuckucksruf, der zu früh ermüdet, beim umgestürzten Salzfaßchen, bei Spinnen am Morgen, schwarzen Katzen von links, beim Ölbild des Onkels, das von der Wand fällt, weil sich der Haken im Putz lockerte, ähnlich wie beim Spiegel sehen die Erwachsenen hinter und in der Uhr mehr, als eine Uhr darzustellen vermag.

Mama, die trotz einiger schwärmerisch phantastischer Züge den nüchternsten Blick hatte, auch leichtsinnig, wie sie sein konnte, jedes vermeintliche Zeichen stets zu ihrem Besten wertete, fand damals das erlösende Wort.

»Scherben bringen Glück!« rief sie fingerschnalzend, holte Kehrblech und Handfeger und kehrte die Scherben oder das Glück zusammen.

Ich habe, wenn ich mich auf Mamas Worte berufen will, meinen Eltern, den Verwandten, bekannten und auch unbekannten Leuten viel Glück gebracht, indem ich jedem, der

mir meine Trommel wegnehmen wollte, Fensterscheiben, volle Biergläser, leere Bierflaschen, den Frühling freigebende Parfumflakons, Kristallschalen mit Zierobst, kurz, alles was gläsern aus Glashütten dank Glasbläters Atem hervorgebracht wurde, teils nur mit Glases Wert, teils als künstlerische Gläschen auf den Markt kam, zerschrie, zersang, zerscherbte.

Um nicht allzuviel Schaden anzurichten, denn ich liebte und liebe heute noch schöngeformte Glasprodukte, zermürbte ich, wenn man mir abends meine Blechtrommel nehmen wollte, die ja zu mir ins Bettchen gehörte, eine oder mehrere Glühbirnen unserer viermal sich Mühe gebenden Wohnzimmerhängelampe. So versetzte ich an meinem vierten Geburtstag, Anfang September achtundzwanzig, die versammelte Geburtstagsgesellschaft, die Eltern, die Bronskis, die Großmutter Koljaiczek, Schefflers und Greffs, die mir alles mögliche geschenkt hatten, Bleisoldaten, ein Segelschiff, ein Feuerwehrauto – nur keine Blechtrommel; sie alle, die da haben wollten, daß ich mich mit Bleisoldaten abgäbe, daß ich den Irrsinn einer Feuerwehr spielsenswert fände, die mir meine zerschlagene aber brave Trommel nicht gönnten, die mir das Blech nehmen und dafür das alberne, oben drein unsachgemäß mit Segeln besetzte Schiffchen in die Hände drücken wollten, alle die da Augen hatten, um mich und meine Wünsche zu übersehen, versetzte ich mit einem rundlaufenden, alle vier Glühbirnen unserer Hängelampe tötenden Schrei in vorweltliche Finsternis.

Wie nun Erwachsene einmal sind: Nach den ersten Schreckensrufen, fast inbrünstigem Verlangen nach Wiederkehr des Lichtes, gewöhnten sie sich an die Dunkelheit, und als meine Großmutter Koljaiczek, die als einzige außer dem kleinen Stephan Bronski der Finsternis nichts abgewinnen konnte, mit dem plärrenden Stephan am Rock Talgkerzen aus dem Laden holte und mit brennenden Kerzen, das Zimmer aufhellend, zurückkam, zeigte sich die restliche, stark angetrunkene Geburtstagsgesellschaft in merkwürdiger Paarung.

Heinrich Böll

* 21. Dezember 1917 Köln † 16. Juli 1985 Kreuzau-Langenbroich

Gilt als einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller der Nachkriegszeit. Die Kriegsjahre erlebte er als Soldat der Wehrmacht, nach dem Krieg nahm er seine schriftstellerischen Versuche aus der Vorkriegszeit auf. Erste Kurzgeschichten erschienen 1947 in Zeitschriften, der Band *Wanderer, kommst du nach Spa...* (1950) begründete seinen Ruhm als Kurzgeschichtenautor. In der schöpferischsten Phase seines Lebens entstehen solche Werke, wie u.a. *Wo warst du, Adam?* (1951), *Und sagte kein einziges Wort* (1953), *Haus ohne Hüter* (1954), *Irishes Tagebuch* (1957), *Doktor Murkes gesammeltes Schweigen und andere Satiren* (1958), *Billard um halbzehn* (1959), *Ansichten eines Clowns* (1963) und *Ende einer Dienstfahrt* (1966). 1972 erhielt Böll den Nobelpreis für Literatur.

ANSICHTEN EINES CLOWNS

[...] Ich glaube, es gibt niemanden auf der Welt, der einen Clown versteht, nicht einmal ein Clown versteht den anderen, da ist immer Neid oder Mißgunst im Spiel. Marie war nah daran, mich zu verstehen, ganz verstand sie mich nie. Sie meinte immer, ich müßte als »schöpferischer Mensch« ein »brennendes Interesse« daran haben, soviel Kultur wie möglich aufzunehmen. Ein Irrtum. Ich würde natürlich sofort ein Taxi nehmen, wenn ich

abends frei hätte und erführe, daß irgendwo Beckett gespielt wird, und ich gehe auch hin und wieder ins Kino, wenn ich genau überlege, sogar oft, und immer nur in Filme, die auch für Sechsjährige zugelassen sind. Marie konnte das nie verstehen, ein großer Teil ihrer katholischen Erziehung bestand eben doch nur aus psychologischen Informationen und einem mystisch verbrämten Rationalismus, im Rahmen des »Laßt sie Fußball spielen, damit sie nicht an Mädchen denken«. Dabei dachte ich so gern an Mädchen, später immer nur an Marie. Ich kam mir manchmal schon wie ein Unhold vor. Ich gehe gern in diese Filme für Sechsjährige, weil darin von dem Erwachsenenkitsch mit Ehebruch und Ehescheidung nichts vorkommt. In den Ehebruchs- und Ehescheidungsfilmen spielt immer irgend jemandes Glück eine so große Rolle. »Mach mich glücklich, Liebling« oder »Willst du denn meinem Glück im Wege stehen?« Unter Glück, das länger als eine Sekunde, vielleicht zwei, drei Sekunden dauert, kann ich mir nichts vorstellen. Richtige Hurenfilme sehe ich wieder ganz gern, aber es **gibt** so wenige. Die meisten sind so anspruchsvoll, daß man gar nicht merkt, daß es eigentlich Hurenfilme sind. Es gibt noch eine Kategorie von Frauen, die nicht Huren und nicht Ehefrauen sind, die barmherzigen Frauen, aber sie werden in den Filmen vernachlässigt. In den Filmen, die für Sechsjährige zugelassen sind, wimmelt es meistens von Huren. Ich habe nie begriffen, was die Ausschüsse, die die Filme einstufen, sich dabei denken, wenn sie solche Filme für Kinder zulassen. Die Frauen in diesen Filmen sind entweder von Natur Huren oder sind es nur im soziologischen Sinn; barmherzig sind sie fast nie. Da tanzen in irgendeinem Wildwest-Tingeltangel Blondinen Cancan, rauhe Cowboys, Goldgräber oder Trapper, die zwei Jahre lang in der Einsamkeit hinter Stinktieren her gewesen sind, schauen den hübschen, jungen Blondinen beim Cancantanzen zu, aber wenn diese Cowboys, Goldgräber, Trapper dann hinter den Mädchen hergehen und mit auf deren Zimmer wollen, kriegen sie meistens die Tür vor der Nase zugeknallt, oder irgendein brutales Schwein boxt sie unbarmherzig nieder. Ich denke mir, daß damit etwas wie Tugendhaftigkeit ausgedrückt werden soll. Unbarmherzigkeit, wo Barmherzigkeit das einzig Menschliche wäre. Kein Wunder, daß die armen Hunde dann anfangen, sich zu prügeln, zu schießen, – es ist wie das Fußballspielen im Internat, nur, da es erwachsene Männer sind, unbarmherziger. Ich verstehe die amerikanische Moral nicht. Ich denke mir, daß dort eine barmherzige Frau als Hexe verbrannt würde, eine Frau, die es nicht für Geld und nicht aus Leidenschaft für den Mann tut, nur aus Barmherzigkeit mit der männlichen Natur. Besonders peinlich finde ich Künstlerfilme. Künstlerfilme werden wohl meistens von Leuten gemacht, die van Gogh für ein Bild nicht einmal ein ganzes, sondern nur ein halbes Paket Tabak gegeben und später auch das noch bereut hätten, weil ihnen klargeworden wäre, daß er es ihnen für eine Pfeife Tabak auch gegeben hätte. In Künstlerfilmen wird das Leiden der Künstlerseele, die Not und das Ringen mit dem Dämon immer in die Vergangenheit verlegt. Ein lebender Künstler, der keine Zigaretten hat, keine Schuhe für seine Frau kaufen kann, ist uninteressant für die Filmleute, weil noch nicht drei Generationen von Schwätzern ihnen bestätigt haben, daß er ein Genie ist. Eine Generation von Schwätzern würde ihnen nicht ausreichen. »Das ungestüme Suchen der Künstlerseele.« Sogar Marie glaubte daran. Peinlich, es gibt so etwas Ähnliches, man sollte es nur anders nennen. Was ein Clown braucht, ist Ruhe, die Vortäuschung von dem, was andere Leute Feierabend nennen. Aber diese anderen Leute begreifen eben nicht, daß die Vortäuschung von Feierabend für einen Clown darin besteht, seine Arbeit zu vergessen, sie begreifen es nicht, weil sie sich, was für sie wieder vollkommen natürlich ist, erst an *ihrem* Feierabend mit sogenannter Kunst beschäftigen. Ein Problem für sich sind die künstlerischen Menschen, die an

nichts anderes als Kunst denken, aber keinen Feierabend brauchen, weil sie nicht arbeiten. Wenn dann einer anfängt, einen künstlerischen Menschen zum Künstler zu ernennen, entstehen die peinlichsten Mißverständnisse. Die künstlerischen Menschen fangen immer genau dann von Kunst an, wenn der Künstler gerade das Gefühl hat, so etwas wie Feierabend zu haben. Sie treffen meistens den Nerv ganz genau; in diesen zwei, drei, bis zu fünf Minuten, wo der Künstler die Kunst vergißt, fängt ein künstlerischer Mensch von van Gogh, Kafka, Chaplin oder Beckett an. In solchen Augenblicken möchte ich am liebsten Selbstmord begehen – wenn ich anfangs, *nur* an die Sache zu denken, die ich mit Marie tue, oder an Bier, fallende Blätter im Herbst, an Mensch-ärgere-dich-nicht oder an etwas Kitschiges, vielleicht Sentimentales, fängt irgendein Fredebeul oder Sommerwild von Kunst an. Genau in dem Augenblick, wo ich das ungeheuer erregende Gefühl habe, ganz normal zu sein, auf eine so spießige Weise normal wie Karl Emonds, fangen Fredebeul oder Sommerwild von Claudel oder Ionesco an. Ein bißchen davon hat auch Marie, früher weniger, in der letzten Zeit mehr. Ich merkte es, als ich ihr erzählte, daß ich anfangen würde, Lieder zur Gitarre zu singen. Es traf, wie sie sagte, ihren ästhetischen Instinkt. Der Feierabend des Nichtkünstlers ist die Arbeitszeit eines Clowns. Alle wissen, was Feierabend ist, vom hochbezahlten Manager bis zum einfachsten Arbeiter, ob diese Burschen Bier trinken oder in Alaska Bären schießen, ob sie Briefmarken sammeln, Impressionisten oder Expressionisten (eins ist sicher, wer Kunst *sammelt*, ist kein Künstler). – Schon die Art, wie sie sich ihre Feierabendzigarette anstecken, eine bestimmte Miene aufsetzen, kann mich zur Raserei bringen, weil ich dieses Gefühl gerade gut genug kenne, sie um die Dauer des Gefühls zu beneiden. Es gibt Augenblicke des Feierabends für einen Clown – dann mag er die Beine ausstrecken und für eine halbe Zigarette lang wissen, was Feierabend ist. Mörderisch ist der sogenannte Urlaub: Das kennen die anderen offenbar für drei, vier, sechs Wochen! Marie hat ein paarmal versucht, mir dieses Gefühl zu verschaffen, wir fuhren an die See, ins Binnenland, in Bäder, ins Gebirge, ich wurde schon am zweiten Tag krank, war von oben bis unten mit Pusteln bedeckt, und meine Seele war voller Mordgedanken. Ich denke, ich war krank vor Neid. Dann kam Marie auf den fürchterlichen Gedanken, mit mir Ferien zu machen an einem Ort, wo Künstler Urlaub machen. Natürlich waren es lauter künstlerische Menschen, und ich hatte am ersten Abend schon eine Schlägerei mit einem Schwachsinnigen, der im Filmgewerbe eine große Rolle spielt und mich in ein Gespräch über Grock und Chaplin und den Narren in Shakespeares Dramen verwickelte. Ich wurde nicht nur ganz schön zusammengeschlagen (diese künstlerischen Menschen, die es fertigbringen, von kunstähnlichen Berufen gut zu leben, arbeiten ja nicht und strotzen vor Kraft), ich bekam auch eine schwere Gelbsucht. Sobald wir aus diesem fürchterlichen Nest heraus waren, wurde ich rasch wieder gesund.

Was mich so unruhig macht, ist die Unfähigkeit, mich zu beschränken oder, wie mein Agent Zohnerer sagen würde, zu konzentrieren. Meine Nummern sind zu sehr gemischt aus Pantomime, Artistik, Clownerie – ich wäre ein guter Pierrot, könnte aber auch ein guter Clown sein, und ich wechsele meine Nummern zu oft. Wahrscheinlich hätte ich mit den Nummern katholische und evangelische Predigt, Aufsichtsratssitzung, Straßenverkehr und ein paar anderen jahrelang leben können, aber wenn ich eine Nummer zehn- oder zwanzigmal gezeigt habe, wird sie mir so langweilig, daß ich mitten im Ablauf Gähnanfälle bekomme, buchstäblich, ich muß meine Mundmuskulatur mit äußerster Anspannung disziplinieren. Ich langweile mich über mich selbst. Wenn ich mir vorstelle, daß es Clowns gibt, die dreißig Jahre lang dieselben Nummern vorführen, wird mir so bang ums Herz, als wenn ich dazu verdammt wäre, einen ganzen Sack Mehl mit einem Löffel

leerzuessen. Mir muß eine Sache Spaß machen, sonst werde ich krank. Plötzlich fällt mir ein, ich könnte möglicherweise auch jonglieren oder singen: alles Ausflüchte, um dem täglichen Training zu entfliehen. Mindestens vier, möglichst sechs Stunden Training, besser noch länger. Ich hatte auch das in den vergangenen sechs Wochen vernachlässigt und mich täglich mit ein paar Kopfständen, Handständen und Purzelbäumen begnügt und auf der Gummimatte, die ich immer mit mir herumschleppe, ein bißchen Gymnastik gemacht. Jetzt war das verletzte Knie eine gute Entschuldigung, auf der Couch zu liegen, Zigaretten zu rauchen und Selbstmitleid zu inhalieren. Meine letzte neue Pantomime Ministerrede war ganz gut gewesen, aber ich war es leid zu karikieren und kam doch über eine bestimmte Grenze nicht hinaus. Alle meine lyrischen Versuche waren gescheitert. Es war mir noch nie gelungen, das Menschliche darzustellen, ohne furchtbaren Kitsch zu produzieren. Meine Nummern Tanzendes Paar und Schulgang und Heimkehr aus der Schule waren wenigstens artistisch noch passabel. Als ich aber dann Lebenslauf eines Mannes versuchte, fiel ich doch wieder in die Karikatur. Marie hatte recht, als sie meine Versuche, Lieder zur Gitarre zu singen, als Fluchtversuch bezeichnete. Am besten gelingt mir die Darstellung alltäglicher Absurditäten: Ich beobachte, addiere diese Beobachtungen, potenziere sie und ziehe aus ihnen die Wurzel, aber mit einem anderen Faktor als mit dem ich sie potenziert habe. In jedem größeren Bahnhof kommen morgens Tausende Menschen an, die in der Stadt arbeiten – und es fahren Tausende aus der Stadt weg, die außerhalb arbeiten. Warum tauschen diese Leute nicht einfach ihre Arbeitsplätze aus? Oder die Autoschlängen, die sich in Hauptverkehrszeiten aneinander vorbeiquälen. Austausch der Arbeits- oder Wohnplätze, und die ganze überflüssige Stinkerei, das dramatische Mit-den-Armen-Rudern der Polizisten wäre zu vermeiden: Es wäre so still auf den Straßenkreuzungen, daß sie dort Mensch-ärgere-dich-nicht spielen könnten. Ich machte aus dieser Beobachtung eine Pantomime, bei der ich nur mit Händen und Füßen arbeite, mein Gesicht unbewegt und schneeweiß immer in der Mitte bleibt, und es gelingt mir, mit meinen vier Extremitäten den Eindruck einer ungeheuren Quantität von überstürzter Bewegung zu erwecken. Mein Ziel ist: möglichst wenig, am besten gar keine Requisiten. Für die Nummer Schulgang und Heimkehr von der Schule brauche ich nicht einmal einen Ranzen; die Hand, die ihn hält, genügt, ich renne vor bimmelnden Straßenbahnen im letzten Augenblick über die Straße, springe auf Busse, von diesen ab, werde durch Schaufenster abgelenkt, schreibe mit Kreide orthographisch Falsches an Häuserwände, stehe – zu spät gekommen – vor dem scheltenden Lehrer, nehme den Ranzen von der Schulter und schleiche mich in die Bank. Das Lyrische in der kindlichen Existenz darzustellen, gelingt mir ganz gut: Im Leben eines Kindes hat das Banale Größe, es ist fremd, ohne Ordnung, immer tragisch. Auch ein Kind hat nie Feierabend als Kind; erst wenn die »Ordnungsprinzipien« angenommen werden, fängt der Feierabend an. Ich beobachte jede Art der Feierabendäußerung mit fanatischem Eifer: wie ein Arbeiter die Lohntüte in die Tasche steckt und auf sein Motorrad steigt, wie ein Börsenjobber endgültig den Telefonhörer aus der Hand legt, sein Notizbuch in die Schublade legt, diese abschließt oder eine Lebensmittelverkäuferin die Schürze ablegt, sich die Hände wäscht und vor dem Spiegel ihr Haar und ihre Lippen zurechtmacht, ihre Handtasche nimmt – und weg ist sie, es ist also menschlich, daß ich mir oft wie ein Unmensch vorkomme, weil ich den Feierabend nur als Nummer vorführen kann. Ich habe mich mit Marie darüber unterhalten, ob ein Tier wohl Feierabend haben könnte, eine Kuh, die wiederkäut, ein Esel, der dösend am Zaun steht. Sie meinte, Tiere, die arbeiten und also Feierabend hätten, wären eine Blasphemie. Schlaf wäre so etwas wie Feierabend, eine großartige Ge-

meinsamkeit zwischen Mensch und Tier, aber das Feierabendliche am Feierabend wäre ja, daß man ihn ganz bewußt erlebt. Sogar Ärzte haben Feierabend, neuerdings sogar die Priester. Darüber ärgere ich mich, sie dürften keinen haben und müßten wenigstens das am Künstler verstehen. Von Kunst brauchen sie gar nicht zu verstehen, nichts von Sendung, Auftrag und solchem Unsinn, aber von der Natur des Künstlers. Ich habe mich mit Marie immer darüber gestritten, ob der Gott, an den sie glaubt, wohl Feierabend habe, sie behauptete immer ja, holte das Alte Testament heraus und las mir aus der Schöpfungsgeschichte vor: Und am siebten Tage ruhte Gott. Ich widerlegte sie mit dem Neuen Testament, meinte, es könnte ja sein, daß der Gott im Alten Testament Feierabend gehabt habe, aber ein Christus mit Feierabend wäre mir unvorstellbar. Marie wurde blaß, als ich das sagte, gab zu, daß ihr die Vorstellung eines Christus mit Feierabend blasphemisch vorkomme, er habe gefeiert, aber wohl nie Feierabend gehabt.

Schlafen kann ich wie ein Tier, meistens traumlos, oft nur für Minuten, und habe doch das Gefühl, eine Ewigkeit lang weg gewesen zu sein, als hätte ich den Kopf durch eine Wand gesteckt, hinter der dunkle Unendlichkeit liegt, Vergessen und ewiger Feierabend, und das, woran Henriette dachte, wenn sie plötzlich den Tennisschläger auf den Boden, den Löffel in die Suppe fallen ließ oder mit einem kurzen Schwung die Spielkarten ins Feuer warf: nichts. Ich fragte sie einmal, woran sie denke, wenn es über sie käme, und sie sagte: »Weißt du es wirklich nicht?« – »Nein«, sagte ich, und sie sagte leise: »An nichts, ich denke an nichts.« Ich sagte, man könne doch gar nicht an nichts denken, und sie sagte: »Doch, das kann man, ich bin dann plötzlich ganz leer und doch wie betrunken, und ich möchte am liebsten auch noch die Schuhe abwerfen und die Kleider – ohne Ballast sein.« Sie sagte auch, es sei so großartig, daß sie immer darauf warte, aber es käme nie, wenn sie drauf warte, immer ganz unerwartet, und es sei wie eine Ewigkeit. Sie hatte es auch ein paarmal in der Schule gehabt, ich erinnere mich der heftigen Telefongespräche meiner Mutter mit der Klassenlehrerin und des Ausdrucks: »Ja, ja, hysterisch, das ist das Wort – und bestrafen Sie sie hart.«

Ich habe ein ähnliches Gefühl der großartigen Leere manchmal beim Mensch-ärgere-dich-nicht-Spielen, wenn es über drei, vier Stunden lang dauert; allein die Geräusche, das Klappern des Würfels, das Tappen der Puppen, das Klick, wenn man eine Puppe schlägt. Ich brachte sogar Marie, die mehr zum Schachspielen neigt, dazu, süchtig auf dieses Spiel zu werden. Es war wie ein Narkotikum für uns. Wir spielten es manchmal fünf, sechs Stunden lang hintereinander, und Kellner und Zimmermädchen, die uns Tee oder Kaffee brachten, hatten die gleiche Mischung aus Angst und Wut im Gesicht wie meine Mutter, wenn es über Henriette kam, und manchmal sagten sie, was die Leute im Bus gesagt hatten, als ich von Marie nach Hause fuhr: »Unglaublich.« Marie erfand ein sehr kompliziertes Anschreibesystem mit Punkten: Je nachdem, wo einer rausgeschmissen wurde oder einen rausschmiß, bekam er Punkte, eine interessante Tabelle entwickelte sie, und ich kaufte ihr einen Vierfarbenstift, weil sie die passiven Werte und die aktiven Werte, wie sie sie nannte, dann besser markieren konnte. Manchmal spielten wir es auch während langer Eisenbahnfahrten zum Erstaunen seriöser Fahrgäste – bis ich ganz plötzlich merkte, daß Marie nur noch mit mir spielte, weil sie mir eine Freude machen, mich beruhigen, meiner »Künstlerseele« Entspannung verschaffen wollte. Sie war nicht mehr dabei, vor ein paar Monaten fing es an, als ich mich weigerte, nach Bonn zu fahren, obwohl ich fünf Tage lang hintereinander keine Vorstellung gegeben hatte. Ich wollte nicht nach Bonn. Ich hatte Angst vor dem Kreis, hatte Angst, Leo zu begegnen, aber Marie sagte dauernd, sie müsse noch einmal »katholische Luft« atmen. Ich erinnerte sie daran,

wie wir nach dem ersten Abend im Kreis von Bonn nach Köln zurückgefahren waren, müde, elend und niedergeschlagen, und wie sie dauernd im Zug zu mir gesagt hatte: »Du bist so lieb, so lieb«, und an meiner Schulter geschlafen hatte, manchmal nur war sie aufgeschreckt, wenn draußen der Schaffner die Stationsnamen aufrief: Sechtem, Walberberg, Brühl, Kalscheuren – sie zuckte jedesmal zusammen, schrak hoch, und ich drückte ihren Kopf wieder an meine Schulter, und als wir in Köln-West ausstiegen, sagte sie: »Wir wären besser ins Kino gegangen.« Ich erinnerte sie daran, als sie von der katholischen Luft, die sie atmen müsse, anfang und schlug ihr vor, ins Kino zu gehen, zu tanzen, Mensch-ärgere-dich-nicht zu spielen, aber sie schüttelte den Kopf und fuhr dann allein nach Bonn.

Ich kann mir unter katholischer Luft nichts vorstellen. Schließlich waren wir in Osnabrück, und so ganz unkatholisch konnte die Luft dort nicht sein.

Siegfried Lenz

* 17. März 1926 Lyck in Ostpreußen (heute Elk in Polen)

Kurz nach dem Abitur 1943 zur Kriegsmarine eingezogen, desertierte in den letzten Kriegsmonaten. Danach Kriegsgefangenschaft, später Studium der Philosophie, Anglistik und Literaturwissenschaft. Arbeit bei der Zeitschrift „Die Welt“, seit 1951 als freier Schriftsteller. Gemeinsam mit G. Grass engagierte er sich für die SPD (Wahlkampf 1965, 1969). Er unterstützte die Ostpolitik Willy Brandts und setzte sich für die Versöhnung mit den östlichen Nachbarn ein. Werke u.a.: Romane: *Es waren Habichte in der Luft* (1951), *Deutschstunde* (1968), *Helmatmuseum* (1978), *Fundbüro* (2003); Erzählungen und Novellen: *So zärtlich war Suleyken* (1955), *Das Feuerschiff* (1960), *Die Erzählungen* (2006).

DIE DEUTSCHSTUNDE

I

DIE STRAFARBEIT

Sie haben mir eine Strafarbeit gegeben. Joswig selbst hat mich in mein festes Zimmer gebracht, hat die Gitter vor dem Fenster beklopft, den Strohsack massiert, hat sodann, unser Lieblingswärter, meinen metallenen Schrank durchforscht und mein altes Versteck hinter dem Spiegel. Schweigend, schweigend und gekränkt hat er weiterhin den Tisch inspiziert und den mit Kerben bedeckten Hocker, hat dem Ausguß sein Interesse gewidmet, hat sogar, mit forderndem Knöchel, dem Fensterbrett ein paar pochende Fragen gestellt, den Ofen auf Neutralität untersucht, und danach ist er zu mir gekommen, um mich gemächlich abzutasten von der Schulter bis zum Knie und sich beweisen zu lassen, daß ich nichts Schädliches in meinen Taschen trug. Dann hat er vorwurfsvoll das Heft auf meinen Tisch gelegt, das Aufsatzheft – auf dem grauen Etikett steht: Deutsche Aufsätze von Siggí Jepsen –, ist grußlos zur Tür gegangen, enttäuscht, gekränkt in seiner Güte; denn unter den Strafen, die man uns gelegentlich zuerkennt, leidet Joswig, unser Lieblingswärter, empfindlicher, auch länger und folgenreicher als wir. Nicht durch Worte, aber durch die Art, wie er abschloß, hat er mir seinen Kummer zu verstehen gegeben: lustlos, mit stochernder Ratlosigkeit fuhr sein Schlüssel ins Schloß, er zauderte vor der ersten

Drehung, verharrte wiederum, ließ das Schloß noch einmal aufschnappen und beantwortete sogleich diese Unentschiedenheit, sich selbst verweisend, mit zwei schroffen Umdrehungen. Niemand anders als Karl Joswig, ein zierlicher, scheuer Mann, hat mich zur Strafarbeit eingeschlossen.

Obwohl ich fast einen Tag lang so sitze, kann und kann ich nicht anfangen: schau ich zum Fenster hinaus, fließt da durch mein weiches Spiegelbild die Elbe; mach ich die Augen zu, hört sie nicht auf zu fließen, ganz bedeckt mit bläulich schimmerndem Treibeis. Ich muß die Schlepper verfolgen, die mit krustigem, befendertem Bug graue Schnittmuster entwerfen, muß dem Strom zusehen, wie er von seinem Überfluß Eisschollen an unseren Strand abgibt, sie hinaufdrückt, knirschend höherschleibt bis zu den trockenen Schilfstoppeln, wo er sie vergißt. Widerwillig beobachte ich die Krähen, die, scheint's, eine Verabredung bei Stade haben: von Wedel her, von Finkenwerder und Hahnöfer-Sand schwingen sie einzeln heran, vereinigen sich über unserer Insel zu einem Schwärm, steigen und wenden in verwinkeltem Flug, bis sie sich auf einmal einem günstigen Wind anbieten, der sie nach Stade wirft. Das knotige Weidengebüsch lenkt mich ab, das glasiert ist und mit trockenem Reif gepudert; der weiße Maschendraht, die Werkräume, die Warntafeln am Strand, die hartgefrorenen Klumpen des Gemüselandes, das wir im Frühjahr unter Aufsicht der Wärter selbst bebauen: alles und sogar die Sonne lenkt mich ab, die, wie durch Milchglas getrübt, lange, keilförmige Schatten fordert. Und bin ich trotzdem einmal nahe daran, anzufangen, fällt mein Blick unweigerlich auf den zerschrammten, an Ketten hängenden Anlegeponton, an dem die gedrungene, messingblitzende Barkasse aus Hamburg festmacht, um pro Woche, sagen wir mal, bis zu zwölfhundert Psychologen abzusetzen, die sich geradezu krankhaft für schwer erziehbare Jugendliche interessieren. Ich kann nicht wegsehen, wenn sie den gekrümmten Strandweg heraufkommen, ins blaue Direktionsgebäude geführt werden und nach üblicher Begrüßung, womöglich auch nach Ermahnungen zu Vorsicht und unauffälligem Forschen, ungeduldig hinausdrängen, scheinbar absichtslos über unsere Insel schwärmen und sich an meine Freunde heranmachen: an Pelle Kastner zum Beispiel, an Eddi Sillus und den jähzornigen Kurtchen Nickel. Vielleicht interessieren sie sich deshalb so für uns, weil die Direktion errechnet hat, daß jeder, der auf dieser Insel gebessert worden ist, nach seiner Entlassung mit achtzigprozentiger Wahrscheinlichkeit nicht wieder straffällig wird. Wenn Joswig mich nicht zur Strafarbeit eingeschlossen hätte, wären sie jetzt wohl auch hinter mir her, würden meinen Lebenslauf unter ihr wissenschaftliches Brennglas halten und sich bemühen, ein Bild von mir zu gewinnen. Aber ich muß die doppelte Deutschstunde nachholen, muß die Arbeit liefern, die ein hagerer, schreckhafter Doktor Korbjuhn und unser Direktor Himpel von mir erwarten. Auf Hahnöfer-Sand, der Nachbarinsel, die ebenfalls elbabwärts liegt Richtung Twielenfleth Wischhafen und auf der, wie bei uns, schwer erziehbare Jugendliche festgehalten und gebessert werden, wäre das nicht möglich: zwar gleichen sich die beiden Inseln sehr, zwar werden sie vom gleichen öltrüben Wasser belagert, von den gleichen Schiffen passiert, von den gleichen Möwen beansprucht, doch auf Hahnöfer-Sand gibt es keinen Doktor Korbjuhn, keine Deutschstunden, keine Aufsatzthemen, unter denen, Ehrenwort, die meisten sogar körperlich leiden. Viele von uns möchten daher lieber auf Hahnöfer-Sand gebessert werden, wo die seegehenden Schiffe zuerst vorbeikommen und wo die knatternde, zerrissene Flamme über der Raffinerie jeden dauerhaft grüßt.

Auf der Schwesterinsel, das ist sicher, hätte ich keine Strafarbeit erhalten, denn dort kann nicht geschehen, was bei uns geschah: hier genügte es, daß ein hagerer, nach Salbe

riechender Mensch auf Korbjuhnsche Art in den Klassenraum trat, uns höhnisch, aber auch schreckhaft musterte, sich ein »Guten-Morgen-Herr-Doktor« wünschen ließ und ohne Ankündigung, ohne Warnung die Aufsatzhefte verteilte. Er sagte nichts. Er trat vielmehr, und ich meine: genußvoll, an die Tafel, ergriff die Kreide, hob die unansehnliche Hand und schrieb, während ihm der Ärmel bis zum Ellenbogen hinabrutschte, dabei einen trockenen, gelblichen, wenigstens hundertjährigen Arm freigab, das Thema an die Tafel, in seiner geduckten, schrägen Schrift, in der Schräge der Scheinheiligkeit. Es hieß: »Die Freuden der Pflicht.« Ich blickte erschrocken in die Klasse, sah nur gekrümmte Rücken, verstörte Gesichter; da lief ein Zischen von Bank zu Bank, Füße scharrtten, Tischplatten wurden mit Seufzern gespickt. Ole Plötz, mein Nebenmann, bewegte seine fleischigen Lippen, las halblaut mit und bereitete seine Krämpfe vor. Charlie Friedländer, der begabt genug ist, nach Belieben blaß, grünlich, jedenfalls alarmierend ungesund zu erscheinen, so daß alle Erzieher ihn spontan von jeder Arbeit befreien – Charlie ließ bereits seine Atemkunst spielen, verfärbte sich zwar noch nicht, machte sich jedoch schon, unter geschickter Mitwirkung der Halsschlagader, Schweißperlen auf Stirn und Oberlippe. Ich zog meinen Taschenspiegel heraus, winkelte ihn in Richtung zum Fenster, fing mir etwas Sonne und warf die Sonne gegen die Tafel, worauf Doktor Korbjuhn sich erschreckt umwandte, mit zwei Schritten die Sicherheit des Katheders gewann und uns von dort herab befahl, anzufangen. Noch einmal flog sein trockener Arm hoch, sein Zeigefinger wies in fordernder Starre auf das Thema: »Die Freuden der Pflicht«, und um allen Fragen auszuweichen, verfügte er: Jeder kann schreiben, was er will; nur muß die Arbeit von den Freuden der Pflicht handeln.

Ich halte meine Strafarbeit – bei gleichzeitiger Einschließung und vorläufigem Besuchsverbot – für unverdient; denn man läßt mich nicht dafür büßen, daß meiner Erinnerung oder meiner Phantasie nichts gelang, vielmehr hat man mir diese Abgeschiedenheit verordnet, weil ich, gehorsam nach den Freuden der Pflicht suchend, plötzlich zuviel zu erzählen hatte, oder doch so viel, daß mir kein Anfang gelang, sosehr ich mich auch anstrengte. Da es nicht beliebige, da es die Freuden der Pflicht sein sollten, die Korbjuhn sich von uns entdeckt, beschrieben, ausgekostet, jedenfalls eindeutig bewiesen wünschte, konnte mir niemand anderes erscheinen als mein Vater Jens Ole Jepsen, seine Uniform, sein Dienstfahrrad, das Fernglas, der Regenumhang, seine in unablässigem Westwind segelnde Silhouette auf dem Kamm des Deiches. Unter Doktor Korbjuhns mahnendem Blick fiel er mir sogleich ein: im Frühjahr, nein, im Herbst, dann also an einem dunklen, windfrischen Tag im Sommer schob er sein Fahrrad wie immer zum schwächtigen Ziegelweg hinab, hielt, wie immer, unter dem Schild »Polizeiposten Rugbüll«, brachte die Pedale, indem er das Hinterrad hob, in die erwünschte Ausgangsstellung, verschaffte sich wie immer mit zwei Stößen den nötigen Schwung zum Aufsitzen und fuhr, zunächst schlingernd, stuckernd, vom Westwind aufgebauscht, ein Stück in Richtung zur Husumer Chaussee, die nach Heide und Hamburg weiterführt, bog beim Torfteich ab und fuhr, jetzt mit seitlichem Wind, an den maulwurfsgrauen Gräben entlang zum Deich, wie immer an der flügellosen Mühle vorbei, saß hinter der Holzbrücke ab und schob das Fahrrad schräg den wulstigen Deich hinauf, gewann dort oben, vor der Leere des Horizonts, eine unerwartete, den Raum betreffende Bedeutung, schwang sich abermals in den Sattel und segelte nun, eine einsame Tjalk, mit prallem, geblähtem und fast explodierendem Umhang, auf dem Kamm des Deiches entlang, nach Bleekenwarf, wie immer nach Bleekenwarf. Nie vergaß er seinen Auftrag. Wenn der Herbstwind Korvetten über, den Himmel von Schleswig-Holstein trieb: mein Vater war unterwegs. Im scheckigen Frühjahr, bei

Regen, an trüben Sonntagen, morgens und abends, in Krieg und Frieden schwang er sich auf sein Fahrrad und strampelte in die Sackgasse seiner Mission, die ihn immer nur nach Bleekenwarf führte von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Dies Bild, wie gesagt, diese mühselige Fahrt, zu der der Außenposten der Landpolizei Rugbüll – der nördlichste Polizeiposten Deutschlands – andauernd aufbrach, gelang meiner Erinnerung sofort, und um Korbjuhn zu dienen, dachte ich mich noch näher heran, band mir einen Schal um, ließ mich auf den Gepäckträger des Dienstfahrrades setzen und fuhr einfach mit nach Bleekenwarf wie so oft, hielt mich, wie so oft, mit klammen Fingern am Koppel meines Vaters fest, während der Gepäckträger mir mit seinem harten Gestänge rote Flecken in die Oberschenkel kniff. Ich fuhr mit und sah uns gleichzeitig, gegen den Hintergrund unentbehrlicher Abendwolken, gemeinsam auf dem Deich entlangfahren, ich spürte die Windstöße frei und scharf von der Einöde des Watts und sah uns beide von fern schwanken unter denselben Windstößen, und ich hörte meinen Vater stöhnen vor Anstrengung, nicht verzweifelt oder zornig über den Wind, sondern nur ordnungsgemäß stöhnen und, wie mir schien, mit heimlicher Genugtuung. Am Watt, am schwarzen winterlichen Meer entlang, fuhren wir nach Bleekenwarf, das ich kannte wie kein Anwesen außer der zerfallenden Mühle und unserm Haus; ich sah es daliegen auf schmutzigem Erdsockel, von Erlen flankiert, deren Kronen scharf gestriegelt und nach Osten hingebogen waren, ich versetzte mich vor das schwingende Holztor, öffnete es, blickte forschend auf Wohnhaus, Stall, Schuppen und das Atelier, aus dem mir, wie so oft, Max Ludwig Nansen zuwinkte, listig und vorsorglich drohend.

Sie hatten ihm damals verboten zu malen, und mein Vater, der Polizeiposten Rugbüll, hatte die Einhaltung des Malverbots zu überwachen durch alle Tages- und Jahreszeiten; er hatte, um das auch zu erwähnen, jede Erfahrung und Entstehung eines Bildes zu unterbinden, alle unerwünschten Behauptungen des Lichts, überhaupt polizeilich dafür zu sorgen, daß in Bleekenwarf nicht mehr gemalt wurde. Mein Vater und Max Ludwig Nansen kannten sich lange, ich meine: seit ihrer Kindheit, und da sie beide aus Gläserup stammten, wußten sie, was sie voneinander zu erwarten hatten, und vielleicht auch, was ihnen bevorstand und was einer dem anderen bereiten würde bei längerer Dauer der Lage.

Weniges liegt so wohlverwahrt im Tresor meiner Erinnerung wie die Begegnungen zwischen meinem Vater und Max Ludwig Nansen; deshalb schlug ich zuversichtlich mein Heft auf, legte meinen Taschenspiegel daneben und suchte die Fahrten meines Vaters nach Bleekenwarf zu beschreiben, nein, nicht allein die Fahrten, sondern auch all die Finten und Fallen, die er sich ausdachte für Nansen, die schlichten und komplizierten Listen, Pläne, die seinem langsamen Argwohn einfielen, Tricks, Täuschungen und, weil Doktor Korbjuhn es sich gewünscht hatte, schließlich auch die Freuden, die bei der Ausübung der Pflicht wohl abfielen. Es gelang nicht. Es glückte nicht. Immer wieder setzte ich an, schickte meinen Vater den Deich hinab, mit und ohne Umhang, bei Wind und bei Windstille, mittwochs und sonnabends: es half nicht. Da herrschte zuviel Unruhe, zuviel Bewegung und liederliche Fülle; noch bevor er Bleekenwarf erreichte, verlor ich ihn aus den Augen, weil es einen Aufruhr von Möwen gab, weil ein alter Torfkahn mit seiner Fracht kenterte oder ein Fallschirm über dem Watt schwebte.

Vor allem aber lief über den Vordergrund eine kleine, unternehmungslustige Flamme, die alle erinnerten Bilder und Begebenheiten Versehrte, sie schmelzen und auflodern ließ, und, wenn die Flamme sie nicht erwischte, krümmte oder verkohlte oder, was auch vorkam, sie unter dem Zittern ihrer Glut verbarg.

So versuchte ich's von der anderen Seite, dachte mich nach Bleekenwarf, um hier meinen Anfang zu finden, und grauäugig, listig bot sich Max Ludwig Nansen an, mir beim Trichtern der Erinnerung zu helfen: er lenkte meinen Blick auf sich, trat mir zuliebe aus seinem Atelier, tappte durch den Sommergarten zu den oft gemalten Zinnien, stieg langsam den Deich hinauf, wobei sich ein schweres, beleidigtes Gelb über den Himmel legte, das von dunklem Blau durchzuckt wurde, hob ein Fernglas und blickte nur eine Sekunde in Richtung Rugbüll, das genügte, um plötzlich ins Haus zu stürzen und sich im Innern zu verstecken. Fast hatte ich einen Anfang gefunden, als das Fenster aufgestoßen wurde und Ditte, Max Ludwig Nansens Frau, mir, wie so oft, ein Stück Streuselkuchen herausreichte. Da bot sich einfach zu viel an; ich hörte eine Schulkasse in Bleekenwarf singen; ich sah wieder eine kleine Flamme, ich hörte die Geräusche, die mein Vater bei nächtlichem Aufbruch verursachte. Jutta und Jobst, die fremden Kinder, überraschten mich im Schilf. Jemand warf Farben in einen Tümpel, der in dramatischem Orange aufleuchtete. Ein Minister sprach in Bleekenwarf. Mein Vater salutierte. Große Autos mit fremdem Nummernschild hielten in Bleekenwarf. Mein Vater salutierte. Ich träumte in der zerfallenden Mühle, im Versteck, wo die Bilder lagen: mein Vater führte eine Flamme an der Leine, löste das Halsband und befahl der Flamme: »Such!«

Immer mehr verschränkte, überschnitt, verwirrte sich alles, bis mich auf einmal Korbjuhn warnender Blick traf; da reinigte ich, sozusagen, in gesammelter Anstrengung die von Gräben durchschnittene Ebene meiner Erinnerung, schüttelte die Nebenerscheinungen ab, um alles unverdeckt und leicht abbildbar vor mir zu haben, besonders meinen Vater und die Freuden der Pflicht. Ich erreichte es auch, hatte gerade alle entscheidenden Personen zu einer Paradeformation unter dem Deich aufgestellt, wollte sie auch schon vor mir defilieren lassen, als Ole Plötz, mein Nebenmann, aufschrie und sich in erfolgreichen Krämpfen aus der Bank fallen ließ. Der Schrei kappte alle Erinnerung, ein Anfang gelang mir nicht mehr, ich gab auf, und als Doktor Korbjuhn die Hefte einsammelte, gab ich ein leeres Heft ab.

Julius Korbjuhn konnte meine Schwierigkeiten nicht einsehen, glaubte mir nicht die Qual des Beginnens, konnte sich einfach nicht vorstellen, daß der Anker der Erinnerung nirgendwo faßte, die Kette straffte, sondern nur rasselnd und polternd, bestenfalls Schlamm aufwirbelnd über den tiefen Grund zog, so daß keine Ruhe eintrat, kein Stillstand, der nötig ist, um ein Netz über Vergangenes zu werfen.

Nachdem also dieser Deutschlehrer erstaunt mein Heft durchgeblättert hatte, rief er mich auf, betrachtete mich einerseits leicht angewidert, andererseits mit redlichen Bedenken, forderte eine Erklärung von mir und sah sich nicht in der Lage, mit dieser Erklärung zufrieden zu sein. Er bezweifelte den guten Willen sowohl meiner Erinnerung als auch meiner Phantasie, bestritt mir die Not des Anfangs, indem er nicht mehr sagte als: Du siehst nicht so aus, Siggie Jepsen, und behauptete mehrmals, daß die leeren Seiten gegen ihn gerichtet seien. Statt mir zu glauben, witterte er Widerstand, Aufsässigkeit und so weiter, und da für solche Lagen der Direktor zuständig ist, führte Korbjuhn mich nach der Deutschstunde, die mir nichts brachte als den Schmerz über eine tolle, verwackelte, jedenfalls unknüpfbare Erinnerung, in das blaue Direktionsgebäude hinüber, wo im ersten Stock, gleich neben der Treppe, das Zimmer des Direktors liegt.

Direktor Himpel, wie immer in Windjacke und Knickerbocker, war von etwa zwei- unddreißig Psychologen umgeben, die sich geradezu fanatisch interessiert zeigten an den Problemen jugendlicher Krimineller. Auf seinem Schreibtisch stand eine blaue Kaffeekanne, lagen fleckige Seiten von Notenpapier, einige davon bedeckt mit seinen hastigen,

landschaftlich engagierten Kompositionen, knappe Lieder, in denen die Elbe vorkam, meerfeuchter Wind, gebeugter, aber zäher Strandhafer, leuchtender Möwenflug, aber auch flatternde Kopftücher sowie der dringende Ruf des Nebelhorns: unser Inselchor ist dazu ausersehen, all diese Lieder aus der Taufe zu heben.

Die Psychologen verstummten, als wir das Zimmer betraten, hörten zu, was Doktor Korbjuhn dem Direktor zu melden hatte. Die Meldung kam leise, doch ich konnte hören, daß da abermals von Widerstand die Rede war und von Aufsässigkeit, und wie um das zu belegen, überreichte Korbjuhn mein leeres Aufsatzheft dem Direktor, der wechselte einen besorgten Blick mit den Psychologen, trat auf mich zu, rollte mein Heft zusammen und schlug sich damit kurz auf das eigene Handgelenk, dann auf die Knickerbocker und verlangte eine Erklärung. Ich sah in gespannte Gesichter, hörte ein zartes Knacken hinter mir, das entstand, als Korbjuhn seine Finger auszog, litt unter der gesammelten Erwartung meiner Umgebung. Durch das breite Eckfenster, vor dem ein Klavier stand, sah ich hinaus auf die Elbe, erkannte zwei Krähen, die sich im Flug um etwas Schlaffes, Hängendes, vielleicht um ein Stück Darm, stritten, das sie sich wechselweise entrissen, hinabwürkten, ausspuckten, bis es auf eine Eisscholle fiel und dort von einer wachsamten Möwe geschnappt wurde. Da legte der Direktor mir eine Hand auf die Schulter, nickte mir fast kameradschaftlich zu und bat mich noch einmal, vor all den Psychologen, um eine Erklärung, worauf ich ihm von meiner Not erzählte: wie mir das Wichtigste zu dem gewünschten Thema zuerst einfiel, dann aber verwackelte, wie ich kein Geländer finden konnte, das mich allmählich in die Erinnerung hinabführte. Von den vielen Gesichtern erzählte ich ihm, von dem unüberschaubaren Gedränge und all den Bewegungen quer durch meine Erinnerung, die mir jeden Anfang vermadderten, jeden Versuch vereitelten, auch vergaß ich nicht zu erwähnen, daß die Freuden der Pflicht bei meinem Vater noch andauerten und daß ich sie deshalb, um ihnen gerecht zu werden, nur ungekürzt schildern könne, jedenfalls nicht in willkürlicher Auswahl.

Erstaunt, vielleicht sogar verständnisvoll hörte der Direktor mir zu, während die Diplompsychologen flüsterten, noch näher traten und sich dabei anstießen und erregt zu- raunten »Wartenburgischer Wahrnehmungsdefekt« oder »Winkeltäuschung« oder sogar, was ich besonders widerlich fand, »Kognitive Hemmung«, da war ich schon bedient und so weiter, jedenfalls weigerte ich mich, in Anwesenheit dieser Leute, die mich unbedingt durchschauen wollten, noch mehr Erklärungen abzugeben: die Zeit auf dieser Insel hat mich genug gelehrt.

Nachdenklich zog der Direktor seine Hand von meiner Schulter, musterte sie kritisch, prüfte vielleicht, ob sie noch komplett war, und wandte sich dann, unter der erbarungslosen Aufmerksamkeit seiner Besucher, zum Fenster, wo er ein Weilchen in den Hamburger Winter hinausblickte, sich wohl bei ihm Anregung und Rat holte, denn auf einmal wandte er sich mir zu und verkündete mit niedergeschlagenen Augen sein Urteil. Ich solle, so meinte er, in meine Zelle gebracht werden, in »anständige Abgeschiedenheit«, wie er sagte, und zwar nicht, um zu büßen, sondern um ungestört einzusehen, daß Deutschaußätze geschrieben werden müssen. Er gab mir also eine Chance.

Er erläuterte, daß alle Ablenkungen, wie etwa Besuche meiner Schwester Hilke, von mir ferngehalten würden, daß ich meinen Pflichten – in der Besenwerkstatt und in der Inselbücherei – nicht nachzugehen brauchte, überhaupt versprach er, mich vor jeder Störung zu bewahren, und dafür erwartete er, daß ich, bei gleicher Essensration, meine Arbeit nachschrieb. Es kann ruhig, sagte er, dauern, solange es nötig ist. Ich solle den Freuden der Pflicht, sagte er, geduldig nachspüren. Ich meine, er sagte auch, ich solle alles

bedachtsam tropfen und wachsen lassen, wie ein Stalaktit oder so; denn Erinnerung, das kann auch eine Falle sein, eine Gefahr, zumal die Zeit nichts, aber auch gar nichts heilt. Da horchten die Diplompsychologen auf, er aber schüttelte mir fast kameradschaftlich die Hand, Händeschütteln, darin hat er ja Erfahrung, ließ sodann Joswig rufen, unseren Lieblingswärter, machte ihn mit seinem Entschluß bekannt und sagte etwa: Einsamkeit, Siggie braucht nichts so sehr wie Zeit und Einsamkeit: achten Sie, daß er beides reichlich erhält. Danach gab er Joswig mein leeres Heft, und wir beide waren entlassen, schlendernten über den gefrorenen Platz – Joswig so bekümmert und vorwurfsvoll, als hätte ich ihm mit meiner Verurteilung zur Strafarbeit eine eigene Enttäuschung bereitet. Dieser Mann, der sich für nichts mehr begeistern kann außer für seine Altgeldsammlung und den Gesang des Inselchors, er zog sich beleidigt in sich selbst zurück, als er mich in meine Zelle brachte. Darum umschloß ich seinen Unterarm und bat ihn, mich nach Möglichkeit weniger vorwurfsvoll zu behandeln. Er ging aber nicht darauf ein, sondern sagte nur: Denk, so sagte er, an Philipp Neff, womit er mich indirekt davor warnte, es diesem Philipp Neff gleichzutun, einem einäugigen Jungen, den sie ebenfalls verurteilt hatten, eine Deutscharbeit nachzuschreiben. Zwei Tage und zwei Nächte, so kann man erfahren, soll dieser Junge sich abgemüht haben, einen Anfang zu finden, einen genügsamen Grund – es ging, soviel ich weiß, um das Korbjuhnsche Thema: »Ein Mensch, der mir auffiel« –, am dritten Tag schlug er einen Wärter nieder, brach aus, würgte mit einer unter uns unvergessenen Wirkung den Hund des Direktors, konnte bis zum Strand fliehen und ertrank bei dem Versuch, die Elbe im September zu durchschwimmen. Das einzige Wort, das Philipp Neff, dieser tragische Beweis für Korbjuhns unheilvolle Tätigkeit, in sein Heft geschrieben und hinterlassen hatte, hieß: Karunkel – was immerhin vermuten ließ, daß ihm ein Mensch mit einer Fleischwarze besonders aufgefallen war. Jedenfalls war Philipp Neff mein Vorgänger in dem festen Zimmer, das man mir nach meiner Ankunft auf der Insel für schwer erziehbare Jugendliche zugewiesen hatte, und als Joswig mich an sein Los erinnerte, indem er mich davor warnte, es ihm gleichzutun, ergriff mich eine unbekannte Angst, eine schmerzhaftes Ungeduld: ich drängte mich zum Tisch und fürchtete mich vor ihm, wollte mich auf die alte Spur setzen und bangte, sie nicht wiederfinden zu können, ich zauderte und forderte, druckste und begehrte, wollte und wollte nicht – was zur Folge hatte, daß ich nur teilnahmslos zusah, wie Joswig mein Zimmer untersuchte, nein, nicht allein untersuchte, sondern zur Strafarbeit freigab.

Fast einen Tag lang sitze ich nun so, und vielleicht hätte ich schon angefangen, wenn da nicht, zur Ablenkung, Schiffe über den winterlichen Strom aufkämen, die zuerst nicht zu sehen, nur zu hören sind: das schwache Dröhnen der Maschinen kündigt sie an, dann ein Stoßen und Poltern, das die Eisschollen hervorrufen, die splitternd an der eisernen Bordwand entlangtrudeln, und dann, während das Stampfen härter und bestimmbarer wird, gleiten sie aus dem Zinngrau des Horizonts mit ganz und gar verwaschenen Farben, feucht, vibrierend, eher eine Erscheinung der Luft als des Wassers, und ich muß sie aufnehmen mit dem Blick und begleiten, bis sie querab und vorüber sind. Mit ihren eisverkrusteten Steven und Relings und Entlüftern, mit ihren glasierten Aufbauten und rauhreifbesetzten Spanten gleiten sie durch die Starre. Was sie zurücklassen, ist ein breiter, ungenauer Schnitt im treibenden Eis, eine Rinne, die mäanderförmig gegen den Horizont läuft, schmaler wird, zuwächst. Und das Licht, auf das Licht über der winterlichen Elbe ist kein Verlaß: zinngrau wird zu schneegrau, violett bleibt nicht violett, rot verzichtet auf sein Komplement, und der Himmel Richtung Hamburg ist vielfach gefleckt wie von Prellungen.

Drüben am Ufer, woher mattes Hämmern bis zu mir herüberklingt, steht ein schmaler, schmutziger Nebelschweif, der mir wie eine entrollte Fahne aus Mullbinde vorkommt. Näher zu mir, mitten über den Strom, hängt die Rußfahne des kleinen Eisbrechers »Emmy Guspel«, der vor einer Stunde mit rabiatem Bug durch das bläulich schimmernde Treibeis pflügte; die längliche Qualmwolke will nicht sinken, will sich nicht auflösen, weil der Frost Streik ausgerufen hat und darum vieles unerledigt bleibt, sogar die Atemstöße bleiben sichtbar. Zweimal ist die »Emmy Guspel« schon vorübergedampft, denn sie muß das Eis in Bewegung halten, muß verhindern, daß sich da eine Stauung von Schollen bildet, ein Eispfropf im Strom, der eine geschäftliche Thrombose hervorrufen könnte.

Schräg stehen die Warntafeln unten am verlassenen Strand; Eisschollen haben sich an den Pfählen gescheuert und sie dabei gelockert, das Hochwasser hat nachgedrückt, der Wind hat sie schiefgeweht, so daß die Wassersportler, die die Warnung vor allem betrifft, schon den Kopf schräg legen müßten, um zu erfahren, daß jedes Anlegen, Festmachen und Zelten auf unserer Insel verboten ist. Zum Sommer, das ist sicher, werden sie die Pfähle wieder richten, denn es sind besonders die Wassersportler, die die Besserung der jugendlichen Gefangenen auf der Insel gefährden könnten: das ist die Meinung des Direktors, und das ist auch, wie man erfahren kann, die Meinung, die der Hund des Direktors vertritt.

Nur in unseren Werkräumen ist der Kreislauf weder geschwächt noch unterbrochen: Weil sie uns hier mit den Vorzügen der Arbeit bekannt machen wollen, sogar einen erzieherischen Wert in der Arbeit entdeckt haben, achten sie, daß keine Stille entsteht: das Summen der Dynamos in der Elektrowerkstatt, das Ting-Tong fallender Hämmer in der Schmiede, das schroffe Zischgeräusch der Hobel in der Tischlerei und das Hacken und Kratzen aus unserer Besenwerkstatt hören nie auf, lassen den Winter vergessen und erinnern mich, daß ich meine Aufgabe noch vor mir habe. Ich muß anfangen.

Der Tisch ist sauber, alt, mit dunkelnden Kerben bedeckt, mit eckigen Initialen und Jahreszahlen, Zeichen, die an einen Augenblick der Bitterkeit, der Hoffnung, aber auch des Starrsinns erinnern. Mein Heft liegt aufgeschlagen vor mir, bereit, die Strafarbeit aufzunehmen. Ich kann mir keine Ablenkung mehr leisten, ich muß beginnen, ich muß den Schlüssel umdrehen, um den Tresor meiner Erinnerung, in dem alles verschlossen liegt, endlich zu öffnen, um all das hervorzuholen, was Korbjuhns Forderung erfüllt: ich soll ihm die Freuden der Pflicht bestätigen, ihre Wirkungen verfolgen, die in mir selbst enden, und zwar zur Strafe, ungestört, und so lange, bis der Nachweis gelungen ist. Ich bin bereit. Und da ich dabei voran muß, will ich zurückgehen, eine Auswahl treffen, einen Ort suchen, vielleicht doch den Polizeiposten Rugbüll, oder lieber gleich die ganze schleswig-holsteinische Ebene zwischen Gläserup, der Husumer Chaussee und dem Deich, das Land, das für mich nur von einem einzigen Weg durchschnitten ist, und der führt von Rugbüll nach Bleekenwarf. Auch wenn ich die Vergangenheit aus dem Schlaf wecken muß: ich muß anfangen. Also.

Lyrik

Gottfried Benn

* 2. Mai 1886 Mansfeld † 7. Juli 1956 Berlin

Gilt als einer der bedeutendsten deutschen Dichter der literarischen Moderne. Er war praktizierender Arzt für Hautkrankheiten. Nach einem kurzen Flirt und der vorübergehenden Zusammenarbeit mit dem nationalsozialistischen Regime nach dessen Macht-ergreifung wandte er sich von der Ideologie ab. Nach einem kurzen Publikationsverbot in der Nachkriegszeit fand er nach der Publikation der *Statischen Gedichte* (1948) ein neues junges Publikum und galt seither als Erneuerer der deutschen Lyrik. Werke u. a.: *Gesammelte Gedichte* (1927), *Kunst und Macht* (1934), *Der Ptolemäer* (1949), *Roman des Phänotyp* (1949), *Probleme der Lyrik* (1951), *Essays* (1951).

NUR ZWEI DINGE

Durch so viel Form geschritten,
durch Ich und **Wir** und Du,
doch alles blieb erlitten
durch die ewige Frage: wozu?
Das ist eine Kinderfrage.
Dir wurde erst spät bewußt,
es gibt nur eines: ertrage
– ob Sinn, ob Sucht, ob Sage –
dein fernbestimmtes: Du mußt.
Ob Rosen, ob Schnee, ob Meere,
was alles erblühte, verblich,
es gibt nur zwei Dinge: die Leere
und das gezeichnete Ich.

Günter Eich

* 1. Februar 1907 Lebus a. Oder † 20. Dezember 1972 Salzburg

Studierte zunächst Ökonomie und Sinologie, lebte dann seit 1932 als freier Schriftsteller in Berlin. 1933-1940 war er als Autor für den Rundfunk tätig. Während des Krieges diente er als Stabsunteroffizier, 1945 geriet er in die amerikanische Kriegsgefangenschaft. Eich war einer der Mitbegründer der „Gruppe 47“, deren Preis er 1950 erhielt. 1953 Heirat mit der österreichischen Schriftstellerin Ilse Alchinger. Eich schrieb Lyrik, vor allem gilt er aber als der produktivste Hörspielautor der Nachkriegszeit. Werke: *Gesammelte Werke in vier Bänden* (1991), *Sämtliche Gedichte* (2006).

BOTSCHAFTEN DES REGENS

Nachrichten, die für mich bestimmt sind,
weitergetrommelt von Regen zu Regen,
von Schiefer- zu Ziegeldach,
eingeschleppt wie eine Krankheit,
Schmuggelgut, dem überbracht,
der es nicht haben will –

Jenseits der Wand schallt das Fensterblech,
 rasselnde Buchstaben, die sich zusammenfügen,
 und der Regen redet
 in der Sprache, von welcher ich glaubte,
 niemand kenne sie außer mir –

Bestürzt vernehme ich
 die Botschaften der Verzweiflung,
 die Botschaften der Armut
 und die Botschaften des Vorwurfs.
 Es kränkt mich, daß sie an mich gerichtet sind,
 denn ich fühle mich ohne Schuld.

Ich spreche es laut aus,
 daß ich den Regen nicht fürchte und seine Anklagen
 und den nicht, der sie mir zuschickte,
 daß ich zu guter Stunde
 hinausgehen und ihm antworten will.

Georg Britting

* 17. Februar 1891 Regensburg † 27. April 1964 München

Studierte ab 1913 an der Königlichen Akademie für Landwirtschaft und Brauerei in Weihenstephan. 1914 zog er als Freiwilliger in den Ersten Weltkrieg. Nach dem Krieg kehrte er nach Regensburg zurück, 1921 ging er aber nach München, wo er als freier Schriftsteller arbeitete. Die meiste Resonanz fanden seine Gedichte und Erzählungen. Ab 1951 wohnte er in München, wo er auch starb. Werke u.a.: *Gesamtausgabe in Einzelbänden* (1957-1967), *Sämtliche Werke*, 16 Bde. (2008).

SONNENBLUMEN

Wo, eisenumgittert,
 Im Vorgärtchen,
 Die Sonnenblume
 Ihr mächtiges Haupt
 Hebt zu dem Fenster hinauf,
 Und ihr gespiegeltes Bild
 Neidvoll und lachend erblickt:
 Der Schwester Gesicht
 Im goldenen Kleide –
 im Winde
 Schwanken sie beide,
 Wie es dem Winde gefällt,
 Und trunken vom Licht
 Verneigen voreinander sie sich,
 Die Getrennten,
 Und reden, du hörsts nicht,
 Von ihrer sprachlosen Welt.

Karl Krolow

* 11. März 1915 Hannover † 21. Juni 1999 Darmstadt

Entstammte einer Beamtenfamilie. In der Nazizeit war er Mitglied der NSDAP. Nach dem Krieg galt er als einer der bedeutendsten Lyriker der deutschen Nachkriegsliteratur und war Mitglied vieler schriftstellerischer Institutionen. Sein hauptsächlich lyrisches Schaffen stand zuerst unter dem Einfluss der Naturlyrik von Oskar Loerke, später gewannen surrealistische Elemente an Bedeutung. Krolow war auch als Übersetzer der Literatur aus dem romanischen Sprachraum tätig. Werke u.a.: *Die Zeichen der Welt* (1952), *Wind und Zeit* (1954), *Tage und Nächte* (1956), *Fremde Körper. Neue Gedichte* (1959), *Aspekte zeitgenössischer deutscher Lyrik* (1961), *Gesammelte Gedichte* (1965), *Bürgerliche Gedichte* (1970), *Gedichte und poetologische Texte* (1985).

ROBINSON I

Immer wieder strecke ich meine Hand
Nach einem Schiff aus.
Mit der bloßen Faust versuche ich,
Nach seinem Segel zu greifen.
Anfangs fing ich
Verschiedene Fahrzeuge, die sich
Am Horizont zeigten.
Ich fange Forellen so.
Doch der Monsun sah mir
Auf die Finger
Und ließ sie entweichen,
Oder Ruder und Kompaß
Brachen. Man muß
Mit Schiffen zart umgehen.
Darum rief ich ihnen Namen nach.
Sie lauteten immer
Wie meiner.

Jetzt lebe ich nur noch
In Gesellschaft mit dem Ungehorsam
Einiger Worte.

POLITISIERUNG DER LITERATUR (1963-1968)

Rolf Hochhuth

* 1. April 1931 Eschwege

Arbeitete nach Abschluss einer Buchdruckerlehre in verschiedenen Buchhandlungen in Marburg, Kassel und München. 1955-1963 war er Lektor bei einem Verlag des Medienkonzerns Bertelsmann. Seit 1963 lebt als freier Schriftsteller. Sein umfangreiches Archiv befindet sich im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern. Er ist maßgeblicher Anreger des Dokumentartheaters in den 60er Jahren. Schriftstellerisch setzt er sich u.a. mit der NS-Vergangenheit und mit aktuellen politischen und sozialen Fragestellungen auseinander, die oft zu öffentlichen Kontroversen führen. Werke u.a.: *Die Berliner Antigone*, *Novelle* (1964), *Soldaten*, *Nekrolog auf Genf* (1967), *Eine Liebe in Deutschland* (1978), *War hier Europa? Reden, Gedichte, Essays* (1987), *Wessis in Weimar* (1993), *Das Rolf Hochhuth Lesebuch* (2006).

DER STELLVERTRETER

VIERTER AKT

Il Gran Rifiuto

Und wie ich schaute, sah ich eine Fahne
die **ging** so schnell im Kreise um und um,
als wäre sie zu stolz, sich festzulegen,
und hinter ihr ein langer Menschenschweif
und so viel Volk, daß ich nicht glauben konnte,
es seien je so viele schon verblichen.
Schon hatt ich den und jenen auch erkannt,
als ich von dem den Schatten sah und kannte,
der feig den großen Auftrag von sich wies.
Dante, Inferno, 3. Gesang

Im Päpstlichen Palast. Ein kleiner, fast leerer Thronsaal, der häufig als intimer Audienzsalon und zu geschäftlichen Gesprächen benutzt wird. Er ist scharlachrot ausgeschlagen – in der Farbe der Kardinalskleidung, die bekanntlich die Bereitschaft symbolisieren soll, »selbst bis zum Vergießen des eigenen Blutes« für den Glauben einzustehen. Der Papst allerdings trägt Weiß. Seine Soutane ist so weiß wie die Taube mit dem Ölzweig in seinem Wappenschild, das mit der Tiara und den zwei gekreuzten Schlüsseln in den Teppich über dem goldenen Thronstuhl eingewebt ist.

Dieser Wandbehang zieht sich empor bis zum Baldachin, der so weit oben unter der Decke schwebt, daß er hier nicht mehr sichtbar ist. Zu beiden Seiten des nur wenig erhöhten Thrones hohe, schmale Türen, die ebenfalls rot-gold ausgeschlagen sind. An der linken Wand eine Barockkonsole mit astronomischer Uhr und Schreibzeug. Darüber ein großes, messingbeschlagenes Kreuzifix. Einige goldene Hocker an den Wänden. Keine Wachen.

Der Kardinal im Gespräch mit Fontana sr.

Der Graf, eine Vortragsmappe unter dem Arm, trägt zum Frack den Christusorden. Seine Eminenz, obwohl hier daheim, ist unpersönlicher als bei seinen Besuchen im Haus Fontana und im Kloster, sparsamer, gedämpfter in Worten und Gesten.

KARDINAL (*klagend*): ... jedenfalls, nicht wahr,
hat doch Herr Hitler erst im September ...

FONTANA: Ach so, erst neulich ...

KARDINAL: Ja! – Ganz vertraulich hat er
dem Chef bestellen lassen, ja,
er betrachte die Bomber wie jede andere Waffe auch, nicht wahr.
Die Deutsche Reichsregierung habe diese Waffe
zuerst in Anwendung gebracht und hoffe, den jetzigen Gegenstoß der Alliierten
in Kürze ihrerseits
mit höchster Schlagkraft zu vergelten, ja.
Wir werden's sehen, nicht wahr.

FONTANA: Natürlich, der Stolz verbietet Hitler,
den Papst als Bittsteller ins Weiße Haus zu schicken.

KARDINAL (*nicht ohne Schadenfreude*):
Der Chef ist aber sehr gekränkt, wie immer,
wenn man ihn als Vermittler abweist, ja.
Er schreibt doch so gern Briefe,
in denen nichts drin steht,
an Mr. Roosevelt, nicht wahr.

FONTANA (*temperamentvoll*):
Er sollte an Hitler schreiben, Eminenz!
Empörend, was der Halunke mit den Juden
sich hier – sogar in Rom erlaubt.

KARDINAL: Sie meinen, daß Herr Hitler weiß,
wie sein Gesindel sich hier aufgeführt hat?
Darüber wird heut auch zu sprechen sein, ja.
Ich habe für die Juden gebetet...

FONTANA (*kalt*):
Eine Ehrenrettung, Eminenz – daß der Papst
endlich protestiert. Ich hörte
es heute früh durch den Vertrauten,
den mein Sohn in der SS hat.

KARDINAL (*höchst erstaunt, ja erschrocken*):
Protestiert? – Ausgeschlossen,
der Chef hat doch nicht protestiert, Graf!
Er kommt. Nein, davon weiß ich nichts.

FONTANA (*befremdet*): Aber ja! Heut früh, er hat...

Die letzten Worte haben der Kardinal und Fontana geflüstert, denn die rechte Flügeltüre ist von einem Schweizer lautlos geöffnet worden. Schon ist der PAPST rasch und wortlos eingetreten, die Tür ist wieder geschlossen. Seine Heiligkeit steht jetzt, zunächst nur ein hoher weißer Glanz, vor den beiden Herren, die das rechte Knie gebeugt haben und den Ring küssen. Der Kardinal hat sich zuerst erhoben, den Grafen zieht der Papst huldreich zu sich empor, nahe, noch näher, an sein kaltes, lächelndes Gesicht. Nach den ersten Worten des Heiligen Vaters, der ohne Übergang mit den Geschäften beginnt, retiriert Fontana allmählich einige Schritte. Während Seine Heiligkeit sich mehr und endlich fast ausschließlich an den Grafen wendet und sich später auf den Thronessel setzt, auf dem er auch seine Brille putzt, tritt der Kardinal links neben den Papst. Der Schauspieler, der Pacelli gibt, soll bedenken, daß Seine Heiligkeit viel

weniger Person als Institution ist: Große Gesten, ein lebendiges Spiel seiner außerordentlich schönen Hände und lächelnde aristokratische Kälte genügen, dazu hinter goldener Brille die eisige Glut seiner Augen, das übrige sollte weitgehend der unalltäglichen, getragenen Sprache des Pontifex Papa überlassen bleiben, der hier, keineswegs ein Greis, im 68. Lebensjahr auf der Höhe seines Wirkens steht.

PAPST: Lieber Fontana! Wir freuen uns, Sie zu empfangen, um Ihren Rat und auch den Unseres ehrwürdigen Bruders zu hören – von brennender Sorge um Unsere Fabriken erfüllt. Auch Kraftwerke, Bahnhöfe Talsperren, jeder Betrieb fordern gebieterisch Schutz. Wir taxieren natürlich die Chance, Gehör zu finden, sehr realistisch ein, was Industrie und Bergwerke betrifft. – Mit Unserer Ewigen Stadt verhält sich's anders: an Rom wird man sich nicht noch einmal versündigen! Herr Weizsäcker war so entgegenkommend, den Marschall Kesselring um Reduzierung der deutschen Garnison auf etwa tausend Mann zu bitten. Die Deutschen, das muß man sagen, zeigten in diesem Punkt wesentlich mehr Freundlichkeit als die Zerstörer von San Lorenzo. Doch auch im Weißen Haus wird man sich hüten, Uns noch einmal herauszufordern. Wir haben mit Entschiedenheit erklärt, daß Wir als Bischof dieser Stadt, als Sprecher einer halben Milliarde Katholiken, die auf Sankt Peter schauen, energisch protestieren werden – unmittelbar. (Klagend:) Bomben auf Rüstungsbetriebe zu werfen ist aber Kriegsrecht! Sie haben Uns empfohlen, Graf Fontana, Männer um Roosevelt, Industrielle und Militärs in USA...

FONTANA: Und auch in London, Heiligkeit.

PAPST: Gut, ja – Papiere zu verkaufen.

Wie aber wollen Sie Geldgeber von Einfluß, lieber Graf, dazu verlocken, sich an der Industrie Italiens zu beteiligen, die so gefährdet ist?

FONTANA: Sehr gute Papiere, die besten, die wir haben, sind so begehrt wie eh und je, Heiligkeit. Ich denke da vor allem an Papiere im Besitze der Gesellschaft Jesu, die ...

PAPST (als habe er physische Gefahr abzuwehren):

Nein, lieber Graf, o nein – nein!

Wir wollen uns hüten, mit den Jesuiten neuen Streit zu beginnen! – Nein, wie unersprießlich.

KARDINAL: Behüte Gott, der Orden Jesu, ja!

Warum versteckt er seine Bücher vor uns, nicht wahr! Achttausend Patres in Amerika sind widerspenstig, ja.

PAPST (lenkt sofort ein):

Nur was das Geld betrifft, versteht sich, Graf.

Sonst sind sie fromme Diener unserer Sache, der Herr
bewahre Uns, das nicht zu sehen, Eminenz.

KARDINAL (*hochachtungsvoll*):

Ja, nicht wahr, sonst ja. Und geizig
sind sie auch nicht:
Die Diözese in New York allein,
allein die Diözese in New York
führt an den Stuhl noch mehr ab als
das ganze alte Abendland zusammen, ja, nicht wahr.
Doch daß sie uns nicht ihre Bücher zeigen!

PAPST (*maliziös*):

Der Zeitpunkt, sie zu zwingen, wird schon kommen, Eminenz.

FONTANA (*lächelnd, indem er seiner Vortragsmappe zwei Schecks entnimmt*):

Heiligkeit, es liegt mir fern, den Jesuiten,
dem Orden meines Sohnes,
undankbar zu sein: einer der beiden Schecks,
die ich Euer Heiligkeit heute überbringen darf,
kommt ja vom Orden Jesu – eine Summe ...
(*er reicht dem Papst beide Schecks, der Papst nimmt die
Brille ab, um die Zahlen zu lesen*) die den Zorn Euer Eminenz
über die Selbständigkeit der Patres glätten dürfte.

KARDINAL (*lachend, sehr neugierig auf die Schecks*):

Seh' ich so unversöhnlich aus, nicht wahr!

PAPST (*verzieht keine Miene, gibt Fontana die Schecks zurück. Fontana reicht ihm einen Stift und hält
ihm die Vortragsmappe hin, auf der der Papst die Schecks abzeichnet, er hat die Schecks an den
Kardinal weitergereicht*):

Lieber Graf – Eminenz: sagen Sie beide in Unserem Namen
den Spendern Dank für diesen Peterspfennig ...

KARDINAL (*der die Summen mit einem Blick addiert hat, sieht den Papst und dann Fontana an*):

O ja! – Das macht ja ... ja, nicht wahr!
Ich werde Bruder Spellman danken.
(*Er gibt Fontana die Schecks zurück, Fontana steckt sie in seine Mappe.*)

FONTANA: Die erste Summe, Heiligkeit, ist nur erklärlich,

weil die Spender an den vier großen
Flugzeugfabriken der USA beteiligt sind.
Ich denke, es ist genug, daß sie so viel
verdienen an den Bombern. Es muß nicht sein,
daß diese Flieger auch noch
Italiens Industrie zerstören! Die Jesuiten
schadeten sich selbst. Sie *müssen*
ihre Aktien aus der Toskana in aller Stille
abstoßen an Mitglieder der USA-Regierung
und auch an einflußreiche Herren in London.

PAPST (*will nicht gehört haben, was er weiß*):

Die Patres, sagen Sie, haben Renditen
durch die Bomber. Lieber Graf!,
wir wollen das doch so nicht sehen.

Flugzeuge sind eine segensreiche Einrichtung.
 Daß man sie jetzt in diesen bösen Zeiten
 mit Bomben statt mit Passagieren befrachtet,
 das ist nicht Schuld der lieben Patres, nicht wahr,
 die bona fide ihre Gelder in diesen Werken
 investierten. Wer arglos ist, wird leicht mißbraucht!
 Wenn *solche* Summen sich daraus ergeben,
 so wollen **Wir** uns darein schicken,
 gemäß den Worten des Apostels:
 Als die Sünde übergroß geworden,
 ward auch die Gnade überwältigend.

FONTANA (*hartnäckig, nicht ohne sehr dezente Ironie*):

Die Gnade, Heiligkeit, bleibt groß genug,
 auch *dann*,
 wenn Sie dem Orden gütigst anempfehlen,
 Aktien aus der Toskana abzustoßen.

PAPST (*mißtrauisch*): Mit Verlust?

FONTANA: Nicht mit Verlust. Die Patres haben
 die Papiere ja meist zum Nennwert übernommen
 und werden noch daran verdienen.

KARDINAL (*temperamentvoll*):

Weigert der Orden sich, so sollten
 Heiligkeit ihm streng verbieten, ja
 sein Quecksilber aus Almadén
 an Stalin zu verkaufen, nicht wahr.

PAPST (*gereizt, weil er ungern daran erinnert wird*):

Das ist doch unzumutbar, Eminenz!
 Herr Stalin ist im Augenblick ein glänzendes Geschäft
 für die Gesellschaft Jesu.
 Der Orden hat das Monopol!
 An *wen* soll er verkaufen,
 wenn Rußland als Kunde ausfällt?
 Die USA kaufen von den Jesuiten in Texas.
 Sie könnten auch beim besten Willen
 nicht noch alles übernehmen, was der Orden
 in Spanien aufbringt.
 Und da die Deutschen und wir Italiener
 das Quecksilber aus seinen Minen
 in der Toskana beziehen, so können Wir
 dem Orden nicht *verbieten*,
 auch Stalin zu beliefern:
 Er müßte sonst weit unter Preis verkaufen!
 (*Der Kardinal ist außerordentlich eingeschüchtert worden. Fontana fängt diesen Ausbruch ab und empfiehlt mit aller Vorsicht –*)

FONTANA: Heiligkeit brauchten nicht persönlich einen Zwang
 auf die Gesellschaft Jesu auszuüben.
 Herr Franco könnte ja den Patres einen Riegel

vorschieben, denn schließlich, Almadén liegt doch in Spanien!
Warum erlaubt er denn den Jesuiten,
das Quecksilber nach Moskau zu verkaufen?

PAPST (*verächtlich*):

Ach, Herr Franco! – So wie er Hitler eine Division
verkauft hat, Soldaten, die für Stahl und Kohle
in Rußland verbluten –
so wird er sich vom Orden Jesu
auch die Lizenz bezahlen lassen,
die Rüstungswerke Stalins zu beliefern.
Wir sehen das *gar nicht* gern – um so weniger,
als ja die Russen dringend auf diese Lieferungen
angewiesen sind: ihre eigenen Gruben nämlich
in Nikitowka sind nahezu erschöpft.
Ganz abgesehen davon,
daß ja die Deutschen bis vor kurzem
das Donezbecken innehatten.

FONTANA (*beschwörend*):

Es muß etwas geschehen, Heiligkeit,
sonst werden die Minen des Ordens
in der Toskana bombardiert.
Ich muß die Jesuiten bitten dürfen,
Papiere aus Idria und Monte Amiata ...

PAPST: Versuchen Sie's! Versuchen können Sie's, Fontana.

Denn Unser Herz hängt sehr
an den Familien der Proletarier,
die durch Zerstörung der Fabriken,
der Bergwerke vor allem,
nicht nur ärmer würden, sondern radikal –
sie würden Anarchisten – gar nicht auszudenken.

KARDINAL (*ehrlich mißvergnügt*):

Ja, nicht wahr – jetzt, nach dem Sturze
Mussolinis, der immerhin dem Kommunismus
die Stirn geboten hat und ein Garant
sozialer Ordnung war, ist doch ein Vakuum
entstanden, das mich mit großer Angst erfüllt, nicht wahr.
Gottlob sind noch die Deutschen hier im Lande,
die lassen einen Streik nicht zu, auch keine Faulheit.
Was aber wird, wenn ihre Truppen abziehen, ja, nicht wahr!

PAPST: Dann haben wir Amerikaner hier, Eminenz.

Wir wollen den Gesandten des Präsidenten
am Nachmittag empfangen.
Nur kommt Uns Mr. Taylor leider immer
und immer wieder mit der Bitte Mr. Roosevelts,
die Schändlichkeiten Hitlers zu verdammen.
Nicht die Deutschen haben San Lorenzo bombardiert!

Die Deutschen haben jedes Buch und jedes Pergament
 von Monte Cassino in die Engelsburg gerettet,
 (*vergrämt*) dann kamen die Bomber Mr. Roosevelts
 und warfen diesen Ort des Friedens
 in Schutt und Staub. – Um so *taktloser*,
 daß die Deutschen
 die Juden jetzt auch aus Rom verschleppen.
 (*Aufs höchste indigniert.*)
 Haben Sie davon gehört, Graf – Eminenz?
 Es ist sehr ungezogen!

FONTANA: Rom ist erschüttert, Heiligkeit.

KARDINAL: Ja, nicht wahr, eine ruchlose Frechheit!

FONTANA: Darf ich mir erlauben, auch im Namen
 jener Israeliten, die in meinem Hause
 Zuflucht suchten, Euer Heiligkeit ein Wort
 des tiefgefühlten Dankes auszusprechen ...

PAPST (*voller Güte, spontan, herzlich*):

Aber lieber Fontana – das versteht sich doch,
 daß Wir alles tun, was Gott in Unsere
 Kraft gegeben hat, um, wie immer,
 den Unglücklichen beizustehen.

FONTANA: Es ist eine wahre *Erlösung*, daß Heiligkeit
 jetzt so energisch mit öffentlicher Stellungnahme
 drohen. – Darf ich in Demut fragen, ob
 der deutsche Stadtkommandant schon reagiert hat?
 (*Der Papst sieht mißtrauisch-verständnislos den Kardinal und dann Fontana an.*)

KARDINAL: Der Stadtkommandant? – Worauf denn reagiert?

PAPST (*mißtrauisch*): Reagiert? – Worauf denn, Graf?

FONTANA (*etwas unsicher, er ahnt schon, was folgt*):
 Ja, ich hörte doch von meinem Sohn,
 Bischof Hudal habe heute früh
 dem deutschen Kommandanten angedroht,
 daß Heiligkeit *Protest*
 erheben werde, zum erstenmal seit Kriegsbeginn.

PAPST (*mit Schärfe*):

Der Bischof hat gedroht? – In Unserem Namen!
 Eminenz, haben Sie Hudal ermächtigt,
 im Namen des Heiligen Stuhles oder gar
 in Unserem Namen ...

KARDINAL: Gott ist mein Zeuge, Heiligkeit! Ich hörte
 von dem Protest erst eben, hier, vom Grafen ...
 Ich will nicht, kann nicht glauben, nicht wahr ...

FONTANA (*erregt*):

Ich kenne den Wortlaut nicht! Der Bischof
 hat vielleicht nicht *im Namen*
 Seiner Heiligkeit Protest erhoben, sondern

erst angekündigt, daß eine Stellungnahme
des Heiligen Vaters zu erwarten sei.

Mein Sohn sagt...

PAPST (*sehr ungehalten*): Ihr Sohn, Graf Fontana – wo
ist Ihr Sohn? Gehört er nicht nach Lissabon?

KARDINAL (*erschrocken, beflissen*):

Der Minutant erwartet mich unten,
im Staatssekretariat, Heiligkeit.

PAPST (*äußerst verärgert*):

Herauf mit ihm! Er soll Uns Auskunft geben,
wieso er sich erlaubt,
als Mitglied Unseres Außenamtes seine Hände
ständig in diese Geschäfte zu stecken.

Die Juden und die Deutschen
sind Angelegenheiten der beiden Patres,
die Wir eigens dazu berufen haben.

*(Der Kardinal ist sofort zur Tür gegangen und hat einem Schweizer den Befehl zugeflüstert. Sein
Gehorsam geht, angesichts des päpstlichen Zorns, soweit, jetzt auch gegenüber Fontana senior ein
steinernes Gesicht aufzusetzen.)*

FONTANA: Vergebung, Heiligkeit, für meinen Sohn.

Sein Eifer ist Verzweiflung. Er war
Augenzeuge in Berlin, als dort die Nazis
Judenkinder auf Lastwagen geworfen haben ...

PAPST (*ungehalten, winkt ab, spricht jetzt temperamentvoll und natürlich*): Augenzeuge! – Graf, ein
Diplomat muß manches sehen und – schweigen.

Ihr Sohn hat keine Disziplin.

Was muß der Nuntius in Berlin mit ansehen
oder der in Preßburg: er hörte schon im Juli
vorigen Jahres, daß man die Juden aus der Slowakei
vergast hat im Distrikt Lublin.

Läuft er deshalb aus Preßburg weg?

Nein, er tut weiter seine Pflicht, und siehe da:

er hat erreicht, daß keine Juden mehr,

auch nicht die ungetauften,

nach Polen abgeschoben werden.

Wer helfen will, darf Hitler nicht provozieren.

Heimlich wie unsere beiden Patres,

verschwiegen, klug wie Schlangen:

So muß man der SS begegnen.

Wir haben Hunderte von Juden in Rom versteckt.

Tausende von Pässen ausgestellt!

Herr Hitler ist nicht mehr gefährlich.

Man sagt in Portugal und Schweden, daß er mit Stalin
über Frieden spricht – Gerüchte, die Uns ganz lieb sind,
weil Wir wissen, daß nichts daran ist, die jedoch,
hoffen Wir, das Weiße Haus und London

ein wenig kompromißbereiter stimmen: man soll
verhandeln, soll nicht
 vabanque mit ganz Europa spielen,
 und Herrn Stalin zum Erben Hitlers machen.
 Wir überlassen den an Ort und Stelle
 tätigen Oberhirten, selber zu entscheiden,
 bis zu welchem Grade im Falle bischöflicher
 Kundgebungen Vergeltungsschläge zu erwarten sind.
 Wenn wir schweigen, lieber Graf,
 so schweigen wir *auch*
 ad maiora mala vitanda.

FONTANA (*erregt*): Der Nuntius Eurer Heiligkeit
 in Preßburg hat aber doch durch den Protest
 Unzähligen das Leben retten können, ohne daß
 sich die Mörder dafür rächen.

PAPST: Denken Sie an Unsere letzte Weihnachtsbotschaft:
 Ein einziges Flehen um Nächstenliebe.
 Und das Ergebnis: die Mörder haben sie ignoriert.

FONTANA: Heiligkeit, auch ich war tief betrübt,
 daß diese Botschaft ohne Wirkung blieb.
 Doch leider haben Eure Heiligkeit die Juden
 expressis verbis in dieser Botschaft nicht erwähnt –
 so wenig wie den Bombenterror gegen
 offene Städte. Hitler und Churchill gegenüber
 scheint mir massivste Deutlichkeit am Platze.
 (*Der Papst wendet sich ungeduldig ab und Riccardo, der eingetreten ist, zu.*)
 (*Freundlicher, lächelnd:*)

Ihr Sohn! – Da ist er, dieser Hitzkopf.
 (*Riccardo ist befangen, in der Annahme, der Papst habe doch protestiert, und deshalb im Gefühl,
 ihn gestern abend sehr verkannt zu haben. Er küßt den Ring, der Papst lächelt.*)

RICCARDO: Heiliger Vater ...
 (*Dann verneigt er sich vor dem Kardinal, der ihn kalt an den Papst verweist.*)

PAPST: Wir haben Freude an ihm, Riccardo,
 und betrachten seinen Eifer mit Liebe. Wer für
 Verfolgte eintritt, spricht immer auch in Unserem Auftrag.
 Allein – Wir hören eben mit Bestürzung,
 daß er oder Bischof Hudal in Unserem Namen
 gegen die Verhaftung der Juden protestiert hat, wie?
 Eminenz – bitte den Pater General.
 (*Kardinal, an der Tür, gibt einen Befehl an den Schweizer.*)

RICCARDO (*begreift nicht, sehr höflich*):
 Ich? – Nein, Heiligkeit, ich hörte
 von meinem Gewährsmann in der SS,
 daß Heiligkeit durch Bischof Hudal
 Protest angedroht hätten.

PAPST (*erzürnt*): Was maßen Sie sich an,
 mit der SS zu konspirieren?

KARDINAL (*böse*):

Der Heilige Vater, ja, nicht wahr, hört eben
das erste Wort von seiner angeblichen
Stellungnahme – ja.

PAPST: Lassen Sie ihn, Eminenz!

RICCARDO (*wie vernichtet, zu seinem Vater gewendet, aber nicht leise*):

Also doch: man hat – hat gar nichts getan!

(*Er glaubt es noch nicht.*)

Heiligkeit haben doch mit Protest gedroht?

Ich verstehe nicht...

(*Er hat verstanden, sagt leidenschaftlich, fast mit einem Schrei:*)

Heiligkeit, die Juden werden deportiert, ermordet.

KARDINAL: Schweigen Sie...

PAPST (*lächelnd*): Aber nein doch. – Gott segne dich,

Riccardo, sprich, dein Herz ist gut.

Nur darfst du nicht mit der SS verhandeln.

Der Pater wird uns sagen, was geschehen ist.

Halte du dich zurück!

In deinem Alter kann allein

Bescheidenheit uns ehren.

RICCARDO: Es geht mir nicht um meine Ehre, Heiligkeit.

Mir geht es um die Ehre des Heiligen Stuhles,

die mir teuer ist...

FONTANA: Riccardo!

(*Papst schweigt, der Kardinal antwortet schnell für ihn.*)

KARDINAL: Ach, um die Ehre der Kurie geht es ihm!

Haben Sie nie davon gehört, nicht wahr,

daß wir ganze Ämter errichtet haben, ja,

Büros und Komitees,

nur um zu helfen, um zu retten – ja,

ich denke doch, wir hätten das

schon mehrfach erörtert, nicht wahr?

RICCARDO (*verliert immer mehr die Beherrschung*):

Diese Hilfe erreicht nur manche Juden in Italien, Eminenz!

Auch das ist oft genug erörtert worden.

(*Jetzt auch an den Papst gewandt.*)

Der Terror wütet aber doch in allen Ländern!

Eine Million achthunderttausend Juden

sind allein in Polen

bereits ermordet worden! – Da diese Zahl,

Heiligkeit, im Juli offiziell

durch den Gesandten Warschau beim Weißen Haus

dem päpstlichen Legaten in Washington

bestätigt wurde – kann Gott nicht wollen,

daß Eure Heiligkeit sie ignorieren!

KARDINAL (*entriistet*): Gehen Sie hinaus, nicht wahr,

wie reden Sie in Gegenwart des Heiligen Vaters!

Graf, verbieten Sie doch Ihrem Sohn...

(Während der letzten Worte Riccardos hat der Papst sich erhoben, setzt sich aber wieder. Es dauert einen Augenblick, bis er sprechen kann, mit äußerster Kraftanstrengung.)

PAPST: »Ignorieren!« Wir haben nicht die Absicht, vor Riccardo Fontana – sein Herr Vater sagt nichts dazu? – Rechenschaft zu geben. – Dennoch wären Wir erfreut, hier auch einmal zu Wort zu kommen.
(Mit steigender Erbitterung und dem Versuch, abzulenken:)
Wissen Sie, exempli causa, Herr Minutant, daß Wir Uns schon vor Wochen bereitgefunden haben, den Juden Roms, die man verhaften wollte, mit Gold, mit sehr viel Gold aus ihrer Not zu helfen? Die Banditen Hitlers versprachen gegen Lösegeld den Juden Freiheit. Man hat Uns dann mit einer Summe, die nicht mehr realistisch war, erpressen wollen. Wir hätten sie dennoch gezahlt!

RICCARDO *(hat sich fassungslos an seinen Vater gewendet, jetzt zum Papst, leise)*: Heiligkeit – haben also gewußt, seit Wochen schon – was die SS hier mit den Juden vorhat?

PAPST *(erregt, ausweichend)*: Was reden Sie! Der Pater General kann Uns bezeugen, was alles schon geleistet worden ist, die Klöster stehen offen ...

(Der bekannte Ordensgeneral ist eingetreten, der Papst wendet sich ihm schnell zu. Der Monsignore kniet, küßt den Ring, verneigt sich vor dem Kardinal, wird sofort ins Gespräch gezogen. Eminenz vermeidet, Riccardo, der neben seinen Vater getreten ist, anzusehen. Er hat, bevor die Wache sich zurückziehen konnte, in die Hände geklatscht und vier Hocker von den Wänden herbeiholen und um den Papst gruppieren lassen. Eminenz setzt sich, dann auch der alte Fontana, der sehr nervös und erschöpft ist.)

PAPST *(zum Abt, kalt)*: Pater General, bitte: Geben Sie Auskunft, was Bischof Hudal gegen die Verhaftung der Juden in Unserem Namen unternommen hat. Kam er selbst auf diese lobenswerte Idee?

ABT: Herr von Kessel an der deutschen Botschaft hat mich heimlich im Morgengrauen aufgesucht und bat, durch Seine Exzellenz, den Bischof, dem deutschen Kommandanten anzudrohen, daß Heiligkeit Protest erheben werde.

PAPST *(erfreut, erleichtert)*: Sieh da! Ein Deutscher tut das – wie sympathisch. Das sind schon Zeiten, wo der Hochverrat die letzte Waffe der Gerechten ist! Ein Deutscher schämt sich der SS! So, Kessel heißt der Mann, Wir wollen Uns den Namen merken – Nun, dieser Brief

des Bischofs wird das Seine tun und retten,
wenn überhaupt etwas zu retten ist.

RICCARDO (*mit der Rücksichtslosigkeit dessen, der ohnehin alles verloren hat*):

Nichts wird er retten, dieser Brief, Heiligkeit!
Nur Sie selbst...

FONTANA (*tritt zwischen Riccardo und den Papst*):

Darf ich an meines Sohnes Stelle sprechen, Heiligkeit?

PAPST: Was gibt es, Graf?

FONTANA: Heiligkeit, wenn ich in Demut bitten darf:

Drohen Sie Hitler, eine halbe Milliarde Katholiken
zum christlichen Protest zu zwingen,
wenn er den Massenmord noch fortsetzt!

PAPST (*spürt, daß er diesem bewährten Berater sachlich antworten muß. Er ist geniert, gereizt, er spricht, als habe er das oft erklärt, und doch überwindet er sich, auf Fontana zuzugehen und ihm die Hand auf die Schulter zu legen*):

Fontana! Ein Berater von Ihrem Blick – wie bitter,
daß jetzt auch Sie Uns mißverstehen. Sehen Sie nicht,
daß für das christliche Europa
die Katastrophe naht, wenn Gott nicht Uns,
den Heiligen Stuhl, zum Vermittler macht?
Die Stunde ist düster: zwar wissen **Wir**,
den Vatikan rührt man nicht an.

(Hitler hat es erst kürzlich wieder garantiert.)

Doch Unsere Schiffe draußen, die **Wir** steuern sollen?
Polen, der ganze Balkan, ja Österreich und Bayern noch?
In wessen Häfen werden sie geraten?

Sie könnten leicht im Sturm zerschellen.

Oder sie treiben hilflos an Stalins Küsten.

Deutschland ist heute Hitler. Phantasten,
die da behaupten, der Sturz des jetzigen Regimes
in Deutschland

habe *nicht* den Zusammenbruch

der Front zur Folge.

Hitlers Generalen, die ihn beseitigen wollen,

trauen **Wir** weniger zu als gar nichts.

Sie wollten schon im Frühjahr vierzig handeln.

Wie handelten sie denn?

Sie ließen sich von Hitler dekorieren und schlugen
ganz Europa kurz und klein.

Wir kennen ihresgleichen aus Berlin:

Die Generalität hat keine Meinung,
wenn Hitler fällt, wird sie nach Hause gehen ...

KARDINAL: Und Stalin hätte freie Fahrt nach Warschau

Prag, ja Wien – ja, bis zum Rhein, nicht wahr.

PAPST (*hat sich wieder gesetzt*):

Ob sich der Präsident darüber klar ist?

Stalin läßt sich nicht einmal sprechen von ihm.

Seit Casablanca führt die Vernunft
im Weißen Haus nicht mehr allein das Zepter.
Und Mr. Churchill ist zu schwach. Er scheint
auch nicht gewillt, im Westen
eine zweite Front zu bilden. Er sieht es gern,
wenn sich die Russen an den Deutschen
erst gründlich erschöpfen, so wie
die Deutschen an den Russen.

KARDINAL: Wollen auch nicht böse darüber sein, nicht wahr.

PAPST (*klopft bei jedem Wort auf die Lehne seines Thrones*):

Hitler allein, lieber Graf, verteidigt jetzt Europa.
Und er wird kämpfen, bis er stirbt,
weil ja den Mörder kein Pardon erwartet.
Dennoch, der Westen *sollte* ihm Pardon gewähren,
solange er im Osten nützlich ist.
Wir haben öffentlich im März erklärt, nichts,
gar *nichts* zu tun zu haben mit den Zielen
der USA und Großbritanniens.
Die sollen sich mit Deutschland erst vertragen.
Der spanische Außenminister hat das leider
vor aller Welt schon propagiert.
Wie dem auch sei: die Staatsräson verbietet,
Herrn Hitler als Banditen anzuprangern,
er muß verhandlungswürdig bleiben.
Wir haben keine Wahl.

Der Geheimdienst Hitlers hier in Rom
hat mit dem Ordensgeneral der Jesuiten
– bedauerlich, Herr Minutante, daß Sie
von den Bemühungen Ihres Chefs nichts wissen ...

RICCARDO: Ich weiß davon, Heiligkeit.

Doch kann ich nicht verstehen,
daß wir auch nur erwägen,
Hitler als Werkzeug zu benutzen.

PAPST: Ein Werkzeug, das wir fallenlassen werden,
so schnell es geht...

KARDINAL: Gott sei gelobt, daß Ihre Meinung,
Herr Minutante, gänzlich bedeutungslos ist.

RICCARDO (*feindselig*):

Der Heilige Vater hatte mich gefragt, Eminenz!
Soll ich antworten, Heiligkeit?

PAPST (*kalt*): Sachlich, ja, sachlich. Sachlich.

RICCARDO (*ein Vorstoß, mit dem er nur erreicht, daß keines seiner Worte hier noch Gehör findet*):

Heiligkeit, es sei daran erinnert, daß wir Jesuiten
seit Jahren Spezialisten für Rußland
ausgebildet haben, die im Gefolge Hitlers,
das heißt der deutschen Wehrmacht,
die Russen missionieren sollten.

KARDINAL (*empört*):

Ja – und? Hätten denn Sie, Herr Minutant,
schon vor der Invasion gewußt,
daß Stalin sich so lange halten könnte!

RICCARDO (*weiter zum Papst*): Auch die Kommentare
vieler Bischöfe zum sogenannten Kreuzzug Hitlers
sind ... Gotteslästerungen.

Es ist *auch* Schuld des Vatikans, Heiligkeit,
wenn für Europa jetzt der rote Sturm naht.
Wer Wind sät – Rußland
ist schließlich überfallen worden!

PAPST (*macht zwei fahrigte Handbewegungen. Er schweigt, sei es, weil er so erregt ist, daß ihn wie früher
die Sprache wieder im Stich läßt, sei es, daß er es für unter seiner Würde hält, zu antworten.*)

KARDINAL (*sofort nach Riccardos Worten*):

Heiligkeit – bitte, brechen Sie das Gespräch ab!
Es ist so unerhört, nicht wahr, was sich der Minutant...
(*Zu Riccardo:*) Ich hielt Sie für begabt, ja. Polemiker
sind aber im Staatssekretariat
höchst unbrauchbar, nicht wahr. Sie reden
wie – eine Londoner Zeitung, ja.

PAPST (*seine Stimme scheint wie mit Rost überzogen, dann mit ätzender Ironie*):

Graf Fontana, Ihr Sohn scheint Uns ...
außerordentlich erholungsreif ...

FONTANA: Heiligkeit – Riccardo hat in Berlin
durch den verhafteten Prälaten Lichtenberg
und auch aus eigener Anschauung –

PAPST (*sarkastisch, aber noch zitternd vor Empörung*): Ja, das tut Uns weh für ihn – Riccardo,
gehen Sie ein Vierteljahr nach Castelgandolfo,
ordnen Sie Unsere Bibliothek – wenn Ihre Nerven
dem gewachsen sind. Vor allem laufen Sie
spazieren, stundenweit, und sehen Sie auf
die Campagna und auf Wasser.

Ein Morgen am Albaner See stimmt so harmonisch.
Die kühle Klarheit der Oktobertage
eröffnet mit der weiten Sicht aufs Meer
auch manchen Blick ins eigene Innere ...
Fahren Sie gleich heute hinaus.
Wir beurlauben Sie sehr gern ...

Peter Weiss

* 8. November 1916 Nowawes bei Berlin + 10. Mai 1982 Stockholm

Er wurde als Sohn eines zum Christentum konvertierten jüdisch-ungarischen Textilfabrikanten und einer schweizerischen Schauspielerin geboren. Schriftsteller, Maler, Grafiker, Produzent von Experimentalfilmen. 1935 Emigration nach England, Prag, in die Schweiz und nach Schweden. In England Studium der Fotografie, in Prag Studium der Malerei. Mitglied der schwedischen Kommunistischen Partei. Internationalen Erfolg erzielte er 1965 mit dem Stück *Die Verfolgung und Ermordung Jean-Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade*. Seit dem durch den Frankfurter Auschwitz-Prozess inspirierten Drama *Die Ermittlung – Oratorium in elf Gesängen* gilt er als Vertreter des dokumentarischen und politischen Theaters in der BRD. In dem Stück fragt er durch den Einsatz von authentischem Verhör-Material nach der Darstellbarkeit der Geschichte im Theater. 1967 Engagement gegen den Vietnam-Krieg. Werke u.a.: *Der Schatten des Körpers des Kutschers* (1960), *Abschied von den Eltern* (1961), *Fluchtpunkt* (1962), das Drama *Viet Nam Diskurs* (1968), das dreibändige Hauptwerk *Die Ästhetik des Widerstands* (1975, 1978, 1981), *Der neue Prozess* (1982)

DIE ERMITTLUNG

11 GESANG VON DEN FEUERÖFEN

I

- RICHTER Herr Zeuge
 Sie gehörten den Fahrern
 der Sanitätswagen an
 in denen das Blausäurepräparat Zyklon B
 zu den Gaskammern transportiert wurde
- ZEUGE 2 Ich war als Traktorführer
 ins Lager kommandiert worden
 und mußte dann später auch
 als Fahrer von Sanitätswagen
 Dienst tun
- RICHTER Wohin fuhren Sie
- ZEUGE 2 Ich hatte die Sanitäter und Ärzte
 abzuholen
- RICHTER Wer waren die Ärzte
- ZEUGE 2 Daran kann ich mich nicht erinnern
- RICHTER Wohin hatten Sie die Sanitäter und Ärzte
 zu bringen
- ZEUGE 2 Vom alten Lager
 zur Rampe des Barackenlagers
- RICHTER Wann fuhren Sie
- ZEUGE 2 Wenn Transporte ankamen
- RICHTER Wie wurden die Transporte angekündigt
- ZEUGE 2 Mit einer Sirene
- RICHTER Wohin fuhren Sie von der Rampe aus

ZEUGE 2 Zu den Krematorien
RICHTER Fuhren die Ärzte mit
ZEUGE 2 Ja
RICHTER Was taten die Ärzte dort
ZEUGE 2 Der Arzt blieb im Wagen sitzen
oder stand daneben
Die Sanitäter mußten die Sachen
verrichten
RICHTER Welche Sachen
ZEUGE 2 Die Vergasungen
RICHTER Befanden sich bei Ihrer Ankunft
die Menschen schon
in der Gaskammer
ZEUGE 2 Sie waren noch beim Auskleiden
RICHTER Gab es da keine Unruhen
ZEUGE 2 Wie ich da war
ging es immer ganz friedlich zu
RICHTER Was konnten Sie vom Vorgang
der Vergasung sehen
ZEUGE 2 Wenn die Häftlinge in die Kammern
eingeführt worden waren
gingen die Sanitäter zu den Luken
setzten ihre Gasmasken auf
und entleerten die Büchsen
RICHTER Wo befanden sich die Luken
ZEUGE 2 Da war eine schräge Anschüttung
über dem unterirdischen Raum
mit 4 Kästen
RICHTER Wieviele Büchsen wurden entleert
ZEUGE 2 3 bis 4 Büchsen in jedes Loch
RICHTER Wie lange dauerte das
ZEUGE 2 Etwa eine Minute
RICHTER Schrien die Menschen nicht
ZEUGE 2 Wenn einer gemerkt hatte
was los war
konnte man wohl einen Schrei hören
ANKLÄGER Herr Zeuge
Wie weit stand Ihr Wagen
von der Vergasungskammer entfernt
ZEUGE 2 Der stand auf dem Weg etwa 20 Meter ab
ANKLÄGER Und da konnten Sie hören
was unten in den Kammern geschah
ZEUGE 2 Manchmal bin ich ausgestiegen um zu warten
ANKLÄGER Was taten Sie da
ZEUGE 2 Nichts
Ich rauchte eine Zigarette

ANKLÄGER Näherten Sie sich den Luken
über der Gaskammer

ZEUGE 2 Ich ging manchmal etwas auf und ab
um mir die Beine zu vertreten

ANKLÄGER Was hörten Sie da

ZEUGE 2 Wenn die Deckel von den Luken
abgehoben wurden
hörte ich ein Dröhnen von unten
als ob sich dort viele Menschen
unter der Erde befänden

ANKLÄGER Und was taten Sie dann

ZEUGE 2 Die Luken wurden wieder geschlossen
und ich mußte zurückfahren

RICHTER Herr Zeuge
Sie waren Häftlingsarzt im Sonderkommando
das zum Dienst in den Krematorien
eingesetzt war
Wieviele Häftlinge befanden sich
in diesem Kommando

ZEUGE 7 Insgesamt 860 Mann
Das Häftlingskommando wurde im Abstand
von einigen Monaten vernichtet
und durch eine neue Belegschaft ersetzt

RICHTER Wem unterstanden Sie

ZEUGE 7 Dr. Mengele

RICHTER Herr Zeuge
Wie ging die Einlieferung
in die Gaskammern vor sich

ZEUGE 7 Der Lokomotivpfeiff
vorm Einfahrtstor zur Rampe
war das Signal
daß ein neuer Transport eintraf
Das bedeutete
daß in etwa einer Stunde
die Öfen voll gebrauchsfähig sein mußten
Die Elektromotore wurden eingeschaltet
Diese trieben die Ventilatoren
die das Feuer in den Öfen
auf den erforderlichen Hitzegrad brachten

RICHTER Konnten Sie sehen
wie die Gruppen von der Rampe kamen

ZEUGE 7 Vom Fenster meines Arbeitszimmers aus
konnte ich den oberen Teil der Rampe
und den Weg zum Krematorium überblicken
Die Menschen kamen in Fünferreihen an
Die Kranken fuhren in Lastwagen hinterher
Das Krematoriumgelände

- war von einem Gitter abgeschlossen
Am Tor hingen Warnungsschilder
Die Begleitmannschaften mußten zurückbleiben
und das Sonderkommando übernahm die Führung
Nur Ärzte und Sanitätsdienstgrade
sowie Mitglieder der Politischen Abteilung
kamen herein
- RICHTER Wen von den Angeklagten
sahen Sie dort
- ZEUGE 7 Stark sah ich dort und Hofmann
auch Kaduk und Baretzki
- VERTEIDIGER Wir machen darauf aufmerksam
daß unsere Mandanten
die Teilnahme an diesen Vorgängen
bestreiten
- RICHTER Herr Zeuge
Setzen Sie Ihren Bericht fort
- ZEUGE 7 Die Menschen gingen langsam und müde
durch das Tor
Die Kinder hingen an den Rücken der Mütter
Ältere Männer trugen Säuglinge
oder schoben Kinderwagen
Der Weg war mit schwarzer Schlacke bestreut
Rechts und links waren ein paar Wasserhähne
auf den Grasflächen
Oft drängten sich die Menschen darum
und das Kommando ließ sie noch trinken
trieb sie aber zur Eile an
Sie hatten noch etwa 50 Meter zu gehen
bis sie zur Treppe kamen
die hinunter in die Auskleideräume führte
- RICHTER Was war vom Krematoriumsbau zu sehen
- ZEUGE 7 Nur das Verbrennungsgebäude
mit dem großen viereckigen Schornstein
Unterirdisch schloß sich daran
seitlich abzweigend
die Vergasungskammer
und in der Längsrichtung
der Auskleideraum
- RICHTER Bestand freie Sicht auf das Krematorium
- ZEUGE 7 Es war von Bäumen und Buschwerk umgeben
und lag etwa 100 Meter
von der Lagerumzäunung entfernt
Gegenüber waren die Außenzäune
mit Wachtürmen
Dahinter breiteten sich offene Felder aus
- RICHTER Wie groß war der Auskleideraum

ZEUGE 7 Etwa 40 Meter lang
 12 bis 15 Stufen führten hinab
 Er war etwas über 2 Meter hoch
 In der Mitte stand eine Reihe von Tragpfeilern

RICHTER Wieviele Menschen wurden auf einmal
 hinabgeführt

ZEUGE 7 1000 bis 2000 Menschen

RICHTER Wußten die Menschen
 was ihnen bevorstand

ZEUGE 7 Über der schmalen Treppe
 waren Tafeln angebracht
 Da stand in verschiedenen Sprachen
 BADE- UND DESINFIZIERUNGSRAUM
 Das klang beruhigend
 und beschwichtigte viele
 die noch mißtrauisch waren
 Oft sah ich Menschen
 froh hinuntergehen
 und Mütter scherzten mit ihren Kindern

RICHTER Brach nie Panik aus
 zwischen den vielen Menschen
 im engen Raum

ZEUGE 7 Es ging alles sehr schnell und effektiv
 Das Kommando zum Ausziehen wurde gegeben
 und während die Menschen sich noch
 ratlos umsahen
 half das Sonderkommando ihnen schon
 beim Abnehmen der Kleider
 An den Seiten waren Bänke aufgestellt
 mit nummerierten Haken darüber
 und es wurde wiederholt gesagt
 daß Kleidungsstücke und Schuhe
 zusammengebunden aufzuhängen seien
 und daß jeder sich die Nummer seines Hakens
 zu merken habe
 damit nach der Rückkehr aus dem Bad
 kein Durcheinander entstehe
 In dem grellen Licht
 kleideten sich die Menschen aus
 Männer und Frauen
 Alte und Junge
 Kinder

RICHTER Warfen sich diese vielen Menschen
 niemals auf ihre Bewacher

ZEUGE 7 Nur einmal hörte ich
 wie einer rief
 Sie wollen uns umbringen

- Aber da antwortete schon ein anderer
Das ist undenkbar
Niemals kann so etwas geschehn
Verhaltet euch ruhig
Und wenn Kinder weinten
wurden sie von ihren Eltern getröstet
und man schäkerte und spielte mit ihnen
während sie in den angrenzenden Raum
getragen wurden
- RICHTER Wo lag der Eingang zu diesem Raum
ZEUGE 7 Am Ende der Auskleidehalle
Es war eine dicke Eichentür
mit einem Guckloch
und einem Radgriff
zum Zuschrauben
- RICHTER Wie lange dauerte das Auskleiden
ZEUGE 7 Etwa 10 Minuten
Dann wurden alle
in den andern Raum gedrängt
- RICHTER Mußte nie Gewalt angewendet werden
ZEUGE 7 Die Leute vom Sonderkommando riefen
Schnell schnell
das Wasser wird kalt
Und es wurde auch wohl gedroht und geschlagen
oder einer der Wachleute
gab einen Schuß ab
- RICHTER War der andere Raum
durch Duschen getarnt
ZEUGE 7 Nein
Da war nichts
- RICHTER Wie groß war dieser Raum
ZEUGE 7 Kleiner als der Auskleideraum
Etwas mehr als 30 Meter lang
- RICHTER Wenn 1000 und mehr Menschen
in einem solchen Raum zusammengedrängt wurden
mußte es doch zum Aufruhr kommen
- ZEUGE 7 Da war es zu spät
Die letzten wurden hineingepreßt
und die Tür wurde zugeschraubt
- RICHTER Herr Zeuge
haben Sie eine Erklärung dafür
warum die Menschen dies alles
mit sich geschehen ließen
Angesichts dieses Raumes
mußten sie doch wissen
daß ihr Ende bevorstand
- ZEUGE 7 Es kam kein einziger heraus
um darüber berichten zu können

RICHTER Was zeigte sich den Menschen
in diesem Raum

ZEUGE 7 Da waren Betonwände
mit einzelnen Ventilkappen
In der Mitte waren die Tragpfeiler
und rechts und links davon
standen je 2 Säulen
aus perforiertem Eisenblech
Auf dem Fußboden waren Abflußgatter
Auch hier brannte starkes Licht

RICHTER Was war von den Menschen zu hören

ZEUGE 7 Sie schrien jetzt
und schlugen an die Tür
aber es war nicht viel zu hören
da war solch ein Summen
von den Ofenräumen

RICHTER Was war durch die Tür Luke zu sehen

ZEUGE 7 Die Menschen drängten sich an die Tür
und kletterten an den Säulen hoch
Dann kam das Ersticken
als das Gas eingeworfen wurde

Günter Wallraff

* 1. Oktober 1942 Burscheid

Er ist Schriftsteller und Enthüllungsjournalist, der sich der Methode der verdeckten Recherche bedient und sich meist mit einer anderen Identität dem Objekt seiner Analyse zu nähern versucht. Seine ersten Reportagen betrafen Probleme der Arbeiter in der industriellen Arbeitswelt. In den 70er Jahren berichtete er u.a. von seinen Erfahrungen als Bild-Redakteur, in den 80er schlüpfte er in die Rolle eines türkischen Gastarbeiters. Werke u.a.: *Wir brauchen dich. Als Arbeiter in deutschen Industriebetrieben* (1966), *13 unerwünschte Reportagen* (1969), *Industriereportagen. Als Arbeiter in deutschen Großbetrieben* (1970), *Der Aufmacher – Der Mann, der bei „Bild“ Hans Esser war* (1977), *Nicaragua von innen* (1983), *Enthüllungen. Recherchen, Reportagen und Reden vor Gericht* (1985), *Ganz unten. Beschreibung des Schicksals von illegal eingeschleusten Arbeitern* (1985), *Reportagen 1963–1974* (1987), *Ich – der Andere. Reportagen aus vier Jahrzehnten* (2002).

INDUSTRIEREPORTAGEN

IM STAHLROHRWERK

Plemperer¹, Paderborn

Geht man das erste Mal die winklige Dorfstraße entlang, muß man dem Werbeprospekt des hiesigen Verkehrsvereins e. V. Glauben schenken: »Den Besucher grüßen schon von weitem die alte ehrwürdige Kirche und die markanten Türme der von dichten Baumkronen umgebenen Festung. Diese beiden sehenswerten Bauten bilden den Kern des Orts-

¹ Name geringfügig geändert

bildes. Im Kreis um diese harmonische Einheit reihen sich behäbige Bürgerhäuser. Male-
rische Winkel und schöne alte Fachwerkhäuser ... Anlagen mit farbenfrohem Blumen-
schmuck ... Mächtige Kronen uralter Bäume ... Die fischreichen Wassergründe ... für
Angler ein wahres Paradies. Die Wasserläufe des Kanuten beste Möglichkeiten ... Ge-
pflachter Tennisplatz ... Waldbad ... Historische Wein-, altdeutsche Bierstube ... Rau-
schende Kiefernkrone ... Alte Bauernhöfe ... Weihe und Stille überm Ehrenhain ...»

Nur nachts schrickt man aus dem Schlaf hoch. Es sind seltsame Geräusche in der
Luft, vom Regenprasseln bis zum fernen Donnerrollen. Aber es regnet nicht, und die
Nacht ist sternklar. Trotzdem spukt's hier nicht, und es ist kein Traum: In den Plemperer-
Werken wird Tag und Nacht gearbeitet, auch sonntags. Dann vermischt sich das mächt-
ige Klatschen der vom Kran fallenden Stahlrohre mit dem frühen Glockengebimmel
vom hohen Kirchturm. Der Festung gegenüber liegt das andere »Kernstück des Ortsbil-
des«, davon spricht der Prospekt nicht. Hinter geduckten Häusern verdeckt, erstrecken
sich riesige Fabrikgebäude. Dreimal am Tag und in der Nacht saugen sie Menschenmas-
sen in sich ein, um sie nach Schichtschluß wieder auszuspucken. Weit über 2000 Männer
sind es pro Tag und Nacht, und ich gehöre zu ihnen.

Es begann wie üblich, sehr sittsam und human. Im freundlichen Zimmer des Perso-
nalchefs der Plemperer-Werke. »Mann, Sie sind jung, im Akkord sind geradezu Spitzen-
löhne drin, wenn Sie auf Zack sind.« Ein älterer Mann im blauen Kittel schaut herein.
Der Personalchef stellt uns vor: »Ein Neuer, unser Betriebsrat.« Der Betriebsrat reicht
mir die Hand: »Stimmt, können schon 'ne Menge Geld machen, wenn Sie sich ranhalten.
Dürfen sich kein Beispiel an unseren Fremd..., hm, Gastarbeitern nehmen. Drücken sich
fast alle vorm Akkord, die Brüder. Haben hier 'ne gerechte Arbeitsplatzverteilung. Müs-
sen immer wieder sehen, daß Sie an die beste Maschine kommen. Macht enorm viel
aus.« Personalchef: »Ha, der ewige Kampf um den besten Platz!« Betriebsrat: »Nicht lo-
ckerlassen. Immer wieder zum Meister gehen. Nach 'nem Jahr spätestens haben Sie's
raus, an welcher Maschine Sie's meiste bringen.«

Ich bedanke mich für die guten Ratschläge. Kategorisch erklärt mir der Personalchef,
daß mir in der ersten Woche 100,- DM als »nicht zu verrechnender Vorschuß« in bar
ausgezahlt werden. Eine Art Überbrückungsgeld für den Neueintretenden. Nur hat das
einen Haken: Im Krankheitsfall werden die 100,- DM wieder einbehalten. Also gerade
dann, wenn der Arbeiter den unfreiwillig kassierten Vorschuß am wenigstens zurückzah-
len kann. Das Krankengeld liegt sowieso weit unter dem normalen Akkordlohn. Bei der
Gesundmeldung wird der aufgezwungene, verlockende Vorschuß erneut gewährt. Der
Grund ist klar: Mißtrauen gegen kranke Arbeiter. »Wahrscheinlich ist er überhaupt nicht
krank, sondern tut nur so. Das soll er zu spüren bekommen. Vielleicht überlegt er es sich
dann noch mal.« Sollte er wirklich krank sein, schaffen die 100,- DM, auf die er vielleicht
schon sehr bald angewiesen ist, den Anreiz, sich so schnell wie möglich wieder hochzu-
rappeln und zur Stelle zu melden. Auch dann, wenn er sich besser noch zu Hause kurie-
ren sollte.

Mein erster Arbeitstag ist depressierend. Ich finde mich zur Spätschicht kurz vor 14
Uhr beim Pförtner ein. Er überreicht mir einen Werksausweis, darauf ist eine Nummer
vermerkt. Einen zufällig vorbeikommenden Arbeiter spricht der Pförtner an: »Der ist
neu, kannst ihn in einem mitnehmen, ist derselbe Weg.«

Der Arbeiter läßt mich in einer Fabrikhalle stehen, wo ohrenbetäubender Lärm ist.
Hier soll irgendwo mein künftiger Arbeitsplatz sein. Der Arbeiter brüllt gegen das Ge-
töse an: »Meld dich beim Meister!«, ehe er weitergeht. Ich spreche jemanden an, der

wie ein Meister aussieht. »Nummer?« will er wissen. Ich zeige meinen Ausweis vor. »Nicht zuständig für die Nummer, ab 1600 alles im nächsten Revier.«

Ich frage mich durch. An wen ich gerate, ist mir nicht klar. Ist es ein Meister, Vorarbeiter oder was sonst? Man stellt mich zu einem Ausländer an eine Maschine. Ich soll zusehen, wie's gemacht wird, soviel habe ich begriffen. Der Ausländer – ich glaube, es ist ein Spanier – versteht kein Wort Deutsch. Er bemüht sich rührend, mir die Handgriffe an der Maschine beizubringen. Nach vier Stunden bediene ich bereits selbst eine Maschine, die zuvor nicht in Betrieb war. Ich schneide Rohre. Auf Unfallgefahren hat mich keiner aufmerksam gemacht. Da soll ich nach und nach noch selbst dahinterkommen, manchmal haarscharf an einem Unfall vorbei. Ich gerate gleich am ersten Tag mit einer Hand in die sich mit rasender Geschwindigkeit drehende Patrone, als ich ein klemmendes Rohr nachschieben will. Ich habe Glück, ein paar Kratzer, die nicht die einzigen bleiben, sind alles. Später erfahre ich, daß bei solchen Handgriffen schon Finger gebrochen und sogar abgerissen wurden.

Ich stehe an meiner Maschine, vor mir eine Wand, rechts und links von mir hochaufgetürmte Stapel von Rohren in allen Dicken und Längen. Die nächste Maschine mit dem Spanier in 20 bis 30 Meter Entfernung. In meiner Nähe ist noch eine leerstehende Maschine. Hin und wieder huschen Schatten wie von Riesenvögeln an der Wand vorüber. Dann weiß ich, daß über mir der Kran mit schwebenden Lasten vorbeigleitet. Zweimal am Tag tritt der Anschreiber hinter mich, dann erschrecke ich jedesmal, wenn er plötzlich wie aus dem Boden gewachsen an meinem Ohr steht und »Nummer?« und »Stückzahl?« fragt.

Während der achtstündigen Schicht gibt es eine einzige Pause von einer Viertelstunde, unbezahlt, versteht sich. Dann hockt sich der Spanier auf seine Rohre und ißt in dem Öldunst seine Brote. Zwei wacklige Tische mit vier Bänken, eine ohne Lehne, stehen in unserem Hallenabschnitt. Da sitzen sie dichtgedrängt zusammen, drüben wird weitergearbeitet, und wenn der Kran die Rohre herunterklatschen läßt, verstummt die Unterhaltung abrupt, die von einigen beinahe schreiend geführt wird. Wenn die Sirene Punkt 9.15 Uhr wieder losheult, bleibt alles noch einige Sekunden wie gebannt hocken, nur zögernd sucht dann jeder wieder seinen Arbeitsplatz auf.

Es gibt eine Werkskantine. Dort kann man für nur 1,- DM reichlich und auch abwechslungsreich zu Mittag essen. Von dieser Einrichtung erfahre ich jedoch erst nach anderthalb Wochen. Ein Arbeiter, bei dem ich mich danach erkundige, gibt mir zur Antwort: »Ich glaube nicht, daß es hier Kantinenessen gibt. Bin aber nicht sicher, bin erst sechs Wochen hier.«

Zufällig entdecke ich über einem Werkzeugschrank einen vergilbten Aushang der Werksleitung. Sie beklagt darin »die minimale Beteiligung am Kantinenessen« und droht mit der »Auflösung der Werksküche wegen Unrentabilität«. Nach den Gründen für die mangelnde Inanspruchnahme braucht man nicht lange zu suchen, für den »Akkordler« liegen sie offen auf der Hand. Seine Zeit ist Geld. Er geizt sowieso mit jeder Minute. Für den Gang zur Kantine, das Stehen in der Schlange und schließlich fürs Essen selbst braucht er eine halbe Stunde zusätzliche Zeit. So gerechnet, kostet ihn der Spaß nicht 1,- DM, sondern 3,- DM und mehr, je nach seiner Akkordleistung. Und die meisten im Werk stehen im Akkord. Darum verzichten sie lieber auf die warme Mahlzeit und stopfen in der kurzen Pause ihre Brotschnitten in sich hinein.

Ein anderer, bereits angeschnutzter Aushang daneben hat das gleiche Thema. Hier hat sich der Betriebsratsvorsitzende E, kraft seines nun schon fünfzehn Jahre währenden

Amtes, mit seiner ganzen Autorität »zum wiederholten Male« mit einem »Erlaß und einer ernststen Warnung an alle Betriebsangehörigen« gewandt. Er droht, »in Zukunft bei Erthappung des Täters schärfstens einzuschreiten«. Worum geht's? Es gibt »Akkordler«, die sich den Gang zur Toilette einfach nicht leisten wollen oder können und ihre Notdurft hinter der Maschine oder zwischen den Bergen von Rohren verrichten. Bei diesem »ernstlichen Mißstand« – »es bringt mit der Zeit eine Belästigung der Kollegen durch schlechten Geruch mit sich«, schreibt Herr F. in seinem Erlaß – erwachen bei dem freigestellten Betriebsratsvorsitzenden sogleich seine vornehmlichsten Aufgaben und Pflichten. Er fühlt sich dazu berufen, gegen diese echte »Sauerei schärfstens einzuschreiten«. Wogegen er jedoch nicht einschreitet, was er im Gegenteil bei alldem stillschweigend duldet und mit seiner Unterschrift noch sanktioniert, ist der höher und höher geschraubte Akkord. Der Akkord ist mit den Jahren – ähnlich wie beim Sport durch sich ständig überbietende Rekorde – hochgetrieben worden. Es hat vereinzelte Arbeiter gegeben – wahre »Hennecke«² – Typen –, die holten das Letzte aus sich heraus, »brachten« einen Stundenlohn von 4,50 DM und darüber. Das darf aber nicht sein, denn ein Hilfsarbeiter verdient dann mehr als sein Meister und steckt das Gehalt eines mittleren Angestellten ein. Niemand hält diese Spitzenleistung lange durch, meist geht sie auf Kosten der Gesundheit. Nun müssen die nachfolgenden Arbeiter dafür büßen. Ihr »Soll« wird von der Werksleitung höhergesetzt, ihr Verdienst sinkt. Aber immer wieder gibt es von der Akkordwut Befallene, die ein neues »Übersoll« herausholen. Jetzt scheint an den meisten Maschinen die äußerste Leistungsgrenze erreicht. Man muß schon mehrere Jahre an derselben Maschine stehen, um eine Spitze von 4,20 bis 4,30 DM zu schaffen. Nur die Jüngeren können den Akkord schaffen. Die andern sind vorzeitig ausgebrannt.

Die Arbeiter machen sich nichts vor. Sie sagen: »Akkord ist langsamer Selbstmord!« Ein 38jähriger Arbeiter sagt: »Ich stehe nun schon acht Jahre im Akkord. Viel länger mache ich's nicht mehr. Noch ein paar Jährchen, und ich bin reif für die Versehrtenabteilung. Dann bekomme ich als Kontrolleur an die 200,- DM weniger im Monat. Wer hier den Akkord voll ausnutzen will – das wollen alle, der Grundlohn ist entsprechend niedrig angesetzt, wir sind auf die Zulage angewiesen –, ist zehn Jahre früher pensionsreif, ist zehn Jahre früher tot!«

Die Akkordhetze wirkt sich natürlich auf das Betriebsklima aus. Der Akkordler unterwirft sich während seiner Arbeit dem Rhythmus der Maschine und wird zum Roboter. Das Gesicht des Akkordlers ist reglos und grau, als wäre es nicht aus Fleisch. Ein Meister sagte einmal scherzhaft zu einem Vorarbeiter: »Die haben hier alle das Sprechen verlernt.« Es stimmt. Die Maschine läßt nicht mit sich reden. Der Arbeiter an der Maschine schweigt. Jedes Wort, das er verliert, ist verlorene Zeit. Nach und nach vergißt er die menschliche Verständigung. Mißmutig stellt er sich morgens an die Maschine, trübsinnig läßt er nachmittags von ihr ab. Man kann sich mit ihm über nichts unterhalten. Er hört auf die Stimmen der Maschine. Jede schreit auf ihre eigene Art, gegen ihren Lärm kommt er nicht an. Um ihn herum ist der Gestank heißen Öls.

Nie darf die Produktion stillstehen. Es fehlen Arbeitskräfte. Überstunden sind an der Tagesordnung. Regulär werden 43 Stunden in der Woche gearbeitet. Viele arbeiten jeden Samstag und Sonntag. Es gibt Produktionsabschnitte im Werk, wo man sich nicht freiwillig zur Sonntagsarbeit meldet, wo sie abverlangt wird. Ein Arbeiter, der davon betroffen ist, sagt: »Sonntag wäre der einzige Tag, wo ich für meine Familie Zeit hätte. Aber mir

² Sogenannter »Held der Arbeit«, d.h. Akkordbrecher aus der Anfangszeit der DDR

bleibt keine andere Wahl, als jeden Sonntag Überstunden zu schleben; allerhöchstens einmal im Monat kann ich mir einen Sonntag freimachen. Würde ich ablehnen, bekäme ich eine weitaus schlechter bezahlte Arbeit in einem anderen Produktionsabschnitt zugeteilt.«

Es gibt aber auch Arbeiter, die reißen sich um jede Überstunde. Ich kenne einen Italiener und einen Deutschen von der Walzstraße, die arbeiten Tag für Tag zwei Schichten hintereinander. Sie sind sechzehn Stunden im Werk, der Rest ist erschöpfter Schlaf.

Fragt man Werksleitung oder Betriebsrat, erhält man die Antwort: »Davon ist nichts bekannt. Falls so etwas bekannt würde, würde es selbstverständlich von der Werksleitung unterbunden. Erst einmal müßten aber die nötigen Beweise erbracht werden!« Viele im Werk wissen davon, aber kaum einer hat den Mut, offen darüber zu sprechen, unter vier Augen schon eher.

Der Inhaber des Werkes, Dr. Plemperer, wurde einmal darauf und auf andere Mißstände angesprochen. Die lakonische Antwort: »Damit habe ich nichts zu tun; dafür habe ich meine Leute.«

Der Arbeiter von heute weiß, was eine Betriebsversammlung ist. Er weiß, daß sie laut Betriebsverfassungsgesetz vierteljährlich stattfinden muß. Fragt man einen Arbeiter von Plemperer, wann die letzte Betriebsversammlung abgehalten wurde, kann es einem passieren, daß man erstaunt angesehen wird: »Betriebsversammlung? Was ist das? Nie gehört!« Oder: »Du meinst wohl das Krippenspiel zu Weihnachten?« Man muß sich sehr genau umhören, um Näheres zu erfahren. »Betriebsappelle«, ob ich die meine, »die werden hier in der Regel ein- oder zweimal im Jahr durchgeführt, meist zum 1. Mai oder zu Weihnachten«, wird mir mehrfach gesagt. Endlich finde ich einen Arbeiter, der weiß, was gespielt wird. Er war früher, als er noch in einem anderen Werk arbeitete, in der Gewerkschaft. Nach zweimonatiger Plemperer-Betriebszugehörigkeit hielt er es für ratsamer, auszutreten. »Da ist der Alte dagegen. Wenn sich hier einer öffentlich zur Gewerkschaft bekennt, ist er für immer unten durch. Der Alte sagt: ›Ich dulde in meinem Betrieb keine Gewerkschaft. Wo ich sowieso den tarifmäßigen Lohn zahle.‹« So kommt es, daß keiner im Werk zugibt, wenn er »Metaller« ist. Man weiß nicht, ob überhaupt welche organisiert sind, und wenn ja, wie viele es sind. Es können zwei, aber auch fünfzig sein. (Es sind an die dreißig, wie ich später in der Ortsverwaltung erfahre.) Auch untereinander kennen sich die Organisierten nicht. Jeder zahlt heimlich seinen Beitrag. Einer mißtraut dem anderen.

Nachdem der ehemalige Gewerkschaftler sich einmal Luft gemacht hat, geht er auf meine Frage nach der Betriebsversammlung ein: »Doch, so etwas gibt's hier. Pro forma. Ein- oder auch zweimal im Jahr. Meist zum 1. Mai. Eine Art ›Anti-Mai-Kundgebung‹ vom Chef privat. Keiner weiß, was es eigentlich soll. Vom gesamten Betriebsrat ist nur unser guter alter F bekannt, die rechte Hand vom Chef und Mitglied im Aufsichtsrat. Er verliest auch am Anfang schön brav seinen Rechenschaftsbericht, damit die ganz Schlaunen nicht etwa auf den Gedanken kommen, daß es sich hierbei um etwas anderes als eine Betriebsversammlung handeln könnte. Er legt dann Rechenschaft davon ab, daß Weihnachtsfeiern stattgefunden haben, Kinder von Werksangehörigen beschert worden sind und in Ferien geschickt wurden. Bald schon reißt der Alte selbst das Wort an sich und läßt es sich bis zum Schluß nicht mehr nehmen. Er kommt immer mit denselben Schlagworten. Bedankt sich für die gute Zusammenarbeit, die eine erneute Produktionssteigerung mit sich brachte. Aber im gleichen Atemzug: ›Dem deutschen Arbeiter geht's viel zu gut. Wächst uns Unternehmern über den Kopf ... Denken Sie an unsere armen hun-

gernden Brüder und Schwestern in der Zone ...> In einer halben Stunde ist der ganze Spuk vorbei. Wer Nachtschicht hat, kann nicht daran teilnehmen. Er hat aber auch bestimmt nichts verpaßt.«

»Unfälle sind unvermeidlich.« – »Die bringt der Akkord so mit sich.« Und: »Wo gehobelt wird, fallen auch Späne.« Jede Woche hängt ein neuer Aushang im Schaukasten. Die Werksleitung beklagt darin die genaue Anzahl der Arbeitsstunden, die ihr »durch Unfälle« verloren gingen«. Anhand der Unfallzahlen läßt es sich an fünf Fingern abzählen, daß man bei mehrjähriger Betriebszugehörigkeit bestimmt mindestens einmal anonym in der Statistik erscheint. Ob es sich jeweils um leichtere, mittlere oder schwere Unfälle handelt, gibt die Statistik nicht preis. Ausschlaggebend ist lediglich die Arbeitszeit, die der Werksleitung verlorengeht. Ich habe viele Arbeiter nach Unfällen gefragt. Bei den Akkordlern war keiner von einem Unfall verschont geblieben. Einer hat seit acht Jahren jedes Jahr seinen Unfall gehabt. »Ich kann noch so aufpassen, einmal im Jahr erwischt's mich. Daran ist allein der Akkord schuld. Es ist bei der Hetze zeitlich einfach nicht möglich, alle Sicherheitsvorschriften zu beachten.«

Ein anderer, noch jüngerer Arbeiter hat innerhalb eines Jahres zwei schwere Unfälle an der Richtmaschine gehabt. Das eine Mal hat ihm ein Rohr eine Sehne an der Hand zerschlagen, »durch den Schutzhandschuh durch«, er kann seitdem den Daumen der linken Hand nicht mehr bewegen. Vier Monate später, beim zweitenmal, rutschte ein Stapel Rohre ab und quetschte ihm ein Stück vom großen Zeh weg.

Überall im Werk sind Warnschilder angebracht. Sie scheinen mehr als Dekoration gedacht. Über dem Schleifstein zum Beispiel mahnt folgendes Schild. »Was trägst Du lieber, eine Schutzbrille oder später ein Glasauge?!« Die Schutzbrille ist zwar auf dem Schild neben dem Glasauge abgebildet, aber nirgends aufzutreiben. Der Meister, den ich danach frage, hat nur ein Achselzucken dafür übrig. Bei schweren Unfällen ist man aufgeschmissen. Es gibt zwar einen Verbandsraum mit einem älteren Sanitäter darin, aber Medikamente und Verbandszeug sind Mangelware. Und es steht kein Krankenwagen zur Verfügung. Man muß ihn aus der fünf Kilometer entfernten Stadt anfordern. Der schafft den Schwerverletzten dann in das 800 Meter entfernte Unfallkrankenhaus, das weder einen Kranken- noch einen Unfallwagen hat.

Bei den Akkordlern kursiert der Spruch: »Hauptsache, die Produktionszahlen stimmen, Sicherheit kommt erst an zweiter Stelle!« Und die Unfallzahlen bestätigen das. Eine ständige Gefahrenquelle sind die überladenen Karren. Immer wenn was passiert ist – und es passiert mit den Karren dauernd was –, hängt die Werksleitung einen Anschlag aus: »Die Karren dürfen nur bis zu einer bestimmten Höhe beladen werden.« Acht bis vierzehn Tage nach dem letzten Aushang hält man sich bereits nicht mehr an die Bestimmung, und die Werksleitung toleriert das stillschweigend bis zum nächsten Unfall. Der Akkordler belädt seinen Karren in doppelter Höhe, spart dadurch einen Gang ein, spart so kostbare Zeit, die für ihn Geld ist. (Geld für das Werk ohnehin, denn von jeder Mehrarbeitsleistung kommt dem Arbeiter nur ein Bruchteil zugute.) So kippen akrobatisch aufgetürmte Stapel von Rohren nach wie vor von den Karren herunter, krachen auf Schädeldecken, Schulterblätter und Rippen, zerschlagen Schienbeine und zerbrechen Zehen. Das muß hingenommen werden, das bringt der Akkord eben mit sich.

Ein tödlicher Unfall ereignete sich vor wenigen Jahren. Ein Eisengerüst, auf dem Berge von Rohren gestapelt lagen, hatte sich aus seiner Verankerung gelöst. Die Rohre kamen ins Rutschen, das Gerüst kippte um, und die Rohre begruben unter sich einen Men-

schen, der zufällig daran zu arbeiten hatte. Die Angehörigen des Toten haben jahrelang gegen das Werk prozessiert, die Schuldfrage ließ sich nicht klären. »Höhere Gewalt, Berufs- und Künstlerpech!« Man hat das Eisengestell nach dem »tragischen Unfall« natürlich sofort sehr fest einzementiert. Und es ist Gras über die Sache gewachsen. Inzwischen hat sich die Verankerung erneut gelockert, und beim nächsten Rutsch können die Rohre wieder einen Menschen zerquetschen.

Auch Frauen arbeiten im Werk. Sie sind den Männern im Lohn bei weitem nicht gleichgestellt. Sie arbeiten alle im »Teamwork«. Eine Jungverheiratete Frau erzählt mir, die Arbeit mache sie dermaßen fertig, daß sie nach der Arbeit zu Hause oft vor Erschöpfung heule. Ihr Mann bringt nicht das nötige Verständnis dafür auf, »er ist selber von seiner Arbeit genug durchgedreht«, und so leben sie in dauernden Spannungen und Reibereien.

Ein Großteil der Arbeiter besteht aus Pendlern. Sie werden täglich aus den entferntesten Dörfern mit Werksbussen zur Arbeitsstätte hin- und wieder zurückverfrachtet. Die in den abgelegenen Nestern wohnen, müssen bei Frühschicht nachts um 3.30 Uhr aus den Betten. Einige Busse sind überfüllt. Auf den Zweiersitzen hockt man dichtgedrängt zu dritt, und die später hinzusteigen, müssen im Gang stehen. Es gibt die gesetzliche Regelung, daß im Berufspendelverkehr jeder Anspruch auf einen Sitzplatz hat. Ein ehemaliger Polizist, der seit zwei Jahren Anschreiber bei den Plemperer-Werken ist, hielt es für seine Pflicht, den Busfahrer darauf aufmerksam zu machen. »Es kann bei plötzlichem Bremsen – die weite Strecke wird in hohem Tempo zurückgelegt – zu folgenschweren Unfällen kommen. Außerdem ist es für die Arbeiter eine Zumutung, bereits vom Stehen müde zur Arbeit zu gelangen.«

Diese Gründe brachte der ehemalige Polizist wiederholt vor, und als kein größerer Bus oder Zweitbus eingesetzt wurde, drohte er mit einer Anzeige. Der Busfahrer berief sich darauf, daß er im Auftrag der Plemperer-Werke fahre und man ihm für den Ausbau der Buslinie keine Geldmittel zur Verfügung stelle. Der Anschreiber erstattete Anzeige. Am nächsten Tag hatte er seine Kündigung in der Tasche. Das konnte er nicht begreifen, er hatte seine Arbeit immer gut gemacht und auch nie gefehlt. Ein Kündigungsgrund war auf dem Formular nicht vermerkt. Den wollte er doch wenigstens wissen. Vielleicht hatte das Werk ja inzwischen Arbeitskräfteüberschuß, er zählte ja nicht mehr zu den Jüngsten. Er ging mit dem Entlassungsschreiben zum Personalchef und fragte ihn nach dem Kündigungsgrund, der mußte es ja schließlich wissen, denn das Schreiben trug seine Unterschrift. Der Personalchef schaute ihn nur sehr ernst an und sagte: »Den Grund können Sie sich selbst ausdenken.« Da ging dem Mann, der zwei Jahre Anschreiber bei Plemperer gewesen war, ein Licht auf, und er sagte, doch, jetzt verstehe er alles.

Am Rande sei noch vermerkt, daß auch der Betriebsratsvorsitzende F. diese Kündigung mit seiner Unterschrift versehen hatte. Um so erstaunlicher und sehr bezeichnend für Fs unermüdliches Pflichtbewußtsein ist die Tatsache, daß er in der betreffenden Woche krank zu Hause lag.

Diese Willkürmaßnahme steht nicht vereinzelt da. Drei Arbeiter an der großen Richtmaschine wurden auf ähnliche Weise »gegangen«, nur weil Obermeister K. sich Sporen verdienen wollte. Obermeister K. zerbrach sich seinen Kopf, wo man die Produktion noch steigern könnte. Er muß lange überlegt haben, bis sein Blick auf die Richtmaschine fiel. Die drei dort wirbelten mit den Armen nicht so in der Luft herum wie die an den anderen Maschinen, hier mochten noch unerschöpfte Reserven liegen. Er wurde mit seiner »Entdeckung« bei der Werksleitung vorstellig und legte einen Produktionssteige-

rungsantrag vor, den man ohne weiteres genehmigte. Die Maschine sollte von nun an zwei Gänge schneller laufen. Die drei Männer protestierten geschlossen: Sie müßten ihre Maschine besser kennen und im Akkord schon das Höchstmögliche aus ihr herausholen. Im dritten Gang würde einmal das Material beschädigt, zum anderen steigerten sich die Unfallgefahren erheblich.

Obermeister K. blieb fest. (Sein üblicher Ausspruch: »Wenn ich schwarz sage, und es ist weiß, dann ist es schwarz, sag ich!«) Er stellte den dreien anheim, entweder im dritten Gang zu arbeiten oder die Konsequenzen zu ziehen und zu gehen. Die drei zogen die Konsequenzen und gingen geschlossen. Obermeister K. erhelt von der Werksleitung eine Belobigung. Er brüstete sich später damit, daß er dank seines rigorosen Durchgreifens eine Betriebsabschaltung verhindert habe. Für kurze Zeit arbeitete nun an der Richtmaschine ein neues Team im dritten Gang. Nicht allzulange. Die Ausschußquote war enorm hoch, und die Maschine blockierte häufig, was lange Wartezeiten mit sich brachte. Inzwischen läuft die Richtmaschine wieder im ersten Gang – von der Werksleitung befohlen –, Obermeister K. verliert kein Wort mehr darüber.

Ich stehe an der Maschine. Vor mir die Wand. Mein linker Arm dreht an dem Rad, der Stahl frißt sich ins Rohr, meine rechte Hand packt zu und legt das geschnittene Rohr auf den Stapel. Meine beiden Hände arbeiten losgelöst von mir, sie werden kaum müde dabei, müde wird mein Kopf. Rot- und blauglühende Eisenspäne rollen sich vom Rohr ab und springen auf meine Hände. Ich sehe zu dabei. Der Schmerz geht nicht bis zum Kopf, und der Reflex bleibt aus. Bei der nächsten Bewegung fällt der Span, erkaltet, wieder ab. Auf den Händen wachsen Blasen.

Um mich herum der tosende Lärm der klatschenden Rohre. »Ab 60 Phon treten Nervenschädigungen auf«, habe ich mal gelesen; so stark oder schwach sind die Geräusche in einem Büroraum mit 50 Personen ... Lautstärken von mehr als 120 Phon« – die gibt's hier beim Aufprall der Rohrstapel – »lösen im Ohr keine reinen Hörempfindungen aus, sondern sie erzeugen Schmerzgefühle«, hieß es da noch. Am Anfang war es auch so. Der Lärm tat weh. Jetzt betäubt er mich.

Über der Fabrikhalle das wohlthuende Gebrumm eines Flugzeugs. Es setzt zum Landen an. Das ist Unternehmer Plemperer. Er legt die Strecke von seinem Wohnort zum Werk jeweils im Privatflugzeug zurück. Wenn der Arbeitgeberverband seine Tagung hat, erscheint er im Flugzeug.

Ich habe noch tägliche Kündigungsfrist. Trotzdem sage ich schon drei Tage früher Bescheid, ich hätte vor aufzuhören. Ich halte es für korrekter, damit man eventuell noch Gelegenheit hat, einen Neuen einzustellen, den ich anlernen kann. Man ist sehr erobert über meine plötzliche Kündigung. Hier ist man gewohnt, daß der Arbeitgeber die Kündigung ausspricht, und nicht umgekehrt. Man kommt mir zuvor. Am gleichen Tag noch muß ich meine Sachen packen. Ich versuche einzuwenden, »wenn ich nun auf das Geld von den drei Tagen angewiesen bin? Es war ein Entgegenkommen von mir, daß ich Sie vor dem gesetzlichen Kündigungstermin von meinem Fortgehen in Kenntnis setzte. Zum Dank dieser Rausschmiß.« Man bleibt hart. »Sie gehen heute noch!« Ich erkundige mich im Lohnbüro, ob ich Urlaubsanspruch habe. Man verneint.

Am nächsten Morgen besorge ich mir in der Verwaltungsstelle der IG Metall den Text des amtlichen Tarifvertrages und lege den Passus dem Personalchef vor. »Hiernach habe ich Anspruch auf einen Tag bezahlten Urlaub.« Der Personalchef ist zuerst sehr unwirsch. Dann blättert er in dem Tarifvertrag herum und entdeckt den Stempel der IG Metall-Verwaltungsstelle. Und sofort ändert sich sein Verhalten. »Aber selbstverständ-

lich steht Ihnen der Urlaub zu. Wir gewähren in Härtefällen sogar den Urlaub, wenn er nach dem Gesetz nicht zusteht. Es muß sich da um ein Versehen meines Angestellten handeln. Kann ich mir eigentlich aber auch nicht denken, der weiß doch genauestens Bescheid, vielleicht haben Sie sich verhört! Muß wohl so sein.«

Heinrich Böll

Vgl. S. 59

DIE VERLORENE EHRE DER KATHARINA BLUM ODER: WIE GEWALT ENTSTEHT UND WOHN SIE FÜHREN KANN

Personen und Handlung dieser Erzählung sind frei erfunden. Sollten sich bei der Schilderung gewisser journalistischer Praktiken Ähnlichkeiten mit den Praktiken der ›Bild‹-Zeitung ergeben haben, so sind diese Ähnlichkeiten weder beabsichtigt noch zufällig, sondern unvermeidlich.

1.

Für den folgenden Bericht gibt es einige Neben- und drei Hauptquellen, die hier am Anfang einmal genannt, dann aber nicht mehr erwähnt werden. Die Hauptquellen: Vernehmungsprotokolle der Polizeibehörde, Rechtsanwalt Dr. Hubert Blorna, sowie dessen Schul- und Studienfreund, der Staatsanwalt Peter Hach, der – vertraulich, versteht sich – die Vernehmungsprotokolle, gewisse Maßnahmen der Untersuchungsbehörde und Ergebnisse von Recherchen, soweit sie nicht in den Protokollen auftauchten, ergänzte; nicht, wie unbedingt hinzugefügt werden muß, zu offiziellem, lediglich zu privatem Gebrauch, da ihm der Kummer seines Freundes Blorna, der sich das alles nicht erklären konnte und es doch »wenn ich es recht bedenke, nicht unerklärlich, sogar fast logisch« fand, regelrecht zu Herzen ging. Da der Fall der Katharina Blum angesichts der Haltung der Angeklagten und der sehr schwierigen Position ihres Verteidigers Dr. Blorna ohnehin mehr oder weniger fiktiv bleiben wird, sind vielleicht gewisse kleine, sehr menschliche Unkorrektheiten, wie Hach sie beging, nicht nur verständlich, auch verzeihlich. Die Nebenquellen, einige von größerer, andere von geringerer Bedeutung, brauchen hier nicht erwähnt zu werden, da sich ihre Verstrickung, Verwicklung, Befäßtheit, Befangenheit, Betroffenheit und Aussage aus dem Bericht selbst ergeben.

21.

Es war etwa gegen 15.30 Uhr des nämlichen Tages (Donnerstag, dem 21. 2. 74), als Blorna sich in seinem Urlaubsort zum erstenmal die Skier anschnallte und zu einer längeren Wanderung aufbrechen wollte. Von diesem Augenblick an war sein Urlaub, auf den er sich so lange gefreut hatte, vermässelt. Schön gewesen war der lange Abendspaziergang am Abend vorher, kurz nach der Ankunft, mit Trude zwei Stunden lang durch den Schnee, dann die Flasche Wein am brennenden Kamin und der tiefe Schlaf bei offenem Fenster, das erste Frühstück im Urlaub, lang hinausgezogen, und noch einmal für ein paar Stunden dick eingewickelt auf der Terrasse im Korbstuhl, und dann eben, genau in dem Augenblick, als er loswandern wollte, war dieser Kerl von der ZEITUNG aufgetaucht und

hatte ihn, ohne jede Vorbereitung, auf Katharina angequatscht. Ob er sie eines Verbrechens für fähig halte? »Wieso«, sagte er, »ich bin Anwalt und ich weiß, wer alles eines Verbrechens fähig ist. Welches Verbrechen denn? Katharina? Undenkbar, wie kommen Sie darauf? Woher wissen Sie?« Als er schließlich erfuhr, daß ein lange gesuchter Bandit nachweislich bei Katharina übernachtet habe und sie seit ungefähr 11 Uhr früh streng vernommen werde, hatte er vorgehabt, sofort zurückzuliegen und ihr beizustehen, aber der Kerl von der ZEITUNG – sah er wirklich so schmierig aus, oder fand er das erst später? – sagte, so schlimm sei es nun wieder nicht, und ob er ihm nicht ein paar Charaktereigenschaften nennen könne. Und als er sich weigerte, meinte der Kerl, das sei aber ein schlechtes Zeichen und könne böß mißdeutet werden, denn Schweigen über ihren Charakter sei in einem solchen Fall, und es handele sich um eine »front-page-story«, eindeutig ein Hinweis auf einen schlechten Charakter, und schon wütend und sehr gereizt sagte Blorna: »Katharina ist eine sehr kluge und kühle Person« und ärgerte sich, weil auch das nicht stimmte und nicht andeutungsweise ausdrückte, was er hatte sagen wollen und hätte sagen müssen. Er hatte noch nie mit Zeitungen und schon gar nicht mit der ZEITUNG zu tun gehabt, und als der Kerl in seinem Porsche wieder abfuhr, schnallte Blorna die Skier wieder ab und wußte, daß der Urlaub hinüber war. Er ging zu Trude hinauf, die in Decken gehüllt wohlighalb schlafend auf dem Balkon in der Sonne lag. Er erzählte es ihr. »Ruf doch mal an«, sagte sie, und er versuchte anzurufen, dreimal, viermal, fünfmal, aber er bekam immer die Auskunft »Teilnehmer meldet sich nicht«. Er versuchte gegen elf abends noch einmal anzurufen, aber wieder meldete sich niemand. Er trank viel und schlief schlecht.

23.

Schon am Samstagmorgen am Bahnhof der Stadt, die immer noch saisongemäß fröhlich war, völlig zerknittert und elend, schon auf dem Bahnsteig des Bahnhofs die ZEITUNG und wieder mit Katharina auf dem Titel, diesmal, wie sie in Begleitung eines Kriminalbeamten in Zivil die Treppe des Präsidiums herunterkam. **MÖRDERBRAUT IMMER NOCH VERSTOCKT! KEIN HINWEIS AUF GÖTTENS VERBLEIB! POLIZEI IN GROSS-ALARM.**

Trude kaufte das Ding, und sie fuhren schweigend im Taxi nach Hause, und als er den Fahrer bezahlte, während Trude die Haustür aufschloß, wies der Fahrer auf die ZEITUNG und sagte: »Sie sind auch drin, ich hab' Sie gleich erkannt. Sie sind doch der Anwalt und Arbeitgeber von diesem Nüttchen.« Er gab viel zuviel Trinkgeld, und der Fahrer, dessen Grinsen gar nicht so schadenfroh war wie seine Stimme klang, brachte ihm Koffer, Taschen und Skier noch bis in die Diele und sagte freundlich »Tschüs«.

Trude hatte schon die Kaffeemaschine eingestöpselt und wusch sich im Bad. Die ZEITUNG lag im Salon auf dem Tisch und zwei Telegramme, eins von Lüding, das andere von Sträubleder. Von Lüding: »Sind gelinde gesagt enttäuscht, weil kein Kontakt. Lüding.« Von Sträubleder: »Kann nicht begreifen, daß Du mich so im Stich läßt. Erwarte sofort Anruf. Alois.«

Es war gerade acht Uhr fünfzehn und fast genau die Zeit, zu der ihnen sonst Katharina das Frühstück servierte: hübsch, wie sie immer den Tisch deckte, mit Blumen und frisch gewaschenen Tüchern und Servietten, vielerlei Brot und Honig, Eiern und Kaffee und für Trude Toast und Orangenmarmelade.

Sogar Trude war fast sentimental, als sie die Kaffeemaschine, ein bißchen Knäckebrot, Honig und Butter brachte. »Es wird nie mehr so sein, nie mehr. Sie machen das Mädchen fertig. Wenn nicht die Polizei, dann die ZEITUNG, und wenn die ZEITUNG die Lust an ihr verliert, dann machen's die Leute. Komm, lies das jetzt erst mal und dann erst ruf die Herrenbesucher an.« Er las:

»Der ZEITUNG, stets bemüht, Sie umfassend zu informieren, ist es gelungen, weitere Aussagen zu sammeln, die den Charakter der Blum und ihre undurchsichtige Vergangenheit beleuchten. Es gelang ZEITUNGS-Reportern, die schwerkranke Mutter der Blum ausfindig zu machen. Sie beklagte sich zunächst darüber, daß ihre Tochter sie seit langer Zeit nicht mehr besucht hat. Dann, mit den unumstößlichen Fakten konfrontiert, sagte sie: ›So mußte es ja kommen, so mußte es ja enden.‹ Der ehemalige Ehemann, der biedere Textilarbeiter Wilhelm Brettloh, von dem die Blum wegen böswilligen Verlassens schuldig geschieden ist, gab der ZEITUNG noch bereitwilliger Auskunft. ›Jetzt‹, sagte er, die Tränen mühsam zurückhaltend, ›weiß ich endlich, warum sie mir trittschen gegangen ist. Warum sie mich sitzen gelassen hat. DAS war's also, was da lief. Nun wird mir alles klar. Unser bescheidenes Glück genügte ihr nicht. Sie wollte hoch hinaus, und wie soll schon ein redlicher, bescheidener Arbeiter je zu einem Porsche kommen. Vielleicht (fügte er weise hinzu) können Sie den Lesern der ZEITUNG meinen Rat übermitteln: So müssen falsche Vorstellungen von Sozialismus ja enden. Ich frage Sie und Ihre Leser: Wie kommt ein Dienstmädchen an solche Reichtümer. Ehrlich erworben kann sie's ja nicht haben. Jetzt weiß ich, warum ich ihre Radikalität und Kirchenfeindlichkeit immer gefürchtet habe, und ich segne den Entschluß unseres Herrgotts, uns keine Kinder zu schenken. Und wenn ich dann noch erfahre, daß ihr die Zärtlichkeiten eines Mörders und Räubers lieber waren als meine unkomplizierte Zuneigung, dann ist auch dieses Kapitel geklärt. Und dennoch möchte ich ihr zurufen: meine kleine Katharina, wärest du doch bei mir geblieben. Auch wir hätten es im Laufe der Jahre zu Eigentum und einem Kleinwagen gebracht, einen Porsche hätte ich dir wohl nie bieten können, nur ein bescheidenes Glück, wie es ein redlicher Arbeitsmann zu bieten hat, der der Gewerkschaft mißtraut. Ach, Katharina«

Unter der Überschrift: »Rentnerehepaar ist entsetzt, aber nicht überrascht«, fand Blorna noch auf der letzten Seite eine rot angestrichene Spalte:

Der pensionierte Studiendirektor Dr. Bertold Hiepertz und Frau Erna Hiepertz zeigten sich entsetzt über die Aktivitäten der Blum, aber nicht »sonderlich überrascht«. In Lemgo, wo eine Mitarbeiterin der ZEITUNG sie bei ihrer verheirateten Tochter, die dort ein Sanatorium leitet, aufsuchte, äußerte der Altphilologe und Historiker Hiepertz, bei dem die Blum seit 3 Jahren arbeitet: »Eine in jeder Beziehung radikale Person, die uns geschickt getäuscht hat.«

(Hiepertz, mit dem Blorna später telefonierte, schwor, folgendes gesagt zu haben: »Wenn Katharina radikal ist, dann ist sie radikal hilfsbereit, planvoll und intelligent – ich müßte mich schon sehr in ihr getäuscht haben, und ich habe eine vierzigjährige Erfahrung als Pädagoge hinter mir und habe mich selten getäuscht.«)

Fortsetzung von Seite I:

»Der völlig gebrochene ehemalige Ehemann der Blum, den die ZEITUNG anläßlich einer Probe des Trommler- und Pfeferkorps Gemmelsbroich aufsuchte, wandte sich ab, um seine Tränen zu verbergen. Auch die übrigen Vereinsmitglieder wandten sich, wie Altbauer Meffels es ausdrückte, mit Grausen von Katharina ab, die immer so seltsam gewesen sei und immer so prüde getan habe. Die harmlosen Karnevalsfreuden eines redlichen Arbeiters jedenfalls dürften getrübt sein.«

Schließlich ein Foto von Blorna und Trude, im Garten am Swimming-pool. Unterschrift: »Welche Rolle spielt die Frau, die einmal als die ›rote Trude‹ bekannt war, und ihr Mann, der sich gelegentlich als ›links‹ bezeichnet. Hochbezahlter Industrieanwalt Dr. Blorna mit Frau Trude vor dem Swimming-pool der Luxusvilla.«

Lyrik

Hans Magnus Enzensberger

* 11. November 1929 Kaufbeuren

Ist einer der bedeutendsten deutschen Lyriker nach 1945, darüber hinaus Essayist, Hörspielautor, Herausgeber, Übersetzer und Redakteur. Er studierte nach dem Krieg Literaturwissenschaft und Philosophie (Promotion über C. Brentano). Bekannt für den zeitkritischen und polemischen Ton, in dem er sich zu politischen und poetologischen Fragen äußert, von A. Andersch wurde als „zorniger junger Mann“ bezeichnet. Lebt in München-Schwabing. Werke u.a.: (Gedichtbände) *verteidigung der wölfe* (1957), *landessprache* (1960), *Mausoleum. 37 Balladen aus der Geschichte des Fortschritts* (1975), *Zukunftsmusik* (1991), *Rebus* (2009).

VERTEIDIGUNG DER WÖLFE GEGEN DIE LÄMMER

soll der geier vergißmemnicht fressen?

was verlangt ihr vom schakal,

daß er sich häute, vom wolf? soll

er sich selber ziehen die zähne?

was gefällt euch nicht

an politruks und an päpsten,

was guckt ihr blöd aus der wäsche

auf den verlogenen bildschirm?

wer näht denn dem general

den blutstreif an seine hose? wer

zerlegt vor dem wucherer den kapaun?

wer hängt sich stolz das blechkreuz

vor den knurrenden nabel? wer

nimmt das trinkgeld, den silberling,

den schweigepfennig? es gibt

viel bestohlene, wenig diebe; wer

applaudiert ihnen denn, wer

steckt die abzeichen an, wer

lechzt nach der lüge?

seht in den spiegel: feig

scheuend die mühsal der wahrheit

dem lernen abgeneigt, das denken

überantwortend den wölfen,

der nasenring euer teuerster schmuck,

keine täuschung zu dumm, kein trost

zu billig, jede erpressung

ist für euch noch zu milde.

ihr Lämmer, Schwestern sind,
mit euch verglichen, die Krähen:
ihr blendet einer den andern.
Brüderlichkeit herrscht
unter den Wölfen:
sie gehn in Rudeln.

gelobt sein die Räuber: ihr
einladend zur Vergewaltigung,
werft euch aufs faule Bett
des Gehorsams. Winselnd noch
lügt ihr. Zerrissen
wollt ihr werden. Ihr
ändert die Welt nicht.

Günter Grass

vgl. S. 54

POLNISCHE FAHNE

Viel Kirschen die aus diesem Blut
im Aufbegehren deutlich werden,
eins Bett zum roten Inlett überreden.

Der erste Frost zählt Rüben, blinde Teiche,
Kartoffelfeuer überm Horizont,
auch Männer halb im Rauch verwickelt.

Die Tage schrumpfen, Äpfel auf dem Schrank,
die Freiheit fror, jetzt brennt sie in den Öfen,
kocht Kindern Brei und malt die Knöchel rot.

Im Schnee der Kopftücher beim Fest,
Pilsudskis Herz, des Pferdes fünfter Huf,
schlug an die Scheune, bis der Starost kam.

Die Fahne blutet musterlos,
so kam der Winter, wird der Schritt
hinter den Wölfen Warschau finden.

Helmut Heißenbüttel

* 21. Juni 1921 Rüstringen + 19. September 1996 Glückstadt

Hat seine Kindheit und Jugendzeit in Papenburg verbracht. Im Krieg nahm er an Russlandfeldzug teil, wo er seinen linken Arm verloren hat. Nach dem Krieg studierte er Germanistik und Kunstgeschichte in Dresden, Leipzig und Hamburg. Er war Verlagslektor in Hamburg, dann über 20 Jahre lang leitete er von 1959 bis 1981 die Redaktion „Radio-Essay“ beim Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart, danach freier Schriftsteller. Mitglied der „Gruppe 47“. Werke u.a.: *Textbücher 1-6* (1980); *Wenn Adolf Hitler den Krieg nicht gewonnen hätte. Historische Novellen und wahre Begebenheiten. Projekt 3/2* (1979); *Ödipuskomplex made in Germany. Gelegenheitsgedichte Totentage Landschaften 1965-80* (1981).

GRAMMATIKALISCHE REDUKTION

Wenn ich nicht nur ich wäre sondern wir wäre ich du er sie es. Da ich ich bin und nicht wir bin ich ich und kann nur von mir reden. Wenn ich wir wäre würde ich wenn ich von mir rede von uns reden. Da ich ich bin und nur von mir reden kann rede ich nicht von uns. Aber ich denke indem ich von mir rede [als ob wir]. Ich rede als ob ich wir wäre. [Wir wären wir wenn wir von uns reden könnten. Wir hat keine Rede. Wir ist ein Phantom aus ich plus ich plus ich. Dieses Phantom ich plus ich plus ich ist ein Phantom weil wir nicht von uns reden können.]

Du redest wenn du von dir redest als der der [ich] von sich selbst redet. Er sie es reden als der der [ich] von sich selbst redet. Es gibt dich nicht weil ich nicht von dir reden kann. Ihn sie es gibt es nicht weil ich nicht von ihm reden kann. Undsowweiter. Du ist ein Gedanke von mir. Er sie es sind ein Gedanke von mir. [Wenn ich du wäre wenn ich er sie es wäre könnte ich von euch allen und von ihnen allen reden.]

Wenn ich von mir als von mir rede rede ich von mir mit Hilfe einer grammatikalischen Fiktion. Wenn ich von dir rede ihm rede uns rede euch rede rede ich mit Hilfe einer grammatikalischen Fiktion. Wovon ich rede rede ich mit Hilfe von. Wenn ich ich bin weil ich von mir reden kann kann ich nur von mir reden mit Hilfe von. Wenn ich von mir wie von dir ihm uns euch nur mit Hilfe von reden kann bin auch ich ein Gedanke von mir. Wenn ich ein Gedanke von mir ist gibt es mich nicht. Es gibt mich nicht weil ich wenn ich von mir rede nur mit Hilfe von reden kann. Aber ich bin kein Phantom. Denn der Gedanke von mir ist ein Gedanke von mir.

Es gibt mich [es gibt alles wovon ich reden kann] weil ich aus dem Zirkel dieses [mit Hilfe von] heraustrete und mich über die Fiktion hinwegsetze und rede als ob nicht. Ich rede als ob nicht weil die Rede die ich rede als ob redet.

Ich rede wenn ich rede in einer Sprache die meiner Rede fremd ist. Meiner Rede ist die Sprache in der ich rede uneigentlich. Redend in der Sprache die der Rede fremd geworden ist wird diese Sprache anders. Redend in der Sprache die dessen Rede sich macht macht die Rede die Sprache des Redenden zur anderen Sprache. Die aufhört dessen Rede fremd zu sein.

POLITISCHE GRAMMATIK

Verfolger verfolgen die Verfolgten. Verfolgte aber werden Verfolger. Und weil Verfolgte Verfolger werden werden aus Verfolgten verfolgende Verfolgte und aus Verfolgern verfolgte Verfolger. Aus verfolgten Verfolgern aber werden wiederum Verfolger [verfolgende verfolgte Verfolger]. Und aus verfolgenden Verfolgten werden wiederum Verfolgte [verfolgte verfolgende Verfolgte]. Machen Verfolger Verfolgte. Machen verfolgende Verfolgte verfolgte Verfolger. Machen verfolgende verfolgte Verfolger verfolgte verfolgende Verfolgte. Und so ad infinitum.

Weder Verfolgte noch Nichtverfolgte verfolgen weder Verfolger noch Verfolgte. Sind weder Verfolger noch Nichtverfolger von Verfolgern wie Verfolgten. Weder Verfolgte noch Nichtverfolgte außerhalb des grammatischen Zirkels verfolgen das Verfolgen. Verfolgen das Verfolgen in Verfolgern wie Verfolgten. In verfolgten Verfolgern wie in verfolgenden Verfolgten. In verfolgenden verfolgten Verfolgern wie in verfolgten verfolgenden Verfolgten. Indem sie das Verfolgen verfolgen verfolgen sie auch das Nichtverfolgen [das Nichtverfolgen des Verfolgens]. Weder Verfolgte noch Nichtverfolgte wären so die eigentlichen Verfolger.

Als Verfolger des Verfolgens in Verfolgern wie Nichtverfolgern werden sie verfolgt von Verfolgern wie Verfolgten. Als Verfolger des Nichtverfolgens des Verfolgens werden sie verfolgt von Nichtverfolgern wie Nichtverfolgten. Verfolger des Verfolgens und Nichtverfolgens wären sie die eigentlich Verfolgten. Nicht verfolgende Verfolgte und verfolgte Verfolger. Sondern Verfolger und Verfolgte zugleich.

Ludwig Fels

* 27. November 1946 Treuchtlingen

Übte nach Volks- und Berufsschule verschiedene Brotberufe aus, lebt seit 1973 als freier Schriftsteller. 1983 übersiedelte er nach Wien. Fels schreibt erzählende Prosa, Gedichte, Hörspiele, Theaterstücke und Drehbücher. Zahlreiche Preise und Auszeichnungen, zuletzt Wolfgang-Koeppen-Preis (2004). Werke u.a.: *Ein Unding der Liebe* (1981), *Rosen für Afrika* (1987) oder *Reise zum Mittelpunkt des Herzens* (2006).

ALTE BEFEHLE

Schreib von der Arbeit
rät man mir
dichte was von Fabriken.
Geh zu
eine Menge Bürger sind geil
auf Nachrichten vom Fließband
beweise in Wort und Schrift
deme Gesinnung schwarzweiß.
Komm und sei fleißig
zier dich nicht
auch du hängst schließlich ganz besonders

von den Gehältern
der Studierenden ab
verdiene dein Geld
mit dem Vorsprung deiner Herkunft.

Ich denke
ihr wollt nur
auf andere Träume kommen
am Feierabend
Exotik genießen
Vergnügen haben
an Streß und Akkord
sonst unbekannte Personen
ein bißchen bedauern
ganz allgemein.

DIE ENTDECKUNG DER NEUEN SUBJEKTIVITÄT (1967-1977)

Uwe Johnson

* 20. Juli 1934 Cammin in Pommern (heute Kamień Pomorski in Polen)

† um den 23. Februar 1984

Er studierte Germanistik in Rostock und Leipzig. 1956 lehnten vier DDR-Verlage seinen ersten Roman *Ingrid Babendererde* ab. Nach dem Publikationsverbot von *Mutmassungen über Jakob* verzichtete er auf die DDR-Staatsangehörigkeit und am 10. Juli 1959 Übersiedlung nach West-Berlin. 1960 der Fontane-Preis der Stadt Berlin für *Mutmassungen* (1959). 1961, 1965 und 1968 USA-Aufenthalte. 1974 Umzug mit der Familie nach Sheerness-on-Sea auf die Insel Sheppey (Kent). Ab 1975 schwere persönliche Krise, Schreibhemmung und Herzleiden. Seine Poetik verbindet Autobiographie und Zeitgeschichte mit Fiktionalität. Werke u.a.: *Das dritte Buch über Achim* (1961), *Berliner Stadtbahn*, *Zwei Ansichten*, *Jahrestage* (1970, 1971, 1973, 1983), *Der 5. Kanal* (1987), *Die Reise nach Klagenfurt* (1974), *Ingrid Babendererde* (1985, posthum). Preise u.a.: Internationaler Verlegerpreis „Prix Formentor“ (1962), Wilhelm-Raabe-Preis der Stadt Braunschweig (1975), Thomas-Mann-Preis der Stadt Lübeck (1978), Literaturpreis der Stadt Köln (1983).

JAHRESTAGE

3

APRIL 1968 – JUNI 1968

[...] An diesem Tag erschien die Angestellte Cresspahl verspätet zum Dienst. Pflichtvergessen besuchte sie erst einmal die Italienische Delegation bei den Vereinten Nationen, ohne Einladung, ohne telefonische Anmeldung. Signora Sabatino mochte nicht recht glauben, daß es in Person einen Menschen gibt, den sie doch nur aus der Adressenkartei für Cocktails zweiten Grades kennt. Auf den Empfängen aber serviert sie, sieht jedem Gast aufmunternd ins Gesicht, stumm aber so deutlich, daß Einer zu hören glaubt: Na? Nicht doch noch ein Stückchen? So ein kleines? Dieses?

Es war ja nur eine Frage. Wie soll eine prager Zeitung von gestern heute schon in New York sein. Die, wissen Sie, die heute in der Times ...

– Ma! rief Frau Sabatino mit einem Mal. – Ma abbiamo quattro edizioni del questo manifesto! La Práce, Zemědělské Noviny e Mladá Fronta! Anche le Sue Literární Listy! Signora, legen Sie doch Ihren Mantel ab! Sie sind naß im Haar! Sie sind die Dame, die die Briefe schickt für Signor Karresh! Nicht wahr, nun werde ich Sie melden bei seiner Excellenz Dr. Pompa, er ist schwer beschäftigt, er hat gar nichts zu tun. Zwei Minuten, und ich komme stören mit Kaffee. Facciamo così, Signora?

Aber Mrs. Cresspahl ging gleich weiter durch den Regen, sieben Bogen Fotokopie unterm Mantel. Anwesenheit am Arbeitsplatz muß zumindest vorgetäuscht werden. Dann hat sie die Bank um einen ganzen Arbeitstag betrogen; da hätte selbst unser Vizepräsident de Rosny vergebens gefragt, was solch tschechische Schrift denn zu tun hat mit einer Reise nach Prag. Die Angestellte Cresspahl hätte ihn nicht nur daran erinnert, daß eben sie im August im Auftrag der Bank dahin reisen soll, wo die Sozialisten so reden.

Sie hätte ihm wohl etwas erzählen mögen, etwa, daß Vorgesetzte sich störend auf die Arbeit auswirken. Schularbeiten waren es ja geradezu! Das Essen ließ Mrs. Cresspahl sich heraufbringen aus Sams Restaurant! Das Radio, eingestellt auf die Station Prag, sonderte laut fremde Worte ab, ausländische Musik, ganz heiß war es, als sie es abends mit nach Haus nahm. Nach Arbeiten sah es heute kaum aus im Büro.

Komunistická strana, která měla po válce velikou důvěru lidí, postupně ji vyměňovala za úřady, až je dostala všechny a nie jiného už neměla. Musíme to tak říci ...

Nein, noch weiter vorne. Událostmi, které ohrozily jeho duševní zdraví a charakter. Verwüsteten die Integrität ...? Das ist noch lange nicht das richtige Wort.

Auch heute sagt unser Radio brav die Wasserstände der Moldau auf, dazu aber schon die Antworten einiger Bürger.

Der Ministerpräsident Oldřich Černík verurteilt solchen Brief vor der Nationalversammlung. Im Schlußteil rufe er geradezu auf zu Taten, aus denen Sachen entstehen könnten wie Nervosität, Unruhe und rechtliche Unsicherheit.

Das Präsidium des Z.K. der K.P.C. glaubt durch diesen Brief das eigene Programm bedroht, die Politik der Nationalen Front und der Regierung gefährdet.

Wenn ihr wissen wollt, was an Sozialismus möglich ist zu unseren Zeiten, lernt Tschechisch, Leute!

29. Juni, 1968 Sonnabend Tag der South Ferry

Die Rawehns, ff. Damen- und Herrenmoden, unterhielten ihr Ladengeschäft am gneezzer Markt seit der Franzosenzeit. Sie waren einmal lose verwandt gewesen mit den berühmten Ravens von Wismar, noch im Herbst 1946 sollte ein Mantel für den Winter ausfallen, wie die Firma Rawehn ihn für modisch estimierte, um so mehr, wenn die Kundschaft ein Handwerkerskind bloß aus Jerichow war, in Obhut einer alten Frau von noch weiter auswärts, einer Flüchtlingsperson. Die Rawehnsche, eine dralle kurze Frau von noch nicht vierzig Jahren, so appetitlich wie unangreiflich verpackt in ihrem städtischen Kostüm, tat beileibe nicht hochnäsiger gegen diese Frau Abs und ihren Schützling, die versprachen mit Weizen zu zahlen. Sie durfte vermögliche Kundschaft nicht verärgern; auch solch schwarzes Kammgarntuch hatte sie lange nicht in der Hand gehabt, das hatte wohl seit dem Jahr 1938 in einer Schublade gelegen, einer französischen womöglich, davon hätte sie gern mehr bezogen als anderthalb Meter doppelt breit. Das Futter mit Schottenmuster gar nicht zu erwähnen. Nur, wie diese Gesine Cresspahl sie anblickte! es war ja, um in den Spiegel zu sehen! Im Spiegel wurde sie sich beim Maßnehmen gewahr, vom Kauern stramm am ganzen Leibe, die kastanienschwarzen Haare in festen Streifen hochgesteckt, in der Entwarnungsfrisur, alles nach oben. Daran konnte es nicht liegen. Am Ende war es nur der Trotz, den Mädchen so haben können in diesem Alter.

Das Mädchen dachte an einen Mantel bis lang über die Knie. Kinder trugen bei Rawehns kurz. Das Mädchen wollte die Knöpfe unter Verdeck. Brachte acht große Hornknöpfe an, zum Verstecken? Das Mädchen wünschte einen hohen Kragen, steif um den Hals gestellt; modisch war für Kinder der Bubikragen, halb die Schultern bedeckend, mit runden Ecken. Das Mädchen hätte lieber keinen Riegel im Rücken gehabt. – Dann ist doch der Pli hin? rief Helene Rawehn. – Alle kennen das as ne Arbeit von uns, wat salln de Lüd denken in Gneez!

Ihr entging nicht, daß die Dreizehnjährige ab und an Beistand suchte im Gesicht ihrer Begleiterin, die so hohl um die Augen war. Sie bekam Blicke, die trösten sollen und

vertrösten, von Kenntnissen in der Kunst des Schneiderns fiel Helene da nichts auf. Überdies sprach die Alte ja kaum. Die Rawehnsche gab nach beim Rückengürtel. Den würde sie mit Knöpfen in der Seitennaht befestigen, nach Belieben abnehmbar. Den unteren Saum würde sie um eine Elle umnähen, wenn das Kind einmal denn den sowjetischen Stil tragen mochte. Der Mantel sollte geräumig werden für zwei Jahre Wachstums. Von den sichtbaren Knöpfen, der ausgestellten Form, dem Bubikragen ging Helene keinen Zentimeter ab, da standen für sie die Kunst und Ehre der Familie Rawehn (Raven) auf dem Spiel. Tatsächlich setzte das Kind sich selten zur Wehr bei den Anproben (an Sonntagen, diskret anschleichend durch Tüsch und hintere Tür, damit den sowjetischen Damen, beim Warten im Salon mit den englischen Magazinen, solch Tuch nicht in die Augen stach); wahrhaftig betrog die Rawehnsche das Kind um kein Lot Mehl, noch die Knopflöcher nähte sie mit eigener Hand; von Herzen gern hätte sie mit dem fertigen Stück im Schaufenster für die Firma geworben, wären es Zeiten gewesen wie im Frieden; Sorgen hatte sie selber, um den bei Charkow vermißten Mann, den Heini, den Schürzenjäger, den liebestollen Kerl. Warum sollte da ein Kind nicht eine schmale Flunsch ziehen in Zeiten wie diesen?

Das Kind war unglücklich mit dem Mantel. Das kam nicht, weil er so die geplanten Zwecke verfehlte. Schräg eingeschnittene Taschen, einmal eingerissen, brauchen grobe Nähte; einfach aufgesetzte klammerst du wieder an, am Mantel ist nichts zu sehen. Sie wollte keinen Mantel mit Kragen, der nach kleinen Jungen hieß; daran und am Gürtel konnte Einer sie festhalten. Sie kam heutzutage so oft ins Gedränge, da rissen die Knöpfe ab wie aus eigenem; unter einer Leiste hätte sie die behalten dürfen. Sie hatte den Mantel ja zu mehr brauchen wollen als zum Wohnen darin; er war bestimmt gewesen als ein haltbares Gehäuse für die Reise, auf die die Sowjets sie einmal holen konnten, weil sie den Vater geholt hatten. Nun hatte Gesine Cresspahl einen schwarzen Mantel, der war bloß zeitgenössisch elegant.

Frag die Gräfin Seydlitz, sie wird auch hier Bescheid wissen wollen und einem Kind nachsagen aus der gelungenen Ehe der Eltern, es komme viel früher, kräftiger zu sich selbst, zu einem Begriff von der Stelle Ich, zumindest wo es haben will oder wünscht, vielleicht auch, wo es sich kennt als Ich und das bekannt macht in seiner Welt.

Marie Luise Kaschnitz aber hat gesehen und sagt, wie ein Kind sich schaden kann an einem vollkommenen Bündnis der Eltern. Die halten zusammen gegen das Kind, lassen es nicht zu sich einzeln, verweigern ihm das Aussuchen unterschiedlicher Ansätze fürs Lieben, halten es fest in dem unweigerlichen Verzicht, noch mit dreizehn Jahren kaum mehr zu sein als das Kind der Eltern, fast nur beschrieben durch sie.

Das eine Kind wie das andere, beide können sie zurücklaufen zu den Eltern, wenn die Welt sie nicht verstehen will oder kränkt, auch zum großen Bruder, der hett Noegel inner der Schau, in ihrem Schutz geborgen und doch des Verständnisses von sich selbst nicht verlustig. Die Älteren bringen ja nur in Ordnung, was solche Kinder noch nicht haben lernen können; von ihnen werden sie es lernen, auch in Unordnung unverletzlich zu bleiben.

Dem Kind Gesine Cresspahl war die Mutter weggegangen schon im November 1938, es war verraten worden mit viereinhalb Jahren. Der Vater, nicht nur deswegen unentbehrlich, auch als Bundesgenosse im englischen Geheimnis, hatte die Bürgermeisterei von Jerichow zum Ärger der Roten Armee verwaltet, mochte es die Sache mit den Abtreibungen sein oder Mangel an Gehorsam, bei den Russen war er nun, unerreichbar, jeden Tag weniger zuständig für das Kind, da er nicht sah, was sie sah. In ihrem Haus lebte eine Frau von der Insel Wollin, gewünscht als Mutter für alle Zeit, die durfte sie

schwerlich bitten: Nimm mich an an Kindes Statt. Sie half, mehr noch, sie ließ sich helfen und war mit dem fremden Kind glücklich, wenn einmal nachmittags ein Ofen schon geheizt war. Auch das weiß ich von ihr: Du kannst nun selber Kinder kriegen, Gesine.

Da war Jakob Abs, der Sohn Abs, der nahin sie als die kleine Schwester. Die Zeit, die er nicht arbeiten mußte, hängte er an die Geschäfte, zu allererst jedoch an ein Mädchen, das war nicht zu jung für ihn, ein vor Schönheit nicht träumbares Geschöpf, Anne-Dörte hieß sie. Nicht nur zu ihr ging er weg, auch aus Jerichow schon. Sein Russisch lernte er aus einem Buch der *železnodorožnych terminov*, vom Gaswerk machte er sich auf den Weg zu einer Lehre bei der Eisenbahn, die würde ihn wegfahren nach Gneez, nach Schwerin und einmal ganz weg aus Mecklenburg. Die waren ihr geblieben.

Was fängt eine solche Gesine Cresspahl nun an, wenn sie vierzehn Jahre alt werden soll am 3. März 1947 und darf sich nicht verlassen auf einen einzigen in Jerichow und Umgebung? Wird sie so blind vor Angst, daß sie denen nachläuft, die bloß in der Nähe sind, von den Freunden des Vaters bis zu einem Lehrer, der einmal nicht fragt nach seinem Verbleib? Oder, das kann sie auch getan haben, sie begreift sich als allein gegenüber den Erwachsenen, in zwar nicht angesagter Feindschaft, jedoch ohne Hoffnung auf Hilfe von ihnen? Kann die nicht auch sich merken als ein Ich, mit Wünschen, mit Zukünften die müssen bloß erst noch versteckt werden?

Das Kind das ich war, Gesine Cresspahl, Halbwaise, dem Andenken des Vaters zuliebe entzweit mit der überlebenden Verwandtschaft, auf dem Papier Besitzerin eines Bauernhauses am Friedhof von Jerichow, am Leibe einen schwarzen Mantel, sie muß sich eines Tages entschlossen haben, den Erwachsenen das verlangte Teil zu geben, dabei sich selbst von dannen zu schmuggeln und in ein Leben zu kommen, in dem durfte sie dann sein, wie sie würde sein wollen. Wurde es ihr nicht gesagt, mußte sie es allein herausfinden. Mut verschlägt da wenig.

Sonderbar genug galt ihr die Schule als ein Weg nach draußen. Ihr Vater hatte sie aus der Hauptschule von Jerichow genommen, weil der Lehrer Stoffregen schlug, weil sie ihn eines Tages noch verraten würde vor dem sudetischen Gfeller, Schuldirektor und Gauredner der Nazis; versteckt hatte er sie im Lyzeum von Gneez. Das Kind dachte sich daraus zurecht, er habe im Ernst eine weiter führende Schulbildung angeraten. Dann blich ihr nichts übrig, als die Ohren anzulegen und geradeaus dorthin zu gehen, wo die Schule aufhörte, an den märchenhaften Platz, der Abitur hieß und Erlaubnis, etwas auszusuchen. Nein, mutig war sie kaum. Angst hatte sie.

Sie fing an mit Lügen. Für den Eintritt in die siebente Klasse, in die Brückenschule von Gneez, hatte sie nicht nur das Abgangszeugnis der sechsten Klasse abgeben müssen, auch einen Lebenslauf. Es war eine Schule unter der Verwaltung der Roten Armee, ihr Vater stand nicht gut mit den Sowjets. Oder umgekehrt. Das konnte sie nicht wissen; etwas anderes hatte sie gelernt. Sie gab ihn an im Lebenslauf, sie beschrieb ihn als Tischlermeister, selbständig, verkleinerte seinen Anteil am Bau des Flughafens Mariengabe, beschränkte ihn auf seine Anstellung als Werfthandwerker, kam zu sprechen auf die Befreiung durch die Sowjetunion und tat, als sei er weiterhin am Leben, Arbeiten, Wohnen in Jerichow.

Wer eines Tages die amtlichen Lebensläufe dieser Gesine Cresspahl vergleicht, er wird nicht umhin können, verschiedene Personen dieses Namens anzunehmen. Oder aber eine einzige, die war jedes Jahr eine andere und wurde sich selbst unbekannt von einem auf den anderen Tag!

Eifer fiel auf, sie entschied sich für Fleiß. Wie sie in der alten Schule »John Maynard« abgeben konnte durch Aufsagen, in Antworten, Klassenarbeiten, lieferte sie dem

Lehrerpersonal in der neuen die gewünschte Beschreibung des gegenwärtigen Lebens in Mecklenburg:

Aufbau der anti-faschistisch-demokratischen Grundordnung. I. Definition. Das erste Wort, ein Attribut, nur in Zusammensetzungen zu verwenden, drückt eine Gegnerschaft aus. Sie richtet sich auf eine Herrschaftsform, deren Symbol die Rutenbündel der Liktores im alten Rom waren, auf eine Unterdrückung des Volkes durch Gewalt in den Händen Weniger. Gewalt haben wir keine in Mecklenburg. Demokratie, eine Verbindung aus den griechischen Worten für Volk und herrschen (demos & krates), bedeutet eine Ausübung der Macht durch das Volk selber. Wir sehen im Landkreis Gneez, wie die Ausbeuter und Räuber am Volk davon gejagt wurden oder mindestens dreißig Kilometer von ihrem Besitz entfernt Wohnung suchen und arbeiten müssen. Das Volk selber besteht aus den Arbeitern, den Bauern, dem Kleinbürgertum, dem mittleren Bürgertum, in dieser Reihenfolge. (Diese Stelle war für sie heikel, weil sie in der Rangordnung recht ungünstig stand, Handwerkers Kind.) Alles zusammen macht eine Grundordnung aus. II. Anwendung. Ein Beispiel dafür bietet die Schulreform.

In Physik schrieb sie auf Verlangen: Alexandr Stepanovič Popov, russischer Physiker, geboren am 17. März 1859 in Bogoslovsk im Gouvernement Perm, gestorben am 13. Januar 1906 in dem damaligen St. Petersburg, erfand im Jahre 1895 das Telefon. (Sie hat es geglaubt, sie kümmerte sich nicht mehr um den Ursprung der Anekdote, bis zu sechzehn Jahren konnte sie Telefone nur zusammen denken mit Behörden und ein paar ausgewählten Bürgersfamilien, Günstlingen der N.Ö.P.) Auch in ihrem Abitur, Juni 1952, wäre die Antwort noch richtig gewesen. Ohne Absicht, gewiß nicht auf Suche, schlug sie das 1950 von Papenbrocks geerbte Konversationslexikon auf an der Stelle, wo der Lebenslauf von Alexander Graham Bell dargestellt ist. Noch lange später wünschte sie sich, sie müßte das Jahr 1895 nicht gerade deswegen vergessen, dürfte eine andere Vorfriede auf Edinburgh in Schottland behalten.

1947 hatte sie im dritten Jahr Russisch, immer noch bei Charlotte Pagels. Das Thema war die Ableitung mecklenburgischer Worte aus dem Slawischen, einer dem Russischen vorangegangenen Sprachform, nun wohl. Am Schluß meldete sich Cresspahl, mit der für dies Kind mittlerweile bekannten Schüchternheit, und bat um Erlaubnis, etwas über Gneez sagen zu dürfen. Es könne doch wohl herrühren von dem sowjetischen Wort für Nest, nicht wahr? Gnezdo. Eine Eins ins Klassenbuch! (Dergleichen schadete ihr bei den anderen Mädchen in der Klasse, sogar bei Lise Wollenberg; sie mußte es beheben mit der Lage ihres Hauses gegenüber der jerichower Kommandantur, mit Erzählungen von Herrn Leutnant Wassergahn. Endlich kam Lise ihr zu Hilfe. – Doch, du: sagte sie. – Die Cresspahls warn mal so gut wie besetzt!)

Nur keinen Blick abseits vom Lehrplan, der war zum Abstürzen:

*Händschen falten, Köpfchen senken
still der S.E.D. gedenken,
gib uns mehr als Kartoffeln und Kohl,
auch was essen der Erste Sekretär und der Zweite
der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands wohl!*

Wenn eine Mädchenklasse gegen Mittag allein gelassen wird, frierend in ihren Mänteln sitzt, bei 12 Grad Celsius im schönsten Falle, was können die für verrückte Singetänze anstellen, kreischend, wie die Tollen über die Tische hüpfend!

Zucker sparen?
Ganz verkehrt!
Zucker essen!
Zucker nährt!

bis Fifi Pagels hereinstürzte, ganz ohne Erinnerung an die Preise auf dem Schwarzen Markt für Süßmittel, nur verletzt in ihrem Traum von artigen Kindern etwa um 1912, und ausrief: Ihr bösen, bösen Kinder!

Im Februar 1947 wurde bei Dr. Kramritz die neue mecklenburgische Verfassung durchgenommen, die der Landtag der vorjährigen Wahlen sich gegeben hatte. Bürger des Landes sind alle Einwohner deutscher Staatsangehörigkeit. Die im öffentlichen Dienst Tätigen sind Diener des Volkes; sie müssen sich des Vertrauens des Volkes jederzeit würdig erweisen. II. Grundrechte und Grundpflichten der Bürger, Artikel Acht. Die Freiheit der Person ist unverletzlich.

*Personen, denen Freiheit entzogen wird.
Sind spätestens am folgenden Tag in Kenntnis zu setzen.
Von welcher Behörde und aus welchen Gründen.
Die Entziehung der Freiheit angeordnet worden ist.
Unverzüglich ist ihnen Gelegenheit zu geben.
Einwendungen gegen ihre Freiheitsentziehung vorzubringen.*

Herr Dr. phil. Kramritz war Mieter zweier Zimmer in Knoop's Fürstenhof. Als Knoop im März zurückkam aus seiner entzogenen Freiheit, war dies das erste, was seine treu sorgende Mutter von ihm seit dem 3. Februar erfuhr. Selbst bewährten Freunden gab Knoop keine Auskunft über den Haftort, über Veranstaltungen in der mangelnden Freiheit. Was er gern antwortete, unbeweisbar feixend, gemächlich, in breitem Hochdeutsch: Das Verfahren is niedergeschlagen worden. Ganz wie Emil. [...]

Peter Schneider

* 21. April 1940 Lübeck

Studierte Deutsch, Geschichte und Philosophie in Freiburg, München u. Berlin. In den 60er Jahren beteiligte er sich politisch und arbeitete aktiv in der Studentenbewegung mit. 1973 wurde seine Bewerbung für das Referendariat im Schuldienst wegen seiner vermeintlichen Verfassungsfeindlichkeit abgewiesen, der Beschluss wurde erst 1976 aufgehoben. Schneider hat sich inzwischen als Schriftsteller etabliert. Seitdem schreibt es Romane, Erzählungen und Drehbücher, die Probleme seiner Generation ansprechen und die sich mit der deutschen Vergangenheit u. Gegenwart auseinandersetzen. Werke u.a.: Lenz (1973), Vati (1987), *Extreme Mittellage* (1990), *Vom Ende der Gewißheit* (1994), *Eduards Heimkehr* (1999), *Rebellion und Wahn* (2008).

LENZ

»Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf, bald abwärts, Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte.«

Georg Büchner, Lenz

Morgens wachte Lenz aus einem seiner üblichen Träume auf. Er war mit L. kilometerlang in einem Förderkorb durch ein Gebäude ohne Türen und Fenster gefahren. Um sie

herum nichts als Wände. Dann war er einen dunklen Schacht hinuntergefallen, viele hundert Meter tief, ohne aufzuschlagen. Ein Fließband hatte ihn aufgenommen, das seinen Sturz in einen waagrechten Flug nach vorn verwandelte. Am Ende des Fließbandes wurde er aufgefangen. Er war erwartet worden: Frauen mit riesigen Brüsten, Zauberer, Clowns, saltoschlagende Kinder, die ganze kaputte Fellinitruppe. Ein Mann in einem flimmernden Kostüm drückte ihm einen Kuß auf den Mund. Lenz wurde wütend. Er sprang aus dem Bett. Schon seit einiger Zeit konnte er das weise Marxgesicht über seinem Bett nicht mehr ausstehen. Er hatte es schon einmal verkehrt herum aufgehängt. Um den Verstand abtropfen zu lassen, hatte er einem Freund erklärt. Er sah Marx in die Augen: »Was waren deine Träume, alter Besserwisser, nachts meine ich? Warst du eigentlich glücklich?«

Während er Wasser für den Kaffee in den Kessel laufen ließ, überfiel ihn der Wunsch, L. anzurufen. Es ist noch zu früh, derte Lenz zu einer Stellungnahme auf. Dabei drängte er ihn mit seinem ziemlich umfänglichen Bauch in einen Hauseingang und merkte gar nicht, daß er Lenz so häufig ins Wort fiel, daß dieser gar nicht dazu kam, ihm zu antworten. Lenz versuchte mehrmals, unter dem Arm durchzuschlüpfen, mit dem sich der frühere Gönner an der Türfüllung abstützte, aber er kam erst zu Wort, als ein Anwohner freien Eintritt verlangte.

»Haben Sie nicht dasselbe gesagt, bevor die Rebellion der Studenten überhaupt anging?« fragte Lenz. »Ich erinnere mich, daß Sie bereits vor Verirrungen warnten, als noch niemand irgendwohin aufgebrochen war. Während andere auf die Straße gingen und sich mit der Polizei prügelten, haben Sie warnend den Zeigefinger erhoben, umsichtig das Richtige vom Falschen getrennt, Ihre Auflagen gesteigert und Häuser gebaut. Es ist aber nicht das gleiche, wenn einer, der statt des Kugelschreibers nie einen Stein in die Hand nahm, jetzt das Werfen von Steinen verurteilt mit den gleichen Sätzen, mit denen ein anderer die Erfahrung beschreibt, daß es sinnlos geworden ist, Steine zu werfen. Praktisch werden die gleichen Sätze nicht das gleiche bedeuten, meinen Sie nicht?« Gut, darüber brauchten sie nicht zu streiten, versetzte der frühere Gönner im Weitergehen, wichtig sei das Ergebnis, was Lenz jetzt denn mache, er sei bereit ihm zu helfen, den Weg zu einer praktischeren politischen Tätigkeit zu finden. Er umriß dann, was er darunter verstand. Lenz war zu wenig informiert, um in allem folgen zu können, ihm blieb nur das Wort Butterberg hängen, der europäische Butterberg müsse abgetragen werden. Und während der frühere Gönner bereits von dem enttäuschenden Verhalten eines Finanzministers sprach, sah Lenz immer noch den Gönner mit einem Spaten vor einem riesigen Butterberg stehen.

Lenz wollte noch genauer wissen, was der frühere Gönner unter einer praktischen politischen Arbeit verstehe. Aber der hatte einen Termin, er lud Lenz ein, einmal vorbeizukommen, wenn er Rat brauche.

An einem Dienstag abend ging Lenz wie jede Woche zur Betriebsgruppe. Er wurde freundlich empfangen, er war beliebt. Das Zimmer war voll Rauch, er konnte die Gesichter nur undeutlich erkennen. Ein Text von Mao Tse-tung wurde gelesen. Lenz konnte sich nicht auf den Text konzentrieren. Er haßte die Männer dafür, daß sie keine Frauen waren, und die Frauen dafür, daß sie nicht L. waren. Er hörte immer dieselben Worte, sinnliche Erkenntnis, Bewußtsein, Proletariat, Strategie. In seinem Ohr setzte sich die getragene bruchlose Melodie dieser Sätze fest, es störte ihn, daß es keine Pausen, keine Neuanfänge, keine Anspielungen gab. Es kam ihm alles so artig, so nett vor, er hätte den Sprechern

am liebsten lobend übers Haar gestrichen. Er stellte sich vor, daß sich andere Gruppen gleichzeitig an anderen Orten trafen und im gleichen Tonfall die gleichen Sätze sagten.

Er sah sich aufspringen, den Tisch leerlegen, einen heftigen Rhythmus auf die Tischplatte trommeln, mit dem Hintern in den Rauch und das Gesicht vor ihm springen. Er ließ von der Vorstellung ab, als er merkte, daß es gegen den Text gar nichts zu sagen gab. »Die Menschen sehen nämlich im Prozeß ihrer praktischen Tätigkeit zuerst lediglich die Erscheinung der Dinge, ihre einzelnen Seiten und den äußerlichen Zusammenhang zwischen den Dingen ... Das nennt man die Stufe der sinnlichen Erkenntnis, die Stufe der Empfindungen und Eindrücke.«

Er sah sich der Reihe nach die Gesichter der einzelnen Arbeiter an, er fragte sich, was er von ihnen wußte. Wo waren ihre Frauen? Er nahm zusammen, was er darüber wußte und stellte fest, daß alle unverheiratet waren. Einzig der dicke K. war verheiratet, der seit drei Wochen wieder in die Gruppe kam, weil seine Frau seit vier Wochen verreiselt war. Er fing wieder von vorn an. Wie lange waren sie im Betrieb? Es wurde ihm klar, daß die meisten fremd in der Stadt waren und erst seit einem, höchstens zwei Jahren im Betrieb arbeiteten. Was hatten sie vorher gemacht, was machten sie nach der Arbeit, was hatten sie für Pläne? Der Lehrling L. wohnte noch bei seiner Mutter und wollte Ingenieur werden. Er würde nur solange herkommen, bis er sein Ziel erreicht hätte, weil die Gruppe seinen Aufstiegswunsch ablehnte. Der Facharbeiter C. war früher zwei Jahre lang mit seinem Freund A. durch die Welt getrampt. Er besserte seinen Verdienst durch einen kleinen Haschisch-Handel auf. A. träumte davon, sich einen Bauernhof in Italien zu kaufen. Wie würde er zur Gruppe stehen, wenn er ihn hätte? Der lange D. fehlte, weil seine Verlobte, die ihn loswerden wollte, ihn wegen eines kleinen Diebstahls im Betrieb angezeigt hatte und er daraufhin aus dem Betrieb geworfen wurde. M. wohnte mit seinen 30 Jahren immer noch mit seiner Mutter zusammen, niemand hatte ihn bisher gefragt, warum er noch nie mit einem anderen weiblichen Wesen zu sehen war. Der Italiener G. hatte Lenz einmal bei einem Bier erzählt, daß er am Wochenende immer schwarz D-Mark in Ostgeld eintauschte und es in Ost-Berlin mit polnischen Gastarbeiterinnen ausgab, die sich bei westberliner Gastarbeitern ein Zugeld verdienten. Das war alles nichts Besonderes, aber es wurde besonders dadurch, daß es wie ein Verbrechen aus der Arbeit herausgehalten wurde.

Es kam Lenz im Moment so komisch vor, daß alle diese Genossen mit ihren heimlichen Wünschen, mit ihren schwierigen und aufregenden Lebensgeschichten, mit ihren energischen Ärschen nichts weiter voneinander wissen wollten als diese sauberen Sätze von Mao Tse-tung, das kann doch nicht wahr sein, dachte Lenz. Wollten sie etwa nicht auch einfach zusammen sein, ihre Genüsse und Schwierigkeiten miteinander austauschen, einfach aufhören, allein zu sein? Würden sich diese Bedürfnisse, die als Arbeitshindernisse galten, nicht hinter dem Rücken der Gruppe durchsetzen und durch ihre Unterdrückung die Arbeit behindern? Und die Studenten? Lenz versuchte zuzuhören: »Indem sich die gesellschaftliche Praxis fortsetzt, wiederholen sich mehrmals die Dinge, die bei den Menschen in ihrer Tätigkeit Empfindungen und Eindrücke hervorrufen. Dann tritt im menschlichen Gehirn ein Umschlag im Erkenntnisprozeß ein und es entstehen Begriffe ... Das ist die zweite Stufe der Erkenntnis.«

Woher kamen die Begriffe der Studenten, aufgrund welcher Eindrücke und Empfindungen war in ihren Gehirnen der Umschlag in Begriffe eingetreten? M. wollte einmal Filmregisseur werden und hatte darauf verzichtet, sein Studium fortzusetzen. S. hatte zwei abgeschlossene Studien hinter sich, K. hatte Liebeskummer und schwor, von nun an auf die pro-

letarische Art an Liebesdinge heranzugehen. Welchen Einfluß hatten diese und andere Empfindungen und Eindrücke auf die Begriffsbildung der Studenten? »Die lächerlichsten Menschen in der Welt sind die Alleswiser, die, nachdem sie irgendwo fragmentarische Kenntnisse aufgeschnappt haben, sich selbst zur ersten Autorität in der Welt ernennen, was lediglich von ihrer maßlosen Einbildung zeugt. Kenntnisse gehören zur Wissenschaft, und auf diesem Gebiet ist nicht die geringste Unehrllichkeit und Überheblichkeit statthaft – es bedarf entschieden gerade des Gegenteils, der Ehrlichkeit und Bescheidenheit.« Toll, wie klar sich der chinesische Heilige ausdrücken konnte. Für jeden hatte er zum rechten Zeitpunkt das rechte Wort parat.

Lenz gab es auf, sich über den Text zu ärgern, er ärgerte sich über den hypnoseähnlichen Zustand, in dem er aufgenommen wurde. Er schaute auf die Hosen der Männer und fand heraus, auf welcher Seite ihr Schwanz lag. Er stellte sich ihre Schwänze in Erregung vor und dann die Folge von Veränderungen der Körper, die stattgefunden haben mußten, bis alle wieder so sitzen und sprechen konnten. Er begann mit der Gegenhypnose, er hörte sich sprechen: »Ich lege euch jetzt die Hand auf die Stirn. Ihr schließt die Augen. Ihr hört auf zu sprechen. Ihr steigt, während ich spreche, auf eure Stühle, ihr haltet euch an den Händen. Ihr beginnt mit den Stühlen zu wippen. Ihr fallt nicht um. Ihr beginnt zu wippen mit geschlossenen Augen. Ihr beginnt zu schreien, während ich spreche, wippend mit geschlossenen Augen. Ihr öffnet die Augen und schreit euch an. Ihr schreit euch an, bis ihr anfangt, euch zu schlagen. Ihr schlagt mit den Armen aufeinander ein, so heftig ihr könnt, ohne euch zu berühren. Ihr beginnt, euch mit euren Schlägen zu treffen. Ihr werdet müde, ihr hört auf zu schlagen, ihr beginnt zu sprechen.«

Er begann zu sprechen. Er machte einen Einwand geltend gegen das Argument, daß in einer Wirtschaftskrise das Bewußtsein der Massen wachsen würde. Er hatte das Gefühl, richtige Sätze zu sagen, er haßte sich, wie er sprach. Er erschrak über den fremden Blick, mit dem er alle betrachtete. Er faßte einen Entschluß, er sagte: »Ich kann mich auf die Sätze, die hier gesagt werden, nicht konzentrieren. Ich verstehe sie schon, ich kann nur nichts mit ihnen verbinden, jedenfalls nicht das, was mit ihnen gemeint ist. Zum Beispiel bleibt mir bei den Wörtern »die vollständige Beseitigung der Finsternis in der Welt« nur das Wort Finsternis hängen.

Ich weiß nicht, ob ihr das kennt. Ich erinnere mich an eine finstere, neblige Nacht, ich glaube, es war Silvester. Ich wollte nach einem Streit mit meiner Freundin nachhause fahren, da ging uns mitten in der Dunkelheit aus einem Reifen die Luft raus. Wir hatten keinen Wagenheber dabei, und es gelang uns nicht, ein anderes Auto anzuhalten, um das Werkzeug für den Reifenwechsel zu bekommen. Schließlich, nach einer halben Stunde, fanden wir jemanden, der uns half. Das Warten und Frieren im Finstern, das Suchen und Hinundhergehen, bis wir jemanden fanden, der uns half, machte unseren Streit ganz unwichtig. Hinterher, als wir wieder im Auto saßen, versöhnten wir uns und wußten gar nicht mehr, worüber wir uns gestritten hatten. Und dann fällt mir ein, daß ich jetzt seit drei Monaten allein bin, daß ich seither öfter allein durch die Straßen gelaufen bin und daß meine Stimmung ziemlich finster war.

Ich will damit sagen, daß der Text etwas bei mir auslöst, aber eben etwas, das mit seinem Sinn gar nichts zu tun hat. Entweder liegt es an mir, daß ich eben jetzt, gleichgültig um welchen Text es sich handelt, nur noch auf solche Reizwörter reagiere. Oder der Text ist so weit von unserer aktuellen Erfahrung weg, daß man ihn, unabhängig von einem persönlichen Zustand, mit völlig fremden und willkürlichen Erfahrungen füllt. Was denkt denn ihr zum Beispiel bei diesem Satz oder bei anderen Sätzen? Könnt ihr sie so

verstehen, wie sie dastehen? Könnt ihr euch Gegner vorstellen, gegen die ihr diese Sätze anwendet oder Freunde, denen ihr damit helft?»

Die Gruppe schwieg, die meisten blickten angestrengt auf den Boden. Dann fingen einige zu reden an. Wie er sich eine Gruppenarbeit eigentlich vorstelle, wenn jeder anfangen würde, bei einem wissenschaftlichen Text seine persönlichen Gedanken zu veröffentlichen? Wie daraus eine gemeinsame Tätigkeit entstehen sollte!

»Ich mache ja keinen Vorschlag«, erwiderte Lenz, »ich möchte nur wissen, ob ihr die gleichen oder ähnliche Schwierigkeiten habt beim Lesen des Textes.« Die Frage sei falsch gestellt, die Arbeit der Gruppe bestimme sich nicht aus ihren Schwierigkeiten, sondern aus ihren Aufgaben. Es sei unnütz, sich auf die Schwierigkeiten zu werfen, wenn es keine Methode gäbe, sie zu lösen. »Also muß ich die Lösung der Schwierigkeiten schon kennen, bevor ich sie äußere«, rief Lenz, »wie können wir dann jemals die Methode für ihre Lösung finden?« Das Gespräch wurde abgebrochen, nach zwei Stunden war die Diskussion über das gelesene Kapitel abgeschlossen, man setzte sich noch auf ein Bier zusammen. Der junge Facharbeiter, der Lenz im Betrieb angestoßen hatte, wandte sich an ihn: »Was du gesagt hast, gehörte wirklich nicht her. Aber irgendwohin gehört es schon. Besuch mich doch mal, ich find' dich ganz gut.«

An einem Nachmittag ging Lenz durch die Einkaufsstrassen der Stadt. Er hatte das Bedürfnis, nach der Arbeit eine andere Hose anzuziehen und wollte sich eine kaufen. Sein heller Mantel spiegelte sich in den Schaufenstern, er sah, wie er sich von mehreren Stellen gleichzeitig entgegenkam. Er betrachtete die Auslagen in den Schaufenstern. Er wunderte sich, daß dort immer noch jeden Monat neue Autos, Pelzmäntel, Schuhe, Fernsehgeräte, Abendkleider und Anzüge ausgestellt waren. Es gab immer noch Salonlöwen, die wie vor drei Jahren aus roten Sportwagen stiegen, immer noch Verkäuferinnen, die bei Bally viel zu teure Schuhe kauften, immer noch James-Bond-Filme, immer noch Leute, die auf das neue VW-Modell mit derselben Ungeduld warteten wie er und seine Freunde auf politische Neuigkeiten. Es kam ihm so vor, als hätten sich die Schaufenster in den letzten zwei Jahren leeren müssen, als müßten die Passanten inzwischen in gleicher Kleidung und mit neuen Wünschen daran vorübergehen.

Die Veränderungen, die an den ausgestellten Waren in den letzten zwei, drei Jahren stattgefunden hatten, schienen ihm lächerlich gering, mit dem bloßen Auge kaum wahrzunehmen. Vor einem VW-Salon blieb er stehen. Er sah, daß sich an den wesentlichen Bestandteilen des VW nichts geändert hatte: er hatte immer noch die gleiche Form, vier Räder, zwei Türen, er war nicht größer und nicht kleiner geworden. Gleichzeitig hatte sich etwas verändert. Er verstand die Bedeutung der Linien nicht, die er in der Ausformung der Kotflügel und der Frontscheibe bemerkte.

Er betrachtete nun die Passanten, die wie er vor dem Schaufenster standen und die ausgestellten VWs betrachteten. Er hörte Sätze, die die Neuigkeiten an den Autos beschrieben. Auf unsichtbare Einzelheiten hinweisend, erörterten die Betrachter die Veränderungen an dem selber nicht sichtbaren Motor des neuen Modells. Sie verglichen den Hubraum des neuen Motors mit den Hubräumen älterer Motoren, sie sprachen von Änderungen und Verstärkungen im Aufbau, in der Bodengruppe und im Fahrwerk, von einer Revolution in der Innenraumbelüftung, und sie behaupteten, der Wagen läuft und läuft und läuft. Lenz entnahm der Beschreibung, daß große Veränderungen stattgefunden haben mußten. Er stellte fest, daß die gleichen Veränderungen, die ihm vergleichsweise unwichtig erschienen, von den meisten Betrachtern als groß und einschneidend wahrge-

nommen wurden. Er fragte sich, was ihn die ganze Zeit daran gehindert hatte, sich für diese Veränderungen zu interessieren, und ob umgekehrt die gesellschaftlichen Veränderungen, die von ihm und seinen Freunden als groß und einschneidend wahrgenommen wurden, von den Betrachtern als unwichtig angesehen würden.

Er ging weiter, es wurde ihm unbehaglich, er fühlte sich ausgeschlossen. Wie die Straßen nach und nach schattiger wurden, kam ihm alles so unwirklich, so zuwider vor. Die Häuser türmten sich vor ihm auf wie Gebirge. Eine sonderbare Angst befahl ihm, er hätte der Sonne nachlaufen mögen. Er warf die Arme um den Rücken, um sich warm zu machen. Er klammerte sich an alle Gegenstände, Gestalten zogen rasch vorbei, er drängte sich an sie. Immer wieder glaubte er den Gang oder die Haare von L. zu erkennen. Er täuschte sich jedesmal. Er fing an zu laufen. Es war ihm plötzlich, als stecke er nur noch mit den Füßen bis höchstens zum Knie in der Stadt, als liefe er auf ungeheuren Stelzen durch die Straßen und wäre mit seinem übrigen Körper über die Häuser hinausgewachsen, er schrie, er sang, er wollte sich kleiner machen.

[...]

An einem Samstag abend ging Lenz auf ein Fest. Er wußte, es war die Art Fest, die es eigentlich nicht mehr geben konnte und immer noch gab. Gleich bei seinem Eintritt wurde Lenz herzlich umarmt von einem Dichter, der ihn noch weniger leiden konnte als Lenz ihn. Lenz sah sich um. Früh gealterte Dichter vermehrt um ein paar heimlich dichtende Revolutionäre und Studentenfunktionäre. Sonst war alles beim alten geblieben. Rote Samtvorhänge vor den Fenstern, leicht melancholisch bis fette Gesichter, die Frauen in schönen Verkleidungen, neu an den Wänden einige geschmackvolle politische Poster. Der Hausherr begrüßte jeden hereinkommenden Gast, als wäre gerade er derjenige, auf dessen Kommen er einzig und allein Wert legte.

Der Germanist und Kritiker Neidt, den Lenz seit längerer Zeit nicht mehr gesehen hatte, kam auf ihn zu. Nachdem sie einander ihre Verwunderung darüber mitgeteilt hatten, sich ausgerechnet hier zu treffen, wollte der Kritiker wissen, was Lenz mache. Lenz fragte nach einer Neuerscheinung, von der er gerade gehört hatte. Der Kritiker machte eine verächtliche Handbewegung, als wolle er sagen, daß er Neuerscheinungen und allem, was damit zusammenhing, ein für alle Mal den Rücken gekehrt habe. Der Kritiker wiederholte seine Frage. »Ich laufe herum und schaue mir die Häuser an«, erwiderte Lenz. »Haben Sie schon einmal bemerkt, daß die Zahl der Fenster des nächstbesten Hauses mit der Zahl der Stockwerke zusammengerechnet immer eine ungerade Zahl ergibt?« »Gut, gut«, er habe nicht nach Lenzens Privatleben gefragt. »Interessiert es Sie nicht?«, fragte Lenz, »Sie haben doch früher Gedichte geschrieben. Und jetzt lesen Sie nur noch Willi Bredel und sind ganz objektiv? Wie war eine so rasche Entwicklung möglich?«

Der Kritiker sprach von überwundenen Kinderkrankheiten. Womit Lenz sich beschäftige, ob er auf der letzten Demonstration gewesen sei. Er sei hierher gekommen, weil er tanzen wolle, erwiderte Lenz. Der Kritiker nahm das als eine Ausflucht. Er habe gehört, Lenz arbeite im Betrieb. Ob Lenz etwa glaube, aus seiner Haut herauspringen zu können, indem er sich den Arbeitern in die Arme werfe? »Ich arbeite mehr aus Neugier«, gab Lenz zur Antwort, was den Kritiker zu der Bemerkung veranlaßte, daß er da mit einer recht merkwürdigen Kategorie operiere, Neugier. »Ich kann«, sagte Lenz, »einer Idee, die ich mir gebildet habe, erst folgen, wenn ich ihr durch die Anschauung das Gefühl hinzufüge, das ihr entspricht. Wie machen Sie das, woher nehmen Sie Ihre Gefühle?«

Der Kritiker entwickelte sofort einen Gedankengang, demzufolge es opportunistisch war, als Intellektueller im Betrieb zu arbeiten. Lenz widersprach nicht. Er antwortete, indem er immer genau die Schlußfolgerung ergänzte, die sich aus der Beweisführung des Kritikers mit Notwendigkeit ergab. Dabei achtete er vor allem auf die Stimme des Kritikers und auf seine Gesten. Er nahm, wenn er sprach, jeweils Tonlage und Gestus des vorangegangenen Satzes auf und suchte ihn zu übertreiben. Wenn der Blick des Kritikers bei dem Wort Arbeiterklasse an Lenz vorbei in die Ferne schweifte, deutete Lenz mit dem Arm in die Blickrichtung des Kritikers, als liefe die Arbeiterklasse dort gerade vorbei. Blitzte bei dem Wort Opportunist Haß in dem Auge des Kritikers auf, dann ballte Lenz bestätigend die Faust. Schließlich waren beide soweit, daß sie im Chor dem Opportunismus und allen Spielarten den Krieg erklärten. Sofort sah sich Lenz nach einem Gegenstand um, an dem sie ein Exempel statuieren könnten. Lenz deutete auf die Bücherwand, die bis unter die Decke mit opportunistischen Schriftstellern gefüllt war. Er riß einige Bände von Goethe aus dem Regal, forderte den Kritiker auf, bei einer Jugendstilvase mit anzufassen und deutete auf ein Bild an der Wand, das Che Guevara als leidenden Christus darstellte. Der Kritiker war entsetzt. Der Kampf gegen die bürgerliche Ideologie müsse organisiert geführt werden, es sei nicht mit solchen spontanen Aktionen getan.

Schließlich fragte der Kritiker, warum Lenz ihm nicht widerspreche. »Weil ich nichts spüre, wenn Sie reden«, rief Lenz, »weil ich nichts spüre, wenn ich Ihnen widerspreche. Ihr habt«, sagte er dann, nicht direkt zum Kritiker, »alles, was weniger Privilegierte sich lediglich wünschen, wenn auch nicht alles. Ihr habt schnelle Autos, große Wohnungen, schöne Frauen, solange sie euch betrügen. Und da ihr für diese Vorteile nicht gearbeitet habt, habt ihr mit Recht ein schlechtes Gewissen. Voll Schrecken entdeckt ihr, daß ihr vollkommen überflüssig seid. Diese Entdeckung aber kränkt euch dermaßen, daß ihr schleunigst die wirkliche Bewegung, die eure Privilegien antastet, an euch zu reißen sucht und euch zu ihrem Führer ernennt. Ohne euer eigenes Bild vor euch und eure Klasse hinzustellen, ohne euren Anblick auch nur eine Sekunde lang zu ertragen und euch zu verändern, zimmert ihr euch ein Wunschbild vom Arbeiter zurecht, dessen wichtigste Aufgabe ist: er darf nicht so sein, wie ihr seid. Da ihr vor Egoismus platzt, muß er vor Solidarität platzen. Da ihr euch vor der Zartheit eurer Hände zu ekeln beginnt, muß er schwielige Fäuste haben, am besten mit einem Schraubenschlüssel darin. Da eure Theater sich leeren, soll er von der Kultur überhaupt nichts mehr wissen wollen, auch nicht von seiner eigenen. Da ihr mit euch selbst nichts mehr anfangen könnt, soll er ohne eure Führerschaft völlig verloren sein. Habt ihr früher, solange es euch besser ging, die Früchte der gesellschaftlichen Arbeit an euch gerissen, so reißt ihr jetzt, wo ihr das nicht mehr so einfach könnt, die Theorie für die Abschaffung der Ausbeutung an euch. Der Witz ist, daß die ausgebeutete Klasse, von der ihr träumt, sich ja wirklich zu befreien beginnt, nur tut sie das ohne Rücksicht auf eure beleidigten Vorstellungen von dieser Befreiung. Versteht endlich, daß ihr diese Bewegung am besten unterstützen könnt, wenn ihr den Kampf gegen eure eigene Klasse beginnt, ihr könnt diese Bewegung nicht führen. Ihr seid nicht so wichtig.«

Der Kritiker fragte Lenz, worauf er hinauswolle, welches Ziel er verfolge. Lenz verstummte, er merkte, daß die Vorwürfe, die er gegen den Kritiker geäußert hatte, sich gegen ihn selber richteten. Er wollte sich bewegen, die Starre loswerden, die er schon wieder in seinem Körper spürte, er fing an zu tanzen. Anfangs ließ er sich ablenken durch die Bewegungen der anderen Tänzer. Der Gastgeber tanzte mit einem entschuldigenden Lächeln auf den Lippen, das jede seiner Bewegungen gleich wieder zurücknahm. »Ich möchte lieber nach meinen Schriften beurteilt werden«, schien er seiner Partnerin sagen

zu wollen, »das Tanzen ist nicht eine von meinen Stärken.« Ein fortschrittlicher Dichter trat zornig von einem Bein auf das andere, die Musik war ihm ein Anlaß, sich nicht aus seinem Rhythmus bringen zu lassen. Ein Studentenführer vollführte große, das Zimmer füllende Bewegungen, überall eckte er an und lachte jedesmal fröhlich.

Lenz schloß die Augen, er mochte sich nicht mehr wehren, er tanzte mit weiten wütenden Bewegungen, überall in seinem Körper spürte er Knoten und Stöcke. »Ihr tanzt nicht heftig genug«, sagte er zu seiner Partnerin, weil sie es nicht zu ihm sagte, »ihr tanzt den Haß nicht heraus. Es muß weh tun, ehe ihr euren Körper spüren könnt, Haltet euch nicht so raus. Werdet doch häßlicher, tanzt unbeholfener. Schön werdet ihr erst, wenn ihr restlos kaputt und atemlos seid.«

Allmählich wurde er weicher, er ließ sich kitzeln und stoßen von der Musik, sein Gehirn hielt sich nicht mehr im Kopf und rutschte nach unten in die Arme und Beine. Als er aufhörte, hatte er so ein wunderbares Gefühl, das im Magen beginnt und den ganzen Körper durchlässig macht, er war größer geworden. Er sah sich um, es störte ihn nicht mehr, daß die meisten Gäste immer noch in den Ecken standen und sich in einem eintönigen Singsang über die Revolution und die Literatur unterhielten. Er suchte den Kritiker, er hatte Lust, mit ihm zu tanzen oder ihn wenigstens auf den Arm zu nehmen. [...]

Elisabeth Plessen

* 15. März 1944 Neustadt

Eigentlich Elisabeth Charlotte Marguerite Augusta Gräfin von Plessen entstammt einer mecklenburgisch-holsteinischen Adelsfamilie. Nach dem Abitur studierte sie Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte in Paris und Berlin, wo sie auch an der TU promovierte. Ihr Romandebüt *Mitteilungen an den Adel* war ein großer Erfolg, gegenwärtig widmet sie sich v.a. dem Übersetzen und Bearbeiten der Bühnenwerke. Preise u.a.: Deutscher Kritikerpreis (1976), Droste-Preis (1988). Werke u.a.: *Mitteilungen an den Adel* (1976), *Über die Schwierigkeiten, einen historischen Roman zu schreiben* (1979), *Der Knick* (1997), *Lina* (2004).

MITTEILUNGEN AN DEN ADEL

[...]

Augusta hatte den Zoll passiert. Sie fuhr im Schritt über die Rheinbrücke. Zwei Schleppkähne kamen den Fluß herauf. Wie schnell, war nicht auszumachen, nicht einmal, ob sie sich überhaupt bewegten. Augusta fuhr ja auch. Trotzdem die Kinderfrage: Wann werden sie unter der Brücke, über die ich jetzt fahre, durchkommen? (Frag schon weiter: Wie heißt der Kapitän des ersten, wie der des zweiten Kahns?) In einem größeren Abstand folgte ein dritter Kahn. Dunkle Silhouetten auf fahlem Wasser.

Der Rhein. Die Ill. Die Isar. Die Spree. Der Landwehrkanal. Die Ostsee. Immer wenn ich Wasser sehe, fällt mir mehr Wasser ein; dann will ich am Wasser gehen, am liebsten an der Ostsee. Mit den Füßen Seetang wegstoßen. Mit zum Fischen fahren. Oder ich suche am Strand nach flachen Steinen, die ich werfen kann, daß sie übers Wasser hinspringen, einmal, ein paarmal. Oder es stürmt im Herbst, und kein Mensch ist am Strand. Der erste Stein schneidet unter, auch der zweite, der dritte, der vierte. Also kriege ich keine Kinder. Kinderspiel. Nur Möwen. Der letzte Stein springt achtzehnmal. (Das habe ich jetzt erfunden.)

Bei Dunkelwerden trifft Becker im Regimentsgefechtsstand ein. Es handelt sich um einen in den Nordhang einer Anhöhe eingelassenen und mit Brettern verschalteten Erdbunker, in dem eine Karbidlampe ein trübes Licht gibt. Die Wände des Bunkers zittern von Zeit zu Zeit und hallen wider von fernen Granateinschlägen; amerikanische Artillerie bestreicht den Nordabhang des Apennin.

Becker erfährt, daß der Regimentskommandeur mit seinen Offizieren die Stellung inspiziert. Er wird zurückerwartet. Becker setzt sich im Mannschaftsraum, in dem einige Soldaten schlafen, auf einen Stuhl und schläft ebenfalls ein. Plötzlich, heißt es, kommt Leben in den Bunker, Schritte hallen, Befehle, laute Stimmen; die Schlafenden erwachen, springen auf; fiebrige Geschäftigkeit. Auch Becker ist sofort hellwach. Der Kommandeur ist zu hören, zu sehen noch nicht, seine Stimme wird als hell und schneidend beschrieben. (Später heißt es, der jugendliche Oberstleutnant sei von *frischem, forschem Wesen*; vorbildliche Eigenschaften sind ihm nachgesagt: *nimmermüde, zäh, stets auf Draht, seinen Männern voraus, weit über den Rahmen der Division hinaus bekannt*.) Im sausenenden Licht der Karbidlampe tritt Becker dem Vorbild entgegen. Das erste, was ihm ins Auge fällt, ist das Geblitz des Ritterkreuzes am Hals des Oberstleutnants. *Ein Strom von Tatkraft* geht von der kleinen, drahtigen Erscheinung aus.

Becker macht seine Meldung so laut wie möglich. (Er hat bemerkt, daß der Oberstleutnant das Laute liebt.) Dieser greift nach seiner Rechten und schüttelt sie kräftig.

Becker? Ich freue mich, daß Sie zu mir gekommen sind. Diesmal geht's um die Wurst. Was haben Sie gelernt? Was können Sie?

Nicht viel, Herr Oberstleutnant. Zu lange in den Stäben. Ich war wegen meiner Brüder ...
Gefallen?

Jawohl, Herr Oberstleutnant. Ich muß von vorn anfangen.

Gut, daß Sie es selbst wissen. Eine Kompanie kann ich Ihnen also vorerst nicht geben. Sie müssen sich einarbeiten. Sie sind der letzte in Ihrer Familie?

Jawohl, Herr Oberstleutnant. Ich möchte die Verantwortung auch noch nicht übernehmen. Ich werde mich einarbeiten.

Heute früh ist der Adjutant des I. Bataillons gefallen. Springen Sie ein. Wenn Sie nicht auch gleich Pech haben, sehen wir weiter. Zu Ihrer Orientierung: das Regiment geht heute nacht zurück, Sie wissen ja, warum.

Jawohl, Herr Oberstleutnant.

Haben Sie die Lage heute morgen noch mitgemacht?

Jawohl.

Die Bataillone sind bereits in Marsch gesetzt. Sie können das Ihre frühestens morgen erreichen und bleiben heute nacht bei mir.

Der Oberstleutnant entläßt Becker: *Morgen früh weitere Befehle. Soldatenglück – gute Nacht.*

Der Erzähler beschreibt einen Händedruck und einen kurzen Blick Auge in Auge.

Der Oberstleutnant gefällt Becker. Die kleine, drahtige Gestalt gefällt mir, denkt er beim Einschlafen. Noch unter dem Eindruck der vorbildlichen Erscheinung, fügt C. A. hinzu: Der Krieg habe ihn vereinnahmt, jetzt sei er ein grauer Soldat wie dieser oder jener, zu Tat und Tapferkeit verpflichtet, das Leben der Kameraden und das eigene zu verteidigen, notfalls teuer zu verkaufen, kurz: durchzukommen oder unterzugehen. Der Erzähler schließt die Eintragung mit der Bemerkung ab, das Schicksal aller liege in *Gottes Hand*.

Augusta fragte sich, wo sie übernachten sollte. *Umweg* fiel ihr ein, das Dorf im Rebland, in dem sie auf der Herfahrt getankt hatte. Dort gab es sicherlich ein Landgasthaus; wenn

nicht in Umweg, dann in einem der Nachbardörfer. Von dort hatte sie morgen nur ein paar Minuten Fahrt bis Baden-Baden. Sie fuhr nicht auf der Autobahn zurück. Sie bog in Kehl auf die Landstraße ab.

Auf die Tagebucheintragung vom 20. April 1945 folgt die vom 19.: Becker hat die Nacht vor Führers Geburtstag (und seine letzte vor der Flucht nach vorn) mit dem General verbracht, dessen Adjutant er bis zu diesem Augenblick gewesen ist, und mit dem Freiherrn und Rittmeister, den C. A. seinen Freund nennt. Im requirierten Landhaus eines Conte hat man bei Champagner und Zigaretten Beckers Abschied gefeiert. Daß die Umstände, das heißt die Frontlage, erörtert werden, ist klar.

Der General redet, Becker schweigt; es fällt ihm nur *wie Schuppen von den Augen*, obwohl ihm längst bekannt ist, was die gläsern knarrende Stimme sagt. (Warum die Schuppen jetzt erst fallen, ist verschwiegen, dagegen stellt der Erzähler den General ausführlich vor: verarmtem Schwertadel entstammend, frommer Katholik, der in Cambridge studiert hat. Seine Interessen übertreffen Kaliber und Reichweite seiner Geschütze; er erweist sich als versiert in Fragen sakraler Kunst, speziell italienischer. Die Uniformen des großen, überschulterten Mannes, den der Erzähler einen *homme à femmes* nennt, sind nach englischem Schnitt und aus bestem italienischem Stoff gefertigt. Das Korps des Generals gilt seit den Schlachten von Monte Cassino als eins der besten an der italienischen Front, hart und unnachsichtig streng geführt, von einem Führer, in dessen Augen sich Pflichtgefühl und Gehorsamsforderung mit mildem Wesen, Weisheit und demütiger Ergebung in höhere Gewalt vereinigen.)

Im Haus des Conte erklärt der General an diesem Abend, es sei von Anfang an klar gewesen, daß eine Militärmacht ohne starke und zuverlässige Freunde (wenn man die Japaner einmal ausnehme) einen Weltkrieg nicht gewinnen könne. Die Anfangserfolge der Blitzkriege von 1939, 40 (nehmen Sie von mir aus auch noch 41 dazu) hätten das ausichtslose Bild nie ernstlich tangieren können. *Der Frieden, sagt der General, ist nicht durch raumgreifende Feldzüge zu erzwingen, wenn die Reserven fehlen: Material, Menschen, Rohstoffe.*

Becker (der Erzähler?) klagt den General, den er *verehrt*, im stillen an: Wenn du's gewußt hast und von Anfang an ...

Der General sagt: *Der Führer. Es war des Führers Wille ...*

Und der Erzähler fragt sich weiter: Warum hast du gehorcht? Bist du nicht General?

Der General sagt: *Von Anfang an verbrecherisch.*

Nachdem sich der General zurückgezogen hat, gehen (C. A.) Becker und der Freund und Freiherr durch die Nacht. Der Freiherr und Freund sagt: **Wir** haben genug Reserven. Sie sind uns fest versprochen.

Einwurf: Ja, sie sind versprochen worden.

Der Freiherr: Die Führung hat uns nie betrogen. Die letzten Verfügungen, zum Beispiel über die Erfassung der Arbeiter in allen Betrieben, über den planvollen Einsatz der Fremdarbeiter und Lagerhäftlinge, über die Anwendung physikalischer, chemischer und technischer Erfindungen, tragen Früchte. Wir haben neue Waffen zu erwarten. Durchschlagende, wunderbare Waffen.

Einwand: Wäre es nicht Zeit, sie einzusetzen?

Der Freiherr: Man muß warten können. Warten ist eine Kunst. Der Führer ist ein Künstler.

Einwand: Aber wir gehen hinter den Po zurück. Die Amerikaner stehen in Nürnberg, die Russen vor Berlin.

Der Freiherr: Natürlich ist das Warten schwierig, aber wenn der Feind in Deutschland geschlagen wird, ist der Krieg entschieden. In Polen und in der Normandie war eine Entscheidung noch nicht zu erzwingen. Sie gehen Arm in Arm, es ist ein Uhr geworden. Der Rittmeister will jetzt Beckers Meinung hören. C. A. schweigt. Er ist in Gedanken noch bei der Generalität und dem Vertrauen, das er in sie gesetzt hat seit den Erfolgen in den ersten Kriegsjahren. Er geht alle seine stillen (und die nicht mehr gänzlich stillen) Zweifel durch, die er niedergeschlagen oder in Hoffnungen verkehrt hat, und inspiziert seinen Glauben, daß die Dinge noch rechtzeitig gemeistert werden könnten. Aber er stößt nur auf Zweifel und Verzweiflung, denen Becker einen Ausdruck geben mag.

Er würde reden, wenn es einen Ausdruck gäbe. Es fehlt ihm nicht an Mut. Da greift die Erzählung ein. Ohne klarzumachen, wer jetzt *ich* sagt, fährt sie fort: *Wie hat so Ungeheures geschehen können? Je mehr ich über die Generalität nachdenke, desto ratloser werde ich. Ist es die unlösbare Verflechtung von Vorsatz und Fahrlässigkeit? Ist es das, was die Griechen als tragische Schuld bezeichneten?* Der Freiherr und Freund wartet ungeduldig, ohne aber seine Frage zu wiederholen. Da redet Becker, redet sich's vom Herzen. Es bricht aus ihm heraus, es sind Gesichte, Prophezeiungen, Bilder eines apokalyptischen Untergangs. *Der Nazismus, läßt C. A. den Oberleutnant Becker sagen, wird zusammenbrechen wie ein hohles Gemäuer im rüttelnden Sturm und Deutschland in den Abgrund reißen – das Chaos wird aufstehen – das Nichts – der höllische Schlund – Elend – Verbrechen – der Triumph des Niedrigsten –*

Es nimmt kein Ende mit den unbedeutenden Bildern. Und aus dem Zug der Monster lösen sich die Selbstversprechungen: *Niemals wieder*, sagt Becker, schrieb C. A.; *wenn ich am Leben bleibe*, schrieb C. A.; denkt Becker, *bin ich verpflichtet, alles zu verhindern, was aus einem solchen Unrat noch einmal einen Führer machen kann.*

Der Rittmeister und Freund hört zu. Das Tagebuch weiß von keiner Unterbrechung. Der Erzähler weiß nur, daß der Freund, Rittmeister und Freiherr dem Oberleutnant Becker die Hand sanft auf die Schulter legt und sagt: Du bist gereizt und müde. Morgen mußt du früh raus. Geh schlafen – sonst müßte ich womöglich Meldung machen ...

Es war nun fast dunkel. Der aufgehende Mond hing voll über den Ausläufern des Schwarzwalds. Er leuchtete nah und aprikosenfarben. Augusta betrachtete ihn im Rückspiegel. Rot, aprikosenfarben, weich, golden, hart, weiß, kalt. Die Wörter wechselten, die man dem Mond anhängen konnte, und manchmal hatte man keinen Vergleich.

21. April 1945, südlich Bolognas (einer Randnotiz zufolge am 2. Januar 1947 niedergeschrieben):

Tödliche Spiele: Unter dem Falkenauge der amerikanischen Artilleriebeobachter jagt Becker wie ein gehetzter Hirsch durchs hügelige Gelände. Er nennt die über seinem Kopf kreisenden Artillerieaufklärer auch *Raubbussarde über dem Felde*, während die Mäuse von Loch zu Loch huschen. So eine Maus sei ein lächerliches Etwas, trotz der *besten Waffen der Welt, der Waffen des Führers*. (Er selbst verfügt zum Beispiel über eine Maschinenpistole.) Oberleutnant Becker hat in seiner Soldatenzeit nichts als so gemein und niederträchtig empfunden wie die völlige Ohnmacht diesen kleinen, langsamen Flugzeugen gegenüber, die über seinem Kopf kreisen und anscheinend unverletzlich sind. Nicht daß er die Sherman-Panzer gelassener betrachtet, die vor seinen Augen vorbeierollen, während er auf dem Bauch liegt, flach hingestreckt, den Kopf gegen die Erde gepreßt – aber die Flugzeuge irritieren ihn tiefer. Er verflucht sie, die ihn und die Gruppe, die er übernommen hat, um sie zurückzuführen, jämmerlich in einen Graben zwingen, sie seien schuld, daß sie *geworden seien wie die Würmer im Dreck*.

Hast du dein Buch noch im Kopf?

Ja.

Manchmal sehe ich dich. Manchmal sehe ich dich deutlich.

Nur manchmal?

So sähen sie alle aus, heißt es in der Eintragung vom nächsten Tag: bleich, eingefallen, *ledernes Antlitz mit glasklaren, harten Augen*, in denen kein persönlicher Ausdruck mehr sei. *Wir haben keine Gesichter mehr, die zu unterscheiden wären. Wir tragen alle das Gesicht des Soldaten, dem befohlen ist, die Stellung zu halten, bis er stirbt.*

Hast du dein Buch wirklich noch im Kopf?

Ja. Bis in meine Träume hinein.

Träume weniger.

Die Kompanie, der C. A. zugeteilt, oder der *Hauße*, der von ihr übriggeblieben ist, setzt sich vor nachrückenden amerikanischen Panzern ab. Der Kompaniechef verliert den Kopf. Nach einer heftigen Auseinandersetzung übernimmt ein Oberleutnant Rathmann die Einheit. Es sei, urteilt Becker, den Soldaten gegenüber nicht mehr zu verantworten gewesen. Gut, daß es noch Offiziere wie Rathmann gebe, die um der Soldaten willen handeln, *erfahren, nüchtern, selbstlos*. Die Kompanie verteidigt ein Dorf ohne Verluste. Beim Abzurücken taucht der abgesetzte Kompaniechef wieder auf, verwundet. Sie kümmern sich nicht um ihn.

Rathmann teilt die Kompanie in zwei Gruppen auf, deren erste er selbst führt, die zweite führt C. A., mit dem Auftrag, der ersten Feuerschutz zu geben. C. A.s Gruppe gerät in den Rücken des amerikanischen Panzerangriffs und gräbt sich unter schwerem MG-Beschuß ein. Am Ende gelingt es ihr jedoch, die Kanalbrücke zu erreichen, die im Abschnitt einer deutschen Division liegt und als Treffpunkt ausgemacht ist. Die wiedervereinigte Kompanie geht über den Kanal und erreicht Finale, das zwölf Kilometer jenseits des Parano liegt. C. A. geht neben Rathmann. Rathmann fragt: Denken Sie, daß wir es schaffen?

Den Erzähler wundert die offene Frage des jüngeren Offiziers. Er selbst fragt sich längst, was nach der Niederlage kommen wird. Er sieht Hunger, Arbeitslosigkeit und ungeheizte Trümmerwohnungen voraus.

Rathmann: Glauben Sie, daß uns eine Schuld trifft, zum Beispiel Sie und mich?

Für Oberleutnant Becker antwortet C. A.: Nein. Sie hätten ihr Leben und das ihrer Männer und das ihres Volkes verteidigt. Jeder andere, Franzose, Engländer oder Russe, habe dasselbe getan. Sie seien Werkzeuge gewesen, die Schuld liege woanders.

Ich sehe schwarz, sagt Rathmann, schrieb C. A. Er selber denkt: *Werkzeug. Unsere Verantwortung beginnt nach dem Zusammenbruch.*

Lange Kolonnen von Pferdewagen, Panzern, LKWs und marschierenden Soldaten ziehen auf Finale. Wer nicht mehr gehen kann, sitzt auf. Rathmann und C. A. lassen sich von einem Feldwebel im Kübelwagen mitnehmen. Als der Feldwebel in einem Stau steckenbleibt, sitzen sie ab und gehen voraus, um ihre Leute an der Brücke am Ortseingang abzufangen.

Je näher sie der Brücke kommen, um so hoffnungsloser verkeilen sich Fahrzeuge und Marschkolonnen. Am Straßenrand liegen verstreutes Gepäck, Munitionskisten, tote Pferde. Amerikanische Jagdbomber haben die Rückzugsstraße in den Abendstunden mit Leuchtspurmunition bestrichen. Kurz vor Finale zwei gefallene Soldaten in einem flachen Granattrichter neben der Brückenauffahrt. Der eine ist von einem Panzer überrollt worden.

Auf der Brücke ist Feldgendarmerie postiert. Rathmann und C. A. erhalten Order, sich beim Kampfkommandanten von Finale zu melden. Aber der Kampfkommandant hat weder Befehle noch Verwendung für Rathmann und C. A. In Finale solle ein Brückenkopf gebildet werden, heißt es. Die amerikanischen Panzer seien zu beiden Seiten der Straße durchgebrochen und stünden vor der Stadt. Die Brücke beim Ortseingang müsse gehalten werden, andernfalls seien die zurückgehenden Einheiten abgeschnitten. Es scheint sicher, daß die Amerikaner in der Nacht versuchen werden, Finale einzunehmen.

Oberleutnant Becker sieht seinen Kompaniechef fragend an. Der sagt: Wir müssen zurück, die Leute wiederfinden.

C. A. will sagen, daß es kaum eine Möglichkeit gebe, die Kompanie jetzt aus dem Befehlsbereich der Feldgendarmerie zu lösen, als (*wie zur Bejahung seiner Worte*, schreibt der Erzähler) die Hölle losbricht. Der amerikanische Angriff beginnt. Die Partisanen, die sich in der Stadt verbarrikadiert haben, unterstützen den Angriff von den Dächern. Panik unter den Kolonnen. Jedermann sucht Deckung an Hausmauern, in Toreingängen. Einzelne erwidern das Feuer, Rathmann geht zur Brücke zurück, wo er fällt. (C. A. schreibt, er habe die Nachricht über Rathmanns Schicksal von einem seiner Leute, den er später wiedergetroffen habe.) C. A. selber schlägt sich, springend und robbend, zum Gefechtsstand des Kampfkommandanten durch. Der Gefechtsstand ist geräumt. Mitten im Zimmer steht ein Stuhl. Oberleutnant Becker setzt sich auf den Stuhl und schläft ein.

Der Mond stieg langsam. Das Land darunter war so weich, so flach – es wirkte ganz verloren; so ausgesetzt, wie Augusta sich fühlte. Ein Gedanke krampfte sich in ihrem Kopf fest. Kann die gelbe Kugel jetzt herunterfallen? Fall, bitte, mach schon. Johanna sagt, ich hätte dich auf dem Gewissen, C. A. Stammt der Satz von dir?

Ich habe dich nur tot gewünscht, wenn ich am Ende war. Ich dachte, dann wäre ich frei.

Sie stellte das Radio an. Schlagermusik. Sie drehte weiter, ein Cembalo. Noch schlimmer.

Hast du dir nie vorstellen können, daß ich frei sein wollte?

Im Morgengrauen des 23. April wird Oberleutnant Becker geweckt. Er springt auf und erkennt in dem Mann, der mit verbundenem Kopf vor ihm steht, den abgesetzten Kompaniechef. Der Major fragt, ob er mitkommen wolle. Er hat einen Wagen gefunden und will zur Division fahren. Becker will; nur raus aus der Falle, er will nicht in Gefangenschaft geraten.

Als sie durch Finale fahren, ist eine Kampfpause eingetreten. Sie erfahren von einem Unteroffizier der Feldgendarmerie, daß die Brücke vor Finale gesprengt worden ist. Die Sprengung fand schon in der Nacht statt. Die Explosion hat den ersten amerikanischen Panzer, der gerade über die Brücke rollte, in den Fluß gestürzt.

Und die Fahrzeuge? Und die Marschkolonnen? Meine Kompanie?

Der Feldgendarm zuckt die Achseln. Abgeschnitten. Für die ist der Krieg aus. Er läßt sie weiterfahren.

Ich habe dich oft tot gewünscht.

Jetzt bist du tot, aber es erleichtert mich nicht. Ich war ja weggegangen. Als du mir ins Gesicht schriest, daß du mich erschießen werdest, bin ich weggegangen. Du brauchtest nicht zu sterben.

Sie nahm das Gas weg, als ein PKW sie überholte. Sie ließ ihn abziehen. Danach war sie wieder allein auf der Straße. Die Rheinebene schob sich voll in die Windschutzscheibe: Grautöne und erste Abstufungen von Dunkelheit, das Weiß der Schlehenbüsche war verflogen.

Hör nicht zu, C. A. Es wären bloße Sätze, wenn ich jetzt sagte, ich könnte mich kugeln, mit allen Himmeln kugeln, alle Tage Sonntag machen oder daß ich flöge oder König wäre oder die Flügel über den Wind schlagen könnte. Es stimmt nicht. Eher stimmte schon Hals über Kopf, oder kurz vor dem Sprung. Ein Drittmensch vor dem Sprung: nichts, Sturz, Aufschlag, in die Brüche gehen. Schuldgelühl und Scham gehen dich nichts mehr an. Das begreifst du, C. A.? (Pause) Frei? (Pause) Nicht frei. Nur daß du jetzt nicht mehr sagen kannst, daß ich undankbar, unverzeihlich, auf ewig unverzeihen, über dich hinwegginge. Das kannst du nicht mehr sagen. (Pause) Das ist vorbei. (Pause) Daran können wir beide nicht mehr rütteln.

Deine Monologe über den Tod! Ich war wer weiß wie klein, als du zum ersten Mal sagtest, du werdest mit fünfundfünfzig sterben, dann mit sechsendfünfzig, dann mit siebenundfünfzig, aber als du zweiundfünfzig warst, sagtest du, du wärest fünfzig. Du bist immer älter und jünger geworden, vorwärts und rückwärts, und jetzt hat sechsendfünfzig gestimmt. Auf den Punkt. Als ich einmal dagegen sagte, ich würde siebenundzwanzig werden, hatte ich noch viele Jahre vor mir bis dahin. Trotzdem hast du mich groß angesehen und gerechnet und dann beinah gelächelt, als du sagtest: Dann stirbst du gleich nach mir.

Am 20. April 1945 (seinem letzten Geburtstag) habe Hitler die Einstellung jeder Vorberereitung zum Rückzug über den Po und aller bereits in Gang befindlichen Absetz- und Übergangsbewegungen befohlen, notiert C. A.s Tagebuch vier Tage später, und daß der Major die Order erhalten habe, mit einigen Abwehrgeschützen, Panzern und den noch kampfwilligen Resten der zersprengten Infanteriekompanien den Übergang der aufgelöst flüchtenden Einheiten über den Strom zu decken. Oberleutnant Becker tut Dienst als Ordonnanzoffizier des Majors, und – schrieb C. A. – *so machten sie sich ein letztes Mal bereit, das Leben einzusetzen, den Kameraden den Rückzug zu ermöglichen.* Das Tagebuch teilt mit, an diesem Tag seien dem Oberleutnant verschiedene Äußerungen eingefallen, die der General im Stab gemacht habe, zum Beispiel: *Soldat und Eid sind eins.* Auch dieses, daß *höchstes Glück der Soldat nur im Bewußtsein freudig erfüllter Pflicht finde* und daß *sich die Truppe – wie stets in mißlichen Lagen – eng um den Führer schare.* Es wirkte wie ein Echo, wenn der Oberleutnant (1947 und in einem möblierten Zimmer in Flensburg oder Husum) eigene Wendungen hinzufügt, in denen von *beldischem Mut* oder der *Belehnung mit der Verantwortung für das Leben der Kameraden und Heldentod* (im Gegensatz zum *schändlichen Verrecken*) die Rede ist. Faktisch fährt der neuernannte Ordonnanzoffizier nur auf seinem Krad zwischen Po und Finale hin und her, erstattet Meldung, bringt Befehle, gibt Gas, bremst, stürzt, liegt am Boden, krallt sich in die Erde, daß sie ihn halten möge, während die Stadt und die Dörfer an der Straße zum Po in Flammen aufgehen. Es ist vier Kilometer weit bis zu der Lände, wo die deutschen Einheiten über den Strom setzen. Die Amerikaner sind durchgebrochen und stehen gleichfalls am Flußufer, zu beiden Seiten der Lände. Die Ad-hoc-Truppe des Majors und der Meldefahrer im Leutnantsrang erreichen den Südeich, *als der Himmel sich schwach im Osten zu lichten beginnt:* Gebrüll der Sterbenden in den Strudeln. Die Ufer von Leichen bedeckt, hingestreckt von Bombensplittern, durchsiebt von Maschinengewehrgerben wie die Scheiben im Schießstand. Der Strom im Qualm und Lodern. Panzer. Ge-

sprengte Geschütze. *Unauslöschlich*. Das unauslöschliche Bild wie einen Stein auf dem Herzen, teilt der Erzähler mit, was *ehrlich in ihm* sei und deutlich spreche: *Euer Werk. Beshwört nicht berauf, was ihr nicht wahrhaben mögt. Idealismus und Verbrechen – nahe beisammen. Gewalt erzeugt Gewalt, und die Gewalt der Gequälten ist größer als euer erlahmender Wille.*

Hast du dein Tagebuch wirklich noch im Kopf, C. A.?

Ja. Hab ich es nicht schon gesagt?

Am Morgen des 24. April 1945 setzten sie sich ab. Daß er die Vernichtungsschlacht überlebt habe, schrieb C. A., empfinde Oberleutnant Becker *in der tiefen Ruhe tiefster Dankbarkeit*, und er setzte hinzu, er sei ein armer Mensch geworden. Außer der Handwaffe am Koppel besitze er nichts mehr. Kein Stück Seife. Er putze sich die Zähne mit einem Stück Holz, wasche sich die Hände mit Erde. Die Sonne sei das Handtuch. Arm geworden, schließt sich der Erzähler dem *Haufen* an, den der Major über den Fluß hinweg gerettet hat. (Sie haben sich aus Trümmern ein Floß zurechtgezimmert.) Das vorläufige Ziel: Verona. Der Weg dorthin: Flucht. (Nicht ganz so *freiwillig wie* vor Bologna, nicht mehr *nach vorn*.) Der rauchgeschwärzte Himmel brütet über der Ebene. Es ist sehr heiß. Es ist ein mühseliger Marsch, den sie schweigend hinter sich bringen, der Erzähler, Oberleutnant Becker und C. A. Sie fangen an, voneinander abzusehen. Nur über das Wetter sind sich alle drei einig: Es war sehr heiß. Es ist sehr heiß. Es ist sehr heiß gewesen.

Lyrik

Rolf Dieter Brinkmann

* 16. April 1940 Vechta † 23. April 1975 London

Lebte – nach einer Buchhandelslehre in Essen und nach Aufnahme des Pädagogikstudiums 1962 in Köln – seit Mitte der 60er Jahre als freier Schriftsteller. Seine Veröffentlichungen in den 60er Jahren beziehen sich einerseits auf die politische Protestbewegung, andererseits machte er das deutsche Publikum auf die amerikanische Pop- und Untergrundliteratur aufmerksam. Anfang der 70er Jahre zog es sich aus dem Literaturbetrieb zurück und lebte oft am Rande des Existenzminimums. Kurz nach dem Erscheinen des Lyrikbandes *Westwärts 1 & 2*, der von der Kritik sehr positiv aufgenommen wurde, verstarb er bei einem Autounfall in London. Werke u. a.: *Die Umarmung*. Erzählungen (1965), *Ohne Neger*. Gedichte (1966), *Raupenbahn*. Erzählungen (1966), *Was fraglich ist wofür*. Gedichte (1967), *Keiner weiß mehr*. Roman (1968, Neuausgabe 2005), *Westwärts 1 & 2*. Gedichte (1975, 1999, Neuausgabe 2005).

EIN GEDICHT

Hier steht ein Gedicht ohne einen Helden.
In diesem Gedicht gibts keine Bäume. Kein Zimmer
zum Hineingehen und Schlafen ist hier in dem
Gedicht. Keine Farbe kannst du in diesem

Gedicht hier sehen. Keine Gefühle sind
in dem Gedicht. Nichts ist in diesem Gedicht
hier zum Anfassen. Es gibt keine Gerüche hier in
diesem Gedicht. Keiner braucht über einen Zaun

oder über eine Mauer in diesem Gedicht zu klettern.
Es **gibt** in diesem Gedicht hier nichts zu fühlen.
Das Gedicht hier kannst du nicht überziehen.
Es ist nicht aus Gummi. Kein weißer Schatten

ist in dem Gedicht hier. Kein Mensch kommt
hier in diesem Gedicht von einer Reise zurück.
Kein Mensch kommt in diesem Gedicht hier atemlos
die Treppe herauf. Das Gedicht hier macht keine

Versprechungen. In dem Gedicht stirbt auch keiner.
In diesem Gedicht spürst du keinen Hauch. Es gibt
keinen Laut der Freude in dem Gedicht hier. Kein
Mensch ist in dem Gedicht hier verzweifelt. Hier

in dem Gedicht ist es ganz still. Niemand
klagt in diesem Gedicht. Niemand redet hier
in dem Gedicht. Hier in diesem Gedicht schlagen
sich auch keine Arbeiter wund. Das Gedicht hier

steht einfach nur hier. Es enthält keine Schlüssel
zum Aufschließen von Türen. Es gibt keine Türen
in diesem Gedicht. Das Gedicht hier ist ohne
Musik. Es singt keiner in diesem Gedicht, und

keiner macht hier in diesem Gedicht jemanden
nach. Keiner schreit hier in dem Gedicht, flucht,
fickt, ißt und nimmt ein Rauschmittel. Es gibt in
diesem Gedicht keine bombastische Ausstattung

für dich. Das Gedicht hier geht nicht, liegt nicht,
schläft nicht, es kennt keinen Tag, es kennt keine
Nacht. Du brauchst hier in diesem Gedicht keine
Rechnungen zu bezahlen. Es gibt keinen Hausbesitzer

in dem Gedicht hier, der die Miete erhöht. Es gibt
keine Firmen in diesem Gedicht. Es gibt in dem
Gedicht keinen Staat Kalifornien. Es gibt kein
Oregano in dem Gedicht. In diesem Gedicht gibts

kein Meer. Du kannst in dem Gedicht hier nicht
schwimmen. Das Gedicht, das hier steht, enthält keine

Wärme, das Gedicht enthält keine Kälte. Das Gedicht
hier ist nicht schwarz, es hat keine Fenster und

kennt keine Angst. Das Gedicht hier zittert
nicht. Das Gedicht hier ist ohne Spiegel. In diesem
Gedicht gibts auch kein Spiegelei. Einen Supermarkt
gibt es hier in diesem Gedicht nicht. Das Gedicht,

das du hier liest, hat keine Titten und keine Fohse,
das Gedicht hier ist völlig körperlos. Keiner stöhnt
hier in dem Gedicht. Das Gedicht blutet nicht, es
verschweigt nichts, das Gedicht hat keine Regel,

das Gedicht ist kein Zitat, für keinen. Hier in
diesem Gedicht findet niemand einen Pfennig,
und hier in diesem Gedicht fährt kein Mensch mit
einem Auto. Keine Reifen quietschen um die Ecke.

In diesem Gedicht lutscht niemand zärtlich an
einem Schwanz. Es gibt hier in dem Gedicht keine
Lampen. Das Gedicht ist kein gelber Schal. Das
Gedicht, auf das du hier schaust, hustet nicht.

Hier in dem Gedicht kannst du nicht küssen.
Hier in diesem Gedicht wird auch nicht geißt. Du
kannst mit diesem Gedicht nichts anfangen. Das
Gedicht besteht aus lauter Verneinungen. Die

Verneinungen in diesem Gedicht werden immer mehr.
Hier gibts keinen Kiff in dem Gedicht. In diesem
Gedicht lacht kein Mensch. Das Gedicht kennt keine
Arbeit. Niemand sieht in diesem Gedicht Fernsehen.

Das Gedicht trägt keine Uhr. Das Gedicht ist nicht
zeitlos. Es braucht soviel Zeit, wie du brauchst,
um das Gedicht hier zu lesen. Kein Wasserhahn
tropft in dem Gedicht hier, und keiner verlangt

im dem Gedicht hier nach Zigaretten. Hier das
Gedicht gibt kein Trinkgeld. Keine Toilette ist
hier in dem Gedicht. Es gibt keine Stadt in diesem
Gedicht. Hier in dem Gedicht wäscht keiner sich die

Füße. In die Schule zu gehen, ist hier in dem Gedicht
nicht nötig. In dem Gedicht leckt auch keiner eine
Möhse. Dein Geschlechtsteil richtet sich hier in
dem Gedicht nicht auf. Du kannst hier in dem Gedicht

dich nicht hinsetzen und denken. Das Gedicht hier
ist nicht der Staat. Es ist nicht die Gesellschaft.
Es ist kein Flipperautomat. Das Gedicht hier hat
keinen Hund. Mit diesem Gedicht kann sich keiner

identifizieren. Keine Polizisten fahren in diesem
Gedicht herum und suchen nach einem Bruch. Eine Kuh
liegt hier in diesem Gedicht nicht. Das Gedicht hier
ist nicht gedankenlos. Das Gedicht hier ist nicht

gedankenvoll. In dem Gedicht erscheint auch kein
Sommertag. Es ist niemals Dienstag in diesem Gedicht,
es gibt keinen Mittwoch in diesem Gedicht, es herrscht
nicht Freitag in diesem Gedicht und kein Donnerstag

fehlt in dem Gedicht hier. Es ist nicht Montag,
Samstag und Sonntag in hier dem Gedicht. Das Gedicht
hier ist nicht die Verneinung von Montag oder
Donnerstag. Das Gedicht hört hier einfach auf.

Jürgen Becker

* 10. Juli 1932 Köln

Verbrachte die Kindheit in der sowjetischen Besatzungszone. Nach dem Abbruch des Germanistikstudiums 1954 übte er verschiedene Tätigkeiten aus: war Mitarbeiter des Westdeutschen Rundfunks und Lektor im Rowohit-Verlag. Seit 1968 ist er freier Schriftsteller. Ab 1973 war er Leiter des Suhrkamp-Theaterverlags und von 1974 bis 1993 Leiter der Hörspielabteilung im Deutschlandfunk. Neben den Gedichten, die sein Hauptwerk bilden, verfasst Becker auch Erzählungen und Hörspiele. Lebt in der Nähe von Köln. Werke u.a.: *Gedichte 1965–1980* (1981), *Schnee in den Ardennen. Journalroman* (2003), *Die folgenden Seiten. Journalgeschichten* (2006), *Dorfrand mit Tankstelle. Gedichte* (2007).

DAS FENSTER AM ENDE DES KORRIDORS

Der Himmel, die Landschaft, der Fluß:
das Bild am Ende des Korridors.
Links und rechts die Appartements,
die Feuerlösch-Anlage. Das Summen des Aufzugs.
Die Zeit nach Büroschluß. Abweisende Gesichter,
kein Wort und keine Zärtlichkeit.
Jemand wird den Anfang machen
und an seiner Tür vorbeigehen
und weitergehen durch das Bild
hinaus in den Raum zum Fliegen

Jürgen Theobaldy

*7. März 1944 Straßburg

Wuchs in Mannheim auf. Nach einer berufsorientierten Ausbildung studierte er Literaturwissenschaft in Heidelberg, Köln und Berlin (FU). Seit 1984 lebt er in der Schweiz. Werke u.a.: *Sonntags Kino* (1978), *Schwere Erde*, *Rauch* (1980), *Spanische Wände* (1981), *Die Sommertour* (1983), *In den Aufwind* (1990), *Immer wieder alles* (2000), *In der Ferne zitternde Häuser* (2000).

ABENTEUER MIT DICHTUNG

Als ich Goethe ermunterte einzusteigen
war er sofort dabei
Während wir fuhren
wollte er alles ganz genau wissen
ich ließ ihn mal Gas geben
und er brüllte: ‚Ins Freie!‘
und trommelte auf das Armaturenbrett

Ich drehte das Radio voll auf
er langte vorn herum
brach den Scheibenwischer ab
und dann rasten wir durch das Dorf
über den Steg und in den Acker
wo wir uns lachend und schreiend
aus der Karre wälzten

Ursula Krechel

* 4. Dezember 1947 Trier

Studierte Germanistik, Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte an der Universität Köln. 1972 Promotion. Von 1969 bis 1972 war sie Dramaturgin an den Städtischen Bühnen in Dortmund und leitete Theaterprojekte mit jugendlichen Strafgefangenen. Ab 1972 lebte sie als freie Schriftstellerin in Frankfurt am Main. Sie schreibt vor allem Lyrik, auch Prosa, Theaterstücke und Hörspiele. Lebt in Berlin. Werke u.a.: *Verbeugungen vor der Luft* (1999), *Bei Eichendorff* (2000), *Der Übergriff* (2001), *In Zukunft schreiben* (2003), *Liebes Stück* (2003), *Shanghai fern von wo*, Roman (2008), *Trilogie der nächsten Ziele* (2003).

JETZT IST ES NICHT MEHR SO

Jetzt ist es nicht mehr so
daß wir müde, mit Blasen an den Füßen
verdreht und naß vom Wasserstrahl
nach Hause kommen, essen, trinken
und wieder weg ins Kino.

Jetzt ist es nicht mehr so
daß wir denken, wenigstens
die Straße gehört uns.
Und die Zukunft natürlich
jetzt oder später, aber bald.

Jetzt ist es nicht mehr so
daß wir am Schnitt der Haare
am Lachen die Genossen erkennen
uns auf die Schulter klopfen, öffentlich
wir könnten uns verändert haben.

Jetzt ist es nicht mehr so
daß da, wo zwei oder drei versammelt sind
in meinem Namen, ich mitten unter ihnen bin
belehre, stärke, unterstütze
ganz ohne Fragen.

Jetzt ist es nicht mehr so
daß wir mit Köpfen durch die Wände gehen
aufrecht, Antworten wissen, eh uns jemand fragt
Spuren hinterlassen, Erinnerungsbänder
wie Schnecken auf dem trockenen Sand.

Jetzt ist es nicht mehr so
daß wir jedem Arbeiter
der aus der U-Bahn steigt mit Mütze
gleich sagen können, was ihm fehlt
und unserem Hausbesitzer auch.

Jetzt haben wir plötzlich Zeit
zu langen Diskussionen in den Betten.
Verschwitzt, aber kalt bis in die Zehen
sehen wir zum ersten Mal das Weiße
in unseren Augen und erschrecken.

IM ZEICHEN DER POSTMODERNE (DIE 80ER JAHRE)

Botho Strauß

* 2. Dezember 1944 Naumburg a. Saale

Er lebt in Berlin und in der Uckermark. Studierte ohne Abschluss in Köln Theatergeschichte und Soziologie. Er war als Redakteur für die Zeitschrift „Theater heute“ sowie als Dramaturg an der Schaubühne am Halleschen Ufer in West-Berlin tätig. Als freier Schriftsteller galt sein Augenmerk zunächst dem Drama. Neben einer großen Zahl von Erzählungen und Romanen verfasste er Theaterstücke wie *Die Hypochonder* oder *Bekannte Gesichter, gemischte Gefühle* (1975). Seit Mitte der 70er Jahre ist Strauß „die gehelme Autorität der intellektuellen Nachkriegsgeneration“ (Ulrich Greiner, „Die Zeit“, Nr. 43/2009). Heftig diskutiert wurde sein im Magazin „Der Spiegel“ (6/1993) erschienener Essay *Anschwellender Bocksgesang*, der ihn den Ruf eines „Rechtsintellektuellen“ einbrachte. Werke u.a.: *Die Hypochonder* (1972), *Trilogie des Wiedersehens* (1977), *Paare, Passanten* (1981), *Sieben Türen* (1988), *Kongreß. Die Kette der Demütigungen, Schlusschor* (1991), *Beginnlosigkeit. Reflexionen* (1992), *Wohnen, Dämmern, Lügen* (1994), *Die Fehler des Kopisten* (1997), *Mikado. 41 Kalendergeschichten* (2006), *Die Unbeholfenen. Bewusstseinsnovelle* (2007), *Vom Aufenthalt* (2009).

RUMOR

[...]

An diesem Abend läuft Bekker wieder die Stadt hinunter und trinkt. Er läuft – er hüpelt in ungleichen Schritten und Sprüngen, wie immer, wenn die Unrast ihm Beine macht und der Gang die Sprache spitzer Ausrufe, jähen Schweigens und starren Verhoffens spricht ... Du gehst und plötzlich bist du übergangen. Wie Milliarden Teilchen wandern, sich binden und verstoßen werden. Die einen funkeln, die anderen nicht. Die einen denken, die anderen nicht. Das Spiel der Muskeln, das dem Denken Raum gibt, ist um kein Element reicher als die Totenstarre, die das Denken vergessen hat. Das ist beides egal. Es spielt überhaupt keine Rolle; weiter geht's und immer weiter. Stecken bleibt nichts. Bekker sieht den Krankenpfleger vor sich schweben, den aufgeschwemmten Jungen, der nicht glauben mochte, daß er Grits Vater sei und hintersinnig schmunzelte, wie er still den Katheter aus der Kitteltasche zog. Dieser Bursche wird sie jetzt anfassen, sie wird sich an seinen Hals klammern und sich von ihm auf die andere Seite heben lassen. Zimmer 18, Station B. Die schmutzigen Teller auf den Essenswagen stinken im Korridor ... Manchmal rennt er wispernd und wie vom Absturz bedroht über gerades, flaches Pflaster, über eine vorher genau bemessene Gefahrenstrecke, als wäre ein Steg oder schmaler Mauersims zu überqueren, und wiegt sich hinterher erleichtert in Gewinnerpose. Vorwärtsskommen ein Kunststück, immer ein Drahtseilakt. Entgegenkommenden Passanten biegt er im weiten Bogen aus, damit ihr Getrampel, ihre Wellen sein Kraftfeld, seine Rede nicht verstören, wodurch er im Nu das Gleichgewicht verliert. Diese Strauchelballette und Hindernisläufe werden von Theke zu Theke, je betrunken er wird, je enttäuschender die Gesellschaft, in die er gerät, immer verschrobener, immer einsamer.

In der Claudiusstraße steht ein Mann vor seinem Haus und klagt es an. Ein vierstöckiges Mietshaus aus der Gründerzeit, jedoch mit abgeklopfter, schmuckloser Fassade, nun frisch und billig verputzt. Der Mann steht auf wippenden Fußsohlen am Bordstein und wackelt über dem Kopf mit den Händen, als wollte er ein Unheil aus der Luft schütteln. »Du, Haus!« ruft er mit schwacher Stimme, »treib mich nicht zum Äußersten ... Du, Schandproppen! hast mir schon genug auf dem Kerbholz!« Bekker bleibt plötzlich wie angepflockt stehen. Dieses Händeschütteln und dies »Treib mich nicht zum Äußerten« das kommt von weither, kommt aus unmittelbarer Nähe von stinkenden Turnschuhen, Schreibhöcker am Mittelfinger, Pausenschelle, Gemächteschau hinter hohen Atlanten, Vorangst und Nachgrauen der Klassenarbeit und all dem übrigen Gestrüpp, was einmal Schule war. Und »Schandproppen«, dies albernste Wörtchen entrang sich, aufbellend, je nur einem Mund, Bongies Mund. Bongie, Lehrer in Biologie und Chemie, und der ist es auch, der da am Straßenrand wippt. Mein Gott!, wohnt der immer noch hier, Claudiusstraße 8, gepeinigt bis aufs Blut, fertigmachen, ranklötzen, wüstes Gejohl, wenn der schon die Klasse betrat, fiel aber auch auf alles herein, aber warum gerade der? Nazi, Na-zi, brüllten alle im Chor, wenn er die Nerven verlor, Klassenbuch her, treibt mich nicht zum Äußersten, aber er war ja wirklich ein Nazi gewesen, das wußte jeder, und sein Sohn, Gerhard, auch in unserer Klasse und immer vornean, wenn's gegen den Vater losging, verriet uns den Namen von Papas Geliebter, Aschtritt, Aschtritt!, die Spinatwachtel vom Statistischen Landesamt, und weil Bongie ein so unglaublich gutmütiger Mensch war, reichte die Verfolgung natürlich bis tief ins Privatleben, der hat einfach alles zurückgeköpft, was die anderen Schinder an uns verbrochen hatten, dafür mußte er büßen, der runde, kleine Mann mit den Plattfüßen, bekam ein rosa Löschblatt hinten an den Rocksaum geheftet, worauf stand: »Ich bin der schönste Nazi von ganz ...«, und damit ging er dann gemütlich durch die Straßen nach Schulschluß, denn außerhalb der Anstalt fühlte er sich sofort wohl und nahm einen honorigen und versonnenen Schritt auf, den er gelegentlich unterbrach, um sich in die Arschfalte zu greifen und sich genüßlich zu kratzen; zu Hause hat ihn dann seine Frau, wenn er mit sowas wie dem Löschblatt vorm Hintern ankam, erst richtig in die Mangel genommen, bekanntlich hat sie ihm, unter anfeuernden Rufen und Beifall von Gerhard, ich war ja mal dabei!, nasse Wäsche und Milchtüten an den Kopf geschleudert, nur einmal hatten wir ihn soweit, daß uns selbst das Herz zerriß, wieder mal bis zum Äußersten getrieben, setzt er sich hinters Pult und will einen Eintrag nach dem anderen machen, da fängt er plötzlich das Heulen an, wir alle aus einem Mund »Oahhh«, echt enttäuscht, echt traurig, aber Gerhard nichts wie hinters Pult zu seinem Vater und legt ihm den Arm um die Schultern, hat aber in der Hand sein kleines Tuschfaßchen und kleckert es sacht, auf Bongies Anzug herunter, was wir dann alle nicht mehr so toll fanden, wo wir den kleinen Nazi schon einmal geknickt und noch mal geknickt hatten ...

[...]

Günter Grass

Vgl. S. 54

DIE RÄTTIN

[...] Das war kein Rollstuhl, von dem mir träumt. Es war eine Raumkapsel, in der ich angeschnallt saß und meiner Umlaufbahn folgen mußte. Ich, ohne Begriff von all dem Welt- raumklimbim; ich, unbelastet vom Spezialwissen, das hochqualifiziert nach den Sternen greift und alle Galaxien namentlich anzusprechen versteht: ich, frei, von Sprachkenntnis- sen, die nicht nur leichthin plaudernden Astronauten, sondern auch Schulkindern mittler- weile geläufig sind; ich altmodischer Narr, dem selbst das Telefonieren ein unbegreifliches Wunder geblieben ist, saß fest in einer Raumkapsel und rief: Erde! Antworten Erde!

Doch mein Monitor zeigte einzig die Rätin. Nur sie gab Antwort, war gesprächig. Verzweifelt mochte ich schreien: Wir sind noch! Es gibt uns! Wir geben nicht auf! – sie blieb ungerührt und sprach von vergangenen Zeiten: wehmütig und geduldig, als wollte sie mich bemuttern.

Freund, sagte die Rätin, hör zu. Erde hast du gerufen, hier spricht die Erde. Ant- worten Erde! hieß dein Wunsch, hier antwortet dir die Erde: Wir gruben uns ein, ahnten wir doch. Während die Menschen, als hätten sie anders nicht können, wieder einmal, doch diesmal endgültig verrückt spielten und absolut über sich hinauswollten, gruben wir uns tief ein. Reden wir nicht vom Instinkt; überliefertes Wissen, unser seit Noahs Zeiten für solche Fälle gewitztes Gedächtnis empfahl uns den Untergrund, das Überle- ben in Luftblasen dank Pfropfsystem. Die oft gedankenlos geplapperte Menschenweis- heit – Die Ratten verlassen das sinkende Schiff – kam nicht von ungefähr. Seit jener Wei- sung, die uns den Zutritt in Noahs Kasten aus Tannenholz – Drey hundert ellen sey die lenge, funffzig ellen die weite und dreissig ellen die höhe – strikt verboten hatte, waren uns Schiffe besonders verdächtig. Sooft wir von Ratten hörten, die, nach menschlichem Urteil, feige ein Schiff verlassen hatten, so prompt wurde uns wenig später der Unter- gang des verlassenen Schiffes bestätigt.

Es stimmt, rief die Rätin. Dieser Satz hat unseren Ruf gefestigt. Doch als es zum Schluß um das Schiff Erde ging, bot sich kein Planet zum Umsteigen an. Deshalb suchten wir un- terhalb der menschlichen Bunkersysteme, Hoch- und Tiefbauten unterwühlend, Zuflucht. Auch legten wir Vorräte an, was während der Humanzeit nur die bengalische Reissratte tat.

Obgleich ich in meiner Raumkapsel immer wieder versuchte, den Monitor zu freund- lichen Bildern zu bewegen, führte die Rätin mich durch Grabensysteme, deren Lauf- und Verbundgänge zu Nestkammern, als Schleusen dienenden Engpässen und in geräu- mige Taschen führten, die wie Silos mit Korn und Kernen gefüllt waren. Labyrinthisch verzweigt öffnete sich eine Welt untertage.

Ich wollte ans Licht und Schönes träumen: Damroka!

Sie sagte: Andere Ausflucht blieb nicht.

Ich fluchte auf unseren Herrn Matzerath: Er soll ja sagen und meinen Film über den sterbenden Wald produzieren. Sie nahm mir den Ton weg und fistelte: Die allgemeine Stimmung des Menschengeschlechts, seine überbetonte, durch nichts begründete Hoff- nung auf Frieden, diese von Hoffnung lebende, sich selbst verzehrende Hoffnung, dieses geschäftige Hoffnungsmachen bei gleichzeitigem Leerlauf des menschlichen Getriebes, ihre trostlose Hofferei alarmierte uns.

Sie stellten sich mit Sachzwängen zu. Als wäre ihnen Zeit endlos gegeben, vertagten sie sich. Ihre Staatsmänner mochten das komisch finden, jedenfalls grinsten sie bis zum Schluß. Ach, ihr Gerede! Wenn das Humane zuvor zu weittragenden, wenngleich oft wunderlichen Ideen fähig gewesen war, plapperte es gegen Ultimo nur noch abgelegte Ideen nach, uralte Schrullen darunter: Weltraumschiffe, gebaut und bevölkert nach dem Arche- und Ausleseprinzip. Offensichtlich, der Mensch gab sich auf. Er, dessen Kopf sich all das ausgedacht hatte; er, dessen Gedanken bis dahin Gestalt angenommen hatten; er, bisher stolz auf seinen Kopf und dessen Siege über Finsternis und Aberglaube. Dunkel-männer und Hexenwahn; er, dessen Geist zahllose Bücher gewichtig gemacht hatte – er wollte fortan auf seinen Kopf verzichten und noch Gefühlen folgen, obgleich im Humane mehr noch als der Instinkt das Gefühl unterentwickelt war.

Kurzum, sagte die Rättin, von der mir träumt: Immer mehr Menschen setzten auf ein Leben ohne Vernunft. Wie Seher und Hohepriester redeten Dichter daher. Jedes ungelöste Problem nannten sie Mythos. Schließlich wandelten sich sogar die seit Jahren üblichen, anfangs mit Wörtern und Beweisen noch klugen Friedenskundgebungen zu religiösen Aufläufen. Leider liefen auch unsere Punks mit, die wir liebgewonnen, die uns liebgewonnen hatten. Unser Rattengedächtnis erinnerte mittelalterliche Flagellantenzüge, die angstgetrieben das christliche Abendland heimgesucht, geißelwütige Exzesse, Pogrome ausgelöst und vor nichts haltgemacht hatten, weil damals die Pest umging, Menschengeißel genannt. Worauf Schuldige gesucht und gefunden wurden: Wir und die Juden sollen die Seuche eingeschleppt und verbreitet haben. Von Venedig oder Genua aus. Alte Geschichten, gewiß; und doch immerneue ...

Jedenfalls sahen wir das Flagellantentum gegen Schluß der Humangeschichte abermals aufleben, wenngleich nicht gegen Juden und uns gerichtet. Vielmehr kam es nach Umzügen und Aufläufen zu vereinzeln, dann kollektiven Selbstverbrennungen: erstmals in Amsterdam, dann in Stuttgart, darauf gleichzeitig in Dresden, Stockholm und Zürich, schließlich tagtäglich in europäischen Groß- und Kleinstädten, in Fußballstadien und Messehallen, auf Kirchentagen und Campingplätzen; worauf diese Mode – wenn man so sagen darf – in anderen Erdteilen Zulauf fand: zuerst in Atlanta und Washington, dann in Tokio und Kyoto, natürlich in Hiroshima. Am Ende, als kollektive Selbstverbrennungen sogar aus unterentwickelten Ländern gemeldet wurden, blieb auch die Sowjetunion nicht gefeit: Von Kiew sprang das heillose und nichts klärende Feuer auf Moskau und Leningrad über. Wo immer Vernunft aussetzte – es sollten noch Rom und Tschenstochau erwähnt werden –, der Vorgang blieb sich gleich: Junge Menschen gruppieren sich zum enggefügtten Block. Und in der Mitte solch eines betenden, singenden, den Frieden in jedes Gebet, in jede Liedzeile zwingenden Menschenblocks – vorm Kölner Domportal sollen es über fünfhundert gewesen sein – wurde dann, nach plötzlichem Schweigen, der Mahnblitz gezündet; viele offen reihum gereichte Kanister Benzin stellten ihn her. Davon gab es genug bis zum Schluß.

Ach das Humane! Oh, dieses Menschengeschlecht! Selbst im Zustand verzweifelter Wirrnis hatten sie alles gut organisiert. Ordner fügten die zum Selbstopfer bereiten Blöcke. Der versammelten Kopffzahl entsprechend, standen Ambulanzwagen bereit. Auffallend viele Mütter mit Kleinkindern unter den Opfern. Lehrer mit ihren Schülern. Priester und Pfarrer mit Katecheten und Konfirmanden. Großbetriebe verloren in Neckarsulm und Wolfsburg ihre Lehrlinge samt Ausbildern. In etlichen Garnisonsstädten haben Rekuten den Mahnblitz während der Vereidigung gezündet. Im späteren Verlauf dieser vorweggenommenen Selbstvernichtung gaben die Presse, der Rundfunk und das Fernsehen die täglichen Verlustzahlen vernünftigerweise nicht mehr bekannt.

Und ich sah, was die Rätin aufgezählt hatte, sah Mahnblitze vor jäh erhellten Stadtkulissen, sah Säuglinge mit Müttern, Schüler mit Lehrern, Jungchristen samt Kaplänen, Lehrlinge um ihre Meister geschart und Rekruten beim Fahneneid in Flammen aufgehen. Ich schrie und blieb doch gefangen in meiner Raumkapsel. Aufhören! Aufwachen! schrie ich. Ich bat, winselte, sagte zärtlich Rättlein, Weihnachtsratte zu ihr. Unsinnige Vorschläge fielen mir ein: Hätte nicht, wäre nicht möglicherweise ... Sie aber gab aus vergangener Zeit sachlich Bericht.

Gewiß hätte und wäre es besser gewesen ... Und anfangs versuchte man auch, den um sich greifenden Wahn einzudämmen und die Blöcke gewaltsam zu sprengen. Als aber in Brüssel, Nürnberg und Prag einzelne Polizisten, dann geschlossene Hundertschaften überfielen, um, wie man sagte, der mahnenden Selbstaufopferung teilhaftig zu werden, wurden die Ordnungskräfte fortan zurückgehalten. Tatenlos sah man den Mahnblitzen zu. In städtischen Ballungsgebieten gehörten sie zum Alltag, wie in entlegenen Regionen der Hunger alltäglich war. Vor diesem Hintergrund aus Qualm, Gestank und – wie ein namhafter Publizist schrieb – zunehmender Geneigtheit zum Tode fiel es den Staatsmännern leicht, ihrer Geschäftigkeit den Anschein von Vernunft zu geben, so daß sich besorgte ältere Menschen einer gegenläufigen Bewegung, die unter dem Motto: Den Frieden aufrüsten! mäßigen Zulauf fand, zeitweilig anschlossen. Natürlich forderten die Mahnblitze bei Zusammenstößen beider Gruppierungen entsprechend mehr Opfer.

Mir war, als lächelte die Rätin in ihrem Grabensystem. Vielleicht lächelte sie auch nicht, und nur mir, in meiner Raumkapsel, kam das alles irrsinnig komisch, zum Kaputtlachen komisch vor. Das brüllte ich auch: Mach keine Witze, Rätin! Hör auf, dich über uns lustig zu machen. Ihr habt leicht lachen in euren Rattenlöchern.

Stimmt, Freundchen, sagte die Rätin, dennoch solltest du hören, was uns dazu brachte, unterzutauchen: Gegen Schluß der Humangeschichte hatte sich das Menschengeschlecht eine Sprache eingeübt, die beruhigend ausglich, schonungsvoll nichts beim Namen nannte und selbst dann noch vernünftig klang, wenn sie Blödsinn als Erkenntnis ausgab. Erstaunlich, wie es den Macheffels, ihren Politikern gelang, die Wörter geschmeidig und sich gefügig zu machen. Sie sagten: Mit dem Schrecken wächst unsere Sicherheit. Oder: Der Fortschritt hat seinen Preis. Oder: Die technische Entwicklung läßt sich nicht aufhalten. Oder: Wir wollen doch nicht in die Steinzeit zurück. Und diese Täuschersprache wurde hingenommen. So lebte man mit dem Schrecken, lief Geschäften oder Vergnügungen nach, bedauerte die Opfer der Mahnblitze, nannte sie übersensibel und deshalb unfähig, die Widersprüche der Zeit auszuhalten, ging, nach kurzem Kopfschütteln, zur Tagesordnung über – die war aufreibend genug – und sagte zwar nicht ausdrücklich: Nach uns die Sintflut, lebte aber doch so bequem wie möglich mit der Gewißheit, daß das Humane und sein seit Noahs Zeiten wiederholter Versuch, dem Menschengeschlecht ein weniger mörderisches Verhalten einzuüben, gescheitert war. Als allerletzte Weltanschauung fand der Finalismus Zuspruch und Anhänger. Leichtthin sagte man zu Freunden und Bekannten: Kommt doch mal wieder vorbei, bevor es zu spät ist. Man grüßte sich: Schön, dich noch einmal zu sehn. Beim Abschiednehmen geriet die Redensart Auf Wiedersehen außer Gebrauch. Und den Kindern sagte man liebevoll, aber auch nachdenklich: Eigentlich hätte es euch, unsere kleinen Lieblinge, nicht mehr geben dürfen. Das Bilanzziehen begann. Bei familiären Feiern und offiziellen Anlässen, sogar bei Brückeneinweihungen wurde Endzeitliches zitiert. Kein Wunder, daß wir Ratten uns eingruben.

Ich widersprach nicht mehr. Meine Raumkapsel wurde mir immer wohnlicher. Warum sollte ich weiterhin Erde! Antworten Erde! rufen? Ich spielte mit mir unbegreiflichen

Knöpfen, Schaltern und sonstigen Instrumenten, kam auch zu ablenkenden Bildern, die einander mutwillig löschten, vergnügte mich an den Albernheiten dieser Einblendungen, glaubte gut zu träumen und hörte dennoch der Rättin zu, schon einverstanden.

Noch immer mit unserer Schlußphase beschäftigt, sagte sie: Seit Rattengedenken den Menschen zugetan, versuchten wir, sie zu warnen, bevor wir uns eingruben. Zu Hunderttausenden verließen wir die weitläufigen Tunnelsysteme ihrer Verkehrswege und unsere bevorzugte Heimstatt, die Kanalisation. Wir räumten Müll und Schrotthalden, Schlachthöfe und Halenareale, die Versorgungsschächte der Hochhäuser und unsere sonstigen Reviere. Am hellen Tag, wie gegen unsere Natur, liefen wir über die Hauptstraßen aller europäischen Metropolen: Heerhaufen flüchtiger Rattenvölker, eine nicht einzudämmende Rattenflut. Dann steigerten wir unser Programm. Nicht einmal nur, mehrmals am Tag über die Gorkistraße zum Roten Platz. In Washington liefen wir dreimal ums Weiße Haus, in London sternförmig auf Trafalgar Square zu. Zwei gegenläufige Rattenströme blockierten die Champs-Élysées. So trugen wir dem Menschengeschlecht unsere Sorge zur Schau. Da das Humane an Bilder glaubte, setzten wir uns erschreckend ins Bild. Prachtstraßen und Avenuen rauf und runter. Jeder Rücken, die Schwänze gestreckt. Wir wollten den Menschen bedeuten: Seht, wie wir Angst haben! Auch uns ist bewußt, daß dieser Welt Dämmerung bevorsteht. Wie ihr kennen wir einschlägige Bibelstellen. Unsere von letzten Ängsten bewegte Flucht sagte: Hört auf, ihr Menschen, euch zu Ende zu denken. Macht Schluß mit dem Schlußmachen. Unübersehbar erfüllt sich der Sprüche Weisheit ...

Ich tat erstaunt: Und? Das gab doch Panik, was? Ein einziger Aufschrei – oder? Als wollte ich nachholen, was die Menschheit versäumt hatte: Wenn ich mir vorstelle, nachmittags, bei Berufsverkehr. Und die Hausfrauen mit ihren Einkaufstaschen ...

Was die Rättin sagte, klang müde und noch im Rückblick enttäuscht: Zwar hörten wir Schreie entsetzter Passanten, die unsere demonstrierte Massenflucht vielleicht sogar richtig deuteten, zwar brach in den Zentren der Städte sofort der Verkehr zusammen, zwar waren alle Fensterfronten der Hauptstraßen von Gaffern besetzt, doch sonst geschah nichts, außer daß man uns, wie wir bildkräftig über die Seinebrücken, immer wieder am Buckingham Palace vorbei, um Genfs hohes Wasserspiel flüchteten, aufwendig fürs Fernsehen filmte. Schon machten Touristen Schnappschüsse. Da unsere schnellfüßigen Demonstrationen oft Stunden anhielten, boten wir Motive genug.

Aber, rief ich, hat man denn nicht. Ich meine Gegenmaßnahmen. Zumindest mit Wasserwerfern. Oder von Hubschraubern aus. Oder ganz einfach ...

Jaja, sagte die Rättin, natürlich fiel ihnen zuallererst Gift ein. Doch nur in wenigen Großstädten wurde versucht, unser massiertes Auftreten mit Vernichtungsmitteln zu bekämpfen, in Rom sogar mit Flammenwerfern: Sich rasch ausbreitende Großfeuer längs der Via Veneto waren die Folge. Verluste an Menschenleben wogen unsere Ausfälle auf. Wie dumm sie bis zum Schluß auf Gewalt gesetzt haben. Einzig in Peking, Hongkong und Singapur, wo die chinesische Spielart des Humanen vorherrschte, in Neu Delhi und Kalkutta, wo wir schon immer, wenn nicht geheiligt, so doch geachtet waren, wurden unsere bewegten Warnbilder als Appell begriffen; doch die Zentralcomputer waren anderswo lokalisiert.

Mir fiel nichts Besseres ein, als Schade, wie schade! zu sagen. Dabei habt ihr euch Mühe, verdammt viel Mühe gegeben. Kein Risiko. Rättin, habt ihr gescheut.

Erst jetzt, sagte sie, nach so viel Vergeblichkeit begannen wir Ratten uns einzugraben. Das war falsch! rief ich. Oder zu früh. Jedenfalls hättet ihr nochmal und nochmal ... Haben wir, tagelang ...

Nein! rief ich. Aufgegeben habt ihr uns Menschen. Und zwar viel zu früh ...

Noch einmal, als wollte sie sich und mir vergebliche Mühe bestätigen, sah ich auf dem Monitor meiner Raumkapsel in rascher Bildfolge mit Ratten zärtliche Punks, viele hundert Punker mit ihren Ratten in Richtung Hameln unterwegs, Mahnblitze in Menschenblöcken gezündet, danach die kreis- und gegenläufige Rattenflut. Dann aber sah ich, wie sie sich eingruben. Keilen gleich trieben sie Erdreich auf. Tausend und mehr Löcher spieen Sand, Kies, Mergel. Anfangs ihre Schwänze noch übertage, dann wie vom Boden verschluckt. Überall gleichzeitig. So viele endgültige Bilder, Bildsalat schließlich, in den sich immer wieder, doch tonlos und untertage nun, die Rätin mischte. Dann sah ich unseren Herrn Matzerath, wie er zur Rede ansetzte, darauf des Kanzlers Kinder als Hänsel und Gretel im toten Wald laufen, sogleich die Rätin wieder, nein, meine Weihnachtsratte, die eingewickelt schlief oder harmlos tat, worauf der Maler Malskat für wunderschön gotische Bilder Farbe anrührte, bis plötzlich mit anderen Frauen strickend Damroka die quallengesättigte See befuhr und die Ratte sich immer tiefer und die Kinder im Wald, der leichenstarr ...

Erlösend, daß unser Herr Matzerath endlich seinen Antrag vorzeigte, mit Blockschrift säuberlich ausgefüllt: Nach Polen will er, nach Polen.

Wird auch Zeit, sagte ich mir beim Erwachen, denn zwischen Ramkau und Mattern beginnen die Kaschuben, das Fest vorzubereiten. Es soll die Zahl hundertundsieben aus Blumen gebunden werden.

Am Ende, als es nichts mehr zu lachen gab, retteten sich die Politiker in übereinstimmendes Grinsen.

Ohne Motiv, denn Komisches lag nicht vor, begannen sie, weltweit zu feixen.

Einbrüche in beherrschte Gesichtszüge.

Kein verlegenes Lächeln.

Finales Grimassieren nur noch. [...]

Lyrik

Ulla Hahn

* 30. April 1946 Brachthausen *

Ist zuerst mit Lyrikbänden aufgetreten. Seit den 90er Jahren schreibt sie auch Prosa. Der Roman *Das verborgene Wort* wurde 2007 u.d.T. *Teufelsbraten* verfilmt. Zahlreiche Preise, zuletzt Deutscher Bücherpreis (2002), Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis (2006), Hertha-König-Literaturpreis (2006). Werke u.a.: *Lyrik Galileo und zwei Frauen* (1997), *Süßapfel rot* (2003), *So offen die Welt* (2004), Romane *Das verborgene Wort* (2001), *Unschärfe Bilder* (2003).

MIT HAUT UND HAAR

Ich zog dich aus der Senke deiner Jahre
und tauchte dich in meinen Sommer ein
ich leckte dir die Hand und Haut und Haare
und schwor dir ewig mein und dein zu sein.
Du wendetest mich um. Du branntest mir dein Zeichen
mit sanftem Feuer in das dünne Fell.

Da ließ ich von mir ab. Und schnell
 begann ich vor mir selbst zurückzuweichen
 und meinem Schwur. Anfangs blieb noch Erinnern
 ein schöner Überrest der nach mir rief.
 Da aber war ich schon in deinem Innern
 vor mir verborgen. Du verbargst mich tief.
 Bis ich ganz in dir aufgegangen war:
 da spucktest du mich aus mit Haut und Haar.

ZU SCHWER

Bleib bei mir als wärst Du
 lang für mich da
 laß wachsen dein weißes
 in meinem Haar

Lieb mich als ob
 das gut für dich wär'
 als gäben wir
 Leben um Leben her

Ertrag mich als trügest
 du nicht zu schwer
 behüt mich als ob
 ich verloren wär'.

Sarah Kirsch

* 16. April 1935 Limlingerode

Eigentlich Ingrid Kirsch, geb. Bernsteln, studierte 1954-1958 Biologie in Halle und 1963-1965 gemeinsam mit ihrem Mann Rainer Kirsch am Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig. Ab 1965 lebten beide als freischaffende Schriftsteller in Halle (Saale). Das Vornamen-Pseudonym „Sarah“ wählte sie aus Protest gegen die Vernichtung der Juden durch die Nazis und gegen den Antisemitismus des Vaters. Nach der Scheidung von Rainer Kirsch 1968 zog sie nach Ost-Berlin, wo sie als Journalistin, Hörfunkmitarbeiterin und Übersetzerin tätig war. 1976 unterschrieb sie den Protestbrief gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns, es folgten Ausschluss aus der SED und dem Schriftstellerverband der DDR, Ausreiseantrag und Umzug nach West-Berlin. Seit 1983 wohnt sie in Tielenhemme (Schleswig-Holstein). Werke u.a.: Gesamtausgabe, 5 Bde. (1999); *Kommt der Schnee im Sturm geflogen* (2005), *Kuckuckslichtnelken* (2006), *Regenkatze* (2007), *Sommerhütchen* (2008).

LANDWEGE

Wir konnten uns nicht erinnern
 An welcher Stelle das Wasser
 Hin in den Hintergrund ging und seit wann
 Wir dieser Stromleitung folgten.

Die Blumen waren wohl lange verdorrt
Wie graue Esel lagen die Berge
Fünf Horizonte entfernt und wir rollten
In glitzernder bunter Luft
Auf einen irdenen endlosen Teller.

NÖRDLICHER JUNI

Die Nächte haben ihre
Eigenschaften verloren:
Weiße Stufen die
Horizonte mit
Rostroten Tüchern.
Wer hier hinaufspringt
Kann glücklich werden.
Dreimal rufe ich dich aber
Du bist nicht
Auf Erden.

Thomas Kling

* 5. Juni 1957 Bingen † 1. April 2005 Dormagen

Studierte Philologie in Köln, Düsseldorf und Wien. Nach längeren Aufenthalten in Finnland und New York ließ er sich auf dem Gelände der ehem. Raketenstation Hombroich nieder, wo er bis zu seinem Tod wohnte. Seit 1983 präsentierte er seine Gedichte bei öffentlichen Lesungen, die häufig Performancecharakter hatten. Werke u.a.: *Gesammelte Gedichte* (2006).

GESCHREBERTES IDYLL

seit acht gekokelt (,lüftchen wi
ausm ei gepellt'); zur erdbeerbowle
kommen kellergeister, brigitte-
leckerbissn reingezogn, pfundweise
fleischsalat und ersma bratnsaft auf die krawatte;
schon unerbittlich
urlaubsdias durchgejagt AUF EINZEL-
BILDER MUSS VERZICHTET WERN; auffer
terrasse volle pulle, allseiz gesichz-
entfachtung angesagt, mallorcamild der mond
im quittenbaum (,den schein ma wieder
losgewordn', ,sollja n mongölchen sein'),
pappsteller läppern sich im rettich-
schattn, nachundnach; rührseligkeitn!,
männertreu! mein lieber herr gesanxverein!

der rettunxsanitäter skatgesicht, die
ärmel hoch die fahnen später
& nebnschau
platz aufgemacht: -glas an kompottglas
nahbei kartoffelmuff, danebn vaters hobby
keller pralineposter an der wand DA ZÜKKTERS!
BOHREGGWIPPMENT! mit ketschupfingern mit
karacho in irgendeinen feuchtn neilon-
slip (..)
da draußn weiter horrorvideo; g
gröhltes faßbier undundund, wildschwäne-rausch
aus allermund, dem schwulenwitzchen folgen
(glas ex) kräcker WER HAT DEN SCHÄRFSTEN
GARTNGRILL? WER HAT DI SCHÖNSTEN SCHÄFCHEN?
WER
HAT DAS GHETTO BOMBARDIERT?, vor Schluß
die Stachelbeeren vollgereihert; ('irgenzwie
nach haus geeiert..')

LITERATUR IN DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

AUFBAULITERATUR (1949-1958)

Heiner Müller

* 9. Januar 1929 Eppendorf in Sachsen † 30. Dezember 1995 Berlin

Er war seit 1959 als freier Schriftsteller in Ost-Berlin tätig. Beeinflusst von Brecht, schuf Müller in den 50er Jahren agitatorisch-didaktische Stücke, die den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft problematisierten. Erster Erfolg mit den gemeinsam mit seiner Frau Inge Müller erarbeiteten Stücken *Die Korrektur* (1957/1958) und *Der Lohndrucker* (1958), für die beide mit dem Heinrich-Mann-Preis der Akademie der Künste geehrt wurden. In den 60er Jahren zunehmend Kritik an der DDR. Das Stück *Die Umsiedlerin oder Das Leben auf dem Lande* führte zu einem von 1961 bis 1986 anhaltenden Publikationsverbot. In den 70er Jahren Rückgriff auf mythische und historische Stoffe, um so die defizitäre Wirklichkeit der DDR zu thematisieren. 1986 Rehabilitation mit der Verleihung des Nationalpreises 1. Klasse. Nach 1989 Erfolg als Regisseur. Leiter des Berliner Ensembles. 1993 Enthüllung seiner Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Staatssicherheit als informeller Mitarbeiter. Theaterstücke u.a.: *Die Korrektur* (1957/1958; 1957 als Hörspiel), *Der Lohndrucker* (1958), *Die Umsiedlerin oder das Leben auf dem Lande* (1961), *Der Bau* (1965; nach dem Roman von Erik Neutsch *Spur der Steine*), *Herakles 5* (1966), *Ödipus Tyrann* (1967), *Macbeth* (1972), *Germania Tod in Berlin* (1978; UA, München), *Hamletmaschine* (1979; EA, Essen), *Mauser* (1980; UA, Köln), *Der Auftrag. Erinnerungen an eine Revolution* (1980; UA, Ost-Berlin; 1981, BRD), *Verkommenes Ufer Medeamaterial Landschaft mit Argonauten* (1983; UA, Bochum). Regiearbeiten u.a.: *Der Auftrag* (1980; Ost-Berlin; 1982; Bochum), *Macbeth* (1982; Berlin), *Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui* (1995; Berlin). Müller veröffentlichte auch: *Geschichten aus der Produktion* (1974), *Gesammelte Irrtümer, Gespräche, Interviews* (1986), *Die Schiacht Wolokolamsker Chaussee I-V* (1988), *Gesammelte Irrtümer, zweite Folge* (1990), *Gedichte* (1992), *Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen* (1992; Autobiographie), *Mommsens Block* (1993), *Ich schulde der Welt einen Toten* (1995; mit Alexander Kluge), Werkausgabe in zwölf Bänden (1998-2008).

DIE KORREKTUR

SPRECHER Wir zeigen, wie eine von tausend Brigaden
(Und es ist nicht die beste) klug wird durch Schaden.
Wir hoffen, unser Spiel beweist:
Dumm ist, wer sich selber beschießt.
Alle Spieler stehen auf der Bühne.

PARTEISEKRETÄR Das ist Bremer, Brigadier, Kämpfe gewohnt.
Aber die alten Waffen genügen nicht an der neuen Front.

SPRECHER Ders ihm beibringt, ist der Parteisekretär.

PARTEISEKRETÄR Es ist nicht nur der.

BREMER Das ist Heinz B. An dem hab ich festgestellt:

Es ist nicht alles Hund, was bellt.

HEINZ B. FRANZ K., Goldgräber. Im Verlauf
des Spiels geht ihm ein Auge auf.

FRANZ K. Das ist der Major. Von Hitler zum Hauptmann gemacht.

Im Arbeiterstaat hat ers nicht mal zum Maurer gebracht.

SPRECHER Und hier: Bauleiter Otto Schmidt,

Genannt der Zahlenotto. Er hat falschen Tritt.

INGENIEUR C. Gestatten Sie, daß ich ergänz:

Hier steht die alte, da steht die neue Intelligenz.

SPRECHER Wir sind der Rest, den keiner mit Namen kennt,

Doch unentbehrlich zum guten End.

Der wußte vor zehn Jahr noch nicht, was eine Kelle ist.

Der lernte es als Kind schon. Der ist Aktivist.

Der Heisere. Er säuft. Doch bitten wir, sich da nicht aufzuregen.

Eh er uns absäuft, werden wir ihn trockenlegen.

Die Frauen, die sich nichts gefallen lassen,

Mitbaun am eignen Haus, mitfahren auf eignen Straßen.

Der Bauer, der sich plagt um Soll und Saat.

Unbekannte Täter der großen Tat.

1 a

PARTEISEKRETÄR Du bist Bauleiter im Abschnitt 6. Dort arbeitet die Brigade Sense, hat den höchsten Lohn und arbeitet schlecht. Warum?

BAULEITER Ganz einfach: sie betrügen.

SEKRETÄR Warum?

BAULEITER Sie betrügen alle, wenn der Brigadier mitmacht. Und ich kann nichts machen, solange ich nichts in der Hand habe, daß ich ihnen auf die Finger schlagen kann.

SEKRETÄR Da meinst du also, wenn du ihnen auf die Finger schlägst, mit denen sie arbeiten, arbeiten sie besser? Gut, daß du nichts in der Hand hast.

BAULEITER Zugegeben: die Leute haben Wartezeiten, und das heißt Verdienstausschlag. Was wir hier machen, ist auch für die Ingenieure neu. Sie machen nichts ohne Rückendeckung, das frißt Zeit. Die Zeichnungen verspäten sich, und die Brigaden müssen warten.

SEKRETÄR Sind die Ingenieure bei den Produktionsberatungen dabei?

BAULEITER Selten, und auch dann nicht alle.

SEKRETÄR Das müßt ihr ändern. Habt ihr den Arbeitern erklärt, was sie hier aufbauen und warum, und wen sie betrügen?

BAULEITER Soll ich ihnen die Zeitung vorkaun? Was soll ich denn noch alles machen?

SEKRETÄR Was nötig ist.

BAULEITER Die Brigade Sense kriegt einen neuen Brigadier. Er kommt aus der besten Brigade. Er heißt Bremer. Er wird mit ihnen schlittenfahren.

SEKRETÄR Er soll mit ihnen arbeiten. Das kann er nur, wenn er ihnen sagen kann, wofür.

1 b

SEKRETÄR Du bist Ingenieur. Die Arbeiter schimpfen auf die Ingenieure.

INGENIEUR E. lacht: Ja. Die Polstermöbel und die Wartezeiten.

SEKRETÄR Die Polstermöbel interessieren mich nicht. Mich interessieren die Wartezeiten.

INGENIEUR E. Das Material können wir nicht machen. Die Intelligenz ist keine Zementfabrik. Mit den Zeichnungen ist das so: Normalerweise wird erst alles projiziert und dann gebaut. Projektierung auf Raten ist neu für die meisten Ingenieure. Also arbeiten sie nur mit Rückendeckung. Und die kriegen sie von Berlin.

SEKRETÄR Die Arbeiter werden sie ihnen nehmen, hier, in den Produktionsberatungen.

Warum nehmen die Ingenieure nicht an den Produktionsberatungen teil?

INGENIEUR E. Arbeiter als Aufsichtsräte, das ist auch neu für die alte Intelligenz.

SEKRETÄR Dann verlegt die Produktionsberatungen in die Ingenieursbaracken. Da haben sie ihre Polstersessel und sitzen fest.

2 a

FRANZ K. Ich bin Bauarbeiter, rot seit 1918, seit 46 nicht mehr so. Ich habe mit der Wismut das Erzgebirge auf den Kopf gestellt acht Stunden täglich, in Schächten ohne Sicherung, die jeden Tag absaufen konnten. Wer nicht mit dem Schacht absoff, soff ab im Schnaps. Wen der Schnaps nicht fertig machte, den brachten die Weiber auf den Hund. Es war schwer, sich herauszuhalten: aus den Schächten, aus den Weibern, aus dem Schnaps. Dann wurden die Schächte gesichert und die Weiber verheiratet. Da wurde es langweilig. Hier im Kombinat hab ich mir noch kein Bein ausgerissen. Wenns der Bauleitung zu langsam geht, warum kommt sie nicht zu uns auf die Baustelle? Manchmal schicken sie einen Dispatcher mit Motorrad. Der kommt an in einer Staubwolke, reißt das Maul auf und fährt wieder ab in einer Staubwolke, eh wir zu Wort gekommen sind. Aber in der Versammlung reden sie uns mit Arbeiterklasse an. Wenigstens könnten sie dafür sorgen, daß es keine Wartezeiten gibt. Wir warten auf die Zeichnungen. Wir warten auf Material. Das drückt auf den Lohn. Wir wissen, was wir wert sind und machen nichts umsonst. Eh wir uns bescheißen lassen, baun wir vor: der Lohn steigt schneller als die Mauern, die Kurve schneller als die Produktion. Die Brigadiere schreiben die Norm, die wir brauchen, und der Polier drückt beide Augen zu. Es ist nicht sein Schaden. Bremer war der erste, der das nicht mitgemacht hat. Er sagte immer wieder: Das ist Betrug. Betrug kommt nicht in Frage. Er hat nicht mitgemacht, nicht für Prügel, die er gekriegt hat, und nicht für Bier, das wir ihm angeboten haben. Er sagt, Betrug kommt nicht in Frage. Aber mehr sagte er nicht. Er ist rot bis auf die Knochen.

2b

Brigadier rechnet.

DER »MAJOR« Komm auf die Schaukel, Brigadier. Auf die Normenschaukel.

FRANZ K. Er ist neu. Er kennt sich nicht aus. Klär ihn auf, Major.

MAJOR Also paß auf, Brigadier. Du bist neu hier und kennst dich nicht aus. Hier, das ist die Norm, gemacht von einem Streber mit sechs Mann Hilfestellung, der dafür eine Prämie gekriegt hat: eine Ungerechtigkeit. Die muß ausgeglichen werden. Korrigiert. Also wird geschaukelt. Was wir auf dem Arbeitsplatz nicht schaffen, schaffen wir auf dem Papier. Den Bleistift hast du. Du mußt rechnen können, das ist alles.

HEINZ B. Das ist die Normenschaukel. *Lachen.*

FRANZ K. Die Wartezeiten drücken auf den Lohn, wir drücken dagegen. Und die Norm bleibt oben.

BREMER Betrug kommt nicht in Frage.

MAJOR Betrug würd ich nicht sagen.

BREMER Was bist du für einer? Warum nennt ihr ihn Major?

FRANZ K. Er war Hauptmann. Wir haben ihn zum Major befördert. Er ist ein Lump. Aber er hat recht mit der Norm.

BREMER Wofür arbeitet ihr eigentlich?

HEINZ B. Für Geld. *Gelächter.*

BREMER Ich weiß, wofür ich arbeite.

FRANZ K. So? **Weißt** du das? *Singt:*

Der Pole kriegt die Kohle,
der Tscheche kriegt das Licht ...

Redet weiter: Dafür, was?

MAJOR Schreib zweihundert Prozent. Unter dem machen wir es nicht. Wir haben feste Preise.

BREMER Bei mir steht: hundertzwanzig. Hundertzwanzig haben wir geschafft.

FRANZ K. Richtig. Und das ist zu wenig. Deshalb runden wir auf und schreiben zweihundert.

BREMER Wenn ihr mehr verdienen wollt, arbeitet mehr.

MAJOR Ein Vorschlag, Brigadier. Ein Kasten Bier für einen Rechenfehler. Starkbier.

BREMER Nach Waldheim bring ich dich, du Lump.

MAJOR Was heißt hier Waldheim? Auf dem Ohr sind wir taub. Aber die zweihundert brauchen wir. Wenns nicht mit Bier geht, reden wir Fraktur. Wer nicht für uns ist, ist gegen uns.

BREMER Betrug kommt nicht in Frage. Nicht, solange ich hier Brigadier bin.

MAJOR Dann laß dir gleich einen andern Posten reservieren.

BREMER Das schlag dir aus dem Kopf, Major. Wenn ihr nicht mehr arbeiten wollt, verdient ihr weniger. Wozu bin ich Brigadier?

3a

HEINZ B. Mein Vater ist im Kohlenpott krepirt. Meine Mutter ist im Kohlenpott erfroren, 47 im Winter, weil ich wegen Kohlendiebstahl saß und keine Kohlen klauen konnte. Ich hab dann ein Mädchen aus dem Osten kennengelernt. Die sagte, da gibts Arbeit, und ich bin herüber. Wir wollten heiraten, das kostet Geld. So kamen wir ins Kombinat. Sie war Schlosserin. Sie verdiente gut, mehr als ich, und kriegte Prämien für gute Arbeit. Nach drei Monaten merkte ich, daß sie auch nachts Überstunden machte. Zwei Maurer schlugen sich auf der Baustelle. Dabei kam es heraus. Der eine hatte ihr zwölf Mark geboten. Er war Brigadier, und sie hatte ihm gesagt: Fritz ist kein Brigadier und zahlt schon dreizehn; unter fünfzehn laß ich einen Brigadier nicht ran. Ich habe sie gefragt: was bin ich schuldig, und ob ichs abzahlen kann, ich schaff es nicht auf einen Ritt bei ihrer Taxe. Jetzt ist sie, wo ich hergekommen bin, im Westen. Als Schlosserin kommt sie da nicht an, als Hure ja. Kurz danach hab ich beim VEB gekündigt, weil unser Brigadier ein arschloch war. Ich hatte es zu laut gesagt, und die Bauleitung kriegte mich am arsch. Ich kam bei einer Privatfirma unter. Die Arbeiter waren mit dem Betrieb verheiratet. Ich hatte mir vorgenommen, ich heirate nie. Aber die Arbeit klappte: sie aasten nicht mit dem Material, die Termine wurden gehalten. Ich frage mich: warum kann das beim VEB nicht auch so sein? Der Chef sagte: Wir sind eine große Familie. Das hieß: Überstunden werden nicht bezahlt. Das war ich nicht gewöhnt. Wie er mir auf die Schulter klopft und sagt, bei mir werden Sie nicht gefragt, welcher Partei Sie angehören, frag ich ihn: mit welcher halten Sies denn, Chef? Das nahm er übel. Wegen der Überstunden bin ich weg, zurück zum VEB. Der neue Brigadier war ein Baumaureur. Der Vers »Der Bierstirt vom Polier / Hört auf den Kasten Bier« paßte nicht auf ihn. Wir schlugen ihn zusammen, weil wir dachten, vielleicht hört er darauf. Er hat nicht zurückgeschlagen. Er stand auf und wischte sich das Blut ab. Er ließ sich auf nichts ein. Er sagte: Betrug kommt

nicht in Frage. Wenn ihr mehr verdienen wollt, arbeitet mehr. Dann passierte der Skandal mit dem Fundament. Es sackte ab, weil wir den Beton nicht nachgemischt hatten. Mit dem Beton ist das so: Wir kriegen ihn vom Mischturn. Der läuft automatisch und ist das Neuste. Aber Spezialloren sind nicht da. Also trocknet der Beton auf dem Transport aus, und wir müssen jedesmal nachmischen. Das kostet Zeit und unser Geld. Ich sagte: Er ist zu trocken. Das tritt sich fest, sagte der Major. Der Brigadier läßt uns nicht verdienen, was wir brauchen. Wir müssen sehen, wo wir bleiben. Zeit ist Geld. Franz K. sagte: Wir haben schon auf die Zeichnung warten müssen und nicht zum erstenmal. Sollen wir draufzahlen, weil die Intelligenz Verspätung hat? Haben wir Polster unterm Hintern? Es muß ja nichts passieren, sagte er. Das mit den Zeichnungen stimmt. Normalerweise ist es so, daß in einem Stück gebaut wird, erst wenn die ganze Projektierung fertig ist. Das Kombinat wird in Scheiben geliefert: eine Scheibe Projektierung, eine Scheibe Bau. Aber wir haben den Beton nicht nachgemischt. Der Brigadier war nicht dabei. Er hat im nächsten Abschnitt die Verschaltung kontrolliert. Als es passiert war, fragte er: Was habt ihr da gemacht? Der Major sagte: Genau wie sonst. Es muß an der Zeichnung liegen. Der Brigadier hatte die Verantwortung für unsre Arbeit. An ihm blieb alles hängen.

3b

BAULEITER Das Eckfundament von Halle 6 rutscht ab. Es muß herausgerissen und neu gegossen werden. Gearbeitet hat dort die Brigade Bremer. Sie hat schlecht gearbeitet. Das muß untersucht werden.

ARBEITERIN Wir verlangen, daß der Unfall an der Strecke untersucht wird. Eine Streckenwärterin ist an der Kreuzung Autostraße/Werkbahn überfahren worden. Der LKW hat auf ihr Haltesignal nicht gehalten. Sie mußte zum Gleis ausweichen, und die Lok hat sie überfahren. Sie hat vier Kinder und liegt im Krankenhaus, beide Beine ab. Sie stirbt, weil der LKW-Fahrer keine Zeit hatte.

EIN JUNGER ARBEITER Er steht im Leistungslohn.

ARBEITERIN Einen Mord hat er geleistet.

2. ARBEITER Richtig. Was heißt hier Leistungslohn.

3. ARBEITER Der Leistungslohn ist schuld, ihr seid die Unschuld selber, was?

DER HEISERE Wenn wir immer auf die Weiber warten, kommen wir nie zurecht.

ARBEITERIN Wir verlangen, daß der Unfall untersucht wird.

1. ARBEITER Erst das Fundament.

ARBEITERIN Wir wollen gehört werden. Wir arbeiten wie ihr. Das ist auch ein Fundament.

BAULEITER Das bestreiten wir nicht. Eure Forderung ist berechtigt. Der Unfall wird untersucht, der Fahrer wird bestraft, wenn sich herausstellt, daß er schuld ist. Aber eins nach dem andern, das Wichtigste zuerst. Das müßt ihr einsehn.

ARBEITERIN Wir sind nicht wichtig, was? Warum vermauert ihr uns nicht gleich in euer Fundament!

1. ARBEITER Erstens: weil wir das Kombinat nicht zum Vergnügen baun. Zweitens: die Kohle ist für alle.

BAULEITER Der Kollegin können wir nicht helfen, wenn die Ärzte ihr nicht helfen können. Ihren Kindern helfen wir, wenn wir besser baun und schneller. Also erst das Fundament. Wo sind die Kinder?

ARBEITERIN Im Wochenheim.

BAULEITER Hat sie Verwandte?

ARBEITERIN Nein.

BAULEITER Gut. Dann sorgt ihr dafür, daß für die Kinder gesorgt wird und schnell. Und gebt uns Bescheid.

ARBEITERIN Ja.

2. ARBEITER Hier liegt noch eine Beschwerde vor. Ein sorbischer Bauer beschwert sich, daß ein Lastwagen mit Bauholz durch sein Rübenfeld gefahren ist, um den Weg abzukürzen.

BAULEITER Hol ihn herein. Aber er soll es kurzmachen. *Herein der Bauer.*

DER BAUER Durch mein Rübenfeld ist ein Lastwagen vom Kombinat gefahren. Ich will Schadenersatz. Ich hab schon drei Felder abgegeben für euer Kombinat. Der Russe hat sie mir gegeben. Jetzt wollt ihr sie für euren Sozialismus haben, und euer Sozialismus fährt mit dem Lastwagen durch mein einziges Rübenfeld.

3. ARBEITER Unser Sozialismus heißt Fritz Erpen. Wir haben ihn schon zweimal verwarnt. Er war zuletzt beim Zirkus. Feuerspeier. Er versäuft seinen Sprit. Der fehlt ihm dann, und er muß es am Weg einsparen.

BAULEITER Ist er hier?

3. ARBEITER Nein.

DER BAUER Ich will Schadenersatz.

DER HEISERE Halt uns nicht auf. Wir haben mehr zu tun, als dein Gejammer anzuhörn, Pollack.

DER BAUER Ich bin Sorbe.

DER HEISERE Das ist dasselbe.

DER BAUER Pollack haben die SS zu mir gesagt. Jetzt heißt es Sorbe.

DER HEISERE Bei uns im Bunker arbeiten zwei von deinen Leuten, Sorbe. Wer ersetzt uns den Schaden, wenn die uns die Norm hochtreiben, weil sie sich anschmeißen wolln? Ich weiß Bescheid.

2. ARBEITER Wenn du halb soviel arbeiten würdest wie die sorbischen Kollegen, wären wir weiter.

DER BAUER Die Rüben fehlen mir. Das Soll hab ich nicht festgesetzt.

BAULEITER Wegen Schadenersatz geh zur Aufbauleitung. Wer durch dein Feld fährt, fliegt. Noch was?

DER BAUER Ich renn ihm die Forke in die Reifen beim nächstenmal. *Ab.*

BAULEITER Jetzt das Fundament. Bremer, du bist der Brigadier. Ihr habt das Fundament gemacht. Was hast du zu sagen?

BREMER Wir haben gearbeitet wie sonst. Ist die Zeichnung geprüft worden?

JUNGER ARBEITER Ist die Zeichnung überhaupt fertig? *Lachen.*

INGENIEUR C. Ich bin der verantwortliche Ingenieur. Die Zeichnung habe ich gemacht. Sie stimmt. Sie können Gift darauf nehmen. Für die Ausführung bin ich nicht verantwortlich. Wer sind Sie überhaupt? Sie sind neu hier. Ich bin Fachmann, Bauingenieur seit dreißig Jahren.

BREMER Spezialist für Rüstung, was?

BAULEITER Genosse Bremer, zur Sache: das Fundament. Der Ingenieur hat recht. Die Zeichnung stimmt. Um die Ausführung hat er sich nicht gekümmert, das ist sein Fehler. Aber der Brigadier bist du.

BREMER Ich trau keinem, der für Hitler gearbeitet hat. Das gehört zur Sache.

INGENIEUR C. Das ist eine Diffamierung. *Geht.* Das lasse ich mir nicht bieten.

DER HEISERE Den sind wir los.

INGENIEUR E. Er hat für Hitler gearbeitet, das stimmt. Aber die Zeichnung stimmt auch. Das ist nachgeprüft. Er kann nicht aus seiner Haut. Was er im Kopf hat, gibt er her. Sie haben kein Recht, ihn zu beleidigen.

BAULEITER Richtig. Was er im Kopf hat, gibt er her. Wir brauchen ihn. Genosse Bremer, du wirst dich bei dem Ingenieur entschuldigen.

BREMER Ich laß mich in Stücke reißen für den Sozialismus. Aber ich krieche einem Ingenieur nicht in den Hintern.

BAULEITER Auch für den Sozialismus nicht? Überlegs dir. Was ist mit dem Fundament?
Heinz B. steht auf.

MAJOR *zieht ihn zurück:* Halts Maul und laß den Brigadier ausfressen.

HEINZ B. Was du eingebrockt hast.

MAJOR Du nicht?

HEINZ B. *steht auf:* Brigadier, wir haben den Beton nicht nachgemischt. Der Beton war ausgetrocknet vom Transport, weil die Spezialloren fehlen. Wir wollten Zeit sparen.

1. ARBEITER Haben wir bessern Beton? Haben wir Spezialloren?

FRANZ K. Wir hatten schon auf die Zeichnung warten müssen.

1. ARBEITER Wir nicht?

BAULEITER Also drei Wochen Zeitverlust durch Kampf um die Minute. Von den Kosten nicht zu reden. Bremer, was sagst du jetzt? Dem Ingenieur wirfst du vor, daß er Geld kostet und sich nicht um die Brigaden kümmert. Deine Brigade hat sabotiert unter deiner Leitung. Das Fundament kostet mehr als ein Ingenieur.

BREMER Das ist keine Brigade, das sind Lumpen.

3. ARBEITER Du bist ein guter Brigadier, nur die Brigade taugt nichts, was?

3c

MAJOR Bremer machen sie jetzt fertig, die Parteigenossen den Genossen Brigadier. Uns solls recht sein. Wir sind nur einfache Arbeiter. Was können wir dafür, wenn der Brigadier nicht auf uns aufpaßt.

HEINZ B. Rede nicht von Arbeitern. Du bist ein Lump.

MAJOR Wer ist hier der Lump? Wer hat uns verzinkt vor der Produktionsberatung? Der Brigadier hatte unsern Beton schon geschluckt. Anschmeißen willst du dich. Gut, schmeiß dich an. Wir Werdens nicht vergessen.

FRANZ K. Wer ist wir?

4a

PARTEISEKRETÄR Ich kam Ende 44 aus der Sowjetunion nach Deutschland zurück, mit dem Fallschirm über Pommern abgesetzt im Auftrag der Partei. Was ich sah, war schlimmer, als wir es vorausgesehen hatten. Kleinbürgerfrauen, behängt mit den Eroberungen ihrer Männer, mit Kleidern aus Paris, Pelzen aus dem Osten. Mütter, die ihre Kinder in den Volkssturm jagten. Witwen in stolzer Trauer. Und in den Todeszellen die Genossen. Damals dachte ich: Wir müssen jede Hand abhacken, die sich für Hitler gerührt hat. Heute seh ich, wie der Sozialismus aufgebaut wird auch mit solchen Händen. Bremer hatte den Kopf riskiert für die Partei, als es darauf ankam. Seine Brigade hat ein Fundament verdorben, und auf Fundamente kommt es an. Das war eine Niederlage. Das hatte er begriffen. Wie man aus der Niederlage einen Sieg macht, das mußte er begreifen. Er sagte: das sind Lumpen. Wir sagten: es sind Arbeiter. Du bist ihr Brigadier.

PARTEISEKRETÄR Bremer, du hast den Ingenieur zu Unrecht beschuldigt, also mußt du dich entschuldigen bei ihm. Ich versteh, daß es dir schwerfällt, aber es muß sein.

BREMER Soweit sind wir also.

PARTEISEKRETÄR Wir können es uns leisten, den Sozialismus auch mit Leuten aufzubauen, die der Sozialismus nicht ininteressiert. Soweit sind wir. Wir können nicht auf sie verzichten. Soweit sind wir noch nicht. Und wenn wir soweit sind, ist es nicht mehr nötig, weil sie sich interessieren werden für den Sozialismus.

BREMER Ich weiß noch, wo der Feind steht. Ich hab schon 1918 auf der Barrikade gestanden.

PARTEISEKRETÄR Wir brauchen keine Barrikaden, Genosse Bremer, wir brauchen Industriekombinate. Wir müssen den Kapitalismus an die Wand arbeiten. Wenn du das nicht begreifst, hast du nichts begriffen.

BREMER Ich mach mich nicht lächerlich. Die Intelligenz lacht über uns.

PARTEISEKRETÄR Sie arbeitet für uns.

BREMER Sie wird auch dafür bezahlt, und nicht zu knapp.

PARTEISEKRETÄR Sie ist noch knapp.

BREMER Also die Partei verlangt von mir, daß ich zu Kreuze krieche vor einem bürgerlichen Ingenieur.

PARTEISEKRETÄR Daß du deinen Fehler korrigierst.

BAULEITER Zweitens: Bremer hat als Brigadier versagt. Brigadier kann er nicht bleiben.

BREMER Sie haben mir Bier angeboten und Prügel. Das Bier hab ich nicht genommen, und die Prügel hab ich gekriegt. Ich bin nicht eingestiegen auf die Normenschaukel. Darum haben sie das Fundament versaut hinter meinem Rücken. Aber ich hab versagt und soll auslöffeln.

BAULEITER Du hast den Löffel, du bist Brigadier.

1. ARBEITER Das verpfuschte Fundament ist eine Kritik an deiner Arbeit.

BREMER Sollt ich den Betrug mitmachen? Auf die Schaukel, Brigadier?

1. ARBEITER Der Betrug ist gemacht worden, und du bist Brigadier.

BREMER Gegen eine Brigade komm ich auf. Aber das sind Lumpen.

SEKRETÄR Wer hat sie dazu gemacht? Mit dem Kapitalismus sind wir fertiggeworden, hier. Mit dem, was er hinterlassen hat, müssen wir fertigwerden. Gegen eine Brigade kommst du auf, also arbeite mit ihr.

BREMER Mit dem Major etwa, der Offizier war und Nazi geblieben ist? Der gehört nach Waldheim.

SEKRETÄR Wenn du weißt, daß er dahin gehört, warum ist er noch in der Brigade? Wenn wir nicht wissen, was du weißt, warum bist du in der Partei? Unsre Waffe ist der Staat, warum kämpfst du mit nackten Händen?

Pause.

BREMER Gut, ich hab versagt als Brigadier.

BAULEITER Gut, wenn du das einsiehst, Bremer. Zum Sekretär: Wer soll jetzt den Brigadier machen?

1. ARBEITER Was ist das für ein Standpunkt: Du hast schlecht gearbeitet, also hör auf zu arbeiten.

SEKRETÄR Du hast schlecht gearbeitet, du bist kritisiert worden, lerne daraus und arbeite besser. Zum Bauleiter: Bremer bleibt Brigadier und macht aus den »Lumpen« eine Brigade. Zu Bremer: In der Produktionsberatung hat ein junger Arbeiter aus deiner Brigade den Betrug aufgedeckt, den er selber mitgemacht hat. Niemand hat ihn gefragt, aber er hat geantwortet. Warum? Frag ihn. Er hat A gesagt; ob er B sagt, liegt an dir.

5a

Brigadier rechnet.

MAJOR Was soll das heißen?

BREMER Das soll heißen: für die Arbeit, die ihr am Fundament geleistet habt, gibts keinen Leistungslohn.

Pause.

FRANZ K. Das ist in Ordnung, Brigadier. Aber wer kommt für die Wartezeiten auf? Der Ingenieur etwa, der auf der Zeichnung sitzt? Oder wenn ein Oberplaner die Kartoffeln auf den Bauplatz dirigiert und den Zement in die Küche? Der Mist, der oben gemacht wird, fällt auch auf uns. Beschiß ist Notwehr.

MAJOR Nichts geht in Ordnung. Was geht mich das Fundament an. Ich will mein Geld.

BREMER zu Franz K.: Was heißt hier Notwehr? Den Kapitalismus haben wir hinter uns. Aber er fällt uns in den Rücken, wenn wir ihn nicht an die Wand arbeiten. Wir wissen, warum wir ein Industriekombinat nach dem andern bauen. Wir haben keine Zeit, das vorher zu lernen. Aber wir kommen nur weiter, wenn alle weitergehn. Wartezeiten, Planungsfehler. Wie solln wir passend machen, was uns nicht paßt, wenn ihr Kapital draus schlägt?

FRANZ K. Hört sich gut an, Brigadier.

HEINZ B. Rot seit 1918, aber nichts behalten und nichts dazugelernt.

5b

INGENIEUR C. Es passierte mir zum erstenmal, daß ein Arbeiter sich mir gegenüber so etwas herausnahm. Ich habe immer saubere Arbeit geleistet, korrekt auch unter schwierigen Bedingungen, wie hier. Zwei Tage nach der Produktionsberatung über das verpfuschte Fundament im Abschnitt 6 führte ich eine Delegation durchs Baugelände, Studenten, Journalisten, Techniker aus der ČSSR. Bei den Kühltürmen kam Bremer auf uns zu. Er sah müde aus. Er tat mir fast leid. Er hatte einen Zettel in der Hand. Er gab mir den Zettel und ging weiter. Auf dem Zettel stand: Ich nehme die in der Produktionsberatung gegen Ingenieur C. erhobene Beschuldigung zurück. Sie entspricht nicht den Tatsachen. Bremer. – Einer der Journalisten fragte mich nach dem Verhältnis zwischen Arbeitern und Intelligenz im Kombinat. Gut, sagte ich.

5c

Franz K., Heinz B. beim Essen. Ein Plakat im Hintergrund: »Werk tätige! Die Sozialistische Einheitspartei ist eure Partei!«

HEINZ B. Brigadier, ich will in die Partei eintreten.

Pause.

BREMER Weißt du, was du da willst?

HEINZ B. Ich hab dem Major das Nasenbein zerschlagen. Wird das angerechnet auf die Kandidatenzeit?

BREMER Unsr Aufgabe besteht nicht darin, Nasenbeine zu zerschlagen. Wir sind die herrschende Klasse. Unsr Waffe ist der Staat. Der Major hat schon seine Papiere. In die Partei willst du. Weißt du, auf was du dich da einläßt? Da wird viel verlangt. Weniger Bier, mehr Arbeit. Bis an den Bauch im Dreck, wenn es sein muß. Aufstehn, wenn du fällst, und wieder aufstehn, wenn du wieder fällst. Und glaub nicht, daß dabei ein Posten abfällt. Die Partei ist kein Versorgungsinstitut. Wieviel Frauen hast du? Zähl genau. Zwei sind zu viel.

HEINZ B. Keine.

BREMER Das ist vielleicht zu wenig. Aber du hast Zeit.

HEINZ B. Ich hatte eine, hier im Kombinat. Sie war Schlosserin. Sie ist im Westen, wo ich hergekommen bin.

BREMER Warum hast du sie gehen lassen?

HEINZ B. Eine Hure kann ich nicht gebrauchen.

BREMER Wer hat sie zur Hure gemacht?

HEINZ B. Ich nicht.

BREMER Hat die Partei gesagt, euch kann sie nicht gebrauchen, weil ihr das Fundament versaut habt?

HEINZ B. Nein, das hast du gesagt.

BREMER Also: du weißt, was du machst?

HEINZ B. Ja.

BREMER Dann red mit dem Sekretär. Und was wird mit dem Fundament?

HEINZ B. Das Fundament machen wir neu.

BREMER Wenn es wieder absackt, zerbrech ich dir den Schädel. Einverstanden?

HEINZ B. Einverstanden.

Heinz B. und Bremer ab. Der Major kommt, im Ausgehanzug, bleibt vor dem Plakat stehn, grinst zu K. herüber, greift nach dem Plakat.

FRANZ K. geht auf den Major zu: Hände weg, Major.

Epilog

Gesprochen vom Darsteller des Heinz B.

Auf die Straße geworfen vom Kapital
In die Panzerschlachten, hinter Stacheldraht,
Von der Partei in den Kampf um Energie und Kohle
Fluß, steh still! Dein Lauf wird korrigiert!
Platz da, Erde! Was du hast, gib her!
Auf dem Bauplatz zwischen Hoang-Ho und Elbe
Mit Beil und Bagger, mit Schaufel und Großkran,
Fluchend und stolpernd und ohne Aufenthalt,
Links und links im Schritt der Fünfjahrpläne
Reißen wir aus der krepierenden alten
Die neue Welt.

Dietler Noll

* 31. Dezember 1927 Riesa † 6. Februar 2008 Zeuthen

Wurde als Sohn eines Apothekers geboren. Im Alter von knapp 17 Jahren wurde er als Flakhelfer eingezogen, dann diente er ab Ende 1944 als Soldat der Wehrmacht und geriet in die amerikanische Kriegsgefangenschaft. Nach dem Krieg legte er die Reifeprüfung ab und studierte Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Jena. Zugleich trat er der KPD bei, dann war er linientreuer Mitglied der SED. Sein Roman *Die Abenteuer des Werner Holt* erreichte laut Verlagsangaben eine Auflage von über zwei Millionen Exemplaren. Der erste Band wurde 1965 verfilmt. Werke u.a.: *Reportagen: Neues vom lieben närrischen Nest* (1952), *Die Dame Perlon und andere Reportagen* (1953); *In Liebe leben, Gedichte 1962-1982* (1985).

DIE ABENTEUER DES WERNER HOLT

4

Die Abteilung erhielt einen neuen Einsatzbefehl. Wolzow erzählte: „Heut nacht hat die SS ein Dorf mit einer wichtigen Straßenkreuzung erobert und ist sofort weitergezogen. Wir sollen den Ort besetzen und die Kreuzung bewachen. Endlich mal ein eindeutiger Kampfauftrag, da weiß man doch, woran man ist!“

Sie marschierten, über dichtbewaldete, mächtig ansteigende Berghänge, durch urwüchsige Laubwälder, auf Waldpfaden und Pirschwegen. Böhm orientierte sich nach der Karte. Ein Trupp zog als Vorhut voraus, die Abteilung folgte in Schützenkette, weit auseinandergezogen. Auf einem breiten, befestigten Fahrweg, unangefochten, wenn auch vom Marsch erschöpft, erreichten sie am Nachmittag ihr Ziel.

Vor ihnen öffnete sich ein grünes Tal, das sich langgestreckt, etwa drei Kilometer breit, von Osten nach Westen zog. Der Fahrweg stieß im Süden aus den Wäldern heraus, den steilen Berghang hinab ins Tal, und jenseits der Talsohle, im Norden, wieder hoch in die bewaldeten Berge. Die Talsohle entlang, von Osten nach Westen, floß ein breiter Wildbach durch versumpfte Wiesen, und seinem Lauf folgte eine Straße, die im Westen hinter einer Krümmung des Tales verschwand. Wolzow taufte sie Talstraße. Wo beide Wege einander im rechten Winkel schnitten, dort sah man ein halbes Dutzend Häuser, und am Bach ein paar niedrige Gebäude. Das war die ganze Ortschaft.

Am Fuße des Berges, auf den Wiesen, befahl Böhm Halt. Die weit auseinandergezogene Abteilung sammelte sich. Die Kreuzung lag etwa einen Kilometer vor ihnen. „Der erste Zug“, schrie Böhm, „gräbt sich hier links und rechts der Straße ein, Front nach Süden gegen die Berge. Zweiter und dritter Zug Gewehre umhängen! Ohne Tritt ... marsch!“ Etwa hundert Meter vor der Straßenkreuzung ließ er abermals halten. „Der dritte Zug marschiert über die Kreuzung und über die Brücke, bis etwa einen Kilometer hinter das Dorf, und gräbt sich dort ein, Front nach Norden gegen den Berghang. Dritter Zug abrücken!“ Er zog die Karte hervor und beriet sich mit Rischka.

Holt sah sich um. Die Wiesen waren sumpfig. Kein Spaß, sich da einzugraben, dachte er. Fünfzig Meter vor ihm, rechts an der Straße, lag ein Haus, ein Wirtshaus offenbar. Links sah Holt drei einzelne Gehöfte, dann die Talstraße, dahinter den Bach, den eine niedrige Holzbrücke überspannte. Die Gebäude jenseits des Baches, Haus und Schuppen, gehörten zu einer Sägemühle, wie Holt an den Bretterstapeln auf dem Hof erkannte. Im Osten der Ortschaft war der Bach gestaut. Dort zweigte ein Arm des Gewässers ab, lief unter der Straße hindurch und dann durch das Gelände der Sägemühle, ehe er wieder in den Bach zurückmündete. Rechts an der Talstraße, etwa zweihundert Meter östlich der Kreuzung, sah Holt ein weiteres einzelnes Gehöft liegen, niedergebrannt, in Trümmern.

Die beiden Unterfeldmeister berieten noch immer. Wolzow hatte sich einfach dazugestellt. Der Kommandotrupp war ihm gefolgt und stand um die beiden Führer herum. „Also gut“, sagte Böhm, „der zweite Zug nimmt im Dorf Quartier.“ Wolzow legte die Hände an die Hosennaht und fragte: „Warum graben sich der erste und der dritte Zug einen Kilometer außerhalb des Dorfes ein? Man soll seine Kräfte nicht unnütz teilen!“ – „Hörn Sie auf, Sie dreifacher Idiot!“ brüllte Böhm außer sich. „Wer hat Ihnen erlaubt, hier dämlich herumzuschwafeln?“ Wolzow setzte umständlich den Helm auf. Böhm schrie: „Der zweite Zug wie befohlen ins Dorf, als Reserve! Die Züge bleiben liegen, wo sie sind, auf freiem Felde sind wir denen über, ich laß mich doch nicht wieder auf einen

Häuserkampf ein! An die Talstraße stelle ich Doppelposten, und Sie Idiot, Sie mit Ihrem Kommandotrupp, Sie werden Wache schieben, bis Ihnen das Gekröse zum Arsch heraushängt!" Die letzte Beschimpfung kam schon schwächer, seine Wut war verflogen. „Gewehre zusammensetzen! Es darf geraucht werden!" Er warf sich ins Gras und knöpfte die Feldflasche los. „Wolzow! Der Kommandotrupp sucht Quartiere aus!"

Sie stiefelten den staubigen Weg entlang. „Schau mal, dort!" sagte Wolzow und wies mit der Hand nach rechts. Vor der Giebelwand des Wirtshauses neben der Straße lag ein grauer Haufen erstarrter Leichen. „Hat die SS Gefangene umgelegt!" Er rief über die Schulter: „Vetter, schaut euch links die drei Gehöfte an!"

Wolzow, Holt und Gomulka standen auf der Wegkreuzung. Sie gingen über die Brücke zur Sägemühle. Holt folgte Wolzow ins Wohnhaus. Gomulka öffnete die Tür zur Werkstatt. In den Räumen des Wohnhauses waren die Wände von Einschlägen zerhackt. Wolzow stapfte die Treppe hoch ins Obergeschoß. Holt sah unter dem eingeschlagenen Fenster einen Leichnam liegen, mit zertrümmertem Gesicht. Er lief ins Freie.

Aus der anderen Tür, die im rechten Winkel zur Wohnhaustür und nur wenige Schritte entfernt in die Werkstatt führte, trat in diesem Augenblick Gomulka, nein, er trat nicht, er *taumelte*. Er hielt sich an der Klinke fest, so daß er die Tür unwillkürlich hinter sich zuzog, dann fiel er gegen die Mauer. Sein Gesicht war grünlichgelb. Er krümmte sich zusammen, er schlug beide Hände vors Gesicht.

„Sepp!" rief Holt erschrocken.

Gomulka ließ die Hände sinken. Er stöhnte. Er sah Holt an. Aus seinen Augen sprach unbeschreibliches Entsetzen. „Geh nicht rein!" schrie er. „Mein Gott, geh nicht rein!" Abermals bedeckte er das Gesicht mit den Händen.

Holt war ratlos. Das Gefühl einer unheimlichen Bedrohung schnürte ihm die Kehle zu. Gomulka sagte dumpf: „Doch ... geh rein ... Los, geh!"

Holt nahm den Karabiner von der Schulter, aber er hängte ihn wieder um, zog die Parabellum und entscherte sie. Er riß die Tür auf und schaute in einen schmalen Korridor. Er trat ein. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß. Er spähte vorsichtig in das kleine Büro. Nichts. Schließlich *ging* er in die Werkstatt.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis er sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte. Dann sah er. Was er sah, war so über alle Maßen grauenhaft, daß es sich in seinem Hirn erst wie aus Mosaiksteinchen zu einem vollständigen Bild zusammenfügen mußte. Aber dann begriff er. Alles um ihn begann sich zu drehen, vor seinen Augen wurde es rot und dann schwarz. Er hielt sich am Türpfosten fest. Er wollte fliehen, aber die Glieder versagten und begannen haltlos zu zittern.

Er sah: Eine Kreissäge. Auf dem mit Sägespänen bestreuten, blutgetränkten Boden lagen russische Uniformstücke verstreut, und dazwischen ein paar über den Knien abgesägte Beine, eine Hand, ein Stück Schenkel. Auf dem Tisch der Kreissäge lag der nackte, armlose Oberkörper eines Menschen. In die Brust war ein großer Sowjetstern geschnitten. Aus dem Leib hatte das runde Sägeblatt die Gedärme herausgezerrt, und Eingeweide, Fleischfetzen und Kot erfüllten den Raum mit einem unerträglichen Gestank.

Jemand polterte durch die Tür und prallte zurück. Es war Wolzow. Auch er wurde aschfahl. Er zog die Schultern nach vorn, sein Kopf kippte zur Seite. Dann packte er Holt am Arm und zog ihn ins Freie.

Holt wankte ein paar Schritte in den Abend hinaus. Er spürte, wie ihm der Mageninhalt hochkam. Er erbrach sich. Wolzow sagte neben ihm: „Immer raus damit ... Jetzt geht's schon wieder besser!" Dann stieß er Holt mit der Faust in den Rücken. „Los, weg hier!"

Sie gingen die Straße zurück und trafen Vetter mit den anderen. „Zwei Gehöfte sind ganz ordentlich“, sagte Vetter, „aber keine Sau im Stall, nicht mal 'n Karnickel!“ – „Halt's Maul!“ sagte Wolzow.

Er ging zu Böhm. Böhm fragte: „Wo?“ Wolzow deutete mit der Hand ins Dorf. Böhm hob die Schultern und schüttelte den Kopf, aber da rief Wolzow: „Wir haben auch Nerven, gehn Sie doch hin und sehen Sie sich an, was für eine Sauerei die SS dort angerichtet hat!“ Rischka zog Wolzow zur Seite, nestelte seine Feldflasche los, und Wolzow nahm sie und trank. Holt sah das alles teilnahmslos mit an. Wolzow reichte ihm die Feldflasche. „Trink! Los doch, es ist Schnaps, das hilft, nimm noch einen Schluck, du auch, Sepp!“ Holt trank und gab die Flasche weiter.

Vetter führte den Zug zu den beiden Gehöften. Bald wurde es dunkel. Böhm stellte den Kommandotrupp an den Talweg. Holt und Gomulka wachten nach Osten hin, bei dem einsamen, ausgebrannten Gehöft.

Wolzow durchstreifte das Dorf. Gegen Mitternacht kontrollierte Böhm die Posten, mürrisch und mißgelaunt. Als er gegangen war, kam Wolzow wieder und rauchte bei Holt und Gomulka eine Zigarette. Er erzählte: „Ich hab ihm noch mal vorgeschlagen, die beiden Züge ins Dorf zu holen. Ich hab ihm gleich vorhin gesagt, wir müssen die Mühle, abbrennen, aber er will nicht. Wenn sie das Dorf einnehmen und die Bescherung in der Mühle sehen, dann lassen sie ihre Wut an uns aus. Ich versteh die SS nicht! Wenn man so was macht, läßt man's doch hinterher nicht offen rumliegen.“ Er trat die Zigarette aus. „Ich komm wieder.“ Er tauchte in der Nacht unter.

Gomulka hatte den Abend kein Wort gesprochen. Seine Bewegungen waren fahrig. Jetzt, da sie in der Dunkelheit beieinanderstanden, sagte er plötzlich: „Ich hab es gewußt. Aber ich hab es nicht geglaubt.“ Erst nach Minuten fuhr er fort: „Jetzt glaub ich alles.“

Holt nahm den Karabiner von der Schulter und legte ihn auf die Patronentasche. Auge um Auge, Zahn um Zahn, dachte er. „Gnade Gott uns allen, wenn wir nicht siegen!“

„Siegen!“ sagte Gomulka verächtlich. „Das gibt es nicht. Das darf nicht sein, daß so was siegt!“

Holt antwortete nicht. Eine halbe Stunde verging. Es war still, nur der Bach rauschte.

„Ich hab, seit ich in die Schule gehe, nicht mehr an Gott geglaubt“, sprach Gomulka wieder, und seine Rede war verworren. „Ich kann auch nie mehr an Gott glauben ... Aber daß es den Teufel gibt, das glaub ich.“ Er sprach mit entstellter Stimme: „Seit ich das heute gesehen hab ... und wenn ich nun denk, wie es werden wird mit Deutschland, dann hör ich meine Mutter, wie sie mir früher einmal aus der Bibel vorgelesen hat: Und in den Tagen werden die Menschen den Tod suchen und nicht finden ... und werden begehren zu sterben, und der Tod wird vor ihnen fliehen ... Und ich seh das Kriegsende ... das fahle Pferd, von dem es heißt: Und der daraufsaß, des Name hieß Tod. Und die Hölle folgte ihm nach ...“

Holt schauderte. Nun wußte er das Gefühl zu deuten, das ihn seit Stunden nicht mehr losließ. Es war Todesangst. Er horchte mit allen Sinnen in die Dunkelheit. Der Mond ging erst frühmorgens auf. Das Rauschen des Baches deckte alles zu. In einsamer Nacht, und auf verlorenem Posten.

Wolzow rief die Losung, noch ehe seine Schritte laut geworden waren. „Was Neues? Nein? Es ist gleich eins.“ Er stand regungslos. „Böhm hat sich hingelegt. Ich geh jetzt mal zum dritten Zug. Wenn was ist ... schießt lieber zu früh als zu spät.“

Die Nacht sog ihn auf.

Es wurde empfindlich kalt. In der Dunkelheit leuchtete nun blaß der weiße Nebel, der aus dem Bach stieg und langsam über die Wiesen kroch. Gomulka flüsterte an Holts Ohr: „Ich hör was!“ Holt starrte in die Nacht. „Dort vorn!“ Holt sah und hörte nichts. Gomulka hob das Gewehr.

„Warte!“ Holt ging langsam den Weg entlang. Er dachte: Das ist falsch, da kann Sepp nicht schießen. Aber er ging doch weiter. Endlich blieb er stehen und lauschte. Nichts. Nur der Bach rauschte. Holt drehte sich um und horchte nach Süden über die Wiesen hin. Nichts.

Ein klirrender Schlag traf seinen Helm, glitt ab, traf die Schulter, warf ihn hin, im Fallen drehte er sich um sich selbst, dann traf ein zweiter, kraftvoller Kolbenschlag seinen Körper. Der Klang einer gewaltigen erzenen Glocke dröhnte in seinen Ohren, hob ihn hoch über das Tal, bis er das einsetzende Schießen nur noch von fern vernahm, das Geschrei der Kämpfenden, das Brüllen Wolzows, der den dritten Zug auf der Brücke in einen Feuerhagel hineinführte. Aber das alles war schon ausgelöscht. Ein großes, warmes Glücksgefühl erfüllte ihn.

5

Heftiges Stoßen und Schaukeln löste unerträgliche Schmerzen aus. Holt stöhnte. Er drehte den Kopf zur Seite. „Lieg still!“ sagte Wolzow barsch. „Dir haben sie wahrscheinlich etliche Rippen eingeschlagen.“ Holt lag auf einem Lastwagen. Neben ihm röchelte jemand. Er schloß wieder die Augen. Sein Kopf schmerzte, als wolle er zerspringen. Er wußte nicht, was geschehen war. „Wo ist Sepp?“ fragte er schwach. – „Auch hier. Hat einen Schuß im Arm. Mir ist einer durch die Wade gegangen. Durch die Hand ein Bajonettstich. Lieg still, wer weiß, was bei dir alles kaputt ist!“ Holt wälzte sich auf die schmerzende Seite. So lag er besser. Das Röcheln neben ihm war grauenhaft.

Der Wagen erreichte bald einen Verbandplatz. Dort nahm man die Verwundeten nicht an. Auch der Hauptverbandplatz wollte nichts von ihnen wissen und schickte sie fort. Der Wagen fuhr weiter, immer weiter. Das Röcheln neben Holt verstummte. Erst tief in der Nacht erreichten sie eine Stadt. Dort wurden sie ausgeladen.

Holt wurde am Morgen geröntgt. „Schreiben Sie: Röntgenaufnahme linkes Schultergelenk. Das Acromion zeigt eine Infraktionslinie ohne irgendeine Dislokation ...“ Und weiter: „Röntgenbefund Thorax. Zwerchfelle glatt konturiert, Herz normal konfiguriert, Fraktur dritte, vierte und fünfte Rippe im Bereich der hinteren Axillarlinie ohne nennenswerte Dislokation ...“ Er wurde hinausgefahren und fand sich in einem Bett wieder, in einem richtigen, weißbezogenen Bett. Das Zimmer war klein. Eins der drei Betten war leer, in dem anderen lag ein hohlwangiger, älterer Mann. Man sah durch das geöffnete Fenster in den Garten.

„Das ist hier schon Protektorat, Kumpel“, sagte der Mann, „hier kannst du ganz ruhig schlafen!“ Holt war stark benommen. Am Abend stand eine junge Schwester in heller Tracht an seinem Bett und fragte: „Wie alt sind Sie?“ – „Bald achtzehn.“ – „Also siebzehn!“ rief sie teilnahmsvoll. „Haben Sie Schmerzen?“ Er drehte den Kopf zur Seite und sah hinaus in den dunklen Abendhimmel.

Später kam sie abermals und gab ihm eine Injektion in den Unterarm. „Morgen sieht alles schon wieder ganz anders aus!“ – „Wie heißen Sie?“ flüsterte Holt. – „Schwester Regine. Aber jetzt wird geschlafen!“

Am anderen Morgen, nach der flüchtigen Arztvisite, humpelte Wolzow durch die Tür, guter Laune wie lange nicht mehr. Er hatte die Hose über das Nachthemd gezogen, das

linke Hosenbein war abgeschnitten. „Wie geht's, alter Krieger?“ Er setzte sich zu Holt aufs Bett. „Bei mir ist alles wie geölt durch die Glieder gerutscht, saubere Fleischwunden, der Himmel verläßt die alten Krieger nicht! Der Chefarzt wollte mich gar nicht hierbehalten, ich sollte ins Garnisonsrevier, da hab ich eben ein bißchen simulieren müssen!“

„Simulieren?“ rief der Mann in der Ecke und richtete sich auf. Er war schrecklich abgemagert. „Und er hat's nicht gemerkt? Ich denke, die Ärzte merken es immer, wenn einer simuliert?“

„Ach wo“, sagte Wolzow. „Ich weiß Bescheid, die Frage ist ausführlich untersucht worden, schon im Weltkrieg und noch früher, steht alles in Peltzers ‚Kriegslazarett-Studien‘, glaub ich, oder in Frölichs ‚Militärmedizin‘, ist ja egal. Ich hab gesagt, ich könnte mich nicht erinnern, wie das alles passiert war, ich hätte plötzlich dagelegen und immerfort gebrochen, auch auf der Fahrt hätt ich noch alles vollgekotzt, und so benommen war mir, und dann hätt ich fürchterliche Kopfschmerzen, aber wenn ich ganz ehrlich sein soll: ein bißchen hätten sie schon nachgelassen, die Kopfschmerzen! Da hat er natürlich die Diagnose auf schwere Gehirnerschütterung stellen müssen, mindestens einundzwanzig Tage Bettruhe, was blieb ihm denn anderes übrig?“

Holt mußte lachen, aber das Lachen schmerzte in der Brust. „Wenn er dich hier erwischt!“ Wolzow schüttelte den Kopf. „Sind ja bloß zwei Ärzte hier, die operieren jetzt. Der Chef operiert für sein Leben gern, wenn es was zu operieren gibt, dann nimmt er jeden auf! Das ist doch kein Lazarett hier, das ist ein ganz gemütliches Kreisspital.“

Schwester Regine trat ins Zimmer. „Wolzow“, schalt sie. „Durch das Haus laufen, das gibt es nicht! Sofort ins Bett!“ – „Schwester“, sagte Wolzow, „wir sind ganz alte Schulfreunde, ich krieche dort in das freie Bett!“ Sie zögerte einen Augenblick, dann lächelte sie. „Schön. Da machen wir eben eine Kinderstation auf.“ Wolzow empörte sich: „Kinderstation! Von wegen ...“ Sie befahl: „Sofort hinlegen!“ Sie gab Holt eine Tablette. „Gegen die Schmerzen.“

„Wie hab ich das gemacht?“ fragte Wolzow. Der Hohlwangige in der Ecke aber sagte aufgeregt: „Hör mal, Kumpel, also weißte denn noch mehr solche Sachen, die was die Ärzte nicht rauskriegen?“ Wolzow war zurückhaltend. „Da müßte ich erst mal wissen, wie alt du bist und bei was für einem Haufen.“ – „Landsturm“, sagte der Mann, „bis dreiundvierzig war ich g.v.H., dann haben sie mich bedingt k.v. geschrieben. Ich war in Prag bei der Korpskommandantur, da sollte ich auf einem Gut in der Slowakei ein Schwein abholen, ein gemästetes, für den Korpsintendanten, die Sau, die hab ich mit 'm Opel-Blitz geholt, da haben sie mich zusammengeschossen, auf der Straße, grad als das dort losging. Das Schwein war auch hin. Hier ist es wie im Himmel, Kumpel! Es war ein glatter Lungenschuß, aber in drei Tagen werd ich entlassen, das ist furchtbar, denn der Korpsintendant soll so getobt haben, weil das Schwein hingewesen ist, daß er mich wird an die Front schicken lassen. Ich heiße August Meier, bin dreiundfünfzig Jahre alt, evangelisch, verheiratet und hab vier Kinder. In der Partei bin ich aber nicht, weil ich früher Sozi war.“

„August Meier!“ sagte Wolzow und lachte laut. „Ausgerechnet August Meier, da ist deinen Eltern wohl nichts Gescheiteres eingefallen, was? Also, alter Sozi oder was du warst, Stahlhelm, Volkspartei, war ja alles dasselbe, wenn du vierzig wärest, dann wüßte ich ja nichts, da würde ich dich an die Front jagen, aber mit dreiundfünfzig und vier Kindern, da will ich mal nicht so sein, da werd ich dir eine Blinddarmentzündung verpassen! Den Blinddarm hast du doch noch? Gut. Du mußt nach der Operation die Sache schön in die Länge ziehen, da kann man die Wunde eitern lassen und so, ich erklär dir das alles. Du hebst dir sofort alle Butter auf, du brauchst mindestens ein Viertelfund ...“

– „Hab ich“, sagte Meier, „sogar mehr, ich schick sie immer nach Hause.“ – „Da kannst du ja schon heute nacht operiert werden! Paß auf! Du bekommst plötzlich Leibschmerzen, aber gräßliche! Du stöhnst und verziehst das Gesicht, so sehr du kannst, du hast ganz furchtbare Bauchschmerzen, und sie haben wie der Blitz aus heitrem Himmel angefangen ...“

„Aber wenn das so sehr weh tut“, sagte Meier mit verzerrtem Gesicht, „dann ist es vielleicht nicht das Richtige ...“ – „Du bist dämlich!“ rief Wolzow. „Mensch, es tut ja gar nicht weh, du tust doch bloß so, als ob es weh tut!“ – „Ja, richtig!“ sagte Meier. Wolzow fuhr fort: „Grad wolltest du sehn, wie spät es ist, ob es schon Zeit zum Schlafen ist, da war es drei Viertel neun oder so, das wirkt immer sehr überzeugend, wenn man die Uhrzeit noch weiß. Und der ganze Bauch tut dir weh, nicht bloß rechts, vor allem in der Mitte, so unterm Nabel ...“

Holt lag unbeweglich. Die Erinnerung kehrte zurück. Die letzte Wache im Dorf. Der Kampf um die Schule. Die Slowakin. Das RAD-Lager. Gundel. Die Feuernacht in Watterscheid. Er schloß die Augen.

„Ja, weiter!“ sagte Meier.

„Du legst dich nie auf die linke Seite, merk dir das, weil es da noch schlimmer weh tut! Du ziehst das rechte Bein an, weil das den Schmerz erleichtert, und wenn sie dir's gewaltsam ausstrecken, dann stöhnst du und ziehst es gleich wieder an. Verstehst du?“

Ich hab es gesucht, das ... Abenteuer, dachte Holt. Nun darf ich nicht jammern und klagen, auch wenn ich darin umkomm. Aber ich hab es mir anders gedacht: reinigend, befreiend, und heroisch ... nicht so sinnlos. Langemarck, wie es in den Lesebüchern stand, war immer das Ideal, singend für Deutschland in den Tod zu stürmen ... Alle die Bücher fielen ihm ein, er sah eine Seite mit gotischen Lettern aufgeschlagen vor sich: „... halbaufrecht emporgeworfen die Handgranate mit einem Jauchzen in das Maschinengewehrnest schleudernd ... im Schwung noch von der Kugel getroffen und niedersinken mit dem letzten Gedanken: ... Deutschland ... Nahm den bitteren Kelch mit stolzem Heldenlachen ...“

Lüge! Die Bücher haben alle gelogen.

„Links tut's nicht weh, beim Drücken, aber rechts ...“

Dann drückt er dir den Bauch ganz langsam tief rein, auch auf der rechten Seite, und läßt plötzlich los ... da schreist du ‚Au!‘. Und wenn er wieder reindrückt, da merkst du nichts, aber wenn er wieder losläßt, dann stöhnst du, was du kannst ...“

Die Erinnerung an die Kindheit war heute klarer als sonst. Da bin ich noch nicht zehn gewesen, da haben wir Krieg gespielt. Ich hab gesagt: Wenn ich groß bin, dann will ich auch in den Krieg! Nun hab ich, was ich mir wünschte.

„... damit das Blutbild stimmt, mußt du zwanzig Minuten vor der Blutentnahme die ganze Butter auffressen, so schnell du kannst. Schaffst du das?“ – „Ich denke doch“, sagte Meier. „Mal so richtig Butter essen, warum nicht?“

Aber die Erwachsenen haben es zugelassen! Die haben mich hineingetrieben. Sieh dir den Werner an, der wird bestimmt einmal ein tapferer Soldat! Ich bin nicht schuld, ich wußte es nicht besser. Die Erwachsenen hätten es besser wissen müssen. Sie haben mich mit schönen Sprüchen auf den Weg geschickt, auf diesen Weg.

„Und wenn du alles richtig machst, dann müssen sie dich operieren, und kein Mensch kann dir was beweisen!“

Holt drehte das Gesicht zum Fenster. Das Laub in den Baumwipfeln färbte sich braun. Wolzows Geschwätz drang immer wieder in sein Bewußtsein. Am Morgen, als er erwacht war, hatte er geglaubt, ihm sei die Flucht geglückt. Aber das Leben folgte ihm

nach. Es folgte ihm in Wolzows Gestalt, das Leben, der Krieg. Wenn ich nicht wieder aufgewacht war, dachte er, dann war jetzt alles vorbei. Es war gar nicht schlimm. Es war schön. Nur die Angst ist schlimm, vorher, aber das Sterben ist sanft.

Wolzow wiederholte seine Anweisungen und paukte sie Meier ein. „Am besten, wir machen's gleich heute abend“, sagte Meier, „weil du mir da noch helfen kannst!“

Holt hatte keine Schmerzen mehr. Die Benommenheit war gewichen. Ein Gefühl der Gelöstheit und der Ruhe überkam ihn. Die Ereignisse des letzten Jahres zogen wie Bilder an ihm vorbei, Ereignisse, die jedes für sich nicht viel mehr als einen Schock, vielleicht sogar nur ein Erschrecken bedeutet hatten, doch nun, da er sie überschaute, waren sie ineinandergeschmiedet wie die Glieder einer Kette, und diese Kette band ihn an das Leben und gab ihn nicht frei.

Es begann mit der Marie Krüger, dachte er. Bis dahin war alles leicht und klar. Als sie mir das von Meißner gesagt hat, da fing es an. Dann, in den Bergen, hat einer erzählt, wie man in der Ukraine Vieh requiriert und einen Bauern samt Familie erschossen hat. Dann Uta: Es ist ja doch alles umsonst! Dann Frau Ziesche und die unbeschreiblich dreckige Arbeit ihres Mannes. Dann Vater: ... tötet die SS in den polnischen Konzentrationslagern Hunderttausende ... Dann die Russengeschichte in der Batterie. Dann die Nacht in Kutscheras Baracke. Dann Gundels Schicksal. Dann die Slowakin. Dann die Sägemühle.

Ich weiß alles. Kommunisten werden hingerichtet, Juden mit Giftgas erstickt, Kriegsgefangene geschlagen und zu Tode gehungert, Polenkinder ins Reich verschleppt, Ukrainer ins Ruhrgebiet deportiert, junge Mädchen erschossen, Partisanen zu Tode gefoltert. Ich weiß es. Ich hab versucht, das alles zu vergessen. Immer wenn ich es vergessen hatte, ist etwas Neues geschehen. Es läuft mir nach, es drängt sich mir auf, ich bin mittendrin, ich komm nicht mehr frei. Jetzt gibt es kein Ausweichen mehr. Ich kann nicht mehr zurück. Ich muß durch die sieben Höllen. Eher ist nicht Schluß, eher gibt es keine Ruhe, kein Vergessen.

Ich weiß es nicht nur, dachte er, sondern: Etwas davon ist auch in mir. Etwas? Ich mach alles mit. Wenn Böhm befohlen hätte: Erschieß sie!, ich hätte sie erschossen. Wenn der gleiche Befehl morgen wieder kommt ... ich würde sie erschießen.

O mein Gott!

Aber der sie erschossen hätte, grübelte Holt, der war nicht ich gewesen. Ich hatte ja Lessers Befehl, in der Nacht, ich hab ihn nicht ausgeführt, ich hab sie laufenlassen, ich hab auch die Russen in Schutz genommen, damals. Der da im Geist schon visiert hat: zwischen den Schultern, etwas links, der bin nicht ich gewesen. Doch wir beide, er und ich, wir werden weitermachen, wie das Gesetz es befiehlt. Geradeaus schauen, irgendwohin, und vorwärts, marsch!

Vielleicht muß das so sein ... damit wir endlich wir selbst werden. Vielleicht muß es so sein, daß alles dies erst über uns selbst kommt: Elend, Zerstörung, Qual und Tod, in den Bombennächten, und nun wohl bald überall, im ganzen deutschen Land. Er lag im Dämmer Schlaf.

Erwin Strittmatter

* 14. August 1912 Spremberg in der Niederlausitz † 31. Januar 1994 Schulzenhof bei Dollgow

Diente während des Zweiten Weltkrieges u.a. in einem SS-Polizei-Gebirgsjäger-Regiment. Flucht und Aufenthalt in Böhmen bis zum Einmarsch der US Army. Nach dem Krieg Tätigkeit u.a. als Bäcker, Standesbeamter und Lokalredakteur der „Märkischen Volksstimme“ in Senftenberg. Seit 1952 lebte er als freier Schriftsteller in Ost-Berlin und seit 1954 bis zu seinem Tod mit seiner späteren Frau, der Lyrikerin Eva Strittmatter, in Schulzenhof. Assistent bei Bertolt Brecht am Berliner Ensemble. Erster Sekretär des Deutschen Schriftstellerverbandes. *Ole Bienkopp* (1963) gehörte zu den meistgelesenen Romanen in der DDR und wurde in 40 Sprachen übersetzt. Werke u.a.: *Ochsenkutscher* (1950), *Katzengraben* (1953), *Tinko* (1954), *Der Wundertäter* (1957, 1973, 1980), der autobiografisch inspirierte Roman *Der Laden* (1983, 1987, 1992; Verfilmung 1998), *Schulzenhofer Kramkalender* (1967), *Sulamith Mingedö, der Doktor und die Laus* (1977), *Lebenszeit* (1987), *Die Lage in den Lüften* (1990).

OLE BIENKOPP

13

Ole Bienkopp kam eintausendneunhundertundfünf Jahre nach dem von Gott gezeugten Schreinersohn Christus auf die Welt. Er nahm sein Kreuz auf sich und stolperte davon.

An seinem ungewöhnlichen Namen war die Mutter schuld. Sie ließ jahrsüber den Kalender drei- bis fünfmal; besonders die Geschichten aus fernen Ländern. In einer Kalendergeschichte kam ein schöner Sklave vor. Er hieß Ole, war aufständisch und wurde hingerichtet. Mutter Hansen wollte diesem schwarzen Menschensohn noch nachträglich etwas Gutes tun: Sie ließ ihren einzigen Sohn unter Schwierigkeiten auf den Namen Ole taufen.

Ole war ein Träumer, aber keiner von jenen, die an den Ecken des Lebens sitzen und auf Wunder warten. Er versuchte, seine Träume mit Taten in das Leben zu zwingen. Das ging unterschiedlich aus.

Als ihn seine Beine schon trugen, knüpfte sich der kastanienköpfige Junge eine Schaukel aus Ziegenstricken und hängte sie an einen Kiefernast. Im tollsten Schwunge breitete er die Arme aus und suchte sich über die Baumkronen zu erheben. Er landete mit blutendem Gesicht im Heidesand. Großes Geschrei um den zerschellten Traum.

Die Mutter: „Was ist?“

„Ich bin beim Fliegen ausgerutscht.“

„Dummling, kein Mensch kann fliegen!“

Ole breitete seine Arme aus. „Siehst du denn meine Schwingen nicht?“

Die Mutter sah die Schwingen nicht.

Die Schule war dem jungen Ole ein dumpfer Lernkeller. „Zu dünnes Sitzfleisch!“ sagte der Lehrer, und seine Schnurrbartenden hingen herunter wie die Flügelfedern eines eingeregneten Hofhahns.

„Wo warst du gestern?“

„Ich wartete am Waldrand auf euch.“

„Soll die Schule deinetwegen zwischen Blaubeeren und Gestängel stattfinden?“

„Ja, Herr Küster.“

Der Lehrer gerbte Oles Sitzfleisch. Er tat es nicht mit der beim Gerben üblichen Eichenlohe, sondern mit Haselrinde, hinter der noch Holz saß. Verzeiht ihm die Unkenntnis; er war ein ausgedienter preußischer Feldwebel.

Oles Heimatdorf Blumenau war damals der Besitz von zwei Herren. Über den Wipfeln der Wälder herrschte der Himmelsherr. In den Wäldern und auf den Feldern herrschte Baron von Wedelstedt.

Oles Vater Paule, ein gottesfürchtiger Sozialdemokrat, arbeitete in den Wäldern des Barons. Der Himmelsherr und der Gutsherr zeichneten ihn für seine Gottesfurcht mit einem Haumeisterposten aus.

Aus dem Kriege im vierzehnten Jahre des 20. Jahrhunderts hielten die ringgeschmückten Hände des Barons seinen frommwilligen Vormann und Haumeister Hansen zunächst heraus.

Ole half der Mutter in den kargen Kriegsjahren beim Versorgen des Haus- und Kleinviehwesens, sammelte Ähren und Haferrispen. Er schnitt mit der Flickschere der Mutter auch Ähren von den Kornpuppen. Der Gutsvogt ertappte ihn. Ole hatte das Hansen-Häuschen mit Schande überzogen.

Die Mutter: „Wie konntest du das tun?“

„Ich nahm nur Ähren von der Stelle, wo ich im Frühjahr Disteln stach. Die Halme kannten mich, nickten mir zu und wollten in meinen Sack.“

Die Mutter mußte den Kopf in den Sack stecken, und da hörte auch sie, wie die Ähren flüsterten.

Der Krieg, der dahinten in Bosnien aufgeflammt war, entwickelte sich zu einem Weltfeuer. Er saugte auch die Süße aus dem Leben der Kinder. Da zwang Ole die Hummeln auf Feldern und Wiesen, ihm den fehlenden Zucker zu bringen. Er suchte Hummelnester, zeichnete sie und holte sie nachts heim. Am Morgen standen auf dem Fenster der Kate die umgekippten Töpfe der Blumen. Darunter waren Oles Hummelschwärme. Schwarzbraune und graugelbe Hummeln fuhren zu den Topfbodenlöchern ein und aus. Sie trugen Honig heran, und Ole saugte ihn durch einen Strohhalm aus den Waben.

Die Mutter: „Wer hat dich das gelehrt?“

„Mein Heißhunger.“

Oles barfußiger Freund hieß Jan Bullert. Er hinkte und war der Sohn des herrschaftlichen Stallschweizers. Jan Bullert quartierte seinerseits daheim die Fensterblumen aus und hielt Hummeln.

Als Ole und Jan zwölf Jahre alt waren, schickte der Baron dem Lehrer einen Zettel: „... und wünsche ich, daß die Söhne meiner Sassen Hansen und Bullert in so schweren Notzeiten des Vaterlandes sommers fortan der Schulpflicht enthoben sein sollen ...“ Unterschrift und Siegel: ein Ochse mit einer Krone.

Ole und Jan wurden Hirtenjungen. Sie mußten nur einmal in der Woche den Konfirmandenunterricht des dünnen Pastors besuchen. Sonst waren sie freie Hirten unter freiem Himmel.

Zwei Stunden war Ole der Hund und Jan der Hirt, und zwei Stunden ging's umgekehrt. Ole, der Hirt, suchte Hummelnester, schleckte Honig, betrog seinen hungernden Magen, sah den Wolken, den knurrenden Kriegsdoppeldeckern und den Zugvögeln nach. Gewaltige Träume durchzogen seine Seele. Er war darin ein großer Herr und Gutsbesitzer, piff ein Locklied, und die grauen Kraniche schwebten von den Wolkenwiesen zur Kuhweide hernieder. Ole sprach mit den Kranichen, seinen Gutsarbeitern, gab ihnen

Aufträge und schickte sie zum Silbersee nach Afrika um den Samen der Apfelsine. Er ließ die Kuhweide mit fremdländischen Früchten bepflanzen, und nichts war ihm zu teuer, bis er wieder Hund sein und mit hängender Zunge den Kühen nachhetzen mußte.

Ein entkräfteter Wallach stürzte am Weiderand aus einem Pfluggespann. Der Inspektor schickte nach dem Schinder. Ole und Jan zerrten das Tier in eine Schonung, versteckten es dort und fütterten es wieder auf. Sie wurden für einige Wochen berittene Hirten.

Der Inspektor sah den doppelköpfigen Zentauren um die Kuhherde kreisen, erkannte das Schinderpferd, verfolgte die kleinen Reiter auf seiner Stute und stellte sie. Er gab Ole und Jan je eine Mark für kühnes Reiten. Den Wallach führte er zum Roßschlächter. Auf die kalten Markstücke in den Jungenhänden tropften heiße Tränen.

Lyrik

Bertolt Brecht

* 10. Februar 1898 Augsburg † 14. August 1956 Ost-Berlin

Dramatiker, Theatertheoretiker, Lyriker und Erzähler. In seiner expressionistisch-anarchistischen Schaffensphase entstanden Stücke wie *Trommeln in der Nacht* (1919) und *Im Dickicht der Städte* (1921), in der politisch-erzieherischen Periode verfasste er *Die Maßnahme* (1930), *Der Jasager*, *Der Neinsager* (1930) und *Die heilige Johanna der Schlachthöfe* (1931). Während seiner Emigration, zuerst in Dänemark, dann in Helsinki, Wladiwostok und in Kalifornien schrieb er u.a. die Dramen *Das Leben des Galilei* (1938/1939), *Mutter Courage* (1939), *Der gute Mensch von Sezuan* (1939). In *Das kleine Organon für das Theater* formulierte Brecht 1949 die Theorie des „epischen Theaters“ und präzisiert den sog. „Verfremdungseffekt“. Langjährige Zusammenarbeit mit dem Komponisten Kurt Weill, der u.a. die Musik zu *Die Dreigroschenoper* (1928) und zur Oper *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny* (1930) schrieb. 1949 Übersiedlung von Zürich nach Ost-Berlin und Gründung gemeinsam mit Helene Weigel des „Berliner Ensembles“, wo er die Idee des „epischen Theaters“ fortsetzte.

EIN NEUES HAUS

Zurückgekehrt nach fünfzehnjährigem Exil
Bin ich eingezogen in ein schönes Haus.
Meine No-Masken und mein Rollbild, den Zweifler zeigend
Habe ich aufgehängt hier. Fahrend durch die Trümmer
Werde ich tagtäglich an die Privilegien erinnert
Die mir dies Haus verschafften. Ich hoffe
Es macht mich nicht geduldig mit den Löchern
In denen so viele Tausende sitzen. Immer noch
Liegt auf dem Schrank mit den Manuskripten
Mein Koffer.

Johannes R. Becher

* 22. Mai 1891 München † 11. Oktober 1958 Ost-Berlin

Er schuf vor dem Zweiten Weltkrieg expressionistische Lyrik. Mitglied der KPD, Aufstieg zu einem linksorientierten gesinnnten Parteidichter und zum Sekretär des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ (BPRS), dessen Zeitschrift „Die Linkskurve“ er herausgab. Er war Emigrant in der Sowjetunion. Nach dem Krieg Rückkehr in die sowjetisch besetzte Zone und Karriere als kommunistischer Kulturpolitiker. Mitbegründer der Literaturzeitschrift „Sinn und Form“ und des „Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“, dessen Präsident er von 1945 bis 1958 war. Erster Kulturminister der DDR. Vertreter des sozialistischen Realismus. Seine Gedichte setzten sich mit dem NS-Verbrechen auseinander, wie etwa das Gedicht *Kinderschuhe aus Lublin*. Verfasste politische Gebrauchstexte. Autor der DDR-Nationalhymne (1949). Werke u.a.: *An Europa* (1916), *Gedichte für ein Volk* (1919), *Am Grabe Lenins* (1924), *Maschinenrhythmen* (1926), *Der große Plan. Epos des sozialistischen Aufbaus* (1931), *Gewißheit des Siegs und Sicht auf große Tage. Gesammelte Sonette 1935-1938* (1939), *Abschied* (1940), *Deutschland ruft* (1942), *Ihr Mütter Deutschlands ...* (1946), *Helmkehr* (1947), *Neue deutsche Volkslieder* (1950), *Auf andere Art so große Hoffnung* (Tagebuch, 1951), *Schöne deutsche Heimat* (1952), *Zum Tode J. W. Stalins* (1953), *Schritt der Jahrhundertmitte* (1958).

GEIST UND KRAFT

Seid **gegrüßt!** Laßt Euch empfangen
 Von des Friedens Melodien!
 Unser Herz ist noch voll Bangen,
 Wolken dicht am Himmel stehn.

Aber neue Lieder tönen,
 Und der Jugend Tanz und Spiel,
 Zeugt vom Wahren und vom Schönen,
 Ordnet sich zu hohem Ziel.

Wo sich Völker frei entfalten
 Und des Friedens Stimme spricht,
 Muß sich Herrliches gestalten,
 Nacht und Träume werden Licht.

Leben wird zu Lust und Wonne,
 Wird zu aller Wohlergehn,
 Und der Künste Frühlingssonne
 Läßt die Welt uns neu erstehn.

Großes, das uns je gelungen,
 Blüht im neuen Glanz empor.
 »Friede, Friede ist errungen!«
 Jubelt laut der Menschheitschor.

Nehmt denn hin, ihr lieben Freunde,
Froh der Gaben schöner Kunst.
Wenn sich Geist und Kraft vereinen,
Winkt uns ewigen Friedens Gunst.

TURM VON BABEL

Das ist der Turm von Babel,
Er spricht in allen Zungen.
Und Kain erschlägt den Abel
Und wird als Gott besungen.
Er will mit seinem Turme
Wohl in den Himmel steigen
Und er will vor keinem Sturme,
Der ihn umstürmt, sich neigen.
Gerüchte aber schwirren,
Die Wahrheit wird verschwiegen.
Die Herzen sich verwirren –
So hoch sind wir gestiegen!
Das Wort wird zur Vokabel,
Um sinnlos zu verhallen.
Es ist der Turm zu Babel
Im Sturz zu nichts zerfallen.

BITTERFELDER WEG (1959-1964)

Erik Neusch

* 21. Juni 1931 Schönebeck an der Elbe

Wurde in einer Arbeiterfamilie geboren. Seit 1960 als freischaffender Autor und Journalist in Halle tätig. Vertreter des Bitterfelder Weges. Autor realistischer und gesellschaftskritischer Literatur aus der Arbeiterwelt. Er verfasste Romane, Erzählungen, Kinderbücher, Essays und Drehbücher. Werke u.a.: *Bitterfelder Geschichten* (1961), *Die anderen und ich* (1970), *Spur der Steine* (1964, verfilmt 1966), *Auf der Suche nach Gatt* (1973), *Olaf und der gelbe Vogel* (1972), *Haut oder Hemd* (1971), *Heldenberichte* (1976), *Vom Gänselein, das nicht fliegen lernen wollte* (1995), *Nach dem großen Aufstand* (2003).

SPUR DER STEINE

Im Januar neunzehnhundertundneunzehn streikte Schkona, wehrte sich mit den Bergarbeitern des Geiseltals und der Muldeniederungen gegen den Angriff der Kohlebarone auf die Errungenschaften der Novemberrevolution. Zwei Jahre später rief Schkona erneut zum Generalstreik, die Polizei Hörsings rückte ein, überall in Mitteldeutschland wuchsen Barrikaden, die Waffen brüllten. Nachdem die Konzerndirektoren geflohen waren und sich auch der Betriebsratsvorsitzende, ein Gelber, einer, dem sein Gehalt mehr galt als die Rechte der Arbeiter, ängstlich verkrochen hatte, übertrug der Aktionsausschuß der Belegschaft Herman Jansen die Leitung der Schkonawerke. Wenige Monate später nahm er am II. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale teil, sah und hörte Lenin, begegnete Thälmann. Seine Frau erhielt seine Entlassungspapiere, noch ehe er aus Moskau zurückgekehrt war. Er leitete eine Arbeiterbuchhandlung, wurde Redakteur des „Klassenkampfes“, der kommunistischen Zeitung, und schließlich Sekretär der Unterbezirksleitung der Partei im Mansfelder See- und Gebirgskreis. In Eisleben verteidigte er die Turnhalle der Arbeitersportler gegen die blutrünstige SS. Drei Kommunisten wurden ermordet, Herman Jansen wurde mit einem Spaten das rechte Auge ausgeschlagen.

Das war im Februar neunzehnhundertdreißig. Genossen befreiten ihn aus der Haft, die Partei ordnete an, den Schwerverwundeten illegal über die Grenze zu schleusen, in die Sowjetunion. Dort wirkte er in der Roten Hilfe, sprach während des Krieges in Gefangenenerlagern. Seine beiden Söhne kämpften in den Reihen der Sowjetarmee gegen die Faschisten. Der eine geriet ihnen in die Klauen, wurde in das Konzentrationslager Sachsenhausen geschleppt und zu Tode gemartert. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde Herman Jansen Landesvorsitzender der Partei in Sachsen-Anhalt. Die Monopole wurden enteignet, die Bodenreform durchgeführt, das Bildungsprivileg gebrochen. Er war mittendrin und an der Spitze des demokratischen Aufbaus, ging zu den Arbeitern, zu den Bauern, hielt Gastvorlesungen an der Universität Halle. Von der Philosophischen Fakultät wurde er zum Professor ernannt. Mehrere Jahre vertrat er die Arbeiter-und-Bauern-Macht als Botschafter in der Tschechoslowakischen Volksrepublik.

Und wieder berief ihn die Partei zu ihrem Ersten Sekretär im Bezirk Halle, nachdem sich gezeigt hatte, daß das rote Herz der Republik seiner Erfahrung bedurfte. Sein Leben

ist die Geschichte der revolutionären Arbeiterbewegung Deutschlands. Herman Jansen leitet seit einem Monat zwei Sonderkomitees im Bezirk, das eine zur sozialistischen Umgestaltung der Landwirtschaft, das andere zur Erhöhung des Bautempos. Mit der ihm eigenen erstaunlichen Gründlichkeit durchforscht er die beiden Arbeitsgebiete, duldet keine Lücke, sobald sie in der Kette seiner Kenntnisse aufklafft, mag sie auch noch so winzig und unbedeutend erscheinen. Er stellt dann Fragen, scharf und gezielt, warum dies und warum das, sie dringen wie Pfeile in die verfinsterte Masse der Ereignisse ein, haben Widerhaken und bohren so lange, bis sie beantwortet sind. Zwischendurch kombiniert er, zieht seine Schlüsse, wie im Selbstgespräch, aber doch laut, damit jeder es hört und anerkennen oder ablehnen kann. Sein künstliches Auge bleibt steif, das andere sucht die Gesichter ab, und man hat das Gefühl, nirgends vor ihnen sicher zu sein, entweder von dem einen oder von dem anderen gestellt zu werden.

Horrath kannte das alles, er kannte den Lebenslauf Jansens und seine Augen. Noch nie aber hatte er dem Ersten Sekretär so wie heute gegenübergestanden, noch nie war er die Beute seiner unerbittlichen Fragen gewesen.

Jansen hatte im Landwirtschaftskomitee über Balla erfahren: Ein wüster Bursche, dieser Brigadier, so eine Mischung von Räuberhauptmann und Cowboy, mit einem Hut, größer als die Sombreros der Mexikaner, statt eines Colts einen Hammer im Gurt, im Ohr einen Ring, na eben Wild-West. Zu Hause baut er für seinen Alten einen Stall, die Baustelle verläßt er während der Arbeitszeit, hetzt Hunde gegen unsere Genossen vom Staatsapparat, und bei einem Scheunenbrand, da war er auch nicht ganz ohne. Genosse Jansen, das ist ein asoziales Element, er gehört an Ketten.

Horrath wurde völlig überrascht von der abgeschlossenen Frage. An Balla hatte er nicht gedacht, er stand für ihn in einer Reihe mit vielen, Prokoff, Ziehmer, Balla ...

Horrath saß am Ende des ovalen Konferenztisches, an dem das Baukomitee stets zu tagen pflegte, inmitten der anderen Parteisekretäre, die gleich ihm eingeladen worden waren. Er hatte seinen Blick versonnen in die Stores vor den hohen Doppelfenstern gehängt, deren äußere Scheiben immer ein wenig mit dem Staub bedeckt waren, den der Verkehr auf der Ausfallstraße zu ihnen hinauftrieb. Hin und wieder beugte er sich über seinen Notizblock und schrieb Stichpunkte, Satzketten. Seine Gedanken steckten bereits die Möglichkeiten des Dreischichtsystems ab, über dessen Einführung im Chemiebau nun schon seit Stunden beraten wurde. Trotz der Müdigkeit, die die pausenlosen Erörterungen da vorn an der Tafel verbreiteten, zwang er sich zum Zuhören. Ein Mann aus Berlin, Mitarbeiter des Zentralkomitees, hatte die neue Methode begründet. Horrath begriff ihren Nutzen, sann ihren Gebrechen nach, wollte herausfinden, jetzt schon, welche Hindernisse sich vor ihr in Schkona auf türmen könnten. Der Genosse neben ihm, hager und ausgemergelt, mit wäßrigen Augen und angeklatschten, zurückgekämmten Haaren, die unbedingt des Schnitts bedurften, malte die Kästchen auf seinem Karopapier aus, in symmetrischer Folge. Er flüsterte: „Herman wiederholt sich, das alles wissen wir doch schon ...“

Herman Jansen sprach über die Aufgaben der Parteileitungen, ein wenig brüchig und ein wenig langatmig: „Wir kommen keinen Schritt voran, wenn wir das nur als eine Angelegenheit der Technik betrachten, des exakten Ablaufplanes, des geregelten Einsatzes der Maschinen ...“ Ja, natürlich, dachte auch Horrath, er könnte sich kürzer fassen. „Das überlassen wir getrost den Ingenieuren. Wir dagegen ...“ Aha, spöttelte Horrath bei sich, man wird zum Hellseher langsam, denn was jetzt folgen muß, betrifft immer die Ideolo-

gie. „Wir dagegen müssen die Menschen, die die Pläne aufstellen und danach bauen, zum sozialistischen Denken erziehen, zur bewußten Arbeitsdisziplin ...“ Na, also! „Schafft das Vertrauensverhältnis auf euren Baustellen, Genossen. Hand in Hand müssen die Brigadiere, Meister und Bauleiter zusammenwirken, in echter Gemeinschaft ...“ Habe ich doch schon in meinem Artikel vor fast einem halben Jahr gefordert, haut immer hin. „Wie aber sieht es jetzt damit aus? Die Ingenieure werden von den Zunftgesellen als ihre Schuhputzer behandelt. Sie werden hin und her gejagt, Holz ran, Zement ran ... Wenn nicht, dann kracht es. Manchmal ist es noch die Rache dafür, daß es früher umgekehrt war. Das bestreitet auch niemand. Die Ingenieure, die Techniker waren die getreuen Diener der Konzerne. Sie haben die Arbeiter angetrieben, in den meisten Fällen. Taten sie es nicht – hinter ihnen stand die Drohung, ebenso auf die Straße zu fliegen wie der Prolet, als Gossenkehrer zu gehen, mit Diplom. Das war der Widerspruch in ihnen. Sie haben die Ausbeutergesellschaft gestützt, in der auch sie ausgebeutet wurden ...“ Ja, das kann er, kommentierte Horrath, belehren, indem er aus der Schule plaudert. „Was aber ist das für eine erbärmliche Gesinnung, sich heute rächen zu wollen. Über zehn Jahre lang haben wir den Gutwilligen unter der alten Intelligenz Gelegenheit gegeben, sich an die Bedingungen unserer Staatsmacht zu gewöhnen. Viele junge Ingenieure haben den Dokortitel und das Diplom an unseren Universitäten und Hochschulen erworben. Wir wären schlechte Marxisten, wollten wir glauben, daß das alles ohne Eindruck auf sie geblieben ist, mögen sie sich auch oft noch dagegen sträuben. Gerade deshalb muß die Partei ihnen helfen, damit wieder Ordnung in das Leitungswesen auf unseren Baustellen einzieht. Bauführer, Meister, Brigadier, so ist die Reihenfolge. Nicht der Brigadier bestimmt, wann und wie gebaut wird, sondern der Ingenieur. Beide beraten sich gegenseitig, wie es besser zu machen geht, immer besser, das verstehen wir unter Vertrauensverhältnis. Anders ist es gar nicht möglich, mit der komplexen und industriellen Bauweise zu beginnen ...“ Klar, er hat recht, wer wollte das bezweifeln? Horrath notierte sich einige Argumente, er wollte sie später gebrauchen.

Und dann kam der Schluß. „Genosse Horrath, das gilt auch für dich. Wie lange noch wollt ihr euch von diesem Balla auf dem Kopf rumtanzen lassen?“

Horrath erschrak, als er plötzlich seinen Namen vernahm. Er wartete ab, ob Jansen seiner Antwort harnte oder nur rhetorisch gefragt hatte. Alle Köpfe hatten sich nach ihm umgedreht. Der Kombinatdirektor, der ihm schräg gegenüber am Tisch hockte, musterte ihn schroff wie damals, als er von ihm Rechenschaft über den Abbruch der Bauarbeiten am Salzkohlekraftwerk verlangt hatte.

Jansen entwarf inzwischen ein furchterregendes Bild von Balla: Dieb, Schläger, Zunftgeselle, Brandstifter. Jemand rief dazwischen: „Ja, ja, genauso ist er. Ich kenne ihn doch von der Schwarzen Pumpe her.“

Horrath ergrimmte. Überallhin folgte ihm dieser Balla, begleitete ihn wie sein eigener Schatten. Aber er verteidigte den Brigadier, ein bißchen damit auch sich: „Den Brand legte er nicht ...“

„Das andere genügt. Also, wie lange noch?“

Horrath wehrte sich: „Ich entsinne mich nicht, daß er uns auf dem Kopf rumtanzt. Ich müßt 's ja wissen.“ Stimmte seine Behauptung denn? Er sah sich, wie er die Minuten gezählt hatte, als Balla nicht in seinem Büro erschienen war.

Jansen zog seine Schlüsse: „So ... Du entsinnst dich nicht ... Das ist doch ein Marodeur übelster Sorte. Aus diesem Schlag haben die Faschisten ihre Helden gemacht. So einer ist das.“ Vielleicht hatte der Erste Sekretär nicht einmal unrecht. Jansen kannte ja

auch die Ritterkreuzträger, die Helden Hitlers, aus den Gefangenenlagern in der Sowjetunion. Horrath duckte sich, was sollte er entgegnen? Trutmanns Gesicht tauchte vor ihm in einem Türspalt auf: Sie ahnen ja nicht, was er während der letzten Kriegstage getan hat ... Er wurde ausgebildet, die berühmten Ein-Mann-Torpedos zu steuern ...

„Du aber verschwendest deine Zeit an ihn. Bist du nicht im Regen bei ihm gewesen? Hast dich von ihm auspumpen lassen?“ Jansens Fragen knallten.

Horrath war verblüfft. Man muß alles vor ihm auspacken, dachte er, er ist gut informiert. Und dennoch, das Bild, das er sich von Balla macht, ist arg verzerrt ... Er erwiderte: „Er bringt die höchsten Bauleistungen. Gewinnen muß ich ihn für uns. Geduld, das verlangt die Partei.“ Horrath horchte in sich hinein. Versuchte er nicht nur, sich selber zu rechtfertigen? Vor wenigen Tagen noch hatte er Balla von der Baustelle werfen wollen. Hätte er's doch nur getan, er wäre jetzt nicht in dieses Verhör geraten.

„Tja“, sagte Jansen. „Wenn du wenigstens stets soviel Geduld aufgebracht hättest. Das aber hast du nicht ... Geduld! Was ist das eigentlich! Nachgiebigkeit und Härte zugleich. Du aber bist entweder zu nachgiebig oder zu hart, suchst dir immer das Beste aus. Die Sache mit deinem Oberbauleiter, Horrath, einem Genossen, dem die Partei vertraut. Ihn hast du einfach aus dem Weg geschoben, hast dich gar nicht bemüht, ihn zu überzeugen, als der Plan geändert werden sollte. Damals am Wasserwerk nicht und auch neuerdings an der Chlorelektrolyse nicht. Diesem Balla jedoch redest du zuckersüß zu, tätschelst ihn. Mit wem hältst du es denn, Horrath, mit deinen Genossen, mit denen du gemeinsam leiten sollst, oder mit solchen Haudegen, die die Baustelle durcheinanderwirbeln?“

Horrath sagte bissig: „Für die Sache mit Trutmann erhielt ich eine Rüge.“ Er dachte: Na bitte, man kriegt es immer aufs Butterbrot geschmiert.

Die Sympathie war nicht auf seiner Seite. Die Versammelten murrten. Der Direktor des Kombinati schüttelte empört den Kopf und betrachtete Horrath mit strafenden Blicken. Horraths letzte Antwort entbehrte jeder Sachlichkeit. Der Genosse neben ihm, der bisher die Karos auf dem Papier ausgemalt hatte, zischelte ihn an: „Halt doch die Schnauze endlich. Du verrennst dich ja immer mehr ...“

Doch Horrath schlug um sich: „Ich halte nicht die Schnauze.“

Wieder traf ihn ein Zwischenruf, diesmal von dem Mann des Zentralkomitees: „Mäßige dich bitte, Genosse Horrath.“

Jansens künstliches Auge starrte ihn an.

Horrath sagte: „Ich halte die Schnauze nicht, wie mir hier empfohlen wird. Nicht, wenn ich die Dinge anders sehe. Immerhin erreichte unsere Baustelle in den letzten beiden Monaten eine Wachstumsrate von jeweils dreizehn Prozent. Weil wir gehandelt haben, gehandelt und gebaut. Wir schafften es mit solchen Leuten wie Balla. Am Wasserwerk vor allem ... Ich ging in den Regen, wie ich's für nötig hielt. Wir mußten uns selbst überzeugen, uns und die Brigadiere. Darum ... Die verdamnten Fehler in der Projektierung, wir durften uns nicht länger von ihnen zurückwerfen lassen ...“ Er war aufgeregt, er stotterte, und er hatte auch den Faden verloren. Jansen hakte ein: „Ihr habt zwanzig Objekte, ja?“

„Ja.“

„An wieviel Objekten stimmt die Projektierung nicht?“

Horrath überlegte: „An der Salzkohle. Bis vor kurzem jedenfalls. Neuerdings auch an der Chlorfabrik und an den Silos.“

Er dachte: Was hat das alles noch mit Balla zu tun ...?

„Also drei von zwanzig, ja?“

„Ja.“

Wieder stieß Jansen zu: „Das ist die Ausnahme, Genosse Horrath. Begreif das endlich. Für die Ausnahme sind deine Methoden vielleicht richtig. Deine Erfolge entschuldigen sie. Wir jedoch sprechen hier über die Regel. Die Regel muß werden, an allen Objekten, auf allen Baustellen mit der Arbeit in drei Schichten anzufangen, komplex und industriell. Das setzt Arbeitsdisziplin voraus, eine sozialistische Einstellung zur Arbeit und sozialistische Leitungsmethoden. Das ist das Gegenteil von dem, was dieser Balla sich leistet. Also dulde keine Ausnahme mehr, Genosse Horrath, schaff die Regel. Schmeiß den Kerl von der Baustelle, setz ihn ab ...“

„Ich tu's nicht.“

Jansen polterte: „Du weichst zurück, Horrath. Du suchst immer den bequemeren Weg. Damals, als du Trutmann abschobst, jetzt bei diesem Brigadier ...“

Jemand stand auf und sagte scharf: „Genosse Jansen! Wir lassen uns die anmaßende Haltung von Horrath nicht gefallen. Wie er sich dir gegenüber benimmt, ist eine Schande. Er brükiert das gesamte Baukomitee. Wir sollten ihn parteimäßig zur Verantwortung ziehen.“

Herman Jansen winkte unwillig ab. „Schluß jetzt.“ Er fragte:

„Wie sieht es auf den anderen Baustellen aus ...“

Horrath hörte kaum noch hin. Er war aufgewühlt, nichts hätte ihn härter treffen können als dieser Vorwurf: Zurückweichen ... Wann war er jemals in seinem Leben zurückgewichen? Sonderbar, plötzlich fiel ihm Marianne ein, seine Frau. Er vernahm ihre belegte Stimme: Ich bin dir bis Rostock nachgereist, ich werde auch nach Halle kommen ... Floh er nicht wenigstens vor ihr, wich ihr aus? Oder vor Katja? Vor einer von beiden war er doch feige, wenn nicht gar vor beiden. Mit einer von beiden beschritt er doch schon den bequemeren Weg, wenn nicht gar mit beiden. Er riß sich los. Das gehörte nicht hierher, das war etwas anderes, mit seinem Kampf auf der Baustelle nicht vergleichbar ...

Er starrte in den aufgeschlagenen Block, stützte den Schädel in die Hände, die Notizen verschwammen vor seinen Augen.

Der Parteisekretär nebenan zog jetzt Striche über das Papier, zeichnete irgendwelche kubistischen Phantasiegebilde, Robotermännchen ...

In Horraths aufgepeitschter Erinnerung standen plötzlich Panzer auf einem Platz, rote Sterne an den Türmen. Im Hintergrund die Arkadengänge eines Rathauses im Renaissancestil. Die Panzer rührten sich nicht, ihre Geschützrohre ragten starr. Aus den Luken blickten Rotarmisten, die Köpfe mit schwarzen öligen Hauben bedeckt, über die Schultern Maschinenpistolen gehängt. Eine schwammige Menschenmenge wogte hin und her, Fäuste erhoben sich drohend. Horrath war von grölenden Burschen umringt, die kanariengelbe enganliegende Nickis trugen. Einer griff nach einem Pflasterstein und warf ihn in die Menge. Er brüllte heiser, Schaum stand ihm vor dem Mund. Horrath drängte sich an ihn heran. Als der Bursche das Parteiabzeichen auf Horraths Windbluse entdeckte, krallte er seine Finger in den Stoff und zerriß ihn. Horrath schlug ihm die Faust auf die Lippen. Er spürte die Zähne auf seinen Knöcheln, die Haut zerplatzte. Sofort fielen die Nickihemden über ihn her, von hinten sprang ihn einer der Burschen an und zerrte ihn nieder. Füße traten ihm in den Leib. Vergeblich! versuchte Horrath, sich aufzurichten, mit beiden Armen verteidigte er sich ... Warum fiel ihm das gerade jetzt ein? Er war niemals zurückgewichen, nein, auch damals nicht. Mit einigen anderen Genossen war er kurz vorher zur Bezirksleitung der Partei geeilt. Er hatte gefragt, was sie

machen sollten. Sie seien hundertundfünfzig Mann aus der Jugendschule, sie wollten sich in die Ansammlungen mischen und die Krakeeler auseinanderreiben. Abwarten, war ihm geraten worden, wartet ab, wir können nichts tun ... Wütend war Horrath umgekehrt, war in die Innenstadt gegangen und hatte sich in das dichteste Gewühl geworfen. Er hatte zugeschlagen, er hatte erst wieder aufgehört zu schlagen, als ihn der schwere Hieb eines Stahlknüppels niedergestreckt hatte ... Horrath bemerkte, wie der Genosse neben ihm das Papier in eine Kollegtasche schob und aufstand. Die Sitzung schien beendet, Horrath erhob sich ebenfalls. Er ließ sich von den anderen durch die Tür auf den Korridor hinausstoßen ... Und dann, während der Ungarnereignisse, Tag und Nacht war er in der Maschinenfabrik geblieben, hatte in der Dreherei, der Gießerei, der Montagehalle, überall diskutiert. Was wird nun werden, Horrath, die Kommunisten werden gehängt, Nagy gibt eine Errungenschaft nach der anderen preis, die Lawine rollt? Es wird sich eine revolutionäre Regierung bilden, verlaßt euch drauf. Kommt, wir gehen als Internationale Brigade nach Ungarn wie damals im Spanienkrieg! Er war nicht zurückgewichen, vor niemandem ... Er stieg in den Fahrstuhl. Neben ihm raunte jemand: „Menschenskind, du bist ja weiß wie die Wand. Hat es dich so mitgenommen? Tröste dich, das war noch gar nichts. Beim letzten Mal ist der Oberbürgermeister in die Knie gerutscht. Geheult hat er wie ein Schloßhund ...“ Aber Horrath durfte nicht ungerecht sein, immerhin konnte es für Jansen so aussehen, als wiche er vor Balla zurück ... Horrath wurde aus seinen Gedanken gescheucht, als er wie durch einen Schleier gewahrte, daß Jansen die Treppe hinunterhasstete. Langsam begriff er, der Erste Sekretär winkte ihm zu. „Horrath! Ich suche dich überall. Wir haben noch miteinander zu reden.“

Horrath verließ den Korb. Er gibt sich nicht zufrieden, dachte er, doch Balla bleibt, solange ich bleibe. Rausschmeißen, das ist das einfachste, das ist das bequemste ... Jansen schritt auf ihn zu, er atmete mehrmals tief durch und lachte vergnügt: „Na, hast du es dir überlegt?“ Horrath antwortete verbissen: „Streng dich nicht an. Ich bin keine Wetterfahne. Der erste Wind dreht mich nicht um. Dir geht es um ein Prinzip. Mir geht's um den Menschen ...“ Jansen sann nach, sagte dann: „Kennst du ihn so genau?“ „Genau, genau ...“, seufzte Horrath. „Wer kennt schon wen genau!“ Er vermutete schon wieder eine Falle und fügte bitter hinzu: „Genau kenne ich nicht einmal dich, Genosse Jansen.“ Er dachte: Manchmal begreife ich mich ja selber nicht. Der Park, die Bank, die Mansarde und zu Hause Marianne mit dem Kind ...

Jansen spürte wohl wieder die Wut, ging jedoch über sie hinweg. „Na schön ... Du bist der Parteisekretär in Schkona. Für alles dort bist du verantwortlich. Aber du mußt die Menschen genau kennen, mit denen du umgehst. Erwarte von uns keine Nachsicht, wenn du dich irrst.“

Horrath sah Jansen an, stellte ihm heimlich die Frage, ob er nicht schon mehr wußte. Das gläserne Auge betrachtete ihn starr, das andere hatte sich weggedreht und blickte in eine weite Ferne.

Der Erste Sekretär fuhr fort. „Nun zum Wichtigsten, Horrath, weshalb ich dir nachgerannt bin ... Du hast gehört, was die Partei jetzt fordert: die komplexe und industrielle Bauweise. Was ich vorhin im Saal verschwiegen habe, damit niemand zum Abwarten ermuntert wird, das will ich dir jetzt mitteilen. In Schkona muß damit begonnen werden, in Schkona, so rasch wie möglich. Glaube nicht, das sei nur meiner alten Liebe wegen ... Nein. Die Verhältnisse sind es, die uns dazu zwingen. Auf Schkona schaut ganz Mitteldeutschland. Das war damals so, als es gegen Kapp und Cuno ging, und das ist heute nicht anders. Wenn in Schkona mit der Zunfttradition gebrochen wird, dann kommen wir

auch woanders schneller voran. In Jahrzehnten ist Schkona Maßstab geworden ..." Horrath wußte, daß nicht zuletzt auch Jansen dieses Maß gesetzt hatte.

Mit einem wütenden Tatendrang fuhr Horrath zurück, er wollte beweisen, was in ihm steckte. Die letzten Ermahnungen Jansens hatten ihn noch nicht besänftigt. Er durchschaute zwar jetzt weit besser die Zusammenhänge, alle Baustellen blickten nach Schkona, seine Arbeit, die schlechte und die gute, wog doppelt schwer, aber es brannte in ihm auch noch der Vorwurf, er war nicht gelöscht: Du weichst zurück ... Er würde sich den Brigadier vornehmen, Balla mußte sich entscheiden, so oder so, es mußte mit ihm leichter werden, so oder so. Die Disziplin, die er von ihm fordern würde, betraf nun nicht mehr Kleinigkeiten, ein paar Bummelstunden oder ein paar gestohlene Schalttafeln, sondern eine große Sache, eine umwälzende Methode. Die Bereitschaft eines jeden einzelnen würde fortan haarfein zu messen sein, mit dem Zollstock, mit der Millimeterschraube. Dreischichtig, und wer sich dagegen verschloß, dem würde der Zunftgeist, die Urvätersitte im Bau, auf die Stirn geblüht sein wie das Kainsmal. Horrath unterschätzte keineswegs die Anstrengungen, die der Kampf um die neue Bauweise kosten würde. Argumente, Ideologie, die es zu zerstören galt, würde es genug geben. Vergiß die Härte nicht, Genosse ... ! Horrath würde durchgreifen, eingedenk der Lehren Jansens, er entwarf bereits den Schlachtplan. Parteileitung, Operativstab, Gewerkschaft und Jugendverband, dann die Meisterbereiche, die Brigadiere, zwischendurch die sozialistische Arbeitsgemeinschaft bilden, von jedem Termine fordern, so würde der Gang der Beratungen sein. Überall würde Horrath dabei sein müssen, Fehlentscheidungen verhindern und die klugen Gedanken sammeln. Und wehe den Genossen, die versuchten, sich vor den Beschlüssen der Partei zu drücken und vor der Verantwortung unterzutauchen ... Horrath lehnte sich in das weiche Polster des Autos zurück, schloß die Augen, lauschte für Sekunden auf die Geräusche des Verkehrs, die durch das Motorengesumm des eigenen Wagens drangen. Wieder sann er den Hindernissen entgegen, die sich ihm in den Weg stemmen könnten. Trutmann vielleicht? Oder Balla? Der eine könnte seine Erfahrungen verschieben, der andere ganz einfach seine Rücksichtslosigkeit. Aber es könnte auch sein, der Oberbauleiter opferte den Schatz seiner Erfahrungen für die Methode. Ja, auch das könnte sein, mußte sein ... Horrath sah eine Möglichkeit, die Sperre des Mißtrauens zwischen sich und Trutmann einzureißen, indem er ihn um seine praktischen Kenntnisse bat. Mit ihm gemeinsam mußte er leiten, nicht gegen ihn, Jansen hatte recht. Aber durfte er's denn, ohne prinzipienfest zu bleiben? Du mußt die Menschen genau kennen, mit denen du umgehst, Genosse ... Ach, verdammt, Jansen sitzt weit weg!

Auf der Baustelle angelangt, zögerte Horrath nicht einen Tag. Er rief die Parteileitung zusammen, der außer ihm noch acht Genossen angehörten: Oberbauleiter Richard Trutmann und Oswald Ziehmer, der Zimmerer; Ingenieur Bertram, ein sehr gewissenhafter, wenn auch etwas trockener Technologe, der für Zahlen ein Elektrogehirn zu besitzen schien, auf Anhieb alle Eckziffern des Plans herausprudelte, wenn man ihn darum anhielt; die platinblondierte, rundliche Kranführerin Hanna Gossert, die gleichzeitig dem Frauenausschuß vorstand und sich demzufolge in jeder Versammlung veranlaßt fühlte, wider die Männer zu schmähen; Waldemar Prokoff, der Maurerbrigadier, still und zurückhaltend, doch treu und verhäßlich; der immer mürrische Meister Klisch, der sein linkes Bein etwas nachzog, seitdem er von einem Gerüst gefallen war, und an ihm stets das Wetter vorhersagte; schließlich der Transportarbeiter Schneegans, ein fideler Bursche mit einem Stiernacken und einem sanftmütigen Herzen; und Salomon, von Beruf Schlosser,

jetzt aber hauptamtlicher Gewerkschaftsvorsitzender, ein alter Kommunist, ein Radikalist oder Durchreißer, je nachdem, meist einen Schritt zu weit links neben der Parteilinie. Als letzter humpelte an diesem Tag der Meister herein, knurrte: „Ich warne euch, es wird ein böses Wetter geben. In meinem Bein, da zwickt es und zwackt es. Es sind die, Novembernebel. Spätestens morgen haben wir sie. Ich merke es doch, dann ist es immer besonders schlimm ...“

Als alle um die Tische saßen, die man aneinandergestellt hatte, berichtete Horrath von der Sitzung des Baukomitees. Die Zigaretten dampften, die Rauchscheiter verhängten die Gesichter am anderen Ende der Tafel, dem Parteisekretär gegenüber. Dort lehnte Trutmann, ein erbitterter Gegner des Tabaks, was er auch diesmal wieder zu verstehen gab, indem er einen Apfel schälte, ihn verzehrte und von Zeit zu Zeit die Schwaden beiseite wedelte. Horrath belauerte ihn von Anfang an, dachte: Er und ich, wir werden die Hauptlast tragen müssen, das muß er begreifen. Der Oberbauleiter indessen betrachtete interessiert einen Farbdruck, den Horrath sich ins Zimmer gehängt hatte, den „Sämann“ von van Gogh, der Baum wie ein schwarzer Balken ins Bild ragend, die Sonne wie ein Spiegelei, darunter der krumme, gesichtslose Säer. Trutmann wunderte sich, wieso Horrath nach einer Planierraupe verlangt hatte, als Schkona II erschlossen werden sollte, sich aber ein solches Gemälde an die Wand nagelte, mit einem Himmel dazu, der widersinnig grün gestrichen war. Zu ihm paßte doch viel besser ein gemalter Mähdrescher ... Als jedoch das Dreischichtsystem zum ersten Mal erwähnt wurde, horchte Trutmann auf, zuckte beinahe zusammen. Horrath bemerkte es befriedigt, wertete es als Zeichen dafür, daß er nun endlich auch Gewalt über den Oberbauleiter hatte. Trutmann aber waren plötzlich die Pläne Hesselbarts eingefallen, die er noch immer in seinem Schreibtisch aufbewahrte.

„Also in drei Schichten“, sagte Horrath, „Tag und Nacht. Es ist klar, daß dabei die Technik voll ausgenutzt werden kann. Doch was erfordert das alles ... Moment, ich schreib's mir auf.“ Er blätterte in dem schmalen Notizbuch, das er immer bei sich trug und das schon allen vertraut war, die ihn kannten, sie nannten es „Horraths Kochbuch“. „Komplexbrigaden bilden, der jeweiligen Technologie angemessen. Das bedeutet, daß man in einer Schicht nicht mehr eine Brigade von zehn Maurern ansetzen kann, wenn nur Arbeit für sieben Maurer vorhanden ist. Die Baupläne und die Transportpläne müssen auf die Stunde, auf die Minute genau berechnet und gegeneinander abgewogen werden ...“ Er klappte den Block wieder zu. „Vor allem müssen wir uns überlegen, an welchem Objekt wir beginnen, nach der neuen Methode zu bauen. Sind wir uns darüber einig, dann sofort an die Vorbereitungen.“ Horrath verschwieg nicht, welche Hoffnungen Herman Jansen an Schkona knüpfte. Nachdem er geendet hatte, entstand eine kleine Pause. Die Männer schnauften. Salomon scheucht die Stille auf: „Was gibt es da noch viel zu diskutieren. Die Partei verlangt es. Ran an die Arbeit.“

Ingenieur Bertram meldete sich. „Ich bin noch nicht überzeugt. Ich bitte vielmals um Entschuldigung. Viel Aufwand und wenig Nutzen, so will mir zunächst scheinen. Ich möchte versuchen, meine Behauptung zu beweisen.“ Jeder wartete auf die Zahlenkolonnen, die der Technologe nach solchen Einleitungen stets aufzustellen pflegte. Sie kamen prompt. Salomon und auch Hanna Gossert seufzten hörbar, drehten gelangweilt die Augen zur Decke. „Lassen wir Schkona zwei, wo ja noch das Gelände erschlossen wird, außer Betracht, umfaßt unsere Baustelle 21 Objekte, größere und kleinere. Darüberhinaus, nehmen wir die Oktoberabrechnung zur Grundlage, 729 Produktionsarbeiter verteilt, und zwar 257 Maurer, 218 Zimmerleute, 81 Mann Schwarzes Personal, genau 70

Eisenflechter und 103 Transportarbeiter und sonstige. Niemand wird wohl meinen, daß hiervon auch nur eine einzige Brigade, ein einziger Mann tatenlos umherstünde, überzählig sei! Im Gegenteil. Wie wir alle wissen, macht uns überdies noch die Fluktuation arg zu schaffen, gerade Zimmerleute und Maurer kommen und gehen, wie es ihnen gefällt. 221 Arbeitskräfte fehlen uns, unser Plan ist mit 950 veranschlagt ..."

Trotz des Widerspruchs dachte Horrath amüsiert: Es ist nicht zu fassen, wie er das alles im Kopf behält; jede Zahl könnte man nachprüfen, man stieße höchstens auf falsche Angaben in der Statistik. Er blickte sich um. Salomon zappelte vor Ungeduld. Waldemar Prokoff hockte in seiner Ecke, hüstelte, lauschte wie immer. Er ließ sich nie ein Wort entgehen, als sei es jedesmal sein letztes, das er vernahm. Er mußte eine unbändige Achtung vor der menschlichen Sprache haben. Er hörte jedem zu und redete selbst nur selten.

Bertram fuhr fort: „Wollten wir demzufolge dreischichtig bauen, ohne eine Erweiterung des Arbeitskräfteplans, was ja wohl Bedingung ist, dann müßten wir doch, um die einzelnen Schichten besetzen zu können, von diesem oder jenem Objekt Brigaden abziehen. Das heißt, wenn wir einmal vom Salzkohlekraftwerk ausgehen, unserem wohl größten Projekt, an dem wir ja Gott sei Dank wieder vorankommen, es müßten dort statt der 86 Kollegen, die gegenwärtig an ihm beschäftigt sind, dreimal soviel, 258 arbeiten. Wo aber die restlichen 172 hernehmen? Von anderen Objekten, nicht wahr? Natürlich könnten wir durch das Dreischichtensystem die Bauzeit auf ein Drittel verkürzen. Wir müßten jedoch in derselben Zeit zwei andere Vorhaben in der Größe des Salzkohlekraftwerkes lahmlegen, könnten an ihnen nur weiterbauen, wenn, besagtes Objekt abgeschlossen wäre. Herausspränge dabei, wie wir sehen, gar nichts. Zahlen, liebe Genossen, sind unbestechlich.“ Er rang nach Atem.

Horrath fragte: „Fertig?“

Bertram sagte: „Quod erat demonstrandum.“

Überlegen, ein wenig schulmeisterlich sogar, korrigierte Trutmann: „Ihre Zahlen, lieber Bertram, sind dennoch nicht ganz unbestechlich. Sie haben nämlich eins vergessen. Nachts läßt sich nur unter weit schwierigeren Umständen bauen als tagsüber. Sie können sich doch wohl denken, daß dadurch auch die Leistungen geschmälert werden.“

Bertram glaubte sich angegriffen, was der Oberbauleiter gar nicht beabsichtigt hatte, und verteidigte sich hastig: „Das kommt hinzu. Das geht nicht ab.“

Trutmann beschwichtigte: „Aber selbstverständlich. Nichts gegen Ihre Rechnung.“

Hermann Kant

* 14. Juli 1926 Hamburg

Lebt in Prälank bei Neustrelitz in Mecklenburg. Am Ende des Zweiten Weltkrieges zum Kriegsdienst eingezogen und geriet in sowjetische und polnische Gefangenschaft. Nach dem Krieg Studium der Germanistik und Promotion in Ost-Berlin. Als Schriftsteller debütierte er 1962 mit dem Erzählband *Ein bisschen Südsee*. Erfolg in Ost- und West-Deutschland durch den Roman *Die Aula*, in dem mit modernen Erzähltechniken (Rückblende, Zeit- und Perspektivenwechsel) der Aufbau der DDR mit Ironie und Satire geschildert wird. Die Frage der Schuld des Einzelnen an den NS-Kriegsverbrechen steht im Zentrum des Romans *Der Aufenthalt* (1977), der 1983 in der DDR verfilmt wurde. Auch Autor von Drehbüchern und Szenarien. SED-Parteiliedmitgliedschaft, Präsident des Schriftstellerverbandes von 1978 bis 1990. Nach 1990 Aufdeckung seiner Tätigkeit als informeller Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit. Autobiographisch geprägte Werke in den Jahren nach 1989/1990 u.a.: *Abspann* (1991), *Okarina* (2002), *Kino* (2005), *Die Kennung* (2010). Preise u.a.: Heinrich-Heine-Preis der DDR (1962), Heinrich-Mann-Preis (1967), Nationalpreis der DDR (1973, 1983), Orden der Völkerfreundschaft des Obersten Sowjets der UdSSR (1986).

DIE AULA

Da sitzt einer über seiner Schreibmaschine, raucht zuviel, bläst Staub von den Tasten, beißt in einen Apfel und denkt an Schiller dabei, starrt auf das leere Papier und dann auf die Uhr, kratzt an dem verklebten kleinen a herum, bis es wieder sauber ist, hat schon wieder eine Zigarette in Brand und nennt das alles Arbeit.

Er lauert auf einen Gedanken.

Der Gedanke steckt den Kopf um die Ecke, zögert noch, zögert lange, aber endlich kommt er näher.

Er kommt!

Macht er noch einen einzigen Schritt, einen winzigen Schritt, dann schnappt die Falle zu, dann ist er ausgedacht, und ein Mann schlägt ihn ans Papier.

Robert Iswall wartete an diesem Morgen fast zwei Stunden auf die erste Beute. Er war nicht ungeduldig, aber als er den Gedanken kommen hörte, war er doch froh. Der Anfang war immer das schwerste, und hier kam nun der Anfang.

Dann läutete es an der Tür. Auf dem Läufer im Korridor lag ein gelbes Kuvert mit einem roten Posthorn darauf, einem Posthorn mit Blitzen an Stelle der Troddel.

Robert Iswall mochte keine Telegramme. Er konnte sich kaum an eines mit angenehmem Inhalt erinnern. Störender Besuch, böse Mahnungen, jäher Tod – das reiste per Depesche und erschreckte.

Robert las:

MIT AUSLAUFEN SEMESTER SCHLIESSUNG ABF VORGESEHEN STOP
ABSCHLUSSFEIER GEPLANT STOP KANNST DU REDE HALTEN STOP
MEIBAUM STOP DIREKTOR.

Das war Meibaum. Mitten im Winter ein Telegramm, weil am Semesterende eine Rede gehalten werden mußte – in einem halben Jahr. Nur keine gemütlichen Briefe; immer dringlich, das wirkt.

Mit Auslaufen Semester. Jochen Meibaum glaubte sicher, Robert Iswall werde sich nun das ganze Frühjahr hindurch bis in den tiefen Sommer damit herumplagen, eine Rede zu bauen, auf daß die Abschußfeier auch ja in die richtige Länge komme.

Man müßte das einmal machen, dachte Robert, wenn man nur die Zeit dazu hätte, und wenn die anderen dir dann auch die Zeit gäben, das Ding zu verlesen. Er malte sich aus, wie das wäre: Er hinter einem festlich geschmückten Katheder über einem mehrbändigen Manuskript voller Sätzen, wie „Bevor ich nun meine einleitenden Bemerkungen abschließe und mich dem ersten Hauptpunkte zuwende, will ich den eben erwähnten Ausführungen Pestalozzis über die Persönlichkeit noch wenige Fußnoten hinzufügen ...“

Er sah die Aula vor sich und in den ersten Reihen auf vergoldeten Stühlen die Würdenträger der Universität, die Magnifizenz und die Spectabiles, in satt leuchtenden Talaren und mit güldenen Ketten um den Hals und die Baretts auf den Knien oder schon unter den Füßen und die Augen in den faltigen Gesichtern zwischen Schlaf und Hoheit, und er hörte sich dröhnen: „Hier, in diesem erhabenen Saale mit seinem spätbarocken Glanz, in diesem Meisterwerke des Mathematikprofessors Andreas Mayer, in diesem Räume, einem der selten gewordenen architektonischen Schaustücke des einstmals so reichen hansischen Nordens, in diesen kunstreich verzierten Mauern, in welchen sich – und ich zitieren den gelehrten Bibliothecarius Dähnert – in welchen sich die Brustbilder der vier glorwürdigen Herzoge Wartislaw des IX., der die Akademie gestiftet; Philip des I., der sie aus ihrem Verfall wieder emporgebracht; Ernst Ludwigs, der das vorige Collegium erbautet, und Bogislaw des XIV., dessen milder Dotation die Akademie ihren Wolstand zu danken hat, befinden“, hier, in der vormaligen Bibliothek und heutigen Aula, hier war es ...“

Ja, was war hier? War in diesem Saal mit der Puttgalerie jemals etwas geschehen, von dem zu sprechen lohnte in der von Meibaum gewünschten Rede, etwas, das einen Zusammenhang herstellte zwischen dem kostspieligen Stolz der Herzöge von Pommern-Wolgast und der Tatsache, daß mit Auslaufen Semester Schließung ABF vorgesehen war?

Robert erinnerte sich nur, daß er wegen des mathematischen Baukunststücks des Herrn Mayer beinahe wieder fortgelaufen wäre aus der alten Universitätsstadt, noch vor der ersten Stunde Unterrichts.

Trullesand hatte das Universitätsgebäude betrachtet und gesagt: „Sieht aus wie ein Schloß, von dem wir das Dach repariert haben. Ist aber größer. Sollten wir mal besichtigen.“

Sie waren eine breite Treppe hinaufgeschlichen und hatten vor der Tür, auf der in verschnörkelten Buchstaben „Aula“ stand, eine Weile gezögert. Trullesand hatte das Wort auseinandergenommen: „Aula. Kenn ich nicht. Aule kenn ich.“ Aber drinnen hatte er nur erschrocken gesungen: „Vvater, die Scheuheune brennt!“

Robert wollte gleich wieder gehen. „Die haben sich geirrt“, sagte er, „die haben gesagt, Arbeiter-und-Bauern-Fakultät, und nun sieh dir das an. Hier kannst du doch nur mit einem Pferd reinreiten, Steigbügel aus Gold, und da vorne auf dem Thron sitzt die Königin und schmeißt mit Rosen nach dir.“

Trullesand gefiel das. „Und denn linst du ihr von oben, von dein Roß, in den Ausschnitt, und denn wird dir schwindlig, und die Knappen fangen dich auf und geben dir Neckar zu saufen, weil sie auf so was vorbereitet sind.“

„Nektar“, sagte Robert, „und nun komm bloß weg hier, dies ist ein Irrtum, mit diesem Palast können wir nicht gemeint sein.“

Sie hatten sich dünnes Bier gekauft und überlegt, ob es nicht das beste wäre, wieder nach Hause zu fahren, und nur die Angst, die sie einander gestanden hatten, vor dem Gelächter daheim, hatte sie gehalten, und noch etwas anderes, Trullesand hatte es aus-

gesprochen: „Ich stell mir gerade vor, wie das wäre, wir beide da rein, hauen denen aufs Kreuz, gestatten, gestatten, Iswall und Trullesand, Elektriker und Zimmermann, und du fragst die Königin, ob sie Zeit hat ins Kino, Matrosen von Kronstadt, na ...?“

So mochte es gehen, als Sturm auf das Winterpalais, mit Bajonett und viel Hurra. Sie sahen sich beide auf den Spitzen eines in seinen Angeln kreischenden riesigen Tores, sie hatten Patronengurte kreuzweise um die Brust geschlungen und von ihren Matrosenmützen flatterten rote Bänder. So mochte es gehen, aber nur so, im Sturm.

Robert Iswall fragte sich, ob man das sagen könnte in Meibaums Rede. Sicher konnte man es sagen, aber keiner würde es verstehen. Die älteren Herren würden verstört zu einem heraufblinzeln, und die Studenten würden meinen, alle diese bebrillten Knaben aus der Gründerzeit seien einem heroisierenden Romantizismus verfallen. Robert gab ihnen recht; er selbst konnte diese Reden „Als wir noch in Holzpantoffeln herumliefen“ nicht hören. Es war immer, als ob sich einer brüstete, er mache nun schon lange nicht mehr in die Hosen, aber schön, schön sei es gewesen, damals, als er es getan, schön und schwer, und vor allem letzteres sollten die nicht vergessen, die heutzutage dank der Anstrengungen ihrer Vorgänger gleichsam stubenrein auf die Welt kämen. Reden dieser Art waren Alterserscheinungen, persönliche oder die von Generationen, und Ansporn gaben sie nicht.

Dieses Urteil war ungerecht, Robert spürte es; es war theatralisch wie Brückenverbrennen und genauso gefährlich. Man konnte keine Zukunft haben ohne Vergangenheit; das war eine Binsenwahrheit und bedurfte keiner Diskussion. Es lief immer auf das Wie hinaus: Wie sollte man von der Vergangenheit sprechen vor Leuten, für die sie Vorvergangenheit war? Sollte man etwa nur von den Lichtpunkten reden, vom Glanz, der ja auch immer dagewesen war?

Da brauchte man nur die schwärmerischen Auslassungen über den Prachtbau des Andreas Mayer mit der Schilderung eines Ereignisses fortzusetzen, an das man ohne gerührten Stolz nicht denken konnte: „... hier war es, da einer von uns auf einen Schild gehoben wurde, der unkriegerisch wie nur einer war und doch durch tausend Schlachten getragen!“

So mußte man wirklich mal sprechen. Aber hatten sie ihn nicht tatsächlich, wenn auch nicht auf einen Schild, so doch auf die Schultern gehoben und in die Luft geworfen vor den Brustbildern der vier glorwürdigen Herzoge, vor den Augen Seiner Magnifizenz und der Abgesandten des Staates, so hoch in die Luft geworfen, daß er nachher hatte behaupten können, er habe sich Auge in Auge mit einem der lackierten Posaunenengel auf der Empore befunden und ihm die Zunge herausgestreckt? Ja doch, und all die Feierlichkeit, die eben bei der Rede des Direktors noch den Raum durchwabert hatte und zu der selbst Bogislaf und Wartislaf hätten ja sagen können, war dahin gewesen, als sie ihn durch die Luft hatten fliegen lassen, mit verrutschter Brille und mit der Buchprämie in den Armen, Goethe und Shakespeare aus dem Verlag Philipp Reclam jun. zu Leipzig, vierzehn Bände insgesamt.

Das konnte man erzählen, aber es roch nach Angeberei, und außerdem würde es Meibaum nicht gefallen, denn sie waren inzwischen sparsamer mit den Prämien geworden, und es würde Jochen Meibaum gar nichts nützen, wenn er sagte, das mit Iswall damals sei eine Ausnahme gewesen.

Aber vielleicht sollte man es doch erzählen, und wenn es nur der Lese geschichten wegen war. Die paßten in jede Feier dieser Art. „Mit den Klassikerbänden war es seltsam“, könnte man sagen, „ich hatte beide Ausgaben nämlich schon einmal gelesen, Shakespeare in der Gefangenschaft und Goethe unendlich weit davor. Einmal, in der Gefan-

genschaft, habe ich in einem Lebensmittelkonsum gearbeitet. Ich mußte Heringsfässer öffnen, Zuckersäcke stapeln und die Tüten für den Verkauf vorbereiten, Mehl, Salz, Graupen, Erbsen, ein Kilo, zwei Kilo. Nach einiger Übung brauchten die Tüten gar nicht mehr auf die Waage, ein Griff, und es stimmte. Ich glaube, dieses Maßgefühl ist etwas Physiologisches, vielleicht ein bedingter Reflex, aber das weiß ich nicht. Im Keller lagen sechs große Kisten mit Büchern. Vier Kisten habe ich durchgelesen, immer von oben runter. In einer waren die Shakespearebände. Es war meine erste Begegnung mit Falstaff und Hamlet und den blutigen Königen. Die Bücherkisten standen zwischen anderen, in denen amerikanischer Speck und spanischer Wein und griechische Backpflaumen waren, Spenden der UNNRA für das ausgebrannte Polen, und ich will nicht sagen, daß ich Speck und Wein unberührt gelassen habe, aber das wichtigste in diesem Keller waren doch die Bücher. Jeden Abend schmuggelte ich einen Band in die Gefängniszelle, in der ich damals untergebracht war, und wenn der Schließer zur Zellenrevision kam, hatte er immer zwei Kalfaktoren mit einer Maurertrage dabei, für Iswalls Bücher. Ich las in der ständigen Sorge, der Revisor könnte einmal kommen, bevor ich mit einer Sache zu Ende war, aber das ist mir nur einmal, mit Richard dem Dritten, passiert; es hat an die fünf Jahre gedauert, bis ich die vierte Szene des fünften Akts nachholen konnte.

Mit Goethe bin ich schon in meiner Lehrzeit bekannt geworden. Ich lernte Elektriker, wer von euch Elektriker ist, der hat bestimmt auch schon einmal in einem Haus arbeiten müssen, in dem es entsetzlich schmutzig war. Aber ich glaube, eine so schmutzige Wohnung wie die, in der ich auf Goethe stieß, gibt es nicht wieder. Jedenfalls scheue ich die Vorstellung, daß es so etwas zweimal geben könnte. Es war barbarisch, und ich streikte. Ich setzte mich auf die Trittleiter und wartete auf meinen Meister. Von der Leiter aus sah ich auf einem Schrank den von Staub gerundeten Umriss eines Bücherstapels. Ich habe einen Band von Spinnweben befreit, und am Abend hatte ich den Faust, den ersten Teil, gelesen. Der Wohnungsinhaber war ein armer Hund, ein Buchhalter mit höherer Schulbildung. Er hatte die älteste Tochter seines Chefs geheiratet, und er erzählte mir, sie hätte seit ihrer Hochzeit keinen Finger krumm gemacht. Sie waren an die zwanzig Jahre verheiratet. Der Buchhalter hat am Abend mit mir über den Faust diskutiert, genauer gesagt, er hat sich redlich mit meinen naiven Fragen geplagt, denn mich interessierte zunächst, wie sie es denn im Theater mit dem Himmel machen oder mit dem Faß in Auerbachs Keller, aber das Lesen und das Gespräch haben genügt, um mich neugierig auf eine Welt zu machen, von der ich bis dahin kaum gewußt hatte, daß es sie gab."

Robert gefiel das Redestück, das er sich da ausgedacht hatte; er war nur nicht sicher, ob es als passend empfunden werden würde, denn wenn es auch herkömmlich war, in Abschlußreden von Goethe und Shakespeare zu sprechen, so wohl doch nicht auf diese Art. Nur sehr alte oder sehr erfolgreiche Leute konnten sich einen so subjektiven öffentlichen Umgang mit der Vergangenheit und mit sich selbst leisten. Lebenserinnerungen eines jungen Mannes – das hatte etwas Komisches und Fürwitziges; zur Jugend gehörten Wunsch, Erwartung und Plan und nicht die Bilanz.

Das ist ja Unsinn, dachte Robert, wer spricht denn von Bilanz; ich denke doch nur an ein paar Geschichten, die ich erzählen könnte. Ich erzähle sie doch sonst auch, und niemand findet etwas dabei. Allerdings, da ist ein Unterschied: Wenn ich zu einem Freund sage: Du, als ich damals ..., dann wird er mir zuhören, ich bin ja sein Freund, ich gehöre zu ihm, ich bin etwas von ihm; aber was ist, wenn ich zu Fremden spreche? Denen muß ich mit Geschichten kommen, nicht mit mir, und die Geschichten müssen so sein, daß sie ebenso interessierten, würden sie von einem anderen erzählt.

Schön, sehr schön, nur, wie hält man die Sachen von allgemeinem und objektivem Interesse und diese persönlichen Memoirenkringel auseinander? Man müßte eine Maschine haben, ein Typometer, so einen Apparat mit Kybernetik, mit Mikrophon und einer Skala: links rot für das Typische, also Erzählenswürdige, und rechts blau für den individualistischen Abfall. Man setzt sich vor das Mikrophon und trägt die Sache vor, und wenn man fertig ist, schnurrt und knattert es eine Weile im Kasten, denn die Maschine hat ja einiges zu berücksichtigen, Zeit und Ort der Handlung, allgemeine Lage, besondere Lage und die neuesten Forschungsergebnisse, und schließlich schlägt der Zeiger aus, mitten ins Blaue, und man kann die Geschichte wegwerfen.

Robert Iswall tippte sich sacht gegen die Stirn und spannte einen Bogen in seine Schreibmaschine. Hier hast du dein Typometer, da das Papier und hier deinen Kopf, etwas anderes wird vorerst nicht geliefert. Wo waren wir stehengeblieben? Aha, bei den Büchergeschichten, aber davon gibt es noch mehr, die mit Margaret Mitchell und dem „Buch des Grauens“ zum Beispiel. Niemand, da kannst du sicher sein, hat „Vom Winde verweht“ so gelesen wie du, und das „Buch des Grauens“ auch nicht.

Robert wußte noch den Anfang des tausendseitigen Romans aus dem amerikanischen Bürgerkrieg: „Scarlett O’Hara war nicht eigentlich schön zu nennen“, und vor allem erinnerte er sich an das Gewicht des Buches. Er hatte es im Stehen gelesen, vom fröhlichen Anfang bis zum tränenfeuchten Ende. Er hatte auf einem Schemel gestanden, unter der einzigen, schwachen Glühbirne, die nachts in der großen Lagerbaracke brannte. Am Tage war an das Buch nicht heranzukommen, da lasen es die Köche, die Schuster und die Frisöre. Aber nachts, bitte schön, Hauptsache, es war am Morgen wieder da. Robert arbeitete damals auf einer Sandbank in der Weichsel. Er mußte Flußkies in einen Schleppkahn schaufeln, und er tat es halb im Schlaf. Mehr als einmal nahm er sich vor, in der kommenden Nacht auf die anstrengende Lektüre zu verzichten, und doch kletterte er, wenn die großen Lampen verloschen, auf den Schemel unter dem Kontrolllicht und warf sich in das Schlachtengetümmel zwischen Nord und Süd.

Das „Buch des Grauens“ hatte er auch nachts gelesen, schon im ersten Lagerjahr. Es war das Jahr des Schmutzes und der Seuchen. Typhus und Lungenentzündungen, der Hunger und der Dreck schafften, was Kugeln und Brand nicht geschafft hatten, und die Krätze, die auch im Lager umging, war ein kleiner Fisch. Tausende hatten sie, für den Sanitätsdienst war es eine Routinesache, und auch Robert Iswall fand nichts dabei, als es ihn erwischte. Es gab schlimmere Dinge. Der Sanitäter, an den Robert geriet, hielt seine Krankheit für ein schlimmeres Ding. Wofür er sie gehalten hatte, merkte Robert erst, als er sich in einem Sonderbau wiederfand, in dem einige hundert blessierte Ritter in kollektivem Zorn ihrer letzten Damenbekanntschaften gedachten. Robert ertete böses Gelächter, als er auf die Frage seines Pritschennachbarn bekanntgab, er habe die Krätze. Sein Nachbar schlug ihm den Ellenbogen in den Bauch und brüllte begeistert: „Denkste, Kleiner, denkste!“

Robert floh die gefährliche Nachbarschaft der Pritsche und legte sich hinter der Baracke in den Sand. Als für die Nacht ein Feuerwächter gesucht wurde, meldete er sich. Auf dem Tisch des Wächters blakte eine Petroleumlampe, und daneben lag das „Buch des Grauens“, an dem sich über Tag der Sanitäter ergötzte.

Robert schützte seine Finger beim Umblättern mit dem Zipfel seiner Drillichjacke und las eine Geschichte von einem orientalischen Prinzen, der seinem gefangenen Rivalen eine lebende Ratte in den Bauch nähen ließ.

Die Haare hätten sich Robert auch dann gesträubt, wenn er mit solcher Lektüre in einem Schaukelstuhl auf einer sonnenbeschienenen Terrasse gesessen hätte, aber er war ein

eingesperrter Feuerwächter vor einem flackernden Petroleumlicht in einem niedrigen Verschlag, in dem es nach nur medizinisch Sagbarem stank und in dem hundert vergiftete Männer fieberten und delirierten. Einige packte in der Dunkelheit das Trema, sie keuchten und wimmerten, bis ihnen einer auf die Zähne schlug. Aus einer der Höhlen kam ein älterer Mann auf den Knien zu Robert gerutscht und verlangte, er solle mit ihm beten. Er hielt das „Buch des Grauens“ für die Bibel, und er wollte es küssen. Er wollte auch Robert küssen, und Robert wußte sich nicht anders zu helfen, als ihm die Horrorsammlung über den Kopf zu schlagen. Am nächsten Tag wurde Robert von einer Ärztekommision erlöst.

Der Gedanke, darüber in einer Absolventenfeier zu reden, war absurd, das herauszufinden, bedurfte es keines Typometers. Das konnte man gerade noch unter Freunden, mit einer Flasche Wodka am Tischbein, aussprechen, und da mußte die Flasche auch schon halb leer sein.

Und „Vom Winde verweht“ war genauso unmöglich. Oh, die Geschichte, die Geschichte an sich, war nicht schlecht. Junger verführter Deutscher hinter Stacheldraht wird vom Wunder der Literatur gepackt und vom Bildungshunger, liest nächtelang stehend ein kiloschweres Buch, auch wenn die Augen dabei draufgehn – das wäre schon was, das hat etwas vom Spiritus litteraris, das könnte befeuern und der musischen Erziehung dienlich sein. Könnte. Nur hätte es ein anderes Buch sein müssen und nicht dieser Trauergesang auf den Untergang des Südstaatenfeudalismus. Scarlett O'Hara hatte „grüne Augen ohne eine Spur von Braun darin“ und rote Haare? Reizend, aber war sie nicht die Tochter von sklavenhalterischen Gutsbesitzern und also ein Schmarotzerchen?

Nein, das paßte nicht in Meibaums Feier für die letzten Absolventen einer Arbeiter- und Bauern-Fakultät. Ja, wenn es nicht „Vom Winde verweht“ gewesen wäre, sondern „Der Sturm“ von Ilja Ehrenburg oder sonst etwas mit einer progressiven Luftbewegung, dann sähe die Sache ganz anders aus, dann ... aber so, nein, Genosse!

Robert Iswall sah schon, daß Meibaums frühzeitige Voranmeldung gar nicht so abwegig war; nur das Telegramm war eine der bekannten Überspitzungen des Direktors. Und selbstverständlich würde man trotz der jetzt schon absehbaren Schwierigkeiten kein halbes Jahr für diese Rede benötigen; es würde genügen, vorerst hin und wieder an sie zu denken. Schreiben mußte man sie, das war Ehrensache, und anständig mußte sie auch werden. Also hatte man nun ein lästiges Nebending mehr, die Abneigung gegen Telegramme war eben kein bloßer Tick.

Robert heftete das Papier mit den Telegrafestreifen an die Bastmatte, die er auf die Wand neben seinem Arbeitsplatz genagelt hatte. Unter dem Bild von Hemingway war zwischen dem Zettel „Sparkasse. Dauerauftrag Lichtgeld erteilen. Endlich!“ und einer Postkarte aus Kamerun noch Platz. Hemingway! Das sollte Meibaum wissen: sein Telegramm unter Hemingway, das wäre für ihn so etwas wie ideologische Koexistenz, und die gab es nicht.

Die Bastmatte hing voller Mahnungen: „Gutachten Eule bis 12.“ – „Um Garage kümmern“ – „Wann gehst Du mit dem Knaben zum Schularzt? Deine Frau“ – „Mit W. Amourenkram klären! Bis Leitungssitzung!“ – „Herr Iswall. Einer hat telefoniert die Maschine ist fertig. Hochachtungsvoll Frau Seiter.“

Es hing da auch eine Wäscheklammer aus imitiertem Teakholz, auf der „Eilt sehr“ stand, aber nur ein einziger Zettel mit einer Telefonnummer klemmte darin, und der Anruf war längst erledigt. Die Matte war besser, viel übersichtlicher, allerdings nicht nur für ihn. Seine Frau war nicht neugierig, wie sie versicherte, und sie mischte sich auch nicht in seine Angelegenheiten, wie sie ebenfalls versicherte, aber was er für einen Amourenkram zu klären habe und wer W. sei, interessierte sie doch.

„Kaderfragen“, sagte er dann, „nichts für dich, und W. kennst du nicht, hoffe ich. Der Junge geht ran, und ich soll ihm den Kopf waschen, Beschluß der Leitung.“

„Schade“, sagte seine Frau, „daß das Sprichwort in diesem Zusammenhang so verhänglich klingt, sonst hätte ich gesagt: Da haben sie aber mal wieder einen zum Gärtner gemacht!“

Wenn man keinen Beruf hätte, wäre das alles ohne viel Anstrengung zu bewältigen gewesen. Aber so: „Mensch, Journalist, das ist so schon ein Luftgeschäft, und nun noch freischaffend. Junge, Junge, deine Zeit möchte ich einmal haben! Also, übernimmst du die Aufgabe?“

Meistens übernahm er sie; hier eine Versammlung, dort eine Funktion, da eine Aussprache und dann und wann eine Rede.

Die nächste war nun mit Auslaufen Semester fällig, und das war das Angenehme an ihr, etwas, das sie auffällig abhob von den gewöhnlichen Aufträgen, deren Mahnzeichen an der Bastmatte steckten: daß sie zwar mit der üblichen Eile und Dringlichkeit bestellt worden war, aber beruhigend weit, ja ungeheuer fern im Felde lag.

Lyrik

Johannes Bobrowski

* 9. April 1917 Tilsit in Ostpreußen + 2. September 1965 Ost-Berlin

Wurde als Sohn eines Eisenbahnangestellten geboren. Nach dem Besuch des humanistischen Gymnasiums in Königsberg nahm er 1937 das Studium der Kunstgeschichte in Berlin auf. Teilnahme am Zweiten Weltkrieg (Polen, Frankreich, Sowjetunion) in einem Nachrichtenregiment. Von 1945 bis 1949 Kriegsgefangenschaft in der SU, u.a. Arbeit in einem Kohlebergbau. Nach der Rückkehr in die DDR arbeitete er als Lektor u.a. im christlichen Union-Verlag. 1962 erhielt er den Preis der „Gruppe 47“, sein Tod erfolgte in der vollen Blüte seiner Schaffenskraft. Werke u.a.: *Mäusefest und andere Erzählungen* (1965), *Litauische Claviere*, Roman (1966), *Wetterzeichen*, Gedichte (1967), *Der Mahner*, Erzählungen und andere Prosa aus dem Nachlass (1968), *Gesammelte Werke in sechs Bänden* (1998-1999).

KLOSTER BEI NOWGOROD

Strom, schwer,
den die Lüfte umdrängen, alt,
Geister der tiefen
Ebene, redend im Regen
uferhinab. Der Hecht
steht unterm Schilf.

An dem weißen Gemäuer
Glockenschläge Licht,
über die Dächer sinkend
das Hungertuch Nacht, von verstummten
Vögeln durchstürzt.

Türen, leer, der steinerne
Pfad, auf verwachsener Stufe
der Greis mit dem weißen Scheitel,
wenn Gesang im ertönenden Bogen
aufsteht, Wind tritt ins erzene
Tor, silberner steigt,
flossenstarrend
der Hecht aus dem Grund.

SCHATTENLAND

Die Raschelstimmen,
Blätter, Vögel, drei Wege
kam ich
vor einem großen Schnee.
Auf dem Ufer, Grannen und Kletten
im Ringelhaar, mit ihren Hunden
Ragana schrie nach dem Führmann, im Wasser
stand er, mitten im Fluß.

Einmal
folgend den Nebeln,
über die Senke mit goldenen Flügeln
zogen die Trappen, sie setzten
auf die Gräser den hornigen Fuß,
Licht flog, der Tag ihnen nach.

Kalt. Auf der Spitze des Grashalms
die Leere weiß
bis an den Himmel. Der Baum
aber alt, dort ist
ein Ufer, Nebel mit dünnen
Gelenken gehn auf dem Fluß.

Finsternis, wer hier lebt,
spricht mit des Vogels Stimme.
Ausgefahren sind
Windlichter über den Wäldern.
Kein Atem hat sie bewegt.

SPRACHE

Der Baum
größer als die Nacht
mit dem Atem der Talseen
mit dem Geflüster über
der Stille

Die Steine
unter dem Fuß
die leuchtenden Adern
lange im Staub
für ewig

Sprache
abgehetzt
mit dem müden Mund
auf dem endlosen Weg
zum Hause des Nachbarn

Wulf Kirsten

* 21. Juni 1934 Klipphausen bei Meißen

Er lebt in Weimar. Er war zuerst als Handelskaufmann und Buchhalter tätig. Nachtraglich Abitur und Studium der Pädagogik für Deutsch und Russisch in Leipzig. Arbeit als Lehrer, dann als Lektor im Aufbau-Verlag in Weimar. Er gehörte der sog. Sächsischen Dichterschule an. Debüt als Schriftsteller mit der Gedichtsammlung „Poesiealbum 4“ (1968). Kirstens Naturlyrik erkundet, entdeckt und reflektiert Landschaften und entschlüsselt sie als Sinnbilder menschlicher und zivilisatorischer Praxis. Lyrikbände: *Der Satzanfang* (1970), *Ziegelbrennersprache* (1975), *Die Erde bei Meißen* (1986), *Stimmenschotter* (1993) und *Wetterschutz* (1999), *erdlebenbilder. gedichte aus 50 Jahren. 1954-2004* (2004). Prosa u.a.: *Die Schlacht bei Kesselsdorf/Kleewunsch* (1984), *Winterfreuden* (1987), *Textur, Reden und Aufsätze* (1998), *Die Prinzessinnen im Krautgarten* (2000), *Brückengang – Reden und Essays* (2009). Als Herausgeber u.a.: *Vor meinen Augen, hinter sieben Bergen. Gedichte vom Reisen. Eine Anthologie* (1977) und *Umkränzt von grünen Hügeln ... Thüringen im Gedicht* (2004) sowie die Buchreihen *Thüringen-Bibliothek* (1997-2000) und *Edition Muschelkalk* (2000-2001). Ehrendoktorwürde der Friedrich-Schiller-Universität Jena (2003).

WAHRGENOMMEN

der schnecke spur ein toter käferleib
des windes laut ein büschel gras
das amsellied mein zeitvertreib
der spinne netz ein splitter flaschenglas

ein morsches reis und eine gelbe blume
ein mückenstich ein mauseloch
ein sonnenstrahl auf kümmerlicher krume
ein maulwurf der zum lichte kroch

ein habichtschrei gell überm bruch
der grillenchor rühmt tauben ort
von strauch und kraut strömt herbgeruch
»vernommen« hieß des augenblickes wort

WOHNEN

unter vergilbten zeitungen vergraben
 wie im eismeer verschollen
 beschäftigt vergessen zu üben
 fremd noch ein auge dem andern
 in einem gesicht

Reiner Kunze

* 16. Oktober 1933 Oelsnitz In Erzgebirge

Er lebt in Erlau bei Passau. Nach dem Studium der Philosophie und Journalistik und dem Abbruch seiner wissenschaftlicher Tätigkeit in Leipzig arbeitete er gelegentlich im Maschinenbau. 1953 erschienen in der Zeitschrift „neue deutsche literatur“ seine ersten durch den sozialistischen Realismus geprägten Gedichte. Zunehmende Distanz zu den ideologischen Richtlinien der SED. Über seine Ehefrau, Elisabeth Littnerova, Kontakt zu tschechischen Künstlern und Übersetzung einiger Werke aus dem Tschechischen. Aus Protest gegen den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei 1968 Austritt aus der SED. Nach dem Erscheinen von *Die wunderbaren Jahre* in der BRD Ausschluss aus dem Schriftstellerverband der DDR und Publikationsverbot, 1977 Übersiedlung in die BRD. Dasselbst Drehbuchautor der Verfilmung (1979) und der Bühnen-Inszenierung seines Buches *Die wunderbaren Jahre*. Werke u.a.: *Zimmerlautstärke* (1972), *Auf eigene Hoffnung* (1981), *eines jeden einziges leben* 1986; *Wohin der Schlaf sich schlafen legt. Gedichte für Kinder* (1991), *ein tag auf dieser erde* (1998). Prosa u.a.: *Die wunderbaren Jahre* (1976, Film 1979), *Wo Freiheit ist ...* (Gespräche 1977-1993, 1994)

IKARUS

Es sind ein paar Federn geblieben
 nach seinem tiefen Sturz.
 Höhenflüge dauern eben kurz
 und werden zur Warnung beschrieben
 gegen Übermütigkeiten. Doch die Geschichte
 behält Gestalten des Scheiterns im Sinn.
 In Clios Hauptbuch verzeichnet Gewinn
 die dürftigsten Berichte.
 Der Untergang als letzter Akt
 ist dem Vergessen entzogen.
 Und steigt aus des Alltags Katarakt
 wie ein seltsamer Regenbogen.

Peter Huchel

* 3. April 1903 in Lichterfelde bei Berlin, heute Berlin-Lichterfelde + 30. April 1981
Staufen

Er studierte Philosophie und Literaturwissenschaft in Berlin und Freiburg. Er debütierte mit Gedichten in den 1920er Jahren, von 1934 bis 1940 war er als Hörspielautor und Mitarbeiter des Rundfunks tätig. Ab 1941 im Krieg, nach der Rückkehr aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft arbeitete er beim Radiosender der DDR. Ab 1949 Chefredakteur der Zeitschrift „Sinn und Form“. Da sein Kunstverständnis nicht der marxistischen Doktrin entsprach, wurde er von der offiziellen Seite immer mehr angegriffen und schließlich 1962 zum Rücktritt gezwungen. Bis zu seiner Ausreise 1971 in die BRD lebte er isoliert und von der Stasi schikaniert. Werke u.a.: *Gedichte* (1948), *Chausseen, Chausseen. Gedichte* (1963), *Die Sternenreue. Gedichte 1925–1947* (1967), *Gezählte Tage. Gedichte* (1972), *Die neunte Stunde. Gedichte* (1979), *Gesammelte Werke. 2 Bände* (1984), *Wegzeichen. Ein Lesebuch* (1999), *Wie soll man da Gedichte schreiben. Briefe 1925–1977* (2000), *Poesiealbum 277: Peter Huchel* (2009).

AN TAUBE OHREN DER GESCHLECHTER

Es war ein Land mit hundert Brunnen.
Nehmt für zwei Wochen Wasser mit.
Der Weg ist leer, der Baum verbrannt.
Die Öde saugt den Atem aus.
Die Stimme wird zu Sand
Und wirbelt hoch und stützt den Himmel
Mit einer Säule, die zerstäubt.

Nach Meilen noch ein toter Fluß.
Die Tage schweifen durch das Röhricht
Und reißen Wolle aus den schwarzen Kerzen.
Und eine Haut aus Grünspan schließt
Das Wasserloch,
Als faule Kupfer dort im Schlamm.

Denk an die Lampe
Im golddurchwirkten Zelt des jungen Afrikanus:
Er ließ ihr Öl nicht länger brennen,
Denn Feuer wütete genug,
Die siebzehn Nächte zu erhellen.

Polybios berichtet von den Tränen,
Die Scipio verbarg im Rauch der Stadt.
Dann schnitt der Pflug
Durch Asche, Bein und Schutt.
Und der es aufschrieb, gab die Klage
An taube Ohren der Geschlechter.

VON DER ANKUNFT ZUM ÜBERGANG (1965-1980)

Maxie Wander

* 3. Januar 1933 Wien + 21. November 1977 Potsdam

Sie wuchs in einem kommunistischen Elternhaus in Wien, im Vorstadtbezirk Hernals auf. Nach dem Abbruch der Ausbildung verschiedene Gelegenheitsarbeiten, u.a. als Sekretärin, Fotografin, Journalistin und Drehbuchautorin. 1957 Übersiedlung mit ihrem Mann, dem österreichischen kommunistisch gesinnten Schriftsteller Fred Wander in die DDR. Mit Ihrem bedeutendsten und viel gelesenen Werk des Genres „Protokoll-literatur“, *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, in dem Frauen ihre authentischen Lebensgeschichten aufs Tonband sprechen, wurde sie in der DDR und auch in der BRD bekannt. Werke u.a.: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband* (1977), posthum *Tagebücher und Briefe* (hg. von Fred Wander, 1979), *Leben wär' eine prima Alternative. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe* (1980, hg. von Fred Wander), *Ein Leben ist nicht genug. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe* (1990, hg. und mit einem Vorwort von Fred Wander).

GUTEN MORGEN, DU SCHÖNE. PROTOKOLLE NACH TONBAND

Ruth B., 22, Serviererin, ledig, ein Kind
Warten auf ein Wunder

Ich glaube, mein Zwiespalt ist der: Ich lebe in einer Zeit, wo vieles schon möglich ist für eine Frau, aber ich bin feige. Ich suche erst Verbündete, damit wir uns gegenseitig stützen können, weil ich allein überhaupt nichts taue. Dieser irre Zwiespalt zwischen den Möglichkeiten und meiner Angst, der bringt mich um. Ich schwindele viel, aber nicht mit Absicht, ich bin einfach gewöhnt, den Leuten was vorzumachen. Laß nur, ich bin auch irre kritisch mir gegenüber. Früher war ich das nicht, früher hab ich mir nicht selber weh getan, nur den andern. Immer wenn es mir schlecht gegangen ist, bin ich aggressiv geworden. Ich geh jetzt in so eine Gruppentherapie, wo man aufhören muß, gescheite Reden zu führen. Das geht nur, wenn die Leute ehrlich zu sich selber sind. Die sagen, ich schwindele mir so viel vor, weil ich das Leben, wie es ist, nicht ertrage, ich gebe mich immer viel mutiger, als ich bin.

Ich jammere sonst nicht, das mußt du mir glauben. Ich spiele allen Leuten vor, was für eine tolle Person ich bin. Bei meinen Kunden im Café bin ich der reinste Müllschluck. Da kommt keiner auf den Gedanken, daß ich auch meine Probleme habe. Alle laden sie bei mir ab. Das halte ich nicht lange durch. Noja, zuerst spiele ich den Clown, den nichts umwirft, aber auf einmal fühle ich mich ... fühle ich mich so fremd unter den Menschen. Manchmal, manchmal setze ich mich in die Straßenbahn oder in ein fremdes Restaurant und mache so ein Gesicht, so eins ... Ich stell mir vor, welchen Ausdruck die Schauspieler in ihr Gesicht legen, wenn sie verzweifelt sind oder traurig. Ich sitze da, es ist ja nicht gespielt, es ist nur, damit jemand es merkt. Aber niemand merkt was. Noja. Wenn ich so bin, so schwach und hilflos, da verachte ich mich. Es gibt doch Menschen, die sind nie unten.

So ein Mensch, der nie unten ist, das ist mein Vater. Der steht wirklich über den Dingen. Ich hab meinen Vater nie wütend gesehn, immer still ... nie Stimmungen. Nun lebt er in der Dichtung ... Ich weiß nicht, ob man das sagen kann. Der lebt mit unwahrscheinlich vielen Büchern zusammen. So wie meine Tante mit ihren Vögeln. Das was er in den Büchern findet, das findet er im Leben nicht, sagt er.

Du mußt mich daran erinnern, daß ich nachher den Kleinen suche. Der treibt sich schon herum, wie ein Mann! Die Nachbarin wollte auf ihn aufpassen, aber die ist ihm auch nicht gewachsen. – Mein Vater? Der lebt im Haus von meiner Mutter. Ich nenn sie sonst nie Mutter, nur dir zuliebe. Er lebt in seinem Zimmer, das ist eigentlich ein Gartenzimmer und ziemlich kalt, aber er lebt da, mit seinen Büchern, und manchmal, da hat er so ein Leuchten im Gesicht ... Was ist, warum schaust du so? Man kann es nicht genauer erklären. Es kommt alles auf das Gefühl an, das einer hat. Die äußeren Verhältnisse, in denen einer lebt, die sind vollkommen gleichgültig. Ein Mensch kann so weit kommen, wenn er will! Ich bin doch auch nirgends zu Hause, ich *will* nirgends zu Hause sein. Am wenigsten in dieser Neubauwohnung. Weißt du, wie ich mich hier fühle? Ich sitze in meinem neuen Sessel vor dem Fernseher, und da sehe ich ganz deutlich, wie in jeder Wohnung einer auf so einem Sessel vor so einem Fernseher sitzt. Die könnten doch miteinander reden, könnte man doch, aber man kennt sich überhaupt nicht. Das macht mich kaputt. Über mir wohnt einer, den sehe ich manchmal im Fahrstuhl oder in der Kaufhalle. Der sieht unwahrscheinlich gut aus, und abends, wenn ich im Bett liege, träume ich von ihm. Aber denkst du, ich hätte schon einmal Guten Tag zu ihm gesagt? Im Café bin ich ja auch nicht auf den Mund gefallen. Aber dieses verdammte Riesenhaus, das verändert einen so.

Manchmal, manchmal komme ich mir selber unwirklich vor. Noja. Ich meine, der Körper, der hat mit mir auf einmal nichts zu tun, den beobachte ich nur so. Schau her, diese langen dünnen Finger, was die mit den Männern anstellen, die sind ja wie Tiere, Spinnen oder so was. Und wenn ich auf meinen Busen schau, unter diesen Herrenhemden hab ich doch nichts an: Was die für kleine Blumen hat, durchsichtige, wie Malven, kennst du Malven? Bei mir verändert diese blöde Pille überhaupt nichts. Vielleicht würde ich eine richtige Frau werden, wenn ich richtige Brüste hätte. Noja, das geht mir oft durch den Kopf.

Wie soll ich dir das alles erklären? Mein Vater, der ruht eben in sich. Wenn man in seine Stube kommt, nun ist er Sechsendsechzig und geht zu keiner Arbeit mehr hinaus, da kann man nicht einfach von sich erzählen, das würde ihn stören, weil es uninteressant ist, was man erzählen will. Ich habe einen eigenen Sessel in seiner Stube, aus dunkelgrünem Leder, ganz abgeschabt, da habe ich schon als Kind gesessen, wie ich noch durch die Ritzen fallen konnte. Der riecht so gut, der Sessel. Ich habe nur einmal einen Mann getroffen, der hat so einen Geruch gehabt wie mein Vater, und bei dem habe ich mich ganz irre verhalten. Der hat natürlich gar nicht herausfinden wollen, was mit mir los ist, der ist einfach nicht wiedergekommen. Man muß Männern immer was vorspielen, sonst verschreckt man sie. Ich habe noch keinen gekannt, der dahinterkommen wollte, wie ich wirklich bin und warum ich so bin. Die haben alle was Bestimmtes mit mir vorgehabt.

Natürlich kennt mich mein Vater. Wie kommst du denn darauf? Ich kann doch zu ihm kommen, wann es mir paßt. Er hat ein unwahrscheinliches Vertrauen zu mir. Aber das ist vielleicht was Komisches: Wenn ich ein Buch in die Hand nehme, nur so in die Hand nehme, dann macht es mir ein bißchen Angst. Ich habe natürlich Bücher gelesen, mußte ich doch, in der Schule. *Jetzt* lese ich unwahrscheinlich gerne Hesse und Henry

Miller. Manchmal verschlinge ich so ein Buch, dann spüre ich direkt, wie anfällig ich für so was bin. Ist das nicht komisch? Mein Vater bedauert es nicht, daß ich so wenig lese und so ungebildet bin. Der verlangt nie was von mir. Er hat Buchhändler gelernt, aber nach dem Krieg war er in der Volksbildung und zum Schluß Funktionär, ich weiß nicht genau, was. Es hat mit Buchhaltung zu tun gehabt, aber sein eigentliches Leben, das war immer woanders.

Meine Mutter? Laß nur, das lohnt nicht. Ich weiß nicht, wie die ist. Ich möchte sagen, sie hält ihr Haus sauber. Aber nicht einmal das macht sie richtig. Das Haus verfällt, nichts ist mehr heil. Noja, ich mache mich auch nicht zum Sklaven meiner Wohnung, das siehst du ja. Meine Mutter aber, die strahlt so einen widerlichen Optimismus aus, die ist so was von satt und zufrieden mit sich, die lebt vom Schwatzen und vom Gutessen und Trinken. Die trinkt furchtbar gern, dann macht sie obszöne Witze, und wenn einmal in der Woche die Sonne scheint, dann reicht ihr das vollkommen. Die stellt keine Ansprüche ans Leben. Die hat auch nie begriffen, was für ein Mensch unter ihrem Dach wohnt. Ach Gott, dieses Puppengesicht mit den braunen Locken und den braunen Auglein, alles niedlich und dumm. Und älter wird so ein Gesicht auch nie. Ich bin so froh über mein Pferdegesicht, daß ich schwarze glatte Strähnen habe. Auf keinen Fall möchte ich dieser Frau ähnlich sein! Mein Vater hat sie immer wie ein Kind behandelt und sie irre verwöhnt. Er ist ja achtzehn Jahre älter als sie. Ich weiß nicht, was er an der Frau gefunden hat. Er hat ein paar Fotos von ihr in seiner Stube hängen, da sieht sie wie die leibhaftige Madonna aus. So unschuldig, ach nein! Vielleicht war sie einmal so, oder sie hat es ihm vorgespielt, weil er solche Frauen liebt. Jetzt ist sie jedenfalls eine ganz gewöhnliche Person, für die ich mich schäme, wenn sie mich besuchen kommt. Einmal habe ich sie so gereizt und hochgeschaukelt, da hat sie gesagt, sinngemäß: Ich lasse mich bezahlen für das, was er mir nicht bieten kann. Wenn er zu einer Prostituierten gehen würde, die ihn in Schwung bringt, müßte er ja auch dafür bezahlen. Für dieses Geld kaufe ich mir schöne Sachen.

Diese Geldgeschichten, die haben mich immer so angewidert, daß ich niemals von einem Mann was annehmen könnte. Wenn ich mit einem schlafe, kostet ihn das nie was. Ich werde wild, wenn ich sehe, daß mir einer Geld zuschieben will. Ich bezahle alles von meinem Geld, auch wenn es hinten und vorn nicht zusammengeht. Nur guten englischen Tee von drüben lasse ich mir schenken.

Weißt du, jetzt ist es genug. Frag mich keine Einzelheiten mehr. Wenn mich was anwidert, dann diese amerikanische Art, über alles zu quatschen, das ist pervers. Ich hatte einmal einen Amerikaner, der wollte schon nach drei Tagen in meinen letzten Seelenwinkel kriechen. Der saß noch schneller vor der Tür als die andern. Kann ich dir sagen. Alles am Menschen muß schön sein, muß irgendwie Stil haben. Was fällt dir ein, wenn du schön hörst?

Noja, Stalin beispielsweise, der war ein schöner Mann. Meine Mutter hing sehr an diesem Mann. Sein Bild in ihrem Schlafzimmer – im goldenen Rahmen – ja. Als sich das nicht mehr schickte, versteckte sie ihn in ihrem Wäscheschrank. Ach je, wie hockte ich als Kind unter der offenen Schranktür, und wie finster blickte Väterchen Stalin auf mich hernieder! Vor meinem Vater brauchte ich nie Angst zu haben, der kriegte überhaupt nicht mit, was ich anstellte. Aber vor Stalin hatte ich oft ein schlechtes Gewissen.

Die armen, armen Lehrer, die waren so was von hilflos. Je entsetzter sie über mich waren, um so mehr bin ich aus der Rolle gefallen. Von allem immer das Gegenteil! Diese Erwartungen, mit denen sie einen behämmern, die sind was Irres. Ich denke an meine

Kindheit wie an eine Straße mit lauter Verbots- und Gebotsschildern, nicht der kleinste Feldweg, wo du abirren kannst, ohne schlechtes Gewissen zu haben. Manchmal war ich voll von was Großem, ich kam mir wie ein Gott vor, aber die Lehrer sagten, ich hätte wieder nicht aufgepaßt, und quälten mich fortwährend mit ihrem langweiligen Gerede. Die Schule war eine Folteranstalt. Wenn die Erwachsenen wüßten, wie furchtbar alleine die Kinder sind, die andauernd Unfug machen. Je störrischer ich war, desto unglücklicher fühlte ich mich. Manchmal aber war ich irre glücklich, das wissen die Erwachsenen auch nicht. So glücklich war ich später nie wieder. Man erlebt in der Kindheit alles wie in einem Rausch. Und die Erwachsenen stören fortwährend. Das bringt die Kinder um. Ich habe überhaupt nichts von mir hergezeigt. Niemandem. Heute noch halte ich Frauen für dumm, die keine Geheimnisse haben.

Ich mache alles wie eine Verrückte, irre lesen, irre lieben, dann wollte ich auf einmal studieren, obwohl ich nicht einmal den Zehnklassenabschluß habe. Kannst du dir vorstellen: Ich und studieren? Beinahe hätte ich auch das noch geschafft, da war ich zufrieden. Nur das Schwierige reizt mich. Wahrscheinlich ist es das, was die Leute an mir für verrückt halten. Diese Leute, die es so mit der Wirklichkeit haben. Die Leute tun so, als ob das ein sicheres Ufer wäre, von dem man sich nur ja nicht entfernen darf, sonst ersäuft man. Aber man muß sich doch mal ins Wasser trauen oder ins Feuer. Und die Angst, die muß man eben überwinden. Ich habe irre Angst. Wenn die Leute wüßten, wie es manchmal in mir ausschaut! Hast du schon beobachtet, wie die Leute reagieren, wenn sie einen seelischen Knacks wittern? Dabei ist mir gerade das andere so unheimlich, wie die Leute so flau dahinleben können, wo das Leben doch so verwirrend ist. Merken die das nicht?

Das ist auch so ein Zwiespalt: Ich will eigentlich immer weg vom sicheren Ufer, ich möchte alles ausprobieren. Die Wirklichkeit ist kein Maßstab für mich, ich halte mich lieber an meinen inneren Traum. Aber die Leute in der Psychogruppe sagen, ich möchte immer Herr der Lage sein und keine Überraschungen erleben ... Weißt du, was mich erschüttert? Ich sags dir. Da hab ich mich zur Nibelungensage verurteilt, die hat mir einer vermacht, an dem mir was lag. Nun komme ich von dieser Brunhilde nicht los. Dieses stolze unbesiegbare Weib, wie die von Gunther besiegt wurde, im Bett. Durch Siegfrieds List, weil der jetzt diese Krimhild hatte. Dieser gemeine, hundsgemeine Betrug! Das ist irre, weil einem so was auch passieren kann.

Eigentlich ekelt mir vor den Männern. Aber es ist mir eine unwahrscheinliche Befriedigung, wenn ich sehe, wie sie weich werden, wie sie die Beherrschung verlieren. Zuerst so stark und dann so schwach. Da kann ich sie nur verachten. Hemmungen habe ich überhaupt keine mehr. Seelisch bin ich eigentlich reif für den Strich.

Wenn du's aber genau wissen willst: Ich hab noch nie einen Orgasmus gehabt. Ja, ist wahr. Wenn ich einen kennenlernen, im Café, denke ich aber sofort an Sex, weil ich mich da auskenne. Das ist mein Gebiet, verstehst du? Sobald einer an Bindung oder so was Komisches denkt, der braucht nur den Mund aufzumachen, da krieg ich Zustände, da schick ich den weg! Am liebsten sind mir die Verheirateten. Andererseits, die sind auch die langweiligsten. Hingabe – das Wort ist mir zuwider. Hat was mit Schwäche zu tun.

Ach, der Kleine! Der ist mein ganzes Problem. Nun ist er schon fünf, und ich bin noch immer keine richtige Mutter. Ich verurteile mich, ja, ich verurteile mich selber zu den härtesten Pflichten. Und kein Mensch fragt danach, wieviel Überwindung mich das kostet. Ich kellnere zum Wochenende fast nie, obwohl mir dadurch das meiste Trinkgeld verlorengeht. Ich vergesse, wie jung ich bin, nur um den Kleinen rechtzeitig aus dem Heim zu holen. Dann verbringen wir die ganze Zeit zusammen, und ich sehe zu, daß mich keine

Männer besuchen. Aber der Kleine hat Männer gern, weil er im Heim nur mit Frauen zu tun hat. Der ist ganz ausgehungert nach einem Vater. Ich lebe mit dem Kleinen wie Mann und Frau. Ich behandle ihn nicht wie ein Kind, weil ich das so furchtbar gefunden hab, wie sie mit mir umgesprungen sind, ich gehorche ihm sogar, weil er so praktisch veranlagt ist und weil, noja, weil ich es schön finde, wenn sich jemand um mich kümmert.

Ich kann dir einen Traum erzählen, den ich gehabt hab, weil der so typisch ist für mein Verhältnis zu dem Kleinen. Wir sind ja in dauerndem Protest gegen die Umwelt. Nun habe ich ganz schön Angst, daß er mir durch die Schule fremd wird. Da hab ich diesen Traum gehabt. Wir sind in einem Klassenzimmer und warten auf irgendwelche geheimnisvollen Männer, Schuldirektoren oder so. Wir liegen angezogen in einer Badewanne, der Kleine und ich, und lassen die Beine über den Rand baumeln. Rotzfrech. Wenn einer der Herren hereinkommt, begrüße ich ihn mit den Worten: Ihr Chef beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß Sie entlassen sind! Der Kleine neben mir platzt fast vor Lachen, und ich flüstere ihm zu: Sei still, erst wenn wir sie alle los sind, sind wir in Sicherheit!

Ich weiß, daß ich alles falsch mache. Ich taue ja nicht einmal zum Bemuttern. Und das macht nicht einmal ein Tier falsch. Aber woher soll ich's denn haben? Sag mir das! Ich bin hart geworden. Manchmal empfinde ich überhaupt nichts, ich tu nur so. Ich möchte mich ins Bett legen und schlafen, nur schlafen, einen langen, langen Winterschlaf. Aber ich bin immer in Bewegung, damit keiner was merkt. Ich halte es nur in der Stadt aus, wo immer was los ist, am liebsten würde ich nach Berlin ziehn. In der Natur, die ja sehr schön ist, da werde ich immer traurig. Ich würde auch im Sommer in der Stadt bleiben, aber das verträgt der Kleine nicht. Seine Interessen und meine, die gehn vollkommen auseinander. Und es gibt keinen Menschen, der würdigt, daß ich es trotzdem versuche.

Ich bin, ich bin ... vollkommen verkrustet. Nun heule ich ... siehst du. Immer ... immer glaub ich noch, noja, an die Wahrheit, an irgendwas, was noch kommen muß. Das kann doch nicht alles gewesen sein! Diese Leute im Café, und vormittags schlafen, und diese Wochenenden, allein mit dem Kind. Die Nächte sind mir am liebsten. Es ist keine Ordnung da, in die man sich pressen muß. Die Männer haben nachts Zeit für dich, die sind ganz anders als am Tag darauf, wo sie dich schon vergessen haben und an ihre Frauen denken und an die Arbeit.

Und immer, immer noch hoffe ich auf das Wunder. Einmal muß eine Frau doch so was erleben. Ich hoffe und hoffe, und ich glaube überhaupt nichts mehr. Ich glaube nicht, daß der Orgasmus die Offenbarung sein wird, und deshalb wehre ich mich gegen ihn. Ich fürchte mich davor, so ausgeliefert zu sein. Manchmal liege ich wach, weißt du, da fürchte ich mich so irre vor dem Sterben. Ich möchte jemanden haben, zu dem ich beten kann: Lieber Ichweißnichts, laß mich noch ein wenig glücklich sein. Ich zahle dir jeden Preis. Manchmal überlege ich mir jetzt, ob ich nicht mit einer Frau zusammenziehen soll. In der Therapiegruppe ist eine, mit der versteh ich mich großartig, die lebt in Scheidung und hat auch einen Sohn. Warum sollen wir nicht zusammen leben? Ihr Mann könnte meine Wohnung übernehmen, dann wäre doch allen geholfen, nicht?

Jetzt ist dieser Chilene da, schon eine Woche. Mit dem Kopf habe ich überhaupt nichts gegen ihn. Aber ich bin schon wieder so kribbelig, weil der so zutraulich ist. Ich fühle mich für diesen Typ verantwortlich, weil er mir seine traurige Geschichte erzählt hat und weil ich ein paarmal mit ihm geschlafen habe. Und zwischendurch mit keinem andern! Ich könnte wütend werden! Ich weiß doch, wo das hinläuft. Der Kleine kriegt nie einen Vater! Mit mir nie! Stell dir vor: In zehn Jahren ist er fünfzehn, und ich bin erst zweiunddreißig, das wird doch irre.

Den Männern irgendeine Schuld zuschieben, ach du, darüber bin ich hinaus. Es hat ganz gute Typen gegeben, die es mit mir und dem Kleinen ausgehalten hätten. Aber irgendwie, ich weiß nicht, war immer der Wurm drin. Ich hab mir jetzt gedacht: Das sind so unterschiedliche Typen, und die fliegen alle so auf mich, weil ich selber noch nichts bin. Sie können ja alles in mich hineinsehen, und ich stelle mich auf jeden ein. Das ist ja das Irre. Mit meinen ersten Männern hab ich immer gleich Pläne geschmiedet, aber nie *meine* Pläne, immer nur ihre. Da war ein Töpfer, ein wunderbarer Typ, wir wohnten in Gedanken schon in einem Bauernhaus im Erzgebirge und töpftern zusammen. Und ein anderer, das war ein halber Portugiese, aber schon ewig hier, der wollte ausgerechnet zur UNO nach Genf und Portugiesisch dolmetschen. Und ich mußte sofort Portugiesisch lernen, um auch nach Genf zu können. Das haben wir für ganz real gehalten. Erst jetzt frage ich mich: Wo bleib denn *ich* eigentlich bei all diesen Geschichten? Was ist denn nun *meins*? Ich hab keinen blassen Schimmer. Ich hab so viele Leben kennengelernt, nur meines kenne ich noch immer nicht.

Ich hab immer Vorbilder gesucht, aber es waren immer nur Menschen da, die an mir herumerzogen: Das machst du falsch, und das machst du auch falsch, und das siehst du nicht richtig, und schau dir doch die X an! Das war schon in der Schule so. Was in mir drin war, das sahen die nicht. Dabei bin ich überhaupt nicht schwierig, ich fresse nur nicht, was man mir vorsetzt. Ich möchte mich selber finden und nicht irgendeinen anderen, vielleicht so einen kleinen Spießler wie meinen Stiefbruder, den mein Vater mit in die Ehe gebracht hat. Den haben sie mir als Vorbild hingestellt, ein Mensch ohne einen eigenen Gedanken, nur mit dem Drang nach viel Geld, was darzustellen, Sicherheit zu haben. Solche Typen unterscheiden sich doch überhaupt nicht von meiner West-Oma. Dabei ist der in einer leitenden Stellung. Ich frage mich manchmal: Welche Gesellschaft bauen wir eigentlich auf? Man hat doch einen Traum. Die Menschen werden geboren und haben einen Traum. Ich träume: Die Menschen werden wie Menschen miteinander umgehen, es wird keinen Egoismus mehr geben, keinen Neid und kein Mißtrauen. Eine Gemeinschaft von Freunden. Noja. Jemand wird doch dann da sein, der ja zu mir sagt.

Doris L., 30, Unterstufenlehrerin, verheiratet, ein Kind

Ich bin wer

Man soll sich nichts vormachen, die Lehrer sind heute mächtig überbelastet. Sie sollen der kommenden Generation auf den Weg helfen, von ihrer Einstellung zur Gesellschaft wird viel mehr verlangt als von anderen Berufstätigen. Das ist richtig, aber manchmal hat man die Kraft nicht, da denkt man sich: Laßt mich bloß zufrieden, schreibt, was ihr wollt, denkt euch was aus, aber laßt mich zufrieden. Ich weiß nicht, wie's an anderen Schulen ist, aber an unserer Schule wird die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder sehr ernst genommen. Wenn es Schwierigkeiten gibt, wird jeder Lehrer erst mal nach den Ursachen fragen und den Fehler bei sich selbst suchen. Ich meine, solche schwachen Momente, wo man einfach Zettel an die Eltern schreibt oder Eintragungen ins Hausaufgabenheft macht, weil man nicht weiterkommt, die haben wir auch. Wenn wir aber merken, daß ein Lehrer so etwas intensiv betreibt, dann sprechen wir mit ihm und suchen andere Wege.

Unser Chef ist kein besonders guter Leiter. Ich meine, ein Leiter muß auch mal treten können. Ja, ich meine wirklich treten! Nicht seine engsten Mitarbeiter. Meinetwegen, wie's bei uns war, daß Schüler strafversetzt werden in unsere Schule, wir wollen sie aber nicht. Unser Chef kann nie nein sagen, er kann nie widerborstig sein. Er hat sehr viele

Vorzüge, viel Geist, macht alles auf die ruhige, menschliche Tour. Das ist für die Kinder gut. Aber da wir noch nicht im Kommunismus leben und noch zu unterschiedlich sind und oft Eigenarten haben, die für einen Lehrer nicht gut sind, kann man nicht alles laufen lassen. Manchmal machts Spaß mit ihm, weil man mitregieren kann. Aber wiederum möchte man auch wissen: Mach ich meine Arbeit gut, ist man zufrieden mit mir? Unser Chef hat die Devise: Du weißt ja selbst, was du zu tun hast, ich verlasse mich auf dich.

Warum ich Lehrerin werden wollte? Kann ich Ihnen auf Anhieb sagen. In der Unterstufe hatten wir einen Lehrer, der war nicht beliebt, der hat Schüler vorgezogen, andere ungerecht behandelt und hat Kümernisse der Kinder als Lappalien abgetan. In der fünften Klasse kam ein neuer Klassenleiter. Probleme, die ich mit meiner Mutti hatte, hat er geklärt, wie ein Vater, und nicht nur bei mir, sondern bei allen. Der hat gewußt, daß man Schule und Freizeit nicht trennen kann und daß man immer da sein muß für seine Klasse. Das hat dann solche Ausmaße angenommen, daß von siebenundzwanzig Schülern dreizehn Lehrer werden wollten. Und nur einer ist angekommen. Ich bin auch nicht angekommen. Aber mein Traum war's eben. Ich wollte werden wie er. Da mußte ich eben den gleichen Beruf haben, mußte Genosse werden, ich mußte alles so machen, wie er es gemacht hat. Nun hatte ich ein bißchen Fähigkeiten in Chemie, da hab ich erst mal bei Erdgas angefangen. Dann war's aber so, daß mein Mann, den ich schon kannte, von der Armee zurückkam und wir beizeiten ein Kind gekriegt haben. Damals war's mit Krippenplätzen noch schlecht, da hieß es: Was wollen Sie denn? Sie haben doch einen Ernährer. Da bin ich zu Hause geblieben. Hab bei Schwiegermutter gewohnt, und die Großmutter von meinem Mann hat auch da gewohnt. Wenn so viele Generationen in zwei Zimmern hausen, gibts Krieg. Und wenn man die Schlacht nicht kämpfen darf, dann geschieht eben im ehelichen Bett, ist Fakt. Da läßt man den Mann gar nicht mehr ran vor lauter Gnatz. Ich sah nur einen Ausweg: Wir bewerben uns in einer Neustadt, dort bieten sie uns am schnellsten eine Wohnung und einen Krippenplatz. Naja, zu einer guten Ehe gehört eben auch Geld. Bin erst mal Pionierleiterin geworden, hab einen schweren Start gehabt, aber immer den großen Traum vor Augen: Einmal Lehrer sein! Die FDJ hat es sich damals einfach gemacht, indem sie Pionierleiter einstellte, die keine pädagogische Ausbildung hatten. Die haben sie auf die Kinder losgelassen. Ich hatte immerhin fünfhundert Mark ausbezahlt, da verdienen die Frauen bei Erdgas ihr Geld schwerer.

Dann hatten wir erst mal eine schöne Zweizimmerwohnung. Wir sind nicht prude, nicht, daß ich mit Stefan nicht bade oder nie nackt herumlaufe, aber Stefans Bett stand neben unseren Ehebetten, und dann gab's ja auch Zeiten, wo das von uns betrieben wurde, und Stefan immer daneben, der war schon drei. Da hab ich gesagt: Wir ziehn um! Haben durch Zufall nach N. getauscht, die Zweizimmerwohnung gegen diese Dreizimmerwohnung. Alles bestens. Zu der Zeit habe ich auch mit der Ausbildung angefangen. Zuerst ein halbes Jahr Direktstudium, dann drei Jahre Fernstudium. Stefan war während des ersten halben Jahres bei meinem Mann. Der hat voll die Pflichten übernommen, daher resultieren seine Kenntnisse im Kochen und bei der Wäschepflege.

Werner ist von Beruf Werkzeugschlosser, hat ein Studium angefangen, hat es wieder aufgegeben, mir zuliebe, weil ich weiter wollte. Aber es war auch Ausrede, er hat wenig Lust zum Studieren. Er übt seinen Beruf gerne aus, verdient auch ordentlich Geld damit, und so ist alles bestens.

Es bringt natürlich Probleme mit sich. Als ich mit dem Studium angefangen habe, war ich klein und unwissend. Ich bin wirklich mit dem Studium gewachsen, das hat Werner erlebt. Als er allein hauste, hat er mir Geld geschickt, recht knapp, und ich hab mir das

gefallen lassen. Ich meine, zu Hause konnten wir auch keine großen Sprünge machen, und während des Studiums mußte man maßhalten, die Wohnungseinrichtung zusammenkriegen, Kostgeld im Internat bezahlen. Nach den drei Jahren ließ ich mir aber in nichts mehr dreinreden, ich akzeptierte keine Zuteilungen mehr. Ich wollte endlich raus aus der Enge, egal mit welchen Mitteln. Ich bin keine Feine. Da gab's dann Momente von Kaufwut, wo ich einfach für zweihundert Mark Bücher und Schallplatten kaufte, um ihm zu beweisen: Ich bin wer!

Wir haben oft eine Woche nicht miteinander gesprochen. Dann habe ich wieder wortstark versucht, die Gleichberechtigung durchzuziehen. Wenn man gut verdient, muß man nicht auf dem Geld sitzenbleiben. Man muß nicht unbedingt auf ein Auto sparen, man kann sich ja auch geistige Nahrung verschaffen. Was ich auch nachzuholen hatte, war modische Kleidung. Wir stritten uns immer um Geld. Dieses Problem ist jetzt geklärt, dafür kommen andere auf uns zu. Meinetwegen, daß sich schlechte Charaktereigenschaften bemerkbar machen. Ich meine, in der Schule stellt man was dar, da muß man eben ab und zu kommandieren. Und das kann ich zu Hause oft nicht abstellen. Stefan kennt das, der richtet sich darauf ein. Aber bei Werner ist das so, daß er irgendwie doch Mann sein will. Er ist ein ruhiger Partner, aber oft wird es ihm zu viel. Eigentlich spreche immer ich, und er sagt ja oder: Ach hör auf, du willst immer recht haben. Und damit ist die Auseinandersetzung gelaufen. Es geht mir wie manchem Arbeiter, der seinen Verbesserungsvorschlag macht, und der Chef hat nie Zeit. Dann sagt man sich: Du kannst mich mal. So ist's bei uns. Wir haben uns lieb, keiner hat die Absicht, sich scheiden zu lassen. Aber: Laßsiedochplappern, laßdochallessoweiterlaufen!

So richtige Trotzreaktionen, daß man meinetwegen mal fremdgeht, weil man so gnatzig auf den andern ist, die gibt's bei uns nicht. Ich hatte nur ein einziges Erlebnis. Vor Jahren war unser ganzes Pionierleiterkollektiv in der ČSSR, lauter Weibchen, wie das so ist. Wir waren auf einer Berghütte, und da gab es eben diesen Urlauber aus Prag, groß, blond, braungebrannt. Auf diesen Typ flog die ganze Pionierleitermannschaft. Für mich stand das Problem Fremdgehenwollen überhaupt nicht. Ich war einfach das erstmal im Ausland, weg von meinem Mann, ohne Pflichten. Ich war außer Rand und Band. Und ausgerechnet mich hat dieser Mann als die Schönste empfunden, ist Fakt. Nun kann man in einem Kollektiv schlecht irgendwelchen Zauber veranstalten. Es gab Küßchen mit Spaziergehen und Händchenhalten, jawohl. Aber das war so intensiv, daß ich im Mai darauf, zu meinem Geburtstag, eine Fahrt nach Prag wünschte, die mir mein Mann finanzierte.

Vielleicht war's gut, vielleicht war's schlecht, ich weiß es nicht; am Tag, als ich fahren sollte, da hat mein Mann alles erfahren. Er kam angebraust, hat die Wohnungstür zugeschlossen, Schlüssel weg, und draußen wartete das Taxi. War das affig! Ich habs aufgegeben. Männer sind ja triebhafter als Frauen; als ich diesen Tschechen nicht so bald wiedersehen konnte, schlief eben von seiner Seite alles ein.

Jedenfalls hab ich dann gewußt, daß die Arbeit, die ich mit Kosmetik leiste, etwas nützt. Damit wir uns verstehen, Flirt reicht mir. Vielleicht bin ich nicht an den richtigen Mann geraten, oder ich bin wirklich so, ich weiß es nicht, ich mag weder gern küssen noch gern einen Beischlaf haben. Mein Mann ist zum Glück ein ausgeglichener Partner. Ich weiß nicht, ob er's braucht, jedenfalls wird das bei uns selten betrieben. Nur als wir ein Baby wollten, wurde das so intensiv, daß es sogar ihm zu viel wurde. Werner hat sich das abgewöhnt in den dreizehn Jahren. Und ich vermisse nichts. Ich sage, wie's ist. Vielleicht haben wir die Technik nicht raus. Werner hat vor der Ehe viele Frauen gehabt, wie das bei der Armee üblich ist, aber für mich war er der erste Mann und wird es auch blei-

ben. Ich habe nichts vom Beischlaf, warum soll ich mir noch einen anderen suchen? Ich empfinde es einfach nicht als schön, es ist eine Belastung. Ich tu so, als ob ich mich hingeebe, um Werner eine Freude zu machen. Zuerst hab ich gedacht, er kriegt das mit, aber er glaubt daran. Zärtlichkeiten ja, die habe ich gern. Wenn Werner nach Hause kommt, wenn ich mich auf seinen Schoß setzen kann, um ein wenig gekuschelt zu werden ... Aber das artet dann gleich so aus! Da könnte ich das erstbeste Stück nehmen, so wütend werde ich. Früher war nichts Schlimmes dabei, wenn eine Frau kalt war. Heute macht man sich Gedanken darüber, weil so viel über diese Dinge gesprochen wird, und wie wichtig sie angeblich sind. Ich meine, ich habe nicht direkt Komplexe deswegen, ich müßte nur mehr an mir arbeiten. Mein Mann ist aber nicht gerade der überzeugende Liebhaber, der mich allmählich dahin führt. Entweder brutal oder: Naja, lassen wir's. Einmal ist er tief beleidigt gewesen, weil ich das Licht angemacht und geguckt habe, wie spät es ist. Bist du denn noch nicht fertig? Da war's aus. Ich hab gedacht, er braucht mal so einen Schock, anders krieg ich ihn nicht nüchtern. Aber daß die Ehe darunter leidet, kann man nicht sagen. Ich meine, dort wo Liebe ist, ist auch Eifersucht, und die muß man nähren, in Maßen. Wobei ich wahrscheinlich zu eifersüchtig bin. Mein Mann arbeitet oft länger, um Geld fürs Auto hereinzukriegen. Heute abend kommt er erst um sieben, und so geht es die ganze Zeit, und manchmal ist das so, daß ich direkt was heraufbeschwöre: Na, wo warst du denn? Wie riechst du denn?

Ach, dieses Telefon! Morgen hat ein Lehrer Geburtstag, da mache ich wieder den Clown vom Dienst. Ich bin sehr kontaktfreudig, ich könnte jeden Tag viele Leute um mich haben. Meinem Mann behagt das nicht so sehr, er mag das Behaglich-Häusliche mehr. Manchmal geht er in den Klub mit, aber da muß er sich sehr überwinden, er hat nicht den Unternehmungsgeist wie ich.

Freunde haben wir eigentlich nur auf meiner Seite. Das hört man oft, daß Frauen die Aktiveren sind. Wenn ich mal ganz hoch sprechen will, meine Freundschaften reichen von Direktoren bis zu unserem Schulwart. Aber es artet nicht aus. Konservativ sind wir vielleicht, wir besuchen unsere Freunde nur, wenn wir eine direkte Einladung haben. Das ist in Neustädten so. Da ist man eben nicht so schnell von einer Tür zur anderen, meinetwegen aus dem Gefühl heraus: Heute könntest mal einen Affen loslassen. Das passiert nicht. Den Affen muß ich zu Hause loslassen. Wenn es mir richtig schlecht geht, ich weiß nicht, ob ich dann eine wirkliche Freundin habe. Aber es geht mir ja nicht schlecht. Es gab mal eine Freundin, das war – vielleicht ist das anrühlich – Liebe auf den ersten Blick. Aber wir haben uns so selten sehen können. – Stefan, gehst du in die Kaufhalle, wir haben keine Eier. – Mit dieser Freundin bin ich oft alleine ausgegangen, Männer fangen, tanzen, trinken. Vielleicht ist es so, daß ich mich im Geben und Nehmen noch sehr ungeschickt anstelle. Freundschaft will ja auch gelernt sein. In N. habe ich jedenfalls noch niemanden gefunden, seit diese Freundin weggezogen ist. N. hat mir in erster Linie eine Qualifizierung geboten, eine schöne Wohnung und einen bequemen Arbeitsweg. Ein bißchen ist mir diese Stadt schon Heimat geworden. Es ist eine junge Stadt, und die Leute, die hier wohnen, sind auch jung. Letztendlich ist es eine Chance für uns alle. Mit dem Herziehen begann eigentlich mein Erwachsensein. Ich ließ alle Verwandten und Freunde zu Hause zurück. Meiner großen Schwester, die viel für mich getan hat, bin ich jetzt über den Kopf gewachsen.

Sehr vermisse ich auch unser Theater. Weil ich ein freundlicher Mensch bin, zieht mich besonders die Oper an, sie ist oft traurig und sentimental, das ist mein Ausgleich. Jazz mag ich, ich tanze aber nicht gern. Ich sammle Märchenbücher, weil ich der Meinung

bin, daß ich über die Märchen die Völker und ihre Eigenarten kennenlerne, und weil ich auch die Kinder dann besser verstehe. Es ist vielleicht komisch, aber ich liebe unheimlich Turgenjew. Der hat eine Sprache, so romantisch und lyrisch, daß ich mir wünsche, so sprechen zu können im Unterricht, um die Phantasie der Kinder anzuregen, damit sie ihr Innerstes aufs Blatt bringen. Ich lese auch gern Gedichte. Die neue Art zu schreiben, liebe ich nicht, ich habe nicht die Einstellung dazu. Vielleicht hat sich die Welt so verändert, daß die Schriftsteller anders schreiben müssen, dann bin ich eben von gestern. Unserem Leben fehlt die Poesie, die vermisse ich am meisten. Da nehme ich Zuflucht zu den alten Russen, die hatten noch Gefühl. Vielleicht ist das eine sehr einseitige Liebe, aber die Menschen brauchen nicht viele Bücher. Den »Wundertäter«¹, Teil I, liebe ich auch, den habe ich schon ein paarmal gelesen, da ist unheimlich viel Eigenes drin. Das hat mich zurückversetzt in eine schöne Zeit meiner Kindheit. Ich hatte einen väterlichen Freund, einen alten Schäfer. Dem ist ein Sohn gefallen im Krieg, er wollte mich am liebsten adoptieren. Ich bin überallhin mitgezogen, ich war im Stall und habe zugesehen, wie die Lämmer geboren wurden. Die Lämmer streicheln, das ist ein wunderbares Gefühl. Und der Schäfer streichelte mich wiederum. Seine Frau hat geweint, wenn ich wieder da war, vor Freude. Jetzt sind sie Rentner, und als ich sie letztens besuchte, war ich das kleine Mädchen: Ziehst du dich auch warm an, Dorle? Bist du noch immer so wild?

Mir hat ja immer der Vater gefehlt. Ich habe mich immer danach gesehnt, daß mein Mann mir auch ein Vater wird. Aber dafür ist Werner zu jung. Mein Vater war Fremdarbeiter bei Hitler. Meine Mutter war früher verheiratet gewesen, mit dem Vater meiner Geschwister. Ich weiß keine Einzelheiten, jedenfalls wurde die Ehe geschieden, und meine Mutter lernte meinen Vater kennen, der im französischen Lager gelebt hat. Ich habe nach dem Krieg Freßpakete übers Rote Kreuz bekommen, von meinem Vater, aber ich habe ihn nie gesehen. Meine Mutter wurde bald auf Rente gesetzt, weil sie immer krank war. Wobei sie es so arg trieb, daß wir meinten, sie hat einfach Angst vor den Menschen und verzieht sich in ihr Schneckenhaus. Das war immer schrecklich für mich. Ich hatte eine sehr ernste, leidende Mutter. Manchmal holte mich ein Cousin meiner Mutter, der war sehr lustig und hatte vier Mädchen, und ich war furchtbar eifersüchtig, weil die einen Vater hatten. Ich war ganz selig, wenn er mich in die Luft warf oder zum Abschied küßte. Aber das ging bald in die Brüche, weil man sich einiges vorzuwerfen hatte in der Familie. Seine Frau warf meiner Mutter vor: Wer weiß, von wem die Kleine stammt, du Hure! Weil meine Mutter das zuerst für sich behalten wollte, es war ja ihre große Liebe. Mich hat das verrückt gemacht, daß ich nicht wußte, woher ich stamme.

Ich weiß nicht, warum meine Mutter sich so hineingesteigert hat in diesen Verlust. Mein Vater hat in Frankreich wieder geheiratet. Ich meine, man darf in eine Sache nicht mehr hineinlegen, als rauszuholen ist. Wenn ich mich im Krieg mit einem Ausländer einlasse und damit rechnen muß, von der Gestapo geschnappt zu werden, dann muß ich letztendlich auch so weit denken, daß mal Schluß sein wird. Ich meine, wenn das mit dem Tschechen was geworden wäre, dann hätte ich das auch durchgestanden, ohne meine Umgebung damit zu belästigen.

Meine Mutter kann ihr Letztes hergeben, aber Wärme strahlt sie nicht aus. Als ich schwanger war, wurde ich direkt hinausgeekelt: Der heiratet dich sowieso nicht, du mußt dankbar sein, wenn dich überhaupt einer nimmt. Das hab ich mir anhören müssen, immer so herabsetzend. Meine Schwester hat mir viel geholfen. Heul nicht, Doris, hat sie

* Roman von Erwin Strittmatter

gesagt, unsere Mutter hat meinen Vater schon mit fünfzehn Jahren gehabt, du hast erst mit siebzehn angefangen, sie tut dir unrecht.

Ein Mann möchte ich aber nicht sein. Jede Frau kann heute selbst ihren Mann stehn. Trotzdem bleibt sie umschwärmt und im Mittelpunkt. Naja, manchmal, wenn ich meine Regel habe, dann könnte ich verrückt werden. Warum kriegt *er* denn das nicht? Ich glaube, eine Frau, die sich ihre Position erkämpft hat, die hilft schon mit, daß der Mann ein bißchen gedrückt wird und seine Rolle nicht mehr so ausüben kann wie mal im Bürgertum. Das bringt die Männer in Konflikte, klar. Neu ist die Situation auch für uns Frauen, aber wir sind stärker und ehrgeiziger, wir haben nachzuholen. Da kann man nicht so viel Rücksichten nehmen. Wenn man die Prüfung in der Ehe bestanden hat und die eigene Meinung verteidigen kann, dann gewinnt man natürlich auch Standfestigkeit im Beruf. Dann empfindet man die Männer in manchen Momenten als ein Nichts. Ich kenne die Argumente der Männer und weiß, hier kannst du sie widerlegen durch dies und jenes. Die meisten Männer sind doch verheiratet, ich weiß ungefähr, wie die Gedanken ablaufen hinter solchen Stirnen, ich hab ihnen dann was voraus und kann kontern. Ich fühle mich natürlich sehr wohl, wenn ich auch in beruflichen Dingen den Mann besiegt habe.

Wenn Frauen im Beruf was darstellen wollen, dann fängt das mit ganz primitiven Mitteln an, die beim Mann überhaupt keine Rolle spielen. Kleidung, Auftreten, Kosmetik, wir brauchen diese Mittel, um anerkannt zu werden. Wenn man Menschen nach ihrem Innern beurteilen will, braucht man viel mehr Zeit. Manchmal habe ich nicht die Ruhe, so lange vorm Spiegel zu stehn oder zum Friseur zu gehn. Manchmal habe ich auch gar nicht das Verlangen danach. Aber ich weiß, was von mir erwartet wird. Es ist oft wie ein Wettrennen. Ich meine, wenn ich jetzt zum Kreisschulrat muß, dann verwende ich mehr Zeit vorm Spiegel, um inneren Halt zu bekommen und das richtige Auftreten. Ich weiß, vom Äußeren her kann mir niemand was.

Wenn ich irgendwelche Entscheidungen treffe oder zu Hause Gnatz habe, das ist eine merkwürdige Angewohnheit, da kann ich mittendrin anfangen zu lachen, weil ich mir einbilde, das Ganze wird gefilmt. Wenn ich in einem so komischen Film die Hauptrolle spiele, da kann ich nicht mehr böse sein. Da denke ich mir: Mensch, Doris, wie kommt das bei den Zuschauern an, wenn du dich so hysterisch aufführst und immer auf dein Recht pochst?

Wenn ich einen Wunsch offen hätte? Materialistisches wollen Sie nicht hören, nein? Ich meine, man wünscht sich ja immer Geld. Man denkt immer: Wenn ich viel Geld habe, kann ich mir viel kaufen. Man will ja in erster Linie glücklich sein, nicht? Ich würde mir auch sehr wünschen, daß ich einen Studienplatz kriege für Diplompädagoge, um später Direktor zu werden. Ich möchte nicht mein Leben lang Unterstufenlehrerin bleiben. Ich will testen, wo meine Grenzen sind. Manche Bekannte sagen: Wo die Grenze ist, weißt du nie. Warum nicht? Man wird doch mal an eine Grenze kommen, wo man sich sagen muß: Jetzt passe ich. Die größte Rolle spielt letztendlich die Arbeit in meinem Leben. Und dann die Rolle als Mutter. Ich habe ein sehr enges Verhältnis zu meinem Sohn. Er weiß vieles von mir, daß es meinetwegen diesen Tschechen gab, was er meinem Mann nie erzählen würde. Es ist vielleicht nicht richtig, aber ich möchte das so haben, weil ich dieses Vertrauensverhältnis in meiner eigenen Erziehung sehr vermißt habe. Die Rolle als Hausfrau gefällt mir nicht. Abwaschen, staubsaugen, das machen Stefan und Werner viel besser als ich. In der Rolle als Ehefrau und Geliebte bin ich auch nicht glücklich, weil ich weiß, daß ich große Schwächen habe. Damit ist eine Seite des Glücks zu kurz gekommen. Vielleicht stürzt man sich deshalb so in ein anderes Glück, das man besser bewältigt.

Letztendlich, wenn ich mal achtzig bin, dann hat sich alles so reduziert, stelle ich mir vor, dann kann ich mich nur mehr an Momente erinnern, wo ich glücklich war, auf der Arbeit oder mit Stefan. Das Gute behält der Mensch ja Gott sei Dank länger im Gedächtnis als das Schlechte. Das nennt man retrospektive Verfälschung. Glücklich war ich auch, als ich ein Paar Stiefel im Exquisit bekommen habe. Das sind Momente, die wichtig sind für eine Frau. Man kann Glück vielleicht besser definieren, wenn man älter und erfahrener ist. Was Glück für mich bedeutet, kann ich nicht so sagen. Ich weiß nur, daß ich nicht unglücklich bin.

Jurek Becker

* 30. September 1937 Lodz (heute Łódź in Polen) + 14. März 1997 Sieseby in Schleswig-Holstein

Eigentlich Jerzy Bekker oder Beker bzw. Georg Becker, Pseudonym: Georg Nikolaus. Er verbrachte die Kindheit mit seinen jüdischen Eltern zuerst im Ghetto, dann mit der Mutter in den KZ Ravensbrück und Sachsenhausen. Dank einer amerikanischen Suchorganisation Zusammenführung mit dem Vater und Übersiedlung nach Ost-Berlin. Aus politischen Gründen Abbruch des Philosophie-Studiums in Ost-Berlin. Seit 1960 Tätigkeit als freier Schriftsteller und ab 1962 als Drehbuchautor der DEFA. Im Vordergrund seines Schaffens stehen die Auseinandersetzung mit der Vernichtung der Juden im Zweiten Weltkrieg und die Kritik am SED-Regime. Publikationsverbot wegen des Protests gegen den Ausschluss von Relner Kunze aus dem Schriftstellerverband der DDR und der Unterzeichnung der Protesterklärung gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns. 1977 Übersiedlung nach West-Berlin. Erfolgreicher Drehbuchautor, u.a. mit der Fernsehserie *Liebling Kreuzberg*. Werke u.a.: *Jakob der Lügner* (1969, die Verfilmung von 1974 erhielt als einzige DEFA-Produktion eine Oscar-Nominierung), *Irreführung der Behörden* (1973), *Der Boxer* (1976), *Schlaflose Tage* (1978), *Bronsteins Kinder* (1986), *Warnung vor dem Schriftsteller* (Drei Vorlesungen in Frankfurt, 1990), *Amanda herzos* (1992), *Ende des Größenwahns*, Aufsätze, Vorträge (1996).

JAKOB DER LÜGNER

[...] Wieso werfen große Ereignisse ihre Schatten voraus, fragt man sich, weit und breit kein Schatten, ein paar belanglose Tage vergehen, belanglos für die Geschichtsschreiber. Keine neuen Verordnungen, kein äußeres Ereignis, nichts Handfestes, nichts, woraus man auf Änderung schließen könnte. Einige wollen bemerkt haben, daß die Deutschen zurückhaltender geworden sind, einige sagen, weil rein gar nichts geschieht, das ist die Ruhe vor dem Sturm. Doch ich sage, die Ruhe vor dem Sturm ist gelogen, rein gar nichts ist gelogen, der Sturm ist schon da oder etwas davon, das Raunen in den Zimmern, wenn gebangt wird und spekuliert, gehofft und gebetet, die große Zeit der Propheten ist angebrochen. Wenn zwei sich streiten, dann streiten sie über Pläne, meiner ist besser als deiner, gepackt sind sie alle, alle wissen schon von dem Unfaßbaren. Wer es noch nicht weiß, der muß ein Eremit sein, nicht jeder kennt die Herkunft der Nachricht, dazu ist das Ghetto zu groß, aber die Russen sind in jedem Kopf. Alte Schulden beginnen eine Rolle zu spielen, verlegen werden sie angemahnt, Töchter verwandeln sich in Bräute, in der Woche vor dem Neujahrsfest soll Hochzeit gehalten werden, die Leute sind vollkommen verrückt, die Selbstmordziffern sinken auf Null.

Wer jetzt noch erschossen wird, so kurz vor Schluß, der hat plötzlich eine Zukunft verloren, um Himmels willen nur keinen Grund mehr geben für Majdanek oder Auschwitz, sofern Gründe Bedeutung haben, Vorsicht, Juden, höchste Vorsicht und keinen unüberlegten Schritt.

Es gibt längst zwei Parteien mitten durch die Häuser, Jakob hat nicht nur Freunde, zwei Parteien ohne Satzungen, aber mit gewichtigen Argumenten und Plattform und Überredungskunst. Die einen fiebern nach Neuigkeiten, was ist letzte Nacht geschehen, wie hoch sind die Verluste auf jeder Seite, keine Meldung ist so klein, daß man aus ihr nicht dieses und jenes schlußfolgern könnte. Und die anderen haben genug gehört, die Partei von Frankfurter, für sie ist dieses Radio eine Quelle ständiger Gefahr, Jakob könnte sie so leicht beruhigen, ich höre ihre Bedenken auf dem Bahnhof und auf dem Heimweg und im Haus. In eurer Einfalt redet ihr euch und uns um Kopf und Kragen, warnen sie, die Deutschen sind nicht taub und nicht blind. Und die Ghettoverordnung ist kein Vorschlag für gutes Benehmen, dort steht schwarz auf weiß geschrieben, was es heißt, Radio zu hören, dort steht auch, was mit denen geschieht, die wissen, daß einer hört, und keine Meldung machen. Gebt also Ruhe und wartet still in eurer Ecke, wenn die Russen hier sind, dann sind sie hier, ihr werdet sie nicht herbeischwatzen. Und vor allem hört auf, von diesem unglückseligen Radio zu reden, von diesem möglichen Grund für tausend Tode, man sollte es lieber heute vernichten als morgen.

Das ist die Lage, Jakob hat also nicht nur Freunde, aber er merkt es nicht, er kann es auch gar nicht erfahren. Die sich um ihn drängen, die Wißbegierigen, die hundert Kowalskis, die werden sich hüten, es ihm zu sagen, denn Jakob könnte Bedenken kriegen und es sich anders überlegen und plötzlich anfangen zu schweigen, lieber schweigen sie selbst. Und die Warner sagen es ihm erst recht nicht, sie schicken keine mahnende Abordnung zu ihm, das wäre viel zu riskant. Sie machen einen großen Bogen um Jakob, denn keiner soll je aussagen können, er hätte sie in seiner Nähe gesehen.

Der gelockte Herschel Schtamm zum Beispiel ist einer von den anderen, von denen, die nichts mehr hören und sehen wollen und keine Mitwisser sein. Wenn wir auf dem Bahnhof hinter vorgehaltener Hand die neuesten Erfolge der Russen auswerten, frisch aus Jakobs Mund, stellt er sich ein paar Schritte abseits, aber nicht so sehr weit, ich schätze auf Hörweite. Es soll nur kein Gespräch sein, an dem er nach außen hin teilnimmt, das ist seine schnell durchschaute Sorge. Die Augen Herschels wandern dann gleichgültig über die Gleise, oder sie treffen einen von uns mit mißbilligender Schärfe, doch es ist nicht ausgeschlossen, daß seine Ohren unter der schweißtreibenden Fellmütze spitz werden wie die eines Hasen.

Die Stromunterbrechung, die aus Jakobs Radio für Tage einen lebensgefährlichen Staubfänger macht, hält er für sein persönliches Verdienst. Er behauptet das zwar nicht in der Öffentlichkeit, Herschel ist nicht der Mann, der sich gerne brüstet, wir wissen es von seinem Zwilling Bruder Roman, der jeden Abend und jeden Morgen mit ihm in einem Zimmer verbringt und jede Nacht in einem Bett, der muß es schließlich wissen. Als wir Herschel fragen, wie er das Kunststück angestellt hat, eine Stromsperre in mehreren Straßen und über mehrere Tage hinweg ist kein Kinderspiel, wird sein Gesicht milde, fast ein Lächeln nach gerade so überstandener Gefahr, aber er schweigt sich aus. Und da fragen wir: »Wie war das, Roman? Wie hat er es angestellt?« Die Minuten vor dem Schlafengehen, berichtet Roman, sind ausgefüllt mit Gebeten, still in einer Ecke, nicht erst seit dem Radio, alte Gewohnheit. Roman wartet geduldig im Bett, bis man die gemeinsame Decke über den Kopf ziehen kann, er verlangt von Herschel längst nicht mehr, daß er

sich beeilen soll und endlich schlafen kommen, er ist belehrt worden, daß Gebete und Eile nichts miteinander zu tun haben dürfen. Er achtet nicht auf das eintönige Gemurmel, das gesungene, es hätte keinen Sinn, Roman versteht kein Wort Hebräisch, doch seit einiger Zeit drängen auch vertraute Laute an sein Ohr. Seit Herschel konkrete Eingaben an den lieben Gott zu versenden hat, nicht mehr nur das übliche fromme Zeug von beschützen und alles irgendwie zum Guten wenden, bedient er sich öfter und öfter der allgemein verständlichen Sprache. Bruchstückweise kann Roman jetzt erlauschen, was seinen Bruder bewegt und quält, nichts Außergewöhnliches, wenn man selber beten würde, hätte man auch nicht viel anderes zu sagen. Abend für Abend kriegt Gott von Hunger erzählt, von Angst vor Deportation und Schlägen der Posten, was unmöglich alles mit seiner Billigung geschehen kann, er möge doch gütigst zusehen, was sich da machen ließe, nach Möglichkeit schnell, es eilt, und er möge auch ein Zeichen geben, daß man verstanden worden sei. Lange hat das Zeichen auf sich warten lassen, für Herschel eine glänzend bestandene Probe in Standfestigkeit, der jeweils nächste Tag ist vergeblich nach Gottes änderndem Eingriff durchforscht worden. Bis es doch gekommen ist, das ersehnte Zeichen, unverhofft wie alle himmlische Aktion und so gewaltig, daß sogar den Ungläubigsten das zweifelnde Wort auf den Lippen ersterben mußte.

Von dem Radio ist an jenem Abend die Rede, von dieser im Augenblick alles beherrschenden Sorge, Herschel erklärt Gott haarklein die unabsehbaren Folgen, wenn Gedankenlosigkeit und mangelnde Vorsicht die Schwätzer ein deutsches Ohr übersehen lassen, und schon ist es passiert, die Schwätzer werden nach geltendem Gesetz zur Verantwortung gezogen, und auch die schweigenden Mitwisser. Und es wird behauptet werden, daß wir alle Mitwisser sind, daß die Neuigkeit um keinen einen Bogen gemacht hat, sie werden sogar recht damit haben. Außerdem muß es nicht einmal ein deutsches Ohr sein, das zufällig in der Nähe steht, es gibt auch getarnte deutsche Ohren, nur du weißt, wieviel Spitzel unter uns herumlaufen. Oder einer will die eigene Haut retten und verrät es aus eigenem Antrieb, Lumpen gibt es überall, auch das weißt du, ohne dein Einverständnis wären sie nicht auf der Welt. Laß nicht zu, daß uns so kurz vor Schluß noch das große Unglück zustößt, wo du schon all die Jahre deine schützende Hand über uns gehalten und das Ärgste verhindert hast, laß es um deiner selbst willen nicht zu. Laß die Deutschen nichts von dem Radio erfahren, dir ist bekannt, wozu sie fähig sind. Oder noch besser, wenn ich dir einen Vorschlag unterbreiten darf, vernichte dieses verfluchte Radio, es wäre die glücklichste Lösung. Bei solchem Stand der Dinge beginnt plötzlich die Glühbirne unter der Decke zu flackern, Herschel achtet zuerst nicht darauf, aber dann sieht er mit geweiteten Augen nach oben, blitzartig wird er erleuchtet, was das zu bedeuten hat. Gott hat ihn erhört, die Gebete waren nicht umsonst, zur rechten Zeit schickt er sein Zeichen, die Empfangsbestätigung, und gleich ein Zeichen, wie man es sich praktischer nicht vorstellen kann, dafür ist er eben Gott! Ohne Strom wird das Radio verurteilt sein, endlich den Mund zu halten, das Licht flackert um so mehr, je inbrünstiger Herschel betet. »Nicht lockerlassen!«, feuert ihn Roman an, aber das braucht er ihm nicht erst zu sagen, Herschel weiß, worum es geht, Ratschläge von Spöttern sind nicht gefragt, wenn die Glückseligkeit als Lohn winkt. Er läßt hingebungsvoll weiter seine Beziehungen spielen, bis es vollbracht ist, die Lampe geht endgültig aus, das letzte Wort ist gesprochen. Herschel stürzt zum Fenster, prüfende Blicke auf die andere Straßenseite, durch keinen einzigen Vorhang dringt ein Lichtschein, auch nicht im Haus von Jakob Heym. Wir haben dich zum Schweigen gebracht, mein Lieber, himmlische Ruhe wird sein, nimm deinen schrecklichen Kasten und bring ihn zum Teufel, brauchen kannst

du ihn nicht mehr. Und bilde dir nur nicht ein, daß die Stromsperre, die du in deiner Gedankenlosigkeit für einen Schaden hältst, morgen schon behoben sein wird, Kurzschlüsse von allerhöchster Stelle dauern ihre Zeit.

Stolz und in Maßen glücklich, wie es die Umstände eben erlauben, legt sich Herschel nach getaner Arbeit ins Bett und nimmt gelassen die Glückwünsche Romans entgegen.

Besorgte Gesichter rings um Jakob, was soll werden, man sitzt auf dem trockenen und hat keine Ahnung, was in der weiten Welt geschieht. Den dritten Tag schon dauert dieser unerträgliche Zustand, das ist keine Stromsperre mehr, das ist eine Naturkatastrophe, muß uns dieses Unglück auch noch treffen. Voreilig hatte man sich an die freudigen Nachrichten gewöhnt, man ist süchtig geworden auf die paar Kilometer an jedem Morgen, und den ganzen Tag gab es etwas zu hoffen und zu bereden. Und jetzt herrscht betrübte Ruhe, der erste Schritt in der Frühe hat uns zum Lichtschalter geführt, sogar mitten in der Nacht sind welche aufgestanden, wir haben den Schalter gedrückt und die befürchtete Antwort vernommen, daß Jakob auch heute wieder genauso klug ist wie wir selber. Erst der Strom wird ihn von neuem allwissend machen, erst der Strom, den dunkle Mächte abgeschaltet haben, erst wenn in allen Zimmern die Lampen wieder brennen, wird sein Licht besonders hell scheinen, aber wann wird das sein.

Der einzige, für den der neue Grund zur Besorgnis keiner ist, heißt Jakob, dieser Schicksalsschlag hat ihn ausnahmsweise nicht getroffen. Seine Verbindung zur Außenwelt ist nicht abgerissen, was nicht da ist, kann nicht abreißen, sie ist so dürrig wie eh und je, nur darf er es endlich zugeben. Der reine Wahnsinn, welche Töpfchen sich das Glück zum Kochen aussucht, wenn auch ein sehr bescheidenes Glück, als Stromsperre verkleidet, soll es dauern, bis die ersten russischen Gesichter am Stadtrand die Posten überraschen. Wenigstens kann er nun freier atmen, Jakob darf wieder einer von vielen sein, keiner zwingt ihn, mehr zu wissen als alle, aber verstellen muß er sich weiter. Immerzu muß er sich verstellen, er muß Bedauern heucheln, wo keins ist, Bedauern über den Stromausfall, keine Kleinigkeit bei der Erleichterung. Ihr habt gesehen, Freunde, ich tue mein Möglichstes, solange es ging, habe ich euch mit dem Neuesten und Besten beliefert, keinen Tag seid ihr ohne trostreiche Meldung geblieben, wie gerne würde ich weiterberichten bis zu der ersehnten großen Stunde, aber mir sind die Hände gebunden, ihr seht ja selbst.

Am Morgen hat Kowalski wieder das Rennen gemacht, er trägt mit Jakob, bloß war es diesmal kein richtiges Rennen mehr, Jakob ist über Nacht eine durchaus gewöhnliche Arbeitskraft geworden, eine ältere Person mit zwei denkbar schwachen Händen, um die sich keiner mehr reißt. Kowalski ist eher aus alter Gewohnheit an Jakob geraten, oder aus alter Freundschaft, jedenfalls tragen sie zusammen. So still ist es lange nicht mehr zugegangen zwischen ihnen, die Kisten kommen Jakob eine Kleinigkeit leichter vor, seit ihn Kowalski und die anderen nicht mehr mit Fragen überschütten, Kowalski vermutlich schwerer, seit die Antworten fehlen, das Gewicht ist, wie man sieht, keine absolute Größe. Die letzte Frage war, ob in Jakobs Haus das Licht, Gott behüte, auch ausgefallen ist, Jakob hat schlicht und wahrheitsgemäß mit Ja geantwortet, er war ganz glücklich, nach langer Zeit wieder die lautere Wahrheit sagen zu dürfen, und seitdem ist es ruhig um ihn wie um irgendeinen. So wird es bleiben, bis der Strom wieder fließt, da soll sich keiner über Jakobs Gelassenheit wundern.

Als die Pfeife zur Suppe ruft, setzen sie sich nebeneinander in die Sonne, Kowalski seufzt und löffelt und seufzt, das kommt nicht von der Suppe, die nicht besser und nicht

schlechter schmeckt als alle Tage. In letzter Zeit hat Jakob Kowalskis Nähe fürchten gelernt, Kowalski war der emsigste unter den Wißbegierigen, er hat ihn nicht essen und nicht schlafen lassen, er hat Jakob nur als Vehikel seiner Neugier benutzt, ohne Erbarmen. Aber heute kann seine Nähe Jakob nicht schrecken, Fragen wären vergeudete Worte, die Sonne scheint, man sitzt friedlich und stumm nebeneinander und ißt, und irgendwo in der Ferne nähern sich Stalins Soldaten mit unbekannter Geschwindigkeit.

»Was meinst du, wie lange das noch dauern kann mit der Stromsperre?« fragt Kowalski.

»Hoffentlich zwanzig Jahre«, sagt Jakob.

Kowalski sieht gekränkt aus seiner Schüssel auf, das ist keine Antwort unter Freunden. Sicher waren die letzten Tage nicht leicht für Jakob, die einzige Verbindung nach draußen, die keiner ungenutzt lassen wollte, man hat dich bestürmt und gelöchert, und ganz ungefährlich war es auch nicht, aber stößt man sich in unserer Lage an so einem bißchen zusätzlicher Mühe? Wer hätte an deiner Stelle anders gehandelt, suche ihn unter uns, und du wirst ihn nicht finden, und da kriegt man auf seine bescheidene Frage so häßliche Worte zu hören.

»Warum bist du so gehässig?« fragt Kowalski.

»Darauf kommst du nie«, sagt Jakob.

Kowalski zuckt mit den Schultern und ißt weiter, heute kann man mit Jakob nicht reden, vielleicht ist er schlecht aufgelegt, an manchen Tagen war er eigentlich schon immer unbegreiflich streitsüchtig. Wenn man in seine ungemütliche Diele gekommen ist, damals, man ist bester Laune reingegangen und hat sich an einen der vielen freien Tische gesetzt und hat Jakob ganz normal gefragt, wie die Geschäfte gehen, wie man eben so fragt, da konnte es einem passieren, daß er nicht normal geantwortet hat, die Geschäfte gehen so und so, wie man es von einem erwachsenen Menschen erwartet, sondern er hat einen angefahren: »Frag nicht so dämlich, du brauchst dich ja bloß umzusehen!«

Nicht ganz zufällig bekommen Kowalski und Jakob Gesellschaft, Mischa setzt sich neben sie, und er bringt Schwoch mit, den Juniorpartner von Lifschitz & Schwoch, Stempelkissen en gros und en detail. Zuerst glaubt Jakob, sie setzen sich hin, einfach weil hier noch Platz ist, Sonne und ein unbeobachtetes Fleckchen, bis er entdeckt, daß sie sich immerzu ansehen, Mischa aufmunternd und Schwoch unentschlossen. Da weiß er, daß es doch kein Zufall ist, irgendeine unbekannte Größe ist im Spiel, er hat gelernt, auf feinste Nuancen zu achten. Mischas Blicke bedeuten »na rede schon endlich«, und Schwochs Blicke bedeuten »nein, rede du lieber«, und als das Geblicke überhaupt kein Ende nehmen will, sagt Jakob zwischen zwei Löffeln: »Ich höre.«

»Wir haben da eine Idee, Jakob«, sagt Schwoch.

So weit, so gut, für eine ordentliche Idee findet sich immer Verwendung, gute Ideen sind wie die Luft zum Atmen, laßt hören, was euch eingefallen ist, dann werden wir weitersehen.

Aber Schwoch schweigt sich aus nach seinem schüchternen Anlauf, er blickt wieder zu Mischa, und seine Augen sprechen: »Rede du lieber.«

»Die Sache ist die«, sagt Mischa. »Wir haben uns gedacht, wenn der Strom nicht zum Radio kommt, dann muß das Radio eben zum Strom.«

»Willst du mir Rätsel aufgeben?« fragt Jakob beunruhigt, wo doch nichts Rätselhaftes an Mischas Worten ist, sie bedeuten nicht mehr und nicht weniger, als daß in irgendeiner Straße in diesem Ghetto das Licht noch brennt, gleich wird man hören, in welcher, der gesunde Menschenverstand kann sich leicht einen Reim darauf machen.

»Bei Kowalski in der Straße ist Strom«, sagt Schwoch.

Dieser verheißungsvolle Satz, für Jakob zur Erklärung gesprochen, trifft Kowalski, als er gerade seine Schüssel auskratzt. Die Hand bleibt ihm stehen, er schließt für einen kurzen Moment die Augen, seine Lippen flüstern verbittert, daß Schwoch der Schlag treffen möge, und er rückt zur Seite. Nicht weit, nur ein paar symbolische Zentimeter Abstand. Er hat nichts gehört, sollen diese Verrückten reden, was sie wollen, ihn geht das Ganze nichts an.

Jakob hat die kleine Offenbarung beobachtet, schade, daß man nicht lächeln darf, Wichtiges ist zu tun, bevor die Pause zu Ende geht und der Plan von Mischa und Schwoch Verbreitung findet und als nicht von der Hand zu weisen eingeschätzt wird. Daß sie bei Kowalski auf Granit beißen werden, ist Jakob klar wie nur sonst etwas, aus dieser Richtung droht keine Gefahr, wer so viele Jahre in Hörweite von Kowalski gelebt hat, der weiß, wie ein Held nicht aussieht.

Dir den Bart nach der neuesten Mode stutzen und die Haare kunstvoll anordnen, daß sich die Leute auf der Straße nach einem umdrehen, das kann er vielleicht, aber bei Todesstrafe verbotene Sendungen abhören und ihren Inhalt verbreiten, da müßt ihr euch einen Dümmeren suchen. Das Problem liegt auf keinen Fall bei Kowalski, die Sorge ist vielmehr, daß sich ein anderer findet, Kowalskis Straße ist lang. Ein anderer kann kommen und sagen, gib her den Kasten, wir lassen ihn spielen und singen und den Himmel auf Erden verkünden.

Man muß ihnen den Plan von tiefstem Grund ausreden, wenn aus der Sache nichts wird, und es wird nichts aus ihr werden, dann muß es an dem Plan gelegen haben, nicht an Kowalski. Er kann nur als ehrenwerter Mann aus der Affäre hervorgehen, es müssen Worte gefunden werden, die schon die Idee selbst verunglimpfen und ihre völlige Unbrauchbarkeit beweisen. Also her mit solchem Beweis, woher ihn aber nehmen in der Eile, womöglich fällt Kowalski das Richtige ein. Denn endlich einmal ist er Jakobs Verbündeter, endlich sitzt man im gleichen unbequemen Boot, auch Kowalski wird mit allen Kräften an Mischas und Schwochs Einfall nagen, er wird alles sagen, bloß nicht, daß er zu große Angst hat. Man muß ihn bis zum Hals ins Wasser stoßen, dann wird er schon reden, es bleibt nur zu hoffen, daß ihm in der kurzen Zeit die passende Engelszunge wächst.

»Hast du gehört, was sie von dir wollen?« sagt Jakob.

Kowalski wendet den Kopf zu ihm, er tut, als wäre er mit seinen Gedanken sonstwo gewesen, fragt mit vollendeter Unschuld: »Von mir?« Und dann fragt er Schwoch: »Was denn?«

»Es handelt sich um den Strom«, erklärt Schwoch geduldig.

»Man könnte doch das Radio zu dir schaffen?«

Kowalski spielt, er hört einen schlechten Witz. »Zu mir?«

»Ja.«

»Das Radio?«

»Ja.«

»Hervorragend!«

Die Idioten wollen mich umbringen, wird er denken, sie wollen mich ruinieren, als ob ich nicht genug andere Zoress am Hals hätte, und sie reden von meinem Untergang, als ob er die natürlichste Sache von der Welt wäre.

»Und du, Jakob? Was sagst du dazu?«

»Warum nicht?« sagt Jakob. »Es liegt nur an dir. Ich bin einverstanden.«

Es sieht nur so aus, als spielte er mit dem Feuer, er weiß genau, was er an Kowalski hat, außerdem kann man sich, wenn Kowalski im Handumdrehen zum Helden reifen sollte, die Sache später immer noch anders überlegen. Aber das wird nach menschlichem Ermessen nicht nötig sein, Kowalski ist eine Rechenaufgabe für die erste Klasse.

»Weißt du auch, was du dabei riskierst?« fragt Kowalski, maßlos verwundert über soviel Unvorsichtigkeit. »Was heißt das überhaupt, man könnte das Radio zu mir bringen? Wer ist das, *man*? Ich? Du? Er? Wer ist man? Wollt ihr das Radio am hellichten Tag durchs Ghetto tragen? Oder noch besser, nachts, nach acht vielleicht?«

Er lehnt sich entrüstet zurück, fast schon komisch, was sie einem da antragen, und das wollen kluge Menschen sein.

»Eine Prozession wollen sie machen! Die Streifen und die Posten werden sich solange schlafen legen, und wenn es soweit ist, gehen wir hin und wecken sie auf und sagen, ihr könnt weitermachen, das Radio ist sicher bei Kowalski!« Schwoch und Mischa sehen sich sorgenvoll an, auseinandergepflückt nimmt sich ihr Plan nicht mehr gar so glänzend aus, auch Jakob steuert ein paar vielsagende Blicke bei, ernst und voller Zweifel. Kowalskis eindringliche Worte scheinen selbst ihn nachdenklich gemacht zu haben.

»Außerdem gibt es noch einen wichtigen Punkt«, sagt Kowalski. »Daß im Ghetto ein Radio ist, das wissen inzwischen viele, aber wer hat schon eine Ahnung, daß es bei Jakob steht? Wir hier auf dem Bahnhof und höchstens noch seine Nachbarn. Wenn bis jetzt alles gutgegangen ist, das heißt, wenn die Deutschen bis jetzt keinen Schimmer haben, dann müssen in Jakobs Haus anständige Leute wohnen. Aber woher wollt ihr wissen, daß es in meinem Haus genauso ist? Ich wohne mit drei Mann zusammen, wer kann euch garantieren, daß nicht über mir oder neben mir oder unter mir ein Verräter steckt oder ein Feigling? Und er hat nichts Eiligeres zu tun, als zur Gestapo zu rennen und zu erzählen, was er weiß?«

Eine lange Pause, Kowalskis Worte werden gemessen und gewogen, und Schwoch sagt leise: »Scheiße, er hat recht.«

Und Mischa zuckt unentschlossen mit den Schultern, und Jakob steht auf und sagt: »Wenn ihr meint ...«

»Habt es doch nicht so gefährlich eilig, Kinder«, sagt Kowalski, »der Strom wird irgendwann schon wieder kommen. Wenn nicht morgen, dann eben übermorgen. Und dann kann uns Jakob immer noch rechtzeitig genug sagen, wo sie inzwischen sind.«

Als die Pfeife wieder zur Arbeit ruft, ist der Plan von Mischa und Schwoch erledigt und begraben. Man hat ihn ausführlich durchgesprochen, wie es sich unter intelligenzbegeben Wesen gehört, man hat seine schwachen Punkte ans Licht geholt, und er hat das Licht nicht ausgehalten. Es wäre ganz schön gewesen, schade darum, aber ein heller Kopf hat uns die Augen geöffnet. Schwoch und Mischa stellen ihre leeren Schüsseln auf den Handwagen, sie sind fast die letzten, der Posten guckt schon ungeduldig und drohend.

Jakob und Kowalski sind wieder ein einsames Paar, beide um eine Sorge leichter, die Sache wäre ausgestanden.

»Einfälle haben die!« sagt Kowalski belustigt, mehr zu sich als zu Jakob, und schließt damit dieses Kapitel ab.

[...]

Ulrich Plenzdorf

* 26. Oktober 1934 Berlin † 9. August 2007 in der Nähe von Berlin

Er war nach seinem Studium an der Filmhochschule Babelsberg als Szenarist und Filmdramaturg tätig. Großer Erfolg mit dem 1972 in Halle (Saale) uraufgeführten Gegenwartsstück *Die neuen Leiden des jungen W.*, das 1975 verfilmt, später auch in der BRD gespielt wurde. Plenzdorf war auch Drehbuchautor des in der DDR berühmten Films *Die Legende von Paul und Paula* (1973) und der Fernsehserie *Liebling Kreuzberg* (1992). Beobachter und Diagnostiker der gesellschaftlichen Zustände, Kritiker der Wiedervereinigung Deutschlands. Mitglied der Akademie der Künste seit 1992. Nach der Wende Rückzug aus der Filmbranche und Tätigkeit als Übersetzer aus dem Englischen. Werke u.a.: *Legende vom Glück ohne Ende* (1979), *Zeit der Wölfe* (1989), *Berliner Geschichten. Eine Autoren-Anthologie, wie sie entstand und von der Stasi verhindert wurde* (1995), *Eins und Eins ist Uneins* (1999). Filme u.a.: *Ein fliehendes Pferd* (1985), *Der Verdacht* (1990, nach der Erzählung *Unvollendete Geschichte* von Volker Braun), *Der Trinker* (1995, nach dem Roman von Hans Fallada), *Abgehauen* (1998).

DIE NEUEN LEIDEN DES JUNGEN W.

Notiz in der »Berliner Zeitung« vom 26. Dezember:

Am Abend des 24. Dezember wurde der Jugendliche Edgar W. in einer Wohnlaube der Kolonie Paradies II im Stadtbezirk Lichtenberg schwer verletzt aufgefunden. Wie die Ermittlungen der Volkspolizei ergaben, war Edgar W., der sich seit längerer Zeit unangemeldet in der auf Abriss stehenden Laube aufhielt, bei Basteleien unsachgemäß mit elektrischem Strom umgegangen.

Anzeige in der »Berliner Zeitung« vom 30. Dezember:

Ein Unfall beendet am 24. Dezember das Leben unseres jungen Kollegen
Edgar Wibeau
Er hatte noch viel vor!
VEB WIK Berlin
AGL Leiter FDJ

Anzeigen in der »Volkswacht« Frankfurt/O. vom 31. Dezember:

Völlig unerwartet riß ein tragischer Unfall unseren unvergessenen Jugendfreund
Edgar Wibeau
aus dem Leben.
VEB (K) Hydraulik Mittenberg
Berufsschule Leiter FDJ

Für mich noch unfäßbar erlag am 24. Dezember mein lieber Sohn
Edgar Wibeau
den Folgen eines tragischen Unfalls.
Else Wibeau

»Wann hast du ihn zuletzt gesehen?«

»Im September. Ende September. Am Abend bevor er wegging.«

»Hast du nie an eine Fandung gedacht?«

»Wenn mir einer Vorwürfe machen kann, dann nicht du! Nicht ein Mann, der sich jahrelang um seinen Sohn nur per Postkarte gekümmert hat!«

»Entschuldige! – War es nicht dein Wunsch so, bei meinem Lebenswandel?!« »Das ist wieder deine alte Ironie! – Nicht zur Polizei zu gehen war vielleicht das einzig Richtige, was ich gemacht hab. Selbst das war schließlich falsch. Aber zuerst war ich einfach fertig mit ihm. Er hatte mich in eine unmögliche Situation gebracht an der Berufsschule und im Werk. Der Sohn der Leiterin, bis dato der beste Lehrling, Durchschnitt eins Komma eins, entpuppt sich als Rowdy! Schmeißt die Lehre! Rennt von zu Hause weg! Ich meine ...! Und dann kamen ziemlich schnell und regelmäßig Nachrichten von ihm. Nicht an mich. Bewahre. An seinen Kumpel Willi. Auf Tonband. Merkwürdige Texte. So geschwollen. Schließlich ließ sie mich dieser Willi anhören, die Sache wurde ihm selber unheimlich. Wo Edgar war, nämlich in Berlin, wollte er mir zunächst nicht sagen. Aus den Tonbändern wurde jedenfalls kein Mensch schlau. Immerhin ging so viel daraus hervor, daß Edgar gesund war, sogar arbeitete, also nicht gammelte. Später kam ein Mädchen vor, mit der es dann aber auseinanderging. Sie heiratete! Solange ich ihn *hier* hatte, hat er nichts mit Mädchen gehabt. Aber es war doch kein Fall für die Polizei!«

Stop mal, stop! – Das ist natürlich Humbug. Ich hatte ganz schön was mit Mädchen. Zum erstenmal mit vierzehn. Jetzt kann ich's ja sagen. Man hatte so allerhand Zeug gehört, aber nichts Bestimmtes. Da wollte ich's endlich genau wissen, das war so meine Art. Sie hieß Sylvia. Sie war ungefähr drei Jahre älter als ich. Ich brauchte knapp sechzig Minuten, um sie rumzukriegen. Ich finde, das war eine gute Zeit für mein Alter, und wenn man bedenkt, daß ich noch nicht meinen vollen Charme hatte und nicht dieses ausgeprägte Kinn. Ich sag das nicht, um anzugeben, sondern daß sich keiner ein falsches Bild macht, Leute. Ein Jahr später klärte mich Mutter auf. Sie rackerte sich ganz schön ab. Ich Idiot hätte mich beölen können, aber ich machte Pfötchen wie immer. Ich glaube, das war eine Sauerei.

»Wieso entpuppte er sich als Rowdy?!«

»Er hat seinem Ausbilder den Zeh gebrochen.« – »Den Zeh?«

»Er hat ihm eine schwere Eisenplatte auf den Fuß geworfen, eine Grundplatte. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Ich meine ...!«

»Einfach so?«

»Ich war nicht dabei, aber der Kollege Flemming sagte mir – das ist der Ausbilder, ein erfahrener und alter Ausbilder, zuverlässig –, daß es so war. Er verteilt morgens in der Werkstatt die Werkstücke, ebendiese Grundplatten zum Feilen. Und die Burschen feilen auch, und beim Nachmessen fällt ihm auf, Edgars Nachbar, Willi, hat da eine Platte fertig, aber die hat er nicht gefeilt, die war aus dem Automaten. In der Produktion werden die Grundplatten natürlich automatisch gefertigt. Der Junge hat sie sich besorgt und zeigt sie jetzt vor. Sie ist natürlich genau bis auf ein Hundertstel. Er sagt ihm das: Die ist aus dem Automaten.

Willi: Aus was für einem Automaten?

Flemming: Aus dem Automaten in Halle zwei.

Willi: Ach, da steht ein Automat?! – Das kann ich doch gar nicht wissen, Meister. In der Halle waren wir zum letzten Mal, als wir anfangen mit der Lehre, und da hielten wir die Dinger noch für Eierlegemaschinen. Und das war dann Edgars Stichwort, das war natürlich alles vorher abgemacht: Also nehmen wir mal an, da steht ein Automat. Kann ja sein. Da fragt man sich doch, warum wir dann die Grundplatten mit der Feile zurechtschuppen müssen. Und das im dritten Lehrjahr.«

Gesagt hab ich das. Das stimmt. Aber aus dem Hut. Abgemacht war überhaupt nichts. Ich wußte, was Willi und die anderen vorhatten, wollte mich aber raushalten, wie immer.

»Flemming: Was hab ich euch gesagt, als ihr bei mir angefangen habt? – Ich hab euch gesagt: Hier habt ihr ein Stück Eisen! Wenn ihr aus dem eine Uhr machen könnt, habt ihr ausgelernt. Nicht früher und nicht später.

Das ist so sein Wahlspruch.

Und Edgar: Aber Uhrmacher wollten wir eigentlich schon damals nicht werden.«

Das wollte ich Flemming schon lange mal sagen. Das war nämlich nicht nur sein blöder Wahlspruch, das war seine ganze Einstellung aus dem Mittelalter: Manufakturperiode. Bis da hatt ich's mir immer verkniffen.

»Und anschließend warf ihm Edgar dann diese Grundplatte auf den Fuß und mit dermaßen Kraft, daß ein Zeh brach. Ich war wie vom Donner gerührt. Ich wollte das erst nicht glauben.«

Stimmt alles. Bis auf zwei Kleinigkeiten. Erstens hab ich die Platte nicht *geworfen*. Das brauchte ich nicht. Diese Platten waren auch so schwer genug, einen ollen Zeh oder was zu brechen, einfach durch ihre Masse. Ich brauchte sie bloß fallen zu lassen. Was ich denn auch machte. Und zweitens ließ ich sie nicht *anschließend* fallen, sondern erst sagte Flemming noch einen kleinen Satz, nämlich er tobte los: Von dir hätte ich das am allerwenigsten erwartet, Wiebau!

Da setzte es bei mir aus. Da ließ ich die Platte fallen. Wie das klingt: Edgar Wiebau! – Aber Edgar Wibeau! Kein Aas sagt ja auch Nivau statt Niveau. Ich meine, jeder Mensch hat schließlich das Recht, mit seinem richtigen Namen richtig angesprochen zu werden. Wenn einer keinen Wert darauf legt – seine Sache. Aber ich lege nun mal Wert darauf. Das ging schon jahrelang so. Mutter ließ sich das egal weg gefallen, mit Wiebau angesprochen zu werden. Sie war der Meinung, das hätte sich nun mal so eingebürgert, und sie war nicht gestorben davon und überhaupt, alles, was sie im Werk geworden ist, ist sie unter dem Namen Wiebau geworden. Und natürlich hieß unsereins dann auch Wiebau! Was ist denn mit Wibeau? Wenn's Hitler wär oder Himmler! Das war echt säuisch! Aber so? Wibeau ist ein alter Hugenottenname, na und? – Trotzdem war das natürlich kein Grund, olle Flemming die olle Platte auf seinen ollen Zeh zu setzen. Das war eine echte Sauerei. Mir war gleich klar, daß jetzt kein Schwein mehr über die Ausbildung reden würde, sondern bloß noch über die Platte und den Zeh. Manchmal war mir eben plötzlich heiß und schwindlig, und dann machte ich was, von dem ich nachher nicht mehr wußte, was es war. Das war mein Hugenottenblut, oder ich hatte einen zu hohen Blutdruck. Zu hohen Hugenottenblutdruck.

»Du meinst, Edgar hat einfach die Konsequenz der Sache gescheut und ist deshalb weg?«
»Ja. Was sonst?«

Ich will mal sagen: Besonders scharf war ich auf das Nachspiel nicht. »Was sagt der Jugendfreund Edgar Wiebau (!) zu seinem Verhalten zu Meister Flemming?« Leute! Ich hätt mir doch lieber sonstwas abgebissen, als irgendwas zu sülsen von: Ich sehe ein ... Ich werde in Zukunft ..., verpflichte mich hiermit ... und so weiter! Ich hatte was gegen Selbstkritik, ich meine: gegen öffentliche. Das ist irgendwie entwürdigend. Ich weiß nicht, ob mich einer versteht. Ich finde, man muß dem Menschen seinen Stolz lassen. Genauso mit diesem Vorbild. Alle forzlang kommt doch einer und will hören, ob man ein Vorbild hat und welches, oder man muß in der Woche drei Aufsätze darüber schreiben. Kann schon sein, ich hab eins, aber ich stell mich doch nicht auf den Markt damit. Einmal hab ich geschrieben: Mein größtes Vorbild ist Edgar Wibeau. Ich möchte so werden, wie er mal wird. Mehr nicht. Das heißt: Ich *wollte* es schreiben. Ich hab's dann bleibenlassen, Leute. Dabei wäre der Aufsatz höchstens nicht gewertet worden. Kein Aas von Lehrer traute sich doch, mir eine Fünf oder was zu geben.

»Kannst du dich an sonst noch was erinnern?«
»An einen Streit natürlich? – Wir haben uns nie gestritten. Doch, einmal schmiß er sich vor Wut die Treppen runter, weil ich ihn irgendwohin nicht mitnehmen wollte. Da war er fünf, wenn du *das* meinst. – Trotzdem wird alles wohl meine Schuld sein.«

Das ist großer Quatsch! Hier hat niemand schuld, nur ich. Das wolln wir mal festhalten! – Edgar Wibeau hat die Lehre geschmissen und ist von zu Hause weg, *weil er das schon lange vorhatte*. Er hat sich in Berlin als Anstreicher durchgeschlagen, hat seinen Spaß gehabt, hat Charlotte gehabt und hat beinah eine große Erfindung gemacht, *weil er das so wollte!*

Daß ich dabei über den Jordan ging, ist echter Mist. Aber wenn das einen tröstet: Ich hab nicht viel gemerkt. 380 Volt sind kein Scherz, Leute. Es ging ganz schnell. Ansonsten ist Bedauern jenseits des Jordan nicht üblich. Wir alle hier wissen, was uns blüht. Daß wir aufhören zu existieren, wenn ihr aufhört, an uns zu denken. Meine Chancen sind da wohl mau. Bin zu jung gewesen.

»Mein Name ist Wibeau.«
»Angenehm. – Lindner, Willi.«

Salute, Willi! Du warst zeitlebens mein bester Kumpel, tu mir jetzt einen Gefallen. Fang nicht auch an, in deiner Seele oder wo nach Schuld zu wühlen und so. Reiß dich zusammen.

»Es soll Tonbänder von Edgar geben, die er besprochen hat? Sind sie greifbar? Ich meine, kann ich sie hören? Gelegentlich?«
»Ja. Das geht.«

Die Tonbänder:
kurz und gut / wilhelm / ich habe eine bekanntschaft gemacht / die mein herz näher an-
geht – einen engel – und doch bin ich nicht imstande / dir zu sagen / wie sie vollkommen

ist / warum sie vollkommen ist / genug / sie hat allen meinen sinn gefangengenommen –
ende

nein / ich betrüge mich nicht – ich lese in ihren schwarzen augen wahre teilnehmung
an mir und meinem Schicksal – sie ist mir heilig – alle begier schweigt in ihrer gegenwart
– ende

genug / wilhelm / der bräutigam ist da – glücklicherweise war ich nicht beim emp-
fange – das hätte mir das herz zerrissen – ende

er will mir wohl / und ich vermute / das ist lottens werk / denn darin sind die weiber
fein und haben recht / wenn sie zwei Verehrer in gutem vernehmen miteinander erhalten
können / ist der vorteil immer ihr / so selten es auch angeht – ende

das war eine nacht – wilhelm / nun überstehe ich alles – ich werde sie nicht wieder-
sehn – hier sitz ich und schnappe nach luft / suche mich zu beruhigen / erwarte den
morgen / und mit Sonnenaufgang sind die pferde

o meine freunde / warum der ström des genies so selten ausbricht / so selten in ho-
hen fluten hereinbraust und eure staunende seele erschüttert – liebe freunde / da wohnen
die gelassenen herren auf beiden seiten des ufers / denen ihre gartenhäuschen / tulpen-
beete und krautfelder zugrunde gehen würden / die daher in Zeiten mit dämmen und
ableiten der künftig drohenden gefahr abzuwenden wissen – das alles / wilhelm / macht
mich stumm – ich kehre in mich selbst zurück und finde eine weit – ende.

und daran seid ihr alle schuld / die ihr mich in das joch geschwatzet und mir so viel
von aktivität vorgesungen habt – aktivität – ich habe meine entlassung verlangt – bringe
das meiner mutter in einem säftchen bei – ende

»Verstehn Sie's?«

»Nein. Nichts ...«

Reiner Kunze

Vgl. S. 189

DIE WUNDERBAREN JAHRE

ORDNUNG

Die Mädchen und Jungen, die sich auf die Eckbank der leeren Bahnhofshalle setzten, kamen aus einem Jazz-Konzert. Ihr Gespräch verstummte rasch. Einer nach dem anderen legten sie den Kopf auf die Schulter ihres Nebenmanns. Der erste Zug fuhr 4.46 Uhr.

Zwei Transportpolizisten, einen Schäferhund an der Leine, erschienen in der Tür, wandten sich der Bank zu und zupften die Schlafenden am Ärmel. „Entweder Sie setzen sich gerade hin, oder Sie verlassen den Bahnhof, Ordnung muß sein!“

„Wieso Ordnung?“ fragte einer der Jungen, nachdem er sich aufgerichtet hatte. „Sie sehen doch, daß jeder seinen Kopf gleich wiedergefunden hat.“ „Wenn Sie frech werden, verschwinden Sie sofort, verstanden?“ Die Polizisten gingen weiter. Die jungen Leute lehnten sich nach der anderen Seite. Zehn Minuten später kehrte die Streife zurück und verwies sie des Bahnhofs.

Draußen ging ein feiner Regen nieder. Der Zeiger der großen Uhr wippte auf die Eins wie ein Gummiknüppel.

ELEMENT

Auf sein Bücherbrett im Lehrlingswohnheim stellte Michael die Bibel. Nicht, weil er gläubig ist, sondern weil er sie endlich einmal lesen wollte. Der Erzieher machte ihn jedoch darauf aufmerksam, daß auf dem Bücherbrett eines sozialistischen Wohnheims die Bibel nichts zu suchen habe. Michael weigerte sich, die Bibel vom Regal zu nehmen. Welches Lehrlingswohnheim nicht sozialistisch sei, fragte er, und da in einem sozialistischen Staat jedes Lehrlingswohnheim sozialistisch ist und es nicht zu den Obliegenheiten der Kirche gehört, Chemiefacharbeiter mit Abitur auszubilden, folgerte er, daß, wenn der Erzieher recht behalte, in einem sozialistischen Staat niemand Chemiefacharbeiter mit Abitur werden könne, der darauf besteht, im Wohnheim auf sein Bücherbrett die Bibel stellen zu dürfen. Diese Logik, vorgetragen hinter dem Schild der Lessing-Medaille, die Michael am Ende der zehnten Klasse verliehen bekommen hatte (Durchschnittsnote Einskommanull), führte ihn steil unter die Augen des Direktors: Die Bibel verschwand, und Michael dachte weiterhin logisch. Die Lehrerin für Staatsbürgerkunde aber begann, ihn als eines jener Elemente zu klassifizieren, die in Mendelejews Periodischem System nicht vorgesehen sind und durch das Adjektiv „unsicher“ näher bestimmt werden.

2

Eines Abends wurde Michael zur Betriebswache gerufen. Ein Herr in Zivil legte ihm einen Text vor, in dem sich ein Ich verpflichtete, während der Weltfestspiele der Jugend und Studenten die Hauptstadt nicht zu betreten, und forderte ihn auf zu unterschreiben. – Warum? fragte Michael. Der Herr blickte ihn an, als habe er die Frage nicht gehört. – Er werde während der Weltfestspiele im Urlaub sein, sagte Michael, und unter seinem Bett stünden nagelneue Bergsteigerschuhe, die er sich bestimmt nicht zu dem Zweck angeschafft habe, den Fernsehturm am Alex zu besteigen. Er werde während der Weltfestspiele nicht einmal im Lande sein. – Dann könne er also unterschreiben, sagte der Herr, langte über den Tisch und legte den Kugelschreiber, der neben dem Blatt lag, mitten aufs Papier. – Aber warum? fragte Michael. Der Text klinge wie das Eingeständnis einer Schuld. Er sei sich keiner Schuld bewußt. Höchstens, daß er einmal beinahe in einem VW-Käfer mit Westberliner Kennzeichen getrampt wäre. Damals hätten sich die Sicherheitsorgane an der Schule über ihn erkundigt. Das sei für ihn aber kein Grund zu unterschreiben, daß er während der Weltfestspiele nicht nach Berlin fahren werde. – Was für ihn ein Grund sei oder nicht, das stehe hier nicht zur Debatte, sagte der Herr. Zur Debatte stehe seine Unterschrift. – Aber das müsse man ihm doch begründen, sagte Michael. – Wer hier was müsse, sagte der Herr, ergäbe sich einzig aus der Tatsache, daß in diesem Staat die Arbeiter und Bauern die Macht ausübten. Es empfehle sich also, keine Sperenzen zu machen. – Michael begann zu befürchten, man könnte ihn nicht in die Hohe Tatra trampeln lassen, verbiß sich die Bemerkung, daß er die letzten Worte als Drohung empfinde, und unter-

schrrieb. Zwei Tage vor Beginn seines Urlaubs wurde ihm der Personalausweis entzogen und eine provisorische Legitimation ausgehändigt, die nicht zum Verlassen der DDR berechnigte und auf der unsichtbar geschrieben stand: Unsicheres Element.

3

Mit der topografischen Vorstellung von der Hohen Tatra im Kopf und Bergsteigerschuhen an den Füßen, brach Michael auf zur Ostsee. Da es für ihn nicht günstig gewesen wäre, von Z. aus zu trampen, nahm er bis K. den Zug. Auf dem Bahnsteig von K., den er mit geschulterter Gitarre betrat, forderte eine Streife ihn auf, sich auszuweisen. „Aha“, sagte der Transportpolizist, als er des Ausweispapiers ansichtig wurde, und hieß ihn mitkommen. Er wurde zwei Schutzpolizisten übergeben, die ihn zum Volkspolizeikreisamt brachten. „Alles auspacken!“ Er packte aus. „Einpacken!“ Er packte ein. „Unterschreiben!“ Zum zweitenmal unterschrieb er den Text, in dem sich ein Ich verpflichtete, während der Weltfestspiele die Hauptstadt nicht zu betreten. Gegen vierundzwanzig Uhr entließ man ihn. Am nächsten Morgen – Michael hatte sich eben am Straßenrand aufgestellt, um ein Auto zu stoppen – hielt unaufgefordert ein Streifenwagen bei ihm an. „Ihren Ausweis, bitte!“ Kurze Zeit später befand sich Michael wieder auf dem Volkspolizeikreisamt. „Alles auspacken!“ Er packte aus. „Einpacken!“ Diesmal wurde er in eine Gemeinschaftszelle überführt. Kleiner Treff von Gitarren, die Festival-Verbot hatten: Sie waren mit einem Biermann-Song oder mit der Aufschrift ertappt worden: WARTE NICHT AUF BESSERE ZEITEN. Sein Name wurde aufgerufen. „Wohin?“ – „Eine Schweizer Kapelle braucht einen Gitarristen“, sagte der Wachtmeister ironisch. Er brachte ihn nach Z. zurück. Das Konzert fand auf dem Volkspolizeikreisamt statt. „Sie wollten also nach Berlin.“ – „Ich wollte zur Ostsee.“ – Der Polizist entblößte ihm die Ohren. „Wenn Sie noch einmal lügen, vermittele ich Ihnen einen handfesten Eindruck davon, was die Arbeiter-und-Bauern-Macht ist!“ Michael wurde fotografiert (mit Stirnband, ohne Stirnband) und entlassen. Um nicht weiterhin verdächtigt zu werden, er wolle nach Berlin, entschloß er sich, zuerst nach Osten und dann oderabwärts zur Küste zu trampen. In F. erbot sich ein Kraftfahrer, ihn am folgenden Tag unmißverständlich weit über den Breitengrad von Berlin hinaus mitzunehmen. „Halb acht vor dem Bahnhof.“ Halb acht war der Bahnhofsvorplatz blau von Hemden und Fahnen: Man sammelte sich, um zu den Weltfestspielen nach Berlin zu fahren. Ein Ordner mit Armbinde fragte Michael, ob er zu einer Fünzigerguppe gehöre. – „Sehe ich so aus?“ – Der Ordner kam mit zwei Bahnpolizisten zurück. „Ihren Ausweis!“ Michael weigerte sich mitzugehen. Er erklärte. Er bat. Sie packten ihn an den Armen. Bahnhofszelle. Verhör. Die Polizisten rieten ihm, eine Schnellzugfahrkarte zu lösen und zurückzufahren. Er protestierte. Er habe das Recht, seinen Urlaub überall dort zu verbringen, wo er sich mit seinem Ausweis aufhalten dürfe. – Er müsse nicht bis Z. zurückfahren, sagten die Polizisten, sondern nur bis D. Falls er jedoch Schwierigkeiten machen sollte, zwingen sie ihn, das Volkspolizeikreisamt zu verständigen, und dann käme er nicht zu glimpflich davon. Ein Doppelposten mit Hund begleitete ihn an den Fahrkartenschalter und zum Zug. „Wenn Sie eher aussteigen als in D., gehen Sie in U-Haft!“ Auf allen Zwischenstationen standen Posten mit Hund. In D. erwarteten ihn zwei Polizisten und forderten ihn auf, unverzüglich eine Fahrkarte nach Z. zu lösen und sich zum Anschlußzug zu begeben. Er gab auf. Auf dem Bahnsteig in Z. wartete er, bis die Polizisten auf ihn zukamen. Nachdem sie Paßbild und Gesicht miteinander verglichen hatten, gaben sie ihm den Ausweis zurück. „Sie können gehen.“ – „Wohin?“ fragte Michael.

NACHHALL

Hier wird nicht gespielt! Eure Zeit ist vorbei, geht nach Hause!
(Polizeistreife zu Jugendlichen, die am 8. August 1973, drei Tage nach Abschluß der Weltfestspiele, auf dem Alexanderplatz Gitarre spielten.)

Als Michael aus den Bierstuben kam, wirkte der Platz wie leergekippt. Unterhalb des Warenhauses sprang ein Motor an: Der Jugend-Müll wurde eben abgefahren. Und eine Scherbe schändete den Platz: er. Zwischen Posten, die dastanden wie schnell gewachsene Gehölze. Polizeigrün. Immergrün.

Seine Gitarre lag nicht mehr auf dem Brunnenrand.

Sie hatten seine Gitarre. Sie hatten eine Geisel.

Der Polizist sagte: „Ihre Gitarre suchen Sie? Kommen Sie mit.“

Während Michael im Gang des Polizeigebäudes neben den anderen stand, das Gesicht zur Wand und die Arme erhoben, wurde der Tag ausgeschrien. „Schuhe ausziehen! Wenn du nicht sofort die Schuhe ausziehst, kriegst du eins in die Schnauze, und wo die Pfote hinhaut, dort wächst kein Gras mehr!“

Sie hatten auf der Brunneneinfassung gegessen: Lehrlinge, Schüler, Rentner. Viele Passanten waren stehengeblieben und hatten ihnen Beifall gespendet, vor allem den beiden Ungarn. Der eine hatte fast Funken aus den Saiten geschlagen.

Auf dem Ordnungsstrafbescheid über 10 Mark, mit dessen Entgegennahme Michael um drei Uhr morgens sein Instrument auslöste, stand: Störung des sozialistischen Zusammenlebens (Spielen mit Gitarre).

FAHNENAPPELL

Montagmorgen stand der Direktor der Erweiterten Oberschule in X. in Uniform neben der Fahne – in der Uniform eines Offiziers der Nationalen Volksarmee, in der er den Appell nur zu bestimmten Anlässen abnahm. „Und es geht nicht“, sagte er, „daß ein Schüler die Offiziere der Nationalen Volksarmee als dumm und halbgelbete bezeichnet. Von diesen Schülern müssen wir uns trennen.“

(Der Leiter des Wehrkreiskommandos hatte N., Arbeitersohn und Schüler der elften Klasse, für die Offizierslaufbahn werben wollen. Ob er am Beispiel des Direktors nicht sähe, hatte der Leiter des Wehrkreiskommandos gesagt, wie allseitig gebildet Offiziere seien. N. hatte geantwortet, er habe eher den Eindruck, der Direktor sei „einseitig gebildet“: Seine Erziehungsmethoden bewirkten, daß in der Schule nur noch gelernt und kaum mehr gedacht werde.)

Die Fahne war noch nicht wieder eingeholt – das Einholen fand am Sonnabend statt –, als der Schüler N. gegen elf Stimmen und bei einer Enthaltung aus der Freien Deutschen Jugend ausgeschlossen wurde.

(Vorher hatte eine Elternbeiratsitzung stattgefunden, nach der Eltern ihre Tochter aus dem Bett geholt hatten. „Daß du ja nicht für den stimmst! ... Daß du ja nichts zugunsten von dem sagst!“ Der Elternbeiratsitzung waren Klassenversammlungen gefolgt. „Wer für N. stimmt, entfernt sich vom Standpunkt der Arbeiterklasse.“ Schließlich hatte jeder der Schüler, die als Diskussionsredner ausgewählt worden waren, eines der schwarzen Steinchen zugeteilt bekommen, aus denen das schwarze Bild zusammengesetzt werden sollte: Überheblichkeit ... Thesen zur Verunsicherung der Mitschüler ... Radikale Ansichten. Dabei hatte eine Schülerin enttäuscht, indem sie gefragt hatte, wieso dann N. würdig gewesen wäre, Berufsoffizier zu werden.)

Dreimal noch duldete es die Fahne, daß der Schüler N. unter ihr stand, während sie aufstieg, mit zunehmender Höhe immer gemessener, um die Mastspitze exakt beim letz-

ten Fanfarenstoß des Fanfarenzugs zu erklimmen. Dann wurde N. vom Unterricht beurlaubt. Seines nächsten Freundes nahm sich der Klassenlehrer an. „Wenn Sie den von unserer Seite abgebrochenen Kontakt zu N. aufrechterhalten sollten, können wir ganz leicht den Kontakt zu Ihnen abbrechen.“

(Der Leiter des Wehrkreiskommandos sagte zur Mutter des N.: „Ich habe die Äußerung Ihres Sohnes weder als Beleidigung meiner Person, noch als Beleidigung der Offiziere der Nationalen Volksarmee empfunden. Aber ich kann Ihnen in diesem Fall nicht helfen.“)

In Berlin wurde dem Antrag der Schule auf Relegierung des Schülers N. stattgegeben.

(„Ich teile Ihnen hierdurch mit, daß Ihr Sohn ... von allen Erweiterten Oberschulen der Deutschen Demokratischen Republik ausgeschlossen wurde. Die Gründe und Ursachen sind Ihnen bekannt. Wir hoffen, daß diese Maßnahme dazu führt, daß Ihr Sohn ... zur Einsicht kommt im Hinblick auf sein Verhalten gegenüber den Anforderungen, die an einen jungen Staatsbürger der Deutschen Demokratischen Republik gestellt werden müssen.“)

Zu bestimmten Anlässen steht der Direktor der Erweiterten Oberschule in X. in Uniform neben der Fahne.

WENIGSTENS

Eine Party, die bestimmt bis gegen Morgen gehen werde, so daß es sich nicht lohne, zum Schlafen nach Haus zu kommen? Mitten in der Woche, in der Schulzeit? Ich riet ihr ab. „Am nächsten Tag werdet ihr im Unterricht durchhängen, was zu euerem eigenen Schaden sein dürfte“, sagte ich. „Außerdem könnte dieser oder jener Lehrer einen Tagesordnungspunkt daraus machen.“

„Juckt mich doch nicht“, sagte sie.

Ich schoß mich in eine Umlaufbahn um den Schreibtisch. „Was wollt ihr?... Wissen!“ sagte ich. „Zumindest solltet ihr es wollen, denn nicht mitlügen zu wollen, genügt nicht. Und wenn ich Wissen sage, weißt du, daß ich das exakte Wissen meine, über das die Lehrer auch verfügen. Wann also werdet ihr begreifen, daß ihr diejenigen Lehrer, die kein Interesse daran haben, euch ihr Wissen zu verweigern, nicht in eine Situation bringen solltet, in der sie denen beipflichten müssen, die euch lieber heute als morgen lossein würden? Und diesen, die in euch eine Gefahr sehen – sei's nun für das Heil der Welt, wie sie es sich vorstellen, oder sei's für ihre Karriere, um deretwillen sie das Leben jedes jungen Menschen verpfuschen, dessen Aufrichtigkeit ihnen im Weg steht – diesen Lehrern solltet ihr die Argumente gegen euch nicht noch selbst liefern – gewissermaßen auf dem Party-Tablett!“

Sie stand da, den Kopf gesenkt.

„Und denke an Born“, sagte ich. – Born zählte. Neunzehnhundertachtundsechzig hatte er sich als einziger Lehrer der Schule geweigert, eine Erklärung zu unterschreiben, in der der Einmarsch in die Tschechoslowakei begrüßt worden war. Danach hatte er sich für einige Monate in eine Nervenklinik zurückgezogen. Sie wußte auch, daß er wiederholt für sie eingetreten war. Vor kurzem erst hatte ein Lehrer, der neu war an der Schule, sie auf dem Bordstein sitzen sehen und dieses Benehmen vor die Konferenz gebracht: Das sei Gammlertum, einer Oberschülerin unwürdig. Born hatte gefragt: Und einer jungen Arbeiterin? „Jedes Argument, das ihr gegen euch liefert, liefert ihr gegen ihn“, sagte ich.

Plötzlich standen ihr Tränen in den Augen. Ehe sie das Zimmer verließ, sagte sie: „Wenn ihr wenigstens wie Byllis Eltern wärt: stur, alles verbieten und so, dann könnte man wenigstens was machen gegen euch!“

Helner Müller

Vgl. S. 149

DIE HAMLETMASCHINE

I

FAMILIENALBUM

Ich war Hamlet. Ich stand an der Küste und redete mit der Brandung BLABLA, im Rücken die Ruinen von Europa. Die Glocken läuteten das Staatsbegräbnis ein, Mörder und Witwe ein Paar, im Stehschritt hinter dem Sarg des Hohen Kadavers die Räte, heulend in schlecht bezahlter Trauer WER IST DIE LEICH IM LEICHENWAGEN / UM WEN HÖRT MAN VIEL SCHREIN UND KLAGEN / DIE LEICH IST EINES GROSSEN / GEBERS VON ALMOSEN das Spalier der Bevölkerung, Werk seiner Staatskunst ER WAR EIN MANN NAHM ALLES NUR VON ALLEN. Ich stoppte den Leichenzug, stemmte den Sarg mit dem Schwert auf, dabei brach die Klinge, mit dem stumpfen Rest gelang es, und verteilte den toten Erzeuger FLEISCH UND FLEISCH GESELT SICH GERN an die umstehenden Elendsgestalten. Die Trauer ging in Jubel über, der Jubel in Schmatzen, auf dem leeren Sarg besprang der Mörder die Witwe SOLL ICH DIR HINAUFHelfen ONKEL MACH DIE BEINE AUF MAMA. Ich legte mich auf den Boden und hörte die Welt ihre Runden drehn im Gleichschritt der Verwesung.

I'M GOOD HAMLET GI'ME A CAUSE FOR GRIEF
AH THE WHOLE GLOBE FOR A REAL SORROW
RICHARD THE THIRD I THE PRINCEKILLING KING
OH MY PEOPLE WHAT HAVE I DONE UNTO THEE
WIE EINEN BUCKEL SCHLEPP ICH MEIN SCHWERES GEHIRN
ZWEITER CLOWN IM KOMMUNISTISCHEN FRÜHLING
SOMETHING IS ROTTEN IN THIS AGE OF HOPE
LETS DELVE IN EARTH AND BLOW HER AT THE MOON

Hier kommt das Gespenst das mich gemacht hat, das Beil noch im Schädel. Du kannst deinen Hut aufbehalten, ich weiß, daß du ein Loch zu viel hast. Ich wollte, meine Mutter hätte eines zu wenig gehabt, als du im Fleisch warst: ich wäre mir erspart geblieben. Man sollte die Weiber zunäh'n, eine Welt ohne Mütter. Wir könnten einander in Ruhe abschlachten, und mit einiger Zuversicht, wenn uns das Leben zu lang wird oder der Hals zu eng für unsre Schreie. Was willst du von mir. Hast du an einem Staatsbegräbnis nicht genug. Alter Schnorrer. Hast du kein Blut an den Schuh. Was geht mich deine Leiche an. Sei froh, daß der Henkel heraussteht, vielleicht kommst du in den Himmel. Worauf wartest du. Die Hähne sind geschlachtet. Der Morgen findet nicht mehr statt.

SOLL ICH
WEILS BRAUCH IST EIN STÜCK EISEN STECKEN IN
DAS NÄCHSTE FLEISCH ODER INS ÜBERNÄCHSTE
MICH DRAN ZU HALTEN WEIL DIE WELT SICH DREHT
HERR BRICH MIR DAS GENICK IM STURZ VON EINER
BIERBANK

Auftritt Horatio. Mitwisser meiner Gedanken, die voll Blut sind, seit der Morgen verhängt ist mit dem leeren Himmel. DU KOMMST ZU SPÄT MEIN FREUND FÜR DEINE GAGE / KEIN PLATZ FÜR DICH IN MEINEM TRAUERSPIEL. Horatio, kennst du mich. Bist du mein Freund, Horatio. Wenn du mich kennst, wie kannst du mein Freund sein. Willst du den Polonius spielen, der bei seiner Tochter schlafen will, die reizende Ophelia, sie kommt auf ihr Stichwort, sieh wie sie den Hintern schwenkt, eine tragische Rolle. HoratioPolonius. Ich wußte, daß du ein Schauspieler bist. Ich bin es auch, ich spiele Hamlet. Dänemark ist ein Gefängnis, zwischen uns wächst eine Wand. Sieh was aus der Wand wächst. Exit Polonius. Meine Mutter die Braut. Ihre Brüste ein Rosenbeet, der Schoß die Schlangengrube. Hast du deinen Text verlernt, Mama. Ich souffliere WASCH DIR DEN MORD AUS DEM GESICHT MEIN PRINZ / UND MACH DEM NEUEN DÄNMARK SCHÖNE AUGEN. Ich werde dich wieder zur Jungfrau machen, Mutter, damit dein König eine blutige Hochzeit hat. DER MUTTERSCHOSS IST KEINE EINBAHNSTRASSE. Jetzt binde ich dir die Hände auf den Rücken, weil mich ekelte vor deiner Umarmung, mit deinem Brautschleier. Jetzt zerreiße ich das Brautkleid. Jetzt mußt du schreien. Jetzt beschmiere ich die Fetzen deines Brautkleids mit der Erde, die mein Vater geworden ist, mit den Fetzen dein Gesicht deinen Bauch deine Brüste. Jetzt nehme ich dich, meine Mutter, in seiner, meines Vaters, unsichtbaren Spur. Deinen Schrei ersticke ich mit meinen Lippen. Erkennst du die Frucht deines Leibes. Jetzt geh in deine Hochzeit, Hure, breit in der dänischen Sonne, die auf Lebendige und Tote scheint. Ich will die Leiche in den Abtritt stopfen, daß der Palast erstickt in königlicher Scheiße. Dann laß mich dein Herz essen, Ophelia, das meine Tränen weint.

2

DAS EUROPA DER FRAU

Enormous room. Ophelia. Ihr Herz ist eine Uhr.

OPHELIA (CHOR/HAMLET)

Ich bin Ophelia. Die der Fluß nicht behalten hat. Die Frau am Strick Die Frau mit den aufgeschnittenen Pulsadern Die Frau mit der Überdosis AUF DEN LIPPEN SCHNEE Die Frau mit dem Kopf im Gasherd. Gestern habe ich aufgehört mich zu töten. Ich bin allein mit meinen Brüsten meinen Schenkeln meinem Schoß. Ich zertrümmere die Werkzeuge meiner Gefangenschaft den Stuhl den Tisch das Bett. Ich zerstöre das Schlachtfeld das mein Heim war. Ich reiße die Türen auf, damit der Wind herein kann und der Schrei der Welt. Ich zerschlage das Fenster. Mit meinen blutenden Händen zerreiße ich die Fotografien der Männer die ich geliebt habe und die mich gebraucht haben auf dem Bett auf dem Tisch auf dem Stuhl auf dem Boden. Ich lege Feuer an mein Gefängnis. Ich werfe meine Kleider in das Feuer. Ich grabe die Uhr aus meiner Brust die mein Herz war. Ich gehe auf die Straße, gekleidet in mein Blut.

3

SCHERZO

Universität der Toten. Gewisper und Gemurmelt. Von ihren Grabsteinen (Kathedern) aus werfen die toten Philosophen ihre Bücher auf Hamlet. Galerie (Ballett) der toten Frauen. Die Frau am Strick Die Frau mit den aufgeschnittenen Pulsadern usw. Hamlet betrachtet sie mit der Haltung eines Museums(Theater)-Besuchers. Die toten Frauen reißen ihm die Kleider vom Leib. Aus einem aufrechtstehenden Sarg mit der

Aufschrift HAMLET 1 treten Claudius und, als Hure gekleidet und geschminkt, Ophelia. Striptease von Ophelia.

OPHELIA

Willst du mein Herz essen, Hamlet. *Lacht.*

HAMLET *Hände vorm Gesicht:*

Ich will eine Frau sein.

Hamlet zieht Ophelias Kleider an, Ophelia schminkt ihm eine Hurenmaske, Claudius, jetzt Hamlets Vater, lacht ohne Laut, Ophelia wirft Hamlet eine Kußhand zu und tritt mit Claudius/Hamlet Vater zurück in den Sarg. Hamlet in Hurenpose. Ein Engel, das Gesicht im Nacken: Horatio. Tanzt mit Hamlet.

STIMME(N) *aus dem Sarg:*

Was du getötet hast sollst du auch lieben.

Der Tanz wird schneller und wilder. Gelächter aus dem Sarg. Auf einer Schaukel die Madonna mit dem Brustkrebs. Horatio spannt einen Regenschirm auf, umarmt Hamlet. Erstarren in der Umarmung unter dem Regenschirm. Der Brustkrebs strahlt wie eine Sonne.

4

PEST IN BUDA SCHLACHT UM GRÖNLAND

Raum 2, von Ophelia zerstört. Leere Rüstung, Beil im Helm.

HAMLET

Der Ofen blakt im friedlosen Oktober

A BAD COLD HE HAD OF IT JUST THE WORST
TIME

JUST THE WORST TIME OF THE YEAR FOR
A REVOLUTION

Durch die Vorstädte Zement in Blüte geht

Doktor Schiwago weint

Um seine Wölfe

IM WINTER MANCHMAL KAMEN SIE INS DORF
ZERFLEISCHTEN EINEN BAUERN

legt Maske und Kostüm ab.

HAMLETDARSTELLER

Ich bin nicht Hamlet. Ich spiele keine Rolle mehr. Meine Worte haben mir nichts mehr zu sagen. Meine Gedanken saugen den Bildern das Blut aus. Mein Drama findet nicht mehr statt. Hinter mir wird die Dekoration aufgebaut. Von Leuten, die mein Drama nicht interessiert, für Leute, die es nichts angeht. Mich interessiert es auch nicht mehr. Ich spiele nicht mehr mit. *Bühnenarbeiter stellen, vom Hamletdarsteller unbemerkt, einen Kühlschrank und drei Fernsehgeräte auf. Geräusch der Kühlanlage. Drei Programme ohne Ton.* Die Dekoration ist ein Denkmal. Es stellt in hundertfacher Vergrößerung einen Mann dar, der Geschichte gemacht hat. Die Versteinerung einer Hoffnung. Sein Name ist auswechselbar. Die Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Das Denkmal liegt am Boden, geschleift drei Jahre nach dem Staatsbegräbnis des Gehaßten und Verehrten von seinen Nachfolgern in der Macht. Der Stein ist bewohnt. In den geräumigen Nasen- und Ohrlöchern, Haut- und Uniformfalten des zertrümmerten Standbilds haust die ärmere Bevölkerung der Metropole. Auf den Sturz des Denkmals folgt nach einer angemessenen Zeit der Aufstand. Mein Drama, wenn es noch stattfinden würde, fände in der Zeit des Aufstands statt. Der

Aufstand beginnt als Spaziergang. Gegen die Verkehrsordnung während der Arbeitszeit. Die Straße gehört den Fußgängern. Hier und da wird ein Auto umgeworfen. Angsttraum eines Messerwerfers: Langsame Fahrt durch eine Einbahnstraße auf einen unwiderruflichen Parkplatz zu, der von bewaffneten Fußgängern umstellt ist. Polizisten, wenn sie im Weg stehn, werden an den Straßenrand gespült. Wenn der Zug sich dem Regierungsviertel nähert, kommt er an einem Polizeikordon zum Stehen. Gruppen bilden sich, aus denen Redner aufsteigen. Auf dem Balkon eines Regierungsgebäudes erscheint ein Mann mit schlecht sitzendem Frack und beginnt ebenfalls zu reden. Wenn ihn der erste Stein trifft, zieht auch er sich hinter die Flügeltür aus Panzerglas zurück. Aus dem Ruf nach mehr Freiheit wird der Schrei nach dem Sturz der Regierung. Man beginnt die Polizisten zu entwandeln, stürmt zwei drei Gebäude, ein Gefängnis eine Polizeistation ein Büro der Geheimpolizei, hängt ein Dutzend Handlanger der Macht an den Füßen auf, die Regierung setzt Truppen ein, Panzer. Mein Platz, wenn mein Drama noch stattfinden würde, wäre auf beiden Seiten der Front, zwischen den Fronten, darüber. Ich stehe im Schweißgeruch der Menge und werfe Steine auf Polizisten Soldaten Panzer Panzerglas. Ich blicke durch die Flügeltür aus Panzerglas auf die andrängende Menge und rieche meinen Angstschweiß. Ich schüttle, von Brechreiz gewürgt, meine Faust gegen mich, der hinter dem Panzerglas steht. Ich sehe, geschüttelt von Furcht und Verachtung, in der andrängenden Menge mich, Schaum vor meinem Mund, meine Faust gegen mich schütteln. Ich hänge mein uniformiertes Fleisch an den Füßen auf. Ich bin der Soldat im Panzerturm, mein Kopf ist leer unter dem Helm, der erstickte Schrei unter den Ketten. Ich bin die Schreibmaschine. Ich knüpfe die Schlinge, wenn die Rädelführer aufgehängt werden, ziehe den Schemel weg, breche mein Genick. Ich bin mein Gefangener. Ich füttere mit meinen Daten die Computer. Meine Rollen sind Speichel und Spucknapf Messer und Wunde Zahn und Gurgel Hals und Strick. Ich bin die Datenbank. Blutend in der Menge. Aufatmend hinter der Flügeltür. Wortschleim, absondernd in meiner schalldichten Sprechblase über der Schlacht. Mein Drama hat nicht stattgefunden. Das Textbuch ist verlorengegangen. Die Schauspieler haben ihre Gesichter an den Nagel in der Garderobe gehängt. In seinem Kasten verfault der Souffleur. Die ausgestopften Pestleichen im Zuschauerraum bewegen keine Hand. Ich gehe nach Hause und schlage die Zeit tot, einig / Mit meinem ungeteilten Selbst.

Fernsehn Der tägliche Ekel Ekel

Am präparierten Geschwätz Am verordneten Frohsinn

Wie schreibt man GEMÜTLICHKEIT

Unsern Täglichen Mord gib uns heute

Denn Dein ist das Nichts Ekel

An den Lügen die geglaubt werden

Von den Lügern und niemandem sonst Ekel

An den Lügen die geglaubt werden Ekel

An den Visagen der Macher gekerbt

Vom Kampf um die Posten Stimmen Bankkonten

Ekel Ein Sichelwagen der von Pointen blitzt

Geh ich durch Straßen Kaufhallen Gesichter

Mit den Narben der Konsumschlacht Armut

Ohne Würde Armut ohne die Würde

Des Messers des Schlagrings der Faust

Die erniedrigten Leiber der Frauen

Hoffnung der Generationen
In Blut Feigheit Dummheit erstickt
Gelächter aus toten Bäuchen
Heil COCA COLA
Ein Königreich
Für einen Mörder
ICH WAR MACBETH DER KÖNIG HATTE MIR SEIN DRITTES
KEBSWEIB ANGEBOten ICH KANNT JEDES MUTTERMAL
AUF IHRER HÜFTE RASKOLNIKOW AM HERZEN UNTER DER
EINZIGEN JACKE DAS BEIL FÜR DEN / EINZIGEN / SCHÄDEL
DER PFANDLEIHERIN

In der Einsamkeit der Flughäfen

Atme ich auf Ich bin

Ein Privilegierter Mein Ekel

Ist ein Privileg

Beschirmt mit Mauer

Stacheldraht Gefängnis

Fotografie des Autors.

Ich will nicht mehr essen trinken atmen eine Frau lieben einen Mann ein Kind ein Tier.

Ich will nicht mehr sterben. Ich will nicht mehr töten.

ZerreiBung der Fotografie des Autors.

Ich breche mein versiegeltes Fleisch auf. Ich will in meinen Adern wohnen, im Mark meiner Knochen, im Labyrinth meines Schädels. Ich ziehe mich zurück in meine Eingeweide. Ich nehme Platz in meiner Scheiße, meinem Blut. Irgendwo werden Leiber zerbrochen, damit ich wohnen kann in meiner Scheiße. Irgendwo werden Leiber geöffnet, damit ich allein sein kann mit meinem Blut. Meine Gedanken sind Wunden in meinem Gehirn. Mein Gehirn ist eine Narbe. Ich will eine Maschine sein. Arme zu greifen Beine zu gehn kein Schmerz kein Gedanke.

Bildschirme schwarz. Blut aus dem Kühlschrank. Drei nackte Frauen: Marx Lenin Mao. Sprechen gleichzeitig jeder in seiner Sprache den Text *ES GILT ALLE VERHÄLTNISSE UMZUWERFEN, IN DENEN DER MENSCH ...* Hamletdarsteller legt Kostüm und Maske an. HAMLET DER DÄNE PRINZ UND WURMFRASS STOLPERND VON LOCH ZU LOCH AUF LETZTE LOCH ZU LUSTLOS IM RÜCKEN DAS GESPENST DAS IHN GEMACHT HAT GRÜN WIE OPHELIA'S FLEISCH IM WOCHENBETT UND KNAPP VORM DRITTEN HAHNENSCHREI ZERREISST EIN NARR DAS SCHELLENKLEID DES PHILOSOPHEN KRIECHT EIN BELEIBTER BLUTHUND IN DEN PANZER

Tritt in die Rüstung, spaltet mit dem Beil die Köpfe von Marx Lenin Mao. Schnee. Eiszeit.

5

WILDHARREND / IN DER FURCHTBAREN RÜSTUNG / JAHRTAUSENDE

Tiefsee. Ophelia im Rollstuhl. Fische Trümmer Leichen und Leichenteile treiben vorbei.

OPHELIA

während zwei Männer in Arztkitteln sie und den Rollstuhl von unten nach oben in Mullbinden schnüren.

Hier spricht Elektra. Im Herzen der Finsternis. Unter der Sonne der Folter. An die Metropolen der Welt. Im Namen der Opfer. Ich stoße allen Samen aus, den ich empfangen habe. Ich verwandle die Milch meiner Brüste in tödliches Gift. Ich nehme die Welt zurück, die ich geboren habe. Ich ersticke die Welt, die ich geboren habe, zwischen meinen Schenkeln. Ich begrabe sie in meiner Scham. Nieder mit dem Glück der Unterwerfung. Es lebe der Haß, die Verachtung, der Aufstand, der Tod. Wenn sie mit Fleischermessern durch eure Schlafzimmer geht, werdet ihr die Wahrheit wissen.
Männer ab. Ophelia bleibt auf der Bühne, reglos in der weißen Verpackung.

Lyrik

Sarah Kirsch

Vgl. S. 143

LANDAUFENTHALT

Morgens füttere ich den Schwan abends die Katzen dazwischen
 gehe ich über das Gras passiere die verkommenen Obstplantagen
 hier wachsen Birnbäume in rostigen Öfen, Pfirsichbäume
 fallen ins Kraut, die Zäune haben sich lange ergeben, Eisen und Holz
 alles verfault und der Wald umarmt den Garten in einer Fliederhecke

Da stehe ich dicht vor den Büschen mit nassen Füßen
 es hat lange geregnet, und sehe die tintenblauen Dolden, der Himmel
 ist scheckig wie Löschpapier
 mich schwindelt vor Farbe und Duft doch die Bienen
 bleiben im Stock selbst die aufgesperrten Mäuler der Nesselblüten
 ziehn sie nicht her, vielleicht ist die Königin
 heute morgen plötzlich gestorben die Eichen

brüten Gallwespen, dicke rosa Kugeln platzen wohl bald
 ich würde die Bäume gerne erleichtern doch der Äpfelchen
 sind es zu viel sie erreichen mühlos die Kronen auch faßt
 Klebkraut mich an, ich unterscheide Simsen und Seggen so viel Natur

die Vögel und schwarzen Schnecken dazu überall Gras Gras das
 die Füße mir feuchtet fettgrün es verschwendet sich
 noch auf dem Schuttberg verbirgt es Glas wächst in aufgebrochne Matratzen

Ich rette mich auf den künstlichen Schlackeweg und werde wohl bald
 in meine Betonstadt zurückgehen hier ist man nicht auf der Welt
 der Frühling in seiner maßlosen Eier macht nicht halt, verstopft
 Augen und Ohren mit Gras die Zeitungen sind leer
 eh sie hier ankommen der Wald hat all seine Blätter

DANN WERDEN WIR KEIN FEUER BRAUCHEN

es wird die Erde voll Wärme sein
der Wald muß dampfen, die Meere
springen – Wolken die milchigen Tiere
drängen sich: ein mächtiger Wolkenbaum

Die Sonne ist blaß in all dem Glänzen
greifbar die Luft ich halte sie fest
ein hohtonender Wind
treibts in die Augen da weine ich nicht

Wir gehn bloßen Leibs
durch Wohnungen türenlos schattenlos
sind wir allein weil keiner uns folgt niemand
das Lager versagt: stumm
sind die Hunde sie wehren nicht
den Schritt mir zur Seite: ihre Zungen
aufgebläht ohne Ton sind taub

Nur Himmel umgibt uns und schaumiger Regen Kälte
wird nie mehr sein, die Steine
die ledernen Blumen unsere Körper wie Seide dazwischen
strahlen Wärme aus Helligkeit
ist in uns wir sind silbernen Leibs

Morgen wirst du im Paradies mit mir sein

Reiner Kunze

Vgl. S. 189

LIED VOM BIERMANN

Wo wäre das Bier ohne Biermann?
Im faß

Helles Bier dunkles Bier
ausgeschenkt nach dort und hier
Ihr wolltet nicht trinken

Wer trinkt nun das Bier dieses Biermann?
Der Grass

Starkes Bier dünnes Bier
ausgeschenkt nach dort und hier
Ihr wolltet nicht trinken

Biermann sei ihrmann?
Achwas!

Mann ist. mann bier ist bier
Biermann kam von dort nach hier
Ihr wolltet nicht trinken

SENSIBLE WEGE

Sensibel
ist die erde über den quellen: kein baum darf
gefällt, keine wurzel
gerodet werden

Die quellen könnten
versiegen

Wie viele bäume werden
gefällt, wie viele wurzeln
gerodet

in uns

HYMNUS AUF EINE FRAU BEIM VERHÖR

Schlimm sei gewesen
der augenblick des
auskleidens

Dann
ausgesetzt ihren blicken habe sie
alles erfahren

über sie

Wulf Kirsten

Vgl. S. 188

AUS DEM LEBEN DER DROSTE

den abglanz des meeres
aus mergelgruben gehämmert.
metaphern aus stein.
schattenformen gemeißelt.
in den Schubfächern uhrenlandschaften,

intaglios, spottmedaillen, koloraturen.
nicht zu vergessen die hemisphäre
jenseits der lichtlinie
mit ihrer mirakulösen luft,
die unentwegt Swedenborggesichter zeugt.
und unter den fensterchen des entresolzimmers
stehen die kinder und rufen,
rufen lauthals im chorus:
»frölen, frölen, verteilen!«
ein leben, das zwischen trockenen bohnenhülsen
wandelt, zum Stöckischwerden,
abends die herren
prosaisch wie die pferdebürsten.
herzschlächtiges aufbrodeln:
Levin, mein guter junge,
die gefährliche zeit unserer korrespondenz
fängt jetzt an ... wenn ich Dich
fortan Sie nenne,
guten morgen, Levin, es regnet,
regnet, regnet ...
durch die geschlossenen lider
schimmern die pupillen.

WERKTÄTIG

ein schmiedefeuer mit dem blasebalg entfachen,
den feldern ein schön ansehen machen,

einen bäum auf den stock setzen,
die sense mitten im Schwaden wetzen,

das getreide hinter dem mäher abraffen,
den halben abend aufs feld hinausschaffen,

korn aufschütten, ein pferd beschlagen,
den segen der kultur im korbe tragen,

die haferkluppen forschein und flegeln,
einen steinblock aufbänken und schlegeln,

ein heufuder bäumen, das vieh beschicken,
einen brüchigen topf mit draht einstricken,

kraut schlagen, rüben blatten,
einen reifen aufziehen, einen zäun anlatten,

eine schmelze abstechen, eine glocke gießen,
das brot in den backofen schießen,

kalk anstoßen, ein beil schärfen,
ein schwein ins salz werfen,

eine kammer mit weißkalk ausweißen,
die federfahnen vom kiel reißen,

einen giebel verbrettern, eine tür anschlagen,
die dachbalken zapfen und schrägen,

eine leiter lehnen, haferstroh häckseln,
das zeitliche mit dem ewigen verwechseln.

Günter Kunert

* 6. März 1929 Berlin

Er lebt in Kalsborstel bei Itzehoe, Schleswig-Holstein. Er studierte Grafik an der Hochschule für angewandte Kunst in Berlin, ohne Abschluss. Seit den 60er Jahren freischaffender Schriftsteller. Wegen der Unterzeichnung der Protesterklärung gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns 1979 Übersiedlung von Ost-Berlin in die BRD. Neben Gedichten verfasste er u.a. auch Erzählungen, Dreh- und Kinderbücher, Essays, einen Roman und ein Drama. Autor zeitkritischer Dichtung gegen das Vergessen der deutschen NS-Vergangenheit und gegen vorbehaltlosen Fortschrittsoptimismus mit Fokussierung auf politisch-gesellschaftliche Probleme der Gegenwart. Lyrik u.a.: *Wegschilder und Mauerinschriften* (1950), *Der ungebetene Gast* (1965), *Unterwegs nach Utopia* (1977), *Berlin beizeiten* (1987), *Nachtvorstellung* (1999), *So und nicht anders* (2002). Prosa u.a.: *Die Beerdigung findet in aller Stille statt* (1968), *Zurück ins Paradies* (1984), *Der Sturz vom Sockel* (1992), *Irrtum ausgeschlossen* (2007), Roman: *Im Namen der Hute* (1967), Essays: *Auskunft für den Notfall* (2008), *Das letzte Wort hat keiner. Über Schriftsteller und Schriftstellerei. Aufsätze, Essays, Reden und Notate* (2009).

VOM VERGEHEN

Was wird von uns bleiben, wenn wir
Zugedeckt mit Sand im kargen Boden
Sacht verrinnen?

Die Farbe der Wände ließ ich
Erneuern. Stühle stellte ich auf. Worte
Setzte ich aneinander, so daß sie
Mehr wurden als Worte und
Einen Sinn ergaben und den:
Es ist möglich,
Die Erde bewohnbar zu machen für
Menschen.

In den Träumen
Der noch Niedergedrückten und in den
Gedanken der bereits Aufrührerischen, wie
In den Taten
Der sich schon Erhebenden
Findet ihr, was
Von uns bleibt.

DER UNGEBETENE GAST

Stellt noch einen Stuhl an den Tisch.

Es ist ein Gast gekommen
(Aus der Gegend um Warschau dort)
Und hat am Tisch Platz genommen
Und sagte kein einziges Wort.

Füllet ihm ein Glas.

Die Füße mit Lappen umwunden,
Und die Augen haben gefehlt.
An der Kehle klaffende Wunden
Haben stumm seine Geschichte erzählt.

Was steht dem Gast zu Diensten?

Er schwieg gleich der dunklen Tiefe
Im allertiefsten Meer.
Dann hob er den Kopf, als riefte
Seinen Namen irgendwer.

Öffnet ihm die Tür.

So ist der Gast gegangen
Sacht wie ein Licht verlischt.
Sich doch zum Essen zwingen,
Denen man aufgetischt.

Wohl bekomme es.

Da schmeckten nach Asche die Bissen,
Und die Esser senkten den Blick;
Voreinander ihre Gewissen
Verbargen sie ohne Geschick.

So rückt doch den Stuhl wieder fort.

KRITIK DES STAATES. DIE 80ER JAHRE

Monika Maron

* 3. Juni 1941 Berlin

Sie lebt in Berlin. Sie zog mit ihren Eltern 1951 von West- nach Ost-Berlin. Der jüdische Großvater Pawel Iglarz starb 1942 im polnischen Ghetto in Belchatów. Ihr Stiefvater, Karl Maron, war von 1955 bis 1963 Innenminister der DDR. Nach dem Abitur arbeitete sie temporär als Fräserin, später studierte sie Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte, anschließend war sie als Regieassistentin und Journalistin für verschiedene Zeitungen tätig. Von 1976 bis 1978 wurde sie von der Stasi als informelle Mitarbeiterin geführt. In ihrem Erstling, dem Roman *Flugasche*, behandelt sie das in der DDR tabuisierte Problem der Umweltverschmutzung. 1988 Übersiedlung in die BRD, Wohnsitz zuerst in Hamburg und ab 1992 in Berlin. In der Nachwendezeit widmet sie sich in ihren Werken der deutsch-deutschen Vergangenheit und verarbeitet auch Autobiografisches. Werke u.a.: *Flugasche* (1981), *Herr Aurich* (1982), *Die Überläuferin* (1986), *Stille Zeile sechs* (1991), *Animal triste* (1996), *Pawels Briefe* (1999), *Endmoränen* (2002), *Ach Glück* (2007), *Bitterfelder Bogen. Ein Bericht* (2009).

FLUGASCHE

[...] Ich studierte damals im zweiten Semester und hatte mich drei Tage lang an einem Referat über Shakespeare gequält. Ich war einige Tage zuvor neunzehn geworden, wohnte im rechten Seitenflügel eines verkommenen Mietshauses im Prenzlauer Berg. Außen-toilette, Wasserleitung im Treppenhaus, Stube und Küche. Für mich Attribute demonstrativer Emanzipation von Eltern, Obhut und vorgezeichnetem Lebensweg. Kälte oder Geldmangel galten als willkommene Beweise meiner Selbstständigkeit und wurden nicht als lästig empfunden. Das Wort lernen hatte ich durch das Wort arbeiten ersetzt. Lernen – das war die Schulzeit. Ich war erwachsen.

Drei Tage Qual um Shakespeare und um Tadeus, den ich liebte, mehr liebte als alle davor und die meisten danach, und den ich drei Tage nicht hatte sehen wollen, weil ich damals, zu Beginn meines Arbeitslebens, noch glaubte, ernsthafte Arbeit ließe Liebe nicht zu. Inzwischen weiß ich es besser oder habe auch nur die zermürbenden Konsequenzen derartiger Postulate nicht ertragen.

Als ich neunzehn war, mußte ich sie wohl ertragen haben, denn ich erinnere mich genau, wie ich nach Ablauf der drei Tage, deren sichtbares Ergebnis gebündelt auf dem schwarzlackierten Tisch lag, zur Telefonzelle ging, um Tadeus anzurufen.

Ein sonniger Abend im späten Frühling. Milde, staubige Luft, die mich langsam erwärmte, als ich erschöpft, matt, mit mir zufrieden, die Promenade entlanglief. Der Drachentöter nach bestandenem Kampf. Das versinkende Licht, die noch ungewohnte Wärme, der Duft, den die Linden verbreiteten, trennten mich von der übrigen Welt. Nur von Tadeus nicht. Ich spürte mich nicht beim Laufen, schwebte über der sandigen Erde, versank in ihr wie in Wattebergen, löste mich auf in der warmen, dicken Luft. Das ist Glück, dachte ich, so ist Glück.

Seit diesen fünf Minuten auf der Promenade hat mein Glück Gestalt, Geruch und Farbe. Glück ist die Abendsonne im Spätfrühling, sind blühende Linden, Shakespeare, Erschöpfung, Auflösung.

Mein »B.« lag neben der braunen Teekanne auf Luises Schreibtisch. Der Wind bläst meinen Mantel auf wie einen Fallschirm. Ich mache mich leicht, lege mich in die Strömung, strecke die Arme vor, als wollte ich schwimmen, und schwebe. Im Schaufenster des Schuhgeschäfts sehe ich, wie meine Füße sich von der Erde lösen. Einen Meter, zwei Meter, langsam noch. Der Wind trägt mich über die Straße zum Neptunbrunnen. Ich umkreise ihn in halber Höhe, dann steiler Aufstieg, einmal kurz um die Spitze der Marienkirche, und schon fliege ich schnurgerade über den Linden. Aus dieser Höhe bekommen die kostbaren Kolosse ein menschliches Maß, nur die Menschen sind nicht mehr zu sehen. Achtung, ein Windloch, zu spät, ich falle. Schrecklichster Gedanke an den Tod: sterben, wenn ich glücklich bin. Scharfer Aufprall, das Dach, nein, eine Gegenströmung, sanft hebt sie mich aus der Gefahr. Und jetzt zur Sonne, Dädalus, ach, ich weiß schon, das darf man nicht. Brüder, zur Sonne, zur Freiheit; Brüder, zum Lichte empor. Wir haben keine Zeit zum Fliegen. Wir müssen uns beeilen, immerzu beeilen. Zum Wurstladen, zur Sparkasse, ins Büro, in den Kindergarten, zur S-Bahn. Überall können wir zu spät kommen. Das Geld ist ausverkauft, die Sparkasse abgefahren, der Chef hat geschlossen, das Kind weint.

Über mir rauscht es, und durch eine zerteilte Wolke fällt helles Sonnenlicht. Eine Hand legt sich auf meine Schulter. Als ich den Kopf hebe, sehe ich in dunkelblaue Augen, blau wie der Nachthimmel und tief wie die Erde unter mir.

»Guten Tag«, sagt der Junge.

»Guten Tag.«

»Ich gehe spazieren.«

»Ich gehe auch spazieren.«

Der Junge schwingt zweimal kräftig die Arme und fliegt ein Stück voraus. Er fliegt wunderschön.

»Ich habe dich hier noch nie gesehen«, sagt er.

»Fliege ich wirklich? Ich dachte, es ist ein Traum.«

Der Junge lacht und fliegt einen kleinen Looping. »Du bist schön. Schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen. Du bist Josefa, ich erkenne dich.«

Das ist die Stimme meines Freundes, er kommt und fliegt durch die Wolken und schwebt über den Dächern.

»Ich sehe, ich sehe, und ich glaube nicht. Ich fliege unter dem Eishimmel, und die Wintersonne wärmt mich.«

Mein Freund antwortet und spricht zu mir: »Stehe auf, meine Freundin, meine Schöne, und komme her. Denn siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin. Die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube läßt sich hören in unserem Lande.«

»Komm, mein Freund, laß uns über die Stadt fliegen, bis der Tag kühl wird und die Schatten weichen.«

Der Junge nimmt meine Hand, und wir fliegen zusammen, fallen in Wolkenberge und fliegen weiter. Ich schließe die Augen und schwebe durch Finsternis, die silbern durch meine Lider zuckt. Stehe auf, Nordwind, und komm, Südwind, und wehe durch meinen Garten. Auf einer weißen Wolke ruhen wir aus.

»Und du heißt Pawel.«

»Wenn du willst, heiße ich Pawel.«

»Sag mir noch mehr von den schönen Sätzen.«

»Du kennst sie doch selbst.«

»Ich will sie von dir hören.«

Der Junge sagt: »Wo ist denn dein Freund hingegangen, o du Schönste unter den Weibern? Wo hat sich dein Freund hingewandt? So will ich mit dir ihn suchen.«

»Ich suchte ihn, aber ich fand ihn nicht; ich rief ihn, aber er antwortete mir nicht. Es fanden mich die Hüter, die in der Stadt umgehen, die schlugen mich wund, die Hüter auf der Mauer nahmen mir meinen Schleier.«

Der Junge küßt mich auf den Mund.

»Ich muß jetzt gehn.«

»Bleib noch.«

»Luise wartet schon.«

»Kommst du wieder?«

»Vielleicht.«

»Komm wieder, du triffst mich bei Nordwind.« Er winkt.

Ich fliege schnell, ohne noch einen Blick auf die Erde zu werfen, zurück zum Verlagsgebäude. Ich werde lieber in der fünfzehnten Etage landen und in die sechzehnte laufen. Sonst erschrecke ich Luise, und wer weiß, ob ihr Fenster geöffnet ist. Ich klopfe, öffne die Tür, ehe Luises Ja es erlaubt hätte. Sie sitzt wie immer in dem schwarzen Kunstledersessel auf dem metallenen Hühnerbein. Sie mustert mich, zieht ärgerlich die Stirn kraus und sagt streng: »Wie siehst du denn aus? Kämm dich erst mal.« Ich würde ihr gern von meinem Flug erzählen und von der Begegnung mit Pawel, aber ich weiß, Luise würde mir nicht glauben. Sie würde sich mit dem Zeigefinger an die Stirn tippen, ungeduldig den Mund verziehen und mit deutlicher Verachtung sagen: »Du spinnst ja.« Also erzähle ich ihr lieber von dem fürchterlichen Sturm, der einen fast glauben machte, man flöge weg wie ein Stück Papier. Und dann kann ich es doch nicht lassen, wage mich einen Schritt vor, ermutigt durch die Hoffnung auf unerwartete Reaktionen, die Luise immer läßt: »Stell dir vor, du würdest plötzlich um den Neptunbrunnen fliegen und dann um die Marienkirche ...«

»Bleib mal lieber auf der Erde«, sagt Luise nüchtern und greift nach meinem Manuskript, das nun nicht mehr neben der Teekanne, sondern aufgeblättert vor ihr liegt. Neun Seiten. Neunmal dreißig Zeilen zu je sechzig Anschlägen. Nichts Sensationelles, keine Entdeckung, kein Gedanke, den nicht jeder denken könnte, der einmal durch B. gelaufen ist. Nichts als der zaghafte Versuch, die Verhältnisse zu beschreiben, wie sie vorgefunden wurden. Trotzdem Grund genug zu fliegen, wichtig genug, jetzt ordentlich und gekämmt vor Luise zu sitzen wie vor der Standesbeamtin. Nur sind die Rollen vertauscht. Luise gibt ihr Jawort, oder sie gibt es nicht.

Die Kälte, die ich von draußen in den Raum gebracht habe, ist schon aufgesogen von trockner Zentralheizungsluft, die mich durstig macht. Oder der Durst kommt von der Aufregung. Immer, wenn ich aufgeregt bin, habe ich Durst, ausgetrocknete Schleimhäute, die zusammenkleben und beim Sprechen Mund und Stimme verzerren. Zehnmal oder öfter habe ich dieses Gespräch durchdacht und durchgespielt, bis ich sicher war, jeder Überraschung vorgebeugt zu haben und jedem Verlauf gewachsen zu sein. Und jetzt kraucht Angst an mir hoch. Die Angst, mit Luise streiten zu müssen. Diese verfluchte, sentimentale Sehnsucht nach Harmonie. Menschen, habt euch lieb! Das unausrottbare Rudiment der Kindheit: die Suche nach Geborgenheit. Nichts korrumpiert uns so gründlich und schmerzlos wie Liebe oder Freundschaft. Ich will mich nicht mit Luise streiten.

Luise steckt ein Stück Lakritze in den Mund, streicht sorgfältig einige Krümel von ihrem Rock und sieht mich dann endlich an. Wo nimmt sie nur plötzlich, von einer Sekunde zur anderen, dieses Lächeln her? Nicht nur ein vor Verlegenheit oder wohlmei-

nender Freundlichkeit verzogener Mund; ein tiefes, nicht austauschbares Lächeln, das nicht schlechthin mir gilt, sondern mir und meiner Reportage über B. »Das ist eine Reportage so ganz nach meinem Herzen«, sagt Luise. Noch nie habe ich von ihr eine ähnlich schwülstige Formulierung gehört. Sie zitiert einige Passagen, die ihr besonders gut gefallen haben. Ich versuche krampfhaft, ein breites Grinsen zu unterdrücken, um nicht auszusehen wie ein Kind unterm Weihnachtsbaum. Es tut mir so leid, Luise, daß ich dich verdächtigt habe. Ich hätte es wissen müssen, du bist nicht feige. Und Christian hat recht. Wir streichen uns selbst die Hälfte weg, weil wir zu wissen glauben, andere würden es streichen. Wir sehen Gespenster. Wir benehmen uns wie dressierte Hofhunde, die letztlich nur ihre eigene Kette bewachen.

»Also von mir aus gleich und sofort«, sagt Luise, »aber wir müssen es Rudi zeigen. Ärger kriegen wir mit Sicherheit. Mir macht das nichts, wenn es sich lohnt. Und das lohnt sich. Wenn es gedruckt ist, streu ich mir auch Asche aufs Haupt. Aber du kennst Rudi. Und wir können ihm das nicht einfach unter die Weste jubeln.«

»Nein?«

»Nein.«

»Dann wird es nichts.« Unser Vertrauensmann traut sich nichts, hatte Hodriwitzka gesagt, als er hörte, die Einladung an den Minister müsse die Gewerkschaft schreiben, und hatte den Traum vom großen Kulturraum ohne Präsidium schnell vergessen.

Luise sieht mich an, als erwarte sie von mir eine Bestätigung, ein verbales Einverständnis. Ich habe Lust, unbeherrscht und laut, daß es durch die Pappwände in die Chefredaktion schallt, Scheiße zu schreien.

»Hör mal, was hast du eigentlich erwartet. Ich habe nichts dagegen, daß du das alles schreibst, bestimmt nicht. Aber ich habe etwas dagegen, daß jemand so etwas schreibt und nicht weiß, worauf er sich einläßt. Dann soll er es lieber gleich lassen. Diese Lamentiererei über die schrecklichen Zeiten, in denen wir leben, und über die fürchterlichen Leute, mit denen wir zu tun haben, kann ich nicht mehr hören. Das halten meine Nerven nicht aus. Du bist bei der Zeitung. Zeitung ist so. Wenn du das nicht aushältst, such dir einen anderen Beruf.«

Ich schweige. Luise rührt mit dem Teelöffel in ihrer Tasse herum, beobachtet diesen Vorgang aufmerksam. Sie dreht sich auf dem Hühnerbein zu mir, lächelt resignierend, »ist doch wahr«, sagt sie und legt den Löffel aus der Hand.

Die Situationen, in denen Luise auf emotionale Ausbrüche ihrer Mitarbeiter ungehalten und reizbar reagiert, ähneln einander fast immer. Wutausbrüche, die Luise sich selbst versagt, dürfen auch andere nicht austoben, nicht in Luises Gegenwart.

Ich saß daneben, als sie, grau vor Wut, zu Günter Rassow in den Großraum kam, ihm sein Manuskript über ein Dorf, unter dem Braunkohle lagerte und das darum abgerissen werden mußte, zurückgab mit der Bemerkung, sie hätte eben eine Stunde mit Strutzer gestritten. Ohne Erfolg. Der Beitrag sei gestorben, weil Strutzer meinte, die Dorfbewohner müßten ihre Häuser und Stachelbeersträucher mit mehr Optimismus verlassen, als im Text zu finden sei. Ihr sei vor Wut ganz schlecht, sagte Luise und ließ sich erschöpft auf einen Stuhl fallen.

Günter Rassow sah Luise an, als erwarte er im nächsten Augenblick den Widerruf dieser Mitteilung, ein fröhliches April-April oder eine ähnliche Albernheit. Dann begriff er, sprang auf, knallte sein Lineal, das immer am gleichen Platz rechtwinklig zur Tischkante liegt, auf den Schreibtisch, und schrie wie wild, er wolle nun endgültig nichts mehr mit dieser Zeitung zu tun haben, er werde kündigen, das werde man sehen. Nach jedem un-

serer Versuche, ihn zu besänftigen, wurde Günter um einige Phon lauter. »Da geh ich doch lieber auf den Bau oder backe Brötchen«, schrie er.

»Mach das«, sagte Luise scharf und verließ mit einem verletzten Lächeln in dem eingefallenen Gesicht den Großraum. Günter Rassow kündigte nicht, Luise erwähnte diesen Vorfall nicht mehr, blieb aber Günter gegenüber einige Wochen spürbar zurückhaltend.

Seitdem versuchte ich in ähnlichen Situationen, Luise zu schonen, wenn mir derartige Beherrschung auch gegen die Natur geht. Ich glaube, ein Mensch hat ein Recht auf seine Wut. Und eigentlich war Luises Arger über Günter Rassow nicht gerechter als Günters Rücksichtslosigkeit gegen Luise. Weder Günter noch Luise hatten die Situation verursacht. Sie führten einen Ersatzstreit, der nichts war als Ausdruck ihrer Wehrlosigkeit gegen Strutzer. Trotzdem war Luise gekränkt, aber weniger durch Günters Auftritt als durch die zwiespältige Lage, in die er sie brachte. Sie war der Chef, sie mußte Günter die Änderung des Manuskripts anweisen, obwohl das ihrer eignen Meinung widersprach. Sie erwartete Günters Verständnis und Einsicht. Statt dessen zwang er sie in eine Rolle, die fünf Minuten vorher Siegfried Strutzer gegenüber Luise eingenommen hatte. Das hatte sie verletzt. Und wenn ich vor einigen Augenblicken wirklich Scheiße geschrien hätte, wäre sie es auch, obwohl sie genau wüßte, daß es nicht ihr gegolten hätte.

Aber ich will keinen Streit mit Luise, auch keinen Ersatzstreit. »Fahr noch mal nach B.«, sagt sie, »sprich das mit dem Parteisekretär ab oder mit deinem Alfred Thal oder wie der heißt, der war doch vernünftig. Wenn die einverstanden sind, ist Rudi die halbe Verantwortung los, verstehste, und dann kann ich mit ihm reden.«

Luise hält mir die Lakritzentüte hin, ich nehme zwei, aber außer einem befremdlichen Blick auf meine Fingerspitzen, zwischen denen zwei schwarze Katzenköpfe klemmen, erfolgt nichts. »Na gut«, sagt sie und meint damit entweder die beiden Katzenköpfe oder meinen Beitrag.

Ich sitze steif auf dem schwarzen Kunstlederstuhl, die Jeans kneifen mich in den Bauch, obwohl ich außer zwei Tassen Kaffee nichts im Magen habe. Der Pullover kratzt. Die Stiefel drücken. Ich fühle Arme, Hände, Beine, Rumpf, plump und schwer, alles hängt an einem hohlen, aufgeblasenen Ding, meinem Kopf.

Nein, das bin ich nicht. Seit heute morgen weiß ich wieder: Ich kann fliegen. Die Arme ausbreiten, als wollte ich schwimmen, und ich fliege. Es muß eine böse Verwandlung mit mir vorgehen, sobald ich dieses Haus betrete, den Betonquader, in dem mir schwindlig wird von dem vielen Weiß. Weiße Decken, weiße Wände, Gänge, Zimmer, alles weiß und darin schwarze Kunstledersessel auf blanken Hühnerbeinen. Ich kann fliegen, so hoch, daß die Prunkbauten aller Jahrhunderte bis zur Erträglichkeit schrumpfen und ihr mich nicht mehr sehen könnt.

»Manchmal fühle ich mich um mein Leben betrogen«, sage ich.

Luise sieht auf, mit leichter Abwehr in den Augen. »Nun übertreib mal nicht.«

»Ich übertreibe nicht. Ich werde um mich selbst betrogen. Ich rede gar nicht davon, daß ich im Zeitalter der Weltraumforschung sterben werde, ohne auf dem Montmartre spazierengegangen zu sein, ohne zu wissen, wie es in einer Wüste riecht oder wie eine frische Auster schmeckt. Darüber kann ich mich trösten. In ihren Postkutschen sind unsere Vorfahren auch nicht allzu weit gekommen und haben trotzdem etwas begriffen von ihrer Welt. Der größere Betrug ist: Sie betrügen mich um mich, um meine Eigenschaften. Alles, was ich bin, darf ich nicht sein. Vor jedes meiner Attribute setzen sie ein »zu«: du bist zu spontan, zu naiv, zu ehrlich, zu schnell im Urteil ... Sie fordern mein Verständnis,

wo ich nicht verstehen kann; meine Einsicht, wo ich nicht einsehen will, meine Geduld, wo ich vor Ungeduld zittere. Ich darf nicht entscheiden, wenn ich entscheiden muß. Ich soll mir abgewöhnen, ich zu sein. Warum können sie mich nicht gebrauchen, wie ich bin? Manchmal denke ich, vielleicht wäre ich in anderen Zeiten nützlicher gewesen, als Ordnung, Disziplin und Treue nicht als die obersten Gebote galten. Luise, ein Auto, das man hundert Kilometer mit angezogener Handbremse fährt, geht kaputt. Und ein Mensch, glaubst du, der bleibt heil? Der geht auch kaputt. Er bleibt nicht stehen, fällt nicht um, aber er wird immer schwächer, bringt nichts mehr zustande. Seine wichtigste Beschäftigung wird die Kontrolle über sich selbst, das Verleugnen seiner Mentalität, seiner Gefühle. Er reibt sich auf in dem Kampf gegen sich selbst, stutzt seine Gedanken, ehe er sie denkt, verwirft die Worte, bevor er sie gesprochen hat, mißtraut seinen eignen Urteilen, schämt sich seiner Besonderheiten, verbietet sich seine Gefühle, und wenn sie sich nicht verbieten lassen, verschweigt er sie. Schlimmer noch: Allmählich beginnt er unter der künstlichen Armut seiner Persönlichkeit zu leiden und erfindet sich neue Eigenschaften, die ihm Lob und Anerkennung einbringen. Er wird vernünftig, bedächtig, ordentlich, geschäftig. Anfangs zuckt sein mißhandelter Charakter noch unter den Zwängen, aber langsam stirbt er ab, wagt sich nur noch in den Träumen hervor. Aber am Tag trägt unser armer gebremster Mensch einen Einheitscharakter, ein schön gemäßigtes, einsichtiges Wesen, bis er eines Tages seine ursprüngliche Art vergessen hat oder schreit vor Schmerz oder stirbt.

Noch vierzig oder fünfzig solcher Jahre, Luise, und die Menschen langweilen sich an sich selbst zu Tode. Dann sind die letzten Aufsässigen ausgestorben, und niemand wird die Kinder mehr ermutigen, mit der Welt zu spielen. Sie werden vom ersten Tag ihres Lebens an den knöchernen Ernst dieses Lebens kennenlernen. Ihre Lust wird getilgt durch maßvolle Regelung des Essens, des Spiels, des Lernens. Sie lernen Vernunft, ohne je unvernünftig gewesen zu sein. Armselige kretinöse Geschöpfe werden heranwachsen, und die Schöpferischen unter ihnen werden eine unbestimmte Trauer empfinden und eine Sehnsucht nach Lebendigem. Und wehe, sie finden es in sich selbst. Verstoßene und verlachte Außenseiter werden sie sein. Verrückte, Spinner, Unverbesserliche. Du bist zu lebendig, wird man so einem sagen als schlimmsten Vorwurf. Ich denke nur, unsere Natur ist stärker als jedes noch so perfekte System der Nivellierung und bäumt sich auf, wenn sie zu tief gebeugt wird.«

Luise hat mir die ganze Zeit still zugehört, ohne ihre blauen erschrockenen Kinder-Augen in dem faltigen Gesicht auch nur einen Augenblick von mir abzuwenden.

»Meinst du das wirklich alles, was du eben gesagt hast?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht. Heute bestimmt.«

Luise sieht mich immer noch an, als wolle sie in mich hineinsehen. Still und nachdenklich, den Kopf leicht in die Hand gestützt, starrt sie auf einen Punkt über meinen Augen.

»Ich weiß nicht, ob du recht hast. Mit manchem sicher. Aber ich muß das anders sehen, verstehst du. Ich habe den Faschismus erlebt. Euer Grunderlebnis ist ein anderes, ich weiß. Ihr könnt die Vorteile des Sozialismus nicht an der Vergangenheit messen, die habt ihr nicht erlebt. Aber wenn du von einem perfekten System zur Nivellierung sprichst, muß ich dir sagen: das kenne ich unvergleichlich schlimmer. Für mich ist das, was wir hier haben, das Beste, was ich erlebt habe. Nicht, was ich mir vorstellen kann, weiß Gott nicht, aber was ich erlebt habe. Aber vielleicht müßt ihr das einfach als Ausgangspunkt für etwas Besseres betrachten. Vielleicht muß man die Gegenwart an der Zukunft messen, solange man keine Vergangenheit hat. Und es ist nichts als Sentimentalität des Alters, die Gegen-

wart als das Ziel zu deklarieren, weil einem viel Zukunft nicht mehr bleibt. Trotzdem, Josefa, es tut weh, wenn du mir sagst, du wirst um dein Leben betrogen, wenn du einfach vergißt, wieviel brutaler alle Generationen vor dir betrogen wurden.«

»Willst du ernstlich, daß wir unsere Vorzüge im Vergleich mit dem Faschismus beweisen? Als ihr angefangen habt 45, da hattet ihr doch ganz andere Ansprüche, oder? Als du plötzlich, antifaschistisch und sozialdemokratisch, für die Kommunisten Zeitung machen wolltest, haben sie dich nicht mit offenen Armen empfangen? Sie konnten dich gebrauchen, so wie du warst. Ich weiß das alles: Ihr hattet wenig zu essen, ihr habt bis nachts gearbeitet, und am Sonntag habt ihr auch noch Steine geklopft. Und warum bekommt ihr trotzdem alle leuchtende Augen, wenn ihr von dieser Zeit erzählt? Warum nicht, wenn ihr von 55 spricht oder von 65? Weil irgendwann die Jahre begannen, einander zu gleichen, von einer Wahl zur anderen, von einem Parteitag zum nächsten Parteitag, Wettbewerbe, Jahrestage, Kampagnen. Aber die ersten drei Jahre, da kennt ihr jeden Tag, jedes Gesicht habt ihr behalten, das euch damals begegnet ist. Warum damals? Warum nicht später?« »Hör mal«, sagt Luise, »wir müssen doch nicht über Dinge streiten, in denen wir einig sind.«

Sie hat ihren nüchternen Ton wiedergefunden. Sie steht auf, geht langsam um ihren Schreibtisch herum, öffnet ein Fenster. Sie fächelt sich die kalte Luft ins Gesicht, wohl um die Anstrengung anzuzeigen, die unser Gespräch ihr bereitet. Oder sie überlegt, was sie mir jetzt sagen will. »Ich will dir gar nicht deine Gefühle ausreden. Die hast du nun mal, und das ist dein gutes Recht. Aber wie willst du mit solchen Gefühlen Journalist sein? Die könntest du dir in jedem anderen Beruf eher leisten. Dann sei konsequent. Dann nutze die Entscheidungsfreiheit, die du hast. Geh in einen Betrieb, lern einen Beruf, von mir aus mach auch noch deinen Ingenieur. Intelligent genug bist du, jung genug auch. Kein Mensch zwingt dich, jeden Tag auch noch zu Papier zu bringen, was dir so zweifelhaft ist.«

Getroffen, Luise, mitten ins Herz. Was kann ich ihr darauf schon antworten?

Seit sechs Jahren fahre ich durch Stahlwerke, Spinnereien, Chemiebetriebe, Maschinenkombinate, ohne mich an die Gewalttätigkeit industrieller Arbeit gewöhnen zu können, ohne das Entsetzen zu verlieren, das mich beim Anblick der Verkrüppelungen packt, die Arbeit den Menschen noch antut. Geschundene Wirbelsäulen, zerstandene Beine, taube Ohren, Auswüchse an den Knochen. Ganz zu schweigen von den unsichtbaren Deformationen durch ewiges und einziges Signal an das Gehirn. Griff nach links mit linker Hand, Druck nach unten mit rechter Hand, Griff nach links mit linker Hand, Druck nach unten mit rechter Hand. Acht Stunden am Tag, aus Notwehr abgestumpfte Sinne, unempfindlich geworden gegen Zeit und Versäumnis, nichts mehr als verdorrte Wurzeln toter Sehnsüchte, verratene Kinderträume, nur noch ein höhnisches Lächeln wert: »Ach Gott, Tänzerin wollt ich werden, na, was man sich eben so ausdenkt als Kind.« Und dann stanzt sie das dreitausendste oder viertausendste Loch in den Fetzen Leder, aus dem eine Tasche werden muß. Wenn sie aufs Klo will, muß sie den Springer rufen. Wenn sie zum Zahnarzt geht, muß sie die halbe Stunde nacharbeiten. Jeder Bürohintern darf sich während der Arbeitszeit zwei Stunden auf einen Friseurstuhl verpflanzen, ohne daß er zwei Stunden nachsitzen muß. Aber eine halbe Stunde stanzen, zwanzig oder dreißig Nieten in der Minute, sechshundert in einer halben Stunde, oder neunhundert, das lohnt sich. Um vier steht sie auf, um fünf gibt sie das Kind im Kindergarten ab, fünf Uhr fünfzehn beginnt die Schicht. Griff nach links mit linker Hand, Druck nach unten mit rechter Hand, Griff nach links mit linker Hand, Druck nach unten mit rechter Hand. Dazu wie

ein Uhrwerk das Geräusch der Stanze, tack tack tack tack. Acht Stunden am Tag. Ich kann nicht, Luise, das kann ich nicht. Für mich wäre das ein langsamer, sehr langsamer Selbstmord. Vergessen, wer ich bin, acht Stunden am Tag Vergessen üben. Sehnsüchte auf den Misthaufen der Unmöglichkeiten werfen. Jeder Gedanke zerhackt vom Tack tack tack. Niete zählen und stanzen. Vergessen, daß ich fliegen kann.

Luises Telefon klingelt. Sie nimmt den Hörer nicht ab.

»Warum bleibst du denn?« fragt sie noch einmal.

Das Telefon klingelt immer noch.

»Warum bleibt der Hase im Wald, wenn der Fuchs ihn jagt? Soll er doch ein Wassertier werden. Schöne Entscheidungsfreiheit, die du mir anbietest. Bitte, Genossin, wenn es dir nicht paßt bei uns, du kannst es gerne schlechter haben ...«

»Da hast du's nämlich!« Luise zielt auf mich mit ihrem Zeigefinger wie mit einer Pistole. »Du bist kein Hase, der ein Frosch werden soll, Josefa, so hübsch das auch klingt. So unmöglich ist mein Vorschlag nicht. Aber du willst nicht um vier Uhr früh aufstehen, du willst nicht acht Stunden an eine Maschine gekettet sein, du willst nicht auf deine tausend Mark verzichten. Du willst deine Privilegien behalten, und sei es nur das eine: eine Arbeit zu haben, die Spaß macht. Hör mal, der Marx hat schon gewußt, warum er auf das Proletariat gesetzt hat und um Himmels willen nicht auf die Intellektuellen. Du hast eben mehr zu verlieren als deine Ketten. Da erträgt man das bißchen Unfreiheit schon, zumindest leichter als den Verlust der Privilegien.«

Luise ist unerbittlich. Ich habe Kopfschmerzen, und mir ist schwindlig. Ich will mich nicht mit Luise streiten. Wird schon wieder, Josie, sagte meine Mutter immer, wenn ich Kummer hatte, streichelte mir den Kopf, und wenn es ganz schlimm war, kochte sie mir Götterspeise. Grüne mochte ich am liebsten. Ich möchte schlafen. Augen zu, Gesicht zur Wand und schlafen, vierzehn Stunden oder noch länger.

Ich höre, wie hinter meinem Rücken die Tür aufgeht. Jemand fragt, ob Luise mal fünf Minuten Zeit hätte.

»Später«, sagt Luise und lächelt verbindlich über meinen Kopf hinweg.

»Du bist ungerecht«, sage ich, als die Tür wieder geschlossen ist, »du tust so, als wäre ich der feigste und korrupterteste Mensch weit und breit, nur weil ich mein Leben nicht am Fließband zerstanzen lassen will. Meinst du, Leute, die ihre Situation nicht mehr empfinden und auch gar nicht darüber nachdenken, sind vielleicht ehrlicher?«

Luise verzieht ungeduldig ihren Mund. »Nun stell dich nicht so an. Natürlich meine ich das nicht. Aber du kannst nicht immer den verzweifelten Helden spielen, wenn du eigentlich nur tust, was du sowieso machen willst. Du willst schreiben, na bitte, du schreibst. Du willst ehrlich schreiben, also, wer hindert dich?«

Zum Beweis schlägt Luise mit der flachen Hand auf mein Manuskript. »Du willst nicht ans Fließband. Keiner zwingt dich. Du willst dich anlegen, du willst zu den kritischen Geistern gehören. Das liegt auch in deinem Wesen. Gut, keine Gesellschaft kommt ohne ihre Kritiker aus. Aber dann kämpfe und hör auf zu jammern. Das sind nun mal die vielzitierten Mühen der Ebene, und kein Mensch hat uns versprochen, daß sie ausbleiben. Wenn ich nicht tief überzeugt wäre, daß unsere Mühe sich lohnt, auch wenn es länger dauert, als wir geglaubt haben, wäre ich längst nicht mehr hier. Hör mal, ich hab noch einen anständigen Beruf gelernt, ich kann schneiden. Aber ich glaube fest an den Sieg des Kommunismus, so deutlich muß ich dir das mal sagen, auch wenn du es vielleicht für eine Phrase hältst.«

Christoph Hein

* 8. April 1944 Heinzendorf in Schlesien (heute Jasienica in Polen)

Er lebt in Berlin. Er durfte als Sohn eines evangelischen Pfarrers 1958 ein Gymnasium in Leipzig nicht besuchen, weshalb seine Familie nach West-Berlin zog. 1960 Übersiedlung in die DDR, Gelegenheitsarbeiten in verschiedenen Berufen. In Berlin und Leipzig Studium der Philosophie und Logik. Dramaturg und Autor an der Berliner Volksbühne. Seit 1979 ist er freischaffender Schriftsteller. Durchbruch als Autor in den 80er Jahren. Im Mittelpunkt seiner Texte stehen Individuen und ihre Lebensgeschichten, Einzelne und ihre individuellen Bedürfnisse inmitten einer tristen DDR-Wirklichkeit, in der Nachwendezeit vereintes Deutschland, Geschichte und Politik – „Chronist unserer Zeit“. Verheiratet mit der inzwischen verstorbenen Filmregisseurin Christiane Hein, Vater des Schriftstellers Jakob Hein. Erzähler, Dramaturg, Essayist. Von 1998 bis 2000 erster Präsident des gesamtdeutschen PEN-Clubs, Mitglied der Sächsischen Akademie der Künste. Werke u.a.: *Der fremde Freund* (Drachenblut in der BRD, 1982), *Horns Ende* (1985), *Der Tangospieler* (1989), *Exekution eines Kalbes* (1994), *Die Ritter der Tafelrunde* (1989), *Von allem Anfang an* (1997), *Willenbrock* (2000), *Mama ist gegangen* (2003, ein Roman für Kinder, mit Vignetten von Rotraut Susanne Berner), *Landnahme* (2004), *Das goldene Vlies. Erzählung* (2005). Seine Werke wurden in viele Sprachen übersetzt.

HORNS ENDE

I. KAPITEL

Erinnere dich.

Ich versuche es.

Du mußt dich erinnern.

Es ist lange her. Jahre sind vergangen.

Du kannst es nicht vergessen haben. Es war gestern.

Ich war so jung

Du hast es gesehen. Alles hast du gesehen.

Ich war ein Kind.

Es war gestern.

Nein, es sind Jahre vergangen. Sehen Sie mich an, ich habe graue Haare.

Sieh mich an. Nur ein Tag ist vergangen. Du mußt dich erinnern.

Sie haben in der Burg gearbeitet ...

Jaja, in der Burg. Und weiter?

Mein Vater verbot mir, auf die Burg zu gehen. Damals, als es vorbei war.

Weiter! Erinnere dich!

KRUSCHKATZ

Es ist unsinnig und unwürdig, nach so vielen Jahren ausgerechnet über diesen Mann Horn zu sprechen. Es ist gotteslästerlich. Ich kann es nicht besser bezeichnen als mit diesem altväterlichen Wort.

Ich bezweifle keineswegs, daß sich die Vorgänge jenes Jahres rekonstruieren lassen. Möglicherweise so vollständig, daß die dazugehörenden nichtssagenden Einzelheiten

wie abgelegte Büroordner, verstaubt und vergilbt, unsere Träume aufblähen und unser Gedächtnis quälen.

Ich könnte mich jeder Minute erinnern. Ich erwähne das nicht, weil ich mein ungewöhnliches Erinnerungsvermögen hervorheben will. (Eine solche Fähigkeit ist kein beglückendes Geschenk der Natur. Denn es sind zwei sich ausschließende Dinge: gut zu schlafen und sich gut zu erinnern. Auch sind die Vorteile gering. Schließlich ist eine Fähigkeit um so nutzloser, je seltener es dazugehörige Entsprechungen gibt. Was würde es helfen, das Gras tatsächlich wachsen zu hören oder die Drehung der Erde zu verspüren, wenn ich damit jeden nur beunruhigte, mich selbst eingeschlossen. So schweige ich lieber. Diese verblödeten und geschwätzigen Greise, unter denen ich nun zu leben gezwungen bin, verstünden mich ohnehin nicht.)

Ich bezweifle also nicht den äußeren Erfolg, das nahezu vollständige Verzeichnis der Fakten. Vielmehr stelle ich das ganze Unternehmen in Frage. Die Entdeckung, daß es mehrere, zum Teil einander widersprechende Wahrheiten gibt, als endliches Ergebnis solcher Mühe wäre ein niederschmetternder Witz. Noch mehr aber beunruhigt mich der Gedanke, daß die so gefundene Wahrheit, beziehungsweise die verschiedenen, schlüssig, vollständig und widerspruchsfrei hergestellten Bilder keinen Adressaten haben. Das ist vorbei.

Ich bin heute dreiundsiebzig Jahre alt, und wenn ich die Erfahrungen meines Lebens für eine daran uninteressierte Nachwelt in einem Satz formulieren müßte, würde ich sagen: Es gibt keine Geschichte. Geschichte ist hilfreiche Metaphysik, um mit der eigenen Sterblichkeit auszukommen, der schöne Schleier um den leeren Schädel des Todes. Es gibt keine Geschichte, denn soviel wir auch an Bausteinen um eine vergangene Zeit ansammeln, wir ordnen und beleben diese kleinen Tonscherben und schwärzlichen Fotos allein mit unserem Atem, verfälschen sie durch die Unvernunft unserer dünnen Köpfe und mißverstehen daher gründlich. Der Mensch schuf sich die Götter, um mit der Unerträglichkeit des Todes leben zu können, und er schuf sich die Fiktion der Geschichte, um dem Verlust der Zeit einen Sinn zu geben, der ihm das Sinnlose verstehbar und erträglich macht. Hinter uns die Geschichte und vor uns Gott, das ist das Korsett, das uns den aufrechten Gang erlaubt. Und ich glaube, das Röcheln der Sterbenden ist die aufdämmernde Erkenntnis der Wirklichkeit. Die Toten brauchen kein Korsett.

Ich will mich mit diesen Bemerkungen meinen Erinnerungen nicht entziehen. Ich schicke sie voraus, weil ich meinen Erinnerungen mißtraue, weil ich allen Erinnerungen mißtraue.

Weil ich den Ohren mißtraue, die meinen Erinnerungen zuhören. Die Leute werden nichts verstehen, und ihre Bemühungen, meinen Worten einen verstehbaren Sinn zu geben, werden sie dazu verleiten, meine Geschichte mit ihrem Leben zu beleben. Und statt die Unbegreiflichkeiten auszuhalten und zu akzeptieren, werden sie nichts begreifen.

Ich möchte noch vorausschicken, daß mich diese Gedanken erst jetzt bewegen. Damals war ich zu beschäftigt, um über irgend etwas auf eine andere Art nachzudenken als mit dem erklärten Ziel einer schnellen und klaren Entscheidung. Ich bedauere das nicht, es war erforderlich. Ich bin zudem überzeugt, daß ich damals nicht fähig war, etwas wirklich zu durchdenken. Ich bin der Meinung, daß man mindestens sechzig Jahre gelebt haben muß und von keiner zu qualvollen oder beeinträchtigenden Krankheit gequält sein darf, um über diese Welt einen kleinen, halbwegs vernünftigen Satz sagen zu können.

Bleibt noch hinzuzufügen, daß ich bei den unaufhörlich umherlaufenden Greisen, mit denen ich in einem Haus wohne, nicht beliebt bin. Ich gelte als verschroben und wohl auch als verrückt. Ich gebe diese Erklärung ab, um jedermann freizustellen, meinen weiteren

Ausführungen mit tiefstem Mißtrauen zu begegnen. Ich werde mich nicht für die Glaubwürdigkeit meiner Erinnerungen einsetzen. Im Gegenteil. Schließlich erinnere ich mich nur, um etwas von dem zu begreifen, was man anmaßend als mein Leben bezeichnen könnte.

Die Zigeuner kamen am 23. Mai, es war ein Donnerstag. Und am 1. September, einem Sonntag, erhielt ich die Nachricht, daß man Horn gefunden hat. Kinder entdeckten ihn im Wald. Die Polizei sicherte das Gelände und benachrichtigte das Kreisamt. Man schloß in den Untersuchungen anfangs ein Gewaltverbrechen nicht aus. Diese Vermutung war eine formale Notwendigkeit der Behörde, es gab keinen Anlaß dafür, und ich erinnere mich, daß in der Stadt niemals der geringste Zweifel an der Art seines Todes bestand.

Unangebracht war die später erfolgte Verknüpfung dieser zwei Ereignisse, des Todes von Horn und der Anwesenheit der Zigeuner in meiner Stadt. Es wurde zu einer lächerlichen Gewohnheit, nie von dem einen zu sprechen, ohne das andere zu erwähnen. Dabei haben die Tatsachen nichts miteinander zu tun. Es war der letzte Sommer, den die Zigeuner in unserer Stadt verbrachten, und ich denke, die Erleichterung, mit der man das Ausbleiben der Sippe registrierte, und die Verwunderung über den merkwürdigen Mann Horn und seinen empörenden Tod brachten zwei Dinge zusammen, die in keinem Verhältnis standen. Horn starb, weil er für diesen Tod vorgesehen war, und die Zigeuner verließen die Stadt nicht anders als in jedem Herbst zuvor.

Nachdem mir im Mai ihr Erscheinen gemeldet worden war, ging ich wie in allen Jahren, und wie alle meine Vorgänger, zu ihnen, um sie aufzufordern, die Bleicherwiese zu verlassen. Ich bat sie, auf den Flutwiesen vor der Stadt ihr Quartier aufzuschlagen.

Die Bleicherwiese ist Eigentum der Stadt, und nach einem Ratsbeschluß dürfen weder Zelte noch Wohnwagen dort aufgestellt werden. Der Beschluß war zehn Jahre alt. Er wurde in jenem Jahr eingebracht, in dem die Zigeuner zum erstenmal wieder in Guldenberg erschienen waren und sich auf ebendieser Wiese niedergelassen hatten. Dem Beschluß entsprechend, setzte ich die Zigeuner auch in diesem Jahr von dem Verbot in Kenntnis, und ich wußte vorher, daß es ein vergeblicher Gang werden und die Zigeunerfamilie auch in diesem Sommer mitten in unserer Stadt leben würde. Ich war selbst zu ihnen gegangen, obwohl ich den Ratsdiener hätte beauftragen können. Ich war selbst gegangen, weil ich von der Vergeblichkeit überzeugt war, mir aber nichts vorwerfen lassen wollte.

»Beauftrage die Polizei. Sie wird die Sippschaft vor die Stadt jagen.«

Es war Bachofen, einer meiner Stadträte und mein Stellvertreter, der mir diesen Vorschlag machte, nachdem wir erfolglos ins Rathaus zurückgekehrt waren.

»Ich werde, wie du weißt, nichts dergleichen unternehmen«, erwiderte ich und wischte mir den Schweiß aus dem Nacken.

»Du machst dich lächerlich.«

»Das ist unmöglich, Genosse Bachofen.«

Er sah mich verwundert an und wartete auf eine Erklärung. Ein schlecht gebundener silberfarbener Schlips krümmte sich auf seinem durchgeschwitzten Hemd. Sein Mund war leicht geöffnet. Ich hörte die Atemzüge und sah die verwunderten mausegrauen Augen. Und ich antwortete ihm und glaubte dabei, seinen Schweißgeruch zu atmen, der mir unerträglich war, obgleich ich nicht weniger stinken mußte als er: »Es ist unmöglich, daß ich mich lächerlich mache, wenn ich die Dummheiten begehe, zu denen mich mein Amt nötigt.«

Sein Lächeln verschwand augenblicklich. Die Mauseugen wichen hinter zwei winzige Schlitze plötzlich erwachter Aufmerksamkeit zurück. Das leise Glitzern hinter den dicken Augenlidern und fast weißen Wimpern signalisierte mir, daß die kleinen eisernen

Schreibgriffel seines Gehirns zu rotieren begannen und so unerbittlich wie unlöschar meine Worte auf die Metallplatten seines Gedächtnisses gravierten.

»Dann schick die Polizei meinethalben von Amts wegen.«

Ich öffnete die Tür zu meinem Büro. Auf der Schwelle stehend, wandte ich mich zu ihm und erwiderte: »Du wirst es nicht begreifen, Bachofen, aber selbst für erforderliche Schabigkeiten gibt es eine Grenze.«

Ich schloß die Tür. Ich war erleichtert, es überstanden zu haben, und ließ mich auf den Stuhl hinter meinem Schreibtisch fallen. Mein Herz schmerzte, und ich ließ meine Hand beruhigend auf der linken Brust kreisen. Im unteren Schubfach lag eine angerissene Zigarettenschachtel. Ich zündete mir eine Zigarette an. Ich wußte, es war Gift für mein Herz, aber es war ein Gift, das mir den Schmerz nahm.

Zu jener Zeit wohnte ich das dritte Jahr in Bad Guldenberg.

Als ich die Stadt zum erstenmal betrat, ein Fremder, dem man höflich, doch uninteressiert Auskunft und Quartier gab, wußte ich, den Auftrag in der Tasche, daß man sich wenige Monate später das Maul über mich zerreißen würde. Es konnte nicht anders sein in einer so kleinen Stadt, die sich auf imaginäre, dahinwelkende Traditionen berief und sich vornehmlich von Kurgästen ernährte, die einen verträumten, freundlichen Ort suchten und sich schließlich mit der Stille der Geranienvorgärten und dem geduldigen Schlaf der zerbröckelnden Häuser und der grasüberwucherten Gassen abfanden. Es konnte nicht anders sein in dieser Stadt, die es gewohnt war, von fernen, nie erblickten Obrigkeiten ihr unbegreifbare Beschlüsse entgegenzunehmen, um ihnen unwillig und mit stillem Grimm zu genügen.

Ich stellte mich damals im Rathaus vor und übergab Franz Schneeberger, dem Bürgermeister, meine Papiere und den Auftrag des Bezirks. Im März wurde ich zum Stadtrat ernannt, und im Juni bat Schneeberger um seine vorzeitige Pensionierung und schlug mich weisungsgemäß zu seinem Nachfolger vor. Die Ratsversammlung folgte ausnahmslos seiner Empfehlung, und damit war ich, der Fremde aus der Bezirksstadt, Bürgermeister eines mir kaum bekannten und nicht freundlich gesonnenen Provinzfleckens, dessen Honorationen darauf lauerten, daß mir das Schicksal meiner vielen Vorgänger nicht erspart bliebe, nämlich mich bei dem Versuch, eine vage formulierte Instruktion den örtlichen Gegebenheiten anzupassen, zu irren und, das eine und das andere falsch einschätzend, als Sektierer oder Schädling irgendeiner Art zu entlarven.

Nach der Wahl saß ich in dem neuen Arbeitszimmer und wartete drei Stunden lang, daß sich meine Mitarbeiter bei mir einfänden würden, um mir zu gratulieren und die künftige Arbeit abzusprechen. Doch nur der Parteisekretär kam in mein Zimmer und gab mir die Hand, und ich wußte, er konnte mir wenig helfen, denn er war in dieser Stadt neu und fremd und so beliebt wie ich selbst.

Außer ihm erschien an diesem Tag keiner in meinem Büro. Gegen sechzehn Uhr klingelte das Telefon. Meine Frau erkundigte sich, wie es mir gehe und wie die Entscheidung gefallen sei.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich wahrheitsgemäß.

Sie war überrascht: »Bist du denn nicht ernannt worden?«

Ich sah mich in meinem kahlen Büro um, sah auf die leeren Besuchersessel und die ausgeräumten Schrankfächer, betrachtete die beiden Fotos hinter meinem Stuhl und den Schreibtisch, auf dem lediglich zwei Telefonapparate standen und ein Aschenbecher mit zerdrückten Zigaretten, und erwiderte: »Ich habe das Gefühl, hier ist jedermann sicher, daß ich soeben meinen Kopf in die Schlinge gesteckt habe.«

Ich schwieg und wartete auf ihre Stimme. Nach einer Pause begann meine Frau zu lachen und sagte: »Gut. Ich werde meine Koffer packen und in drei Tagen bei dir sein. Aber versprich mir, daß ich nicht in diesem Nest begraben werde.«

Ich blieb in meinem Büro untätig sitzen, bis die Dämmerung begann. Als ich ging, erkundigte ich mich bei meiner Sekretärin, ob sich Besucher angemeldet hätten.

»Haben Sie jemanden erwartet?« fragte sie mitleidsvoll und betrachtete mich neugierig. Ich schüttelte den Kopf.

Eine Woche später traf ich Horn in der Stadt. Wir begegneten uns auf dem Bürgersteig vor der Molkerei. Er lüftete kurz seinen Hut und wollte schweigend an mir vorbeigehen. Ich war so überrascht, ihn zu sehen, daß ich ihn ansprach. Er sagte, er wohne seit einem Jahr hier.

»Was für ein Zufall«, sagte ich und lächelte.

Er nickte leicht und starrte mich wortlos an. Es war der gleiche wunde Blick, mit dem er mich vor der Kommission angesehen hatte, ein Blick ohne jedes Verständnis für gebotene Maßnahmen, ohne das geringste Begreifen für zwar schmerzhaft, aber notwendige Entscheidungen. Ich hatte da mals mein Möglichstes getan, ihm den Beschluß der Parteileitung zu erläutern. Wir seien überzeugt, sagte ich, daß ihm subjektiv gesehen keinerlei Schuld zukomme, er uns aber durch Vertrauensseligkeit und Mißachtung des Prinzips der Parteilichkeit großen Schaden zugefügt habe. Im Interesse der gemeinsamen Sache und des großen Ziels und in Erkenntnis seiner feigen Zugeständnisse an die bürgerliche Ideologie habe er den Fehler mit allen Konsequenzen auf sich zu nehmen. Und ich fügte die persönlichen Worte hinzu, daß ich an seiner Stelle möglicherweise nicht anders hätte handeln können, in diesem Fall aber von ihm die gleiche Entschiedenheit in der Verurteilung erwarten würde.

»Bemühe dich nicht um mein Einverständnis, Genosse«, hatte er geantwortet und türensclagend den Raum verlassen.

Und nun stand er wieder vor mir, und ich erkannte an seinen kalten und reglosen Augen, daß er nichts vergessen hatte. Nichts vergessen und nichts hinzugelernt.

»Solch ein Zufall«, wiederholte ich unverdrossen herzlich, »uns beide hat es in daselbe lausige Provinznest geweht.«

Ich berührte mit der Hand den Ärmel seines Jacketts. »Trinken wir ein Glas auf unser unverhofftes Wiedersehen.«

Er trat so heftig einen Schritt zurück, daß sein Jackett sich öffnete, und mit der verletzenden Stimme, mit der er mir vor der Kommission geantwortet hatte, sagte er nun: »Nein, Herr Bürgermeister.«

2. KAPITEL

Und dann? Was war dann?

Ich hatte Angst vor Ihnen.

Angst?

Sie waren mir unheimlich. Ich verstand so wenig und fürchtete mich.

Vor mir?

Ja. Man sagte von Ihnen ...

Wer sagte? Erwinnere dich.

Ich weiß es nicht mehr.

Du kannst es nicht vergessen haben. Du mußt dich erinnern.

Ich war ein Kind damals.
Es war gestern. Du mußt dich erinnern. Schließlich erinnere ich mich auch.
Tote vergessen nicht.
Auch die Toten vergessen. Sie sind um keinen Deut besser als zu Lebzeiten.
Aber man sagte mir ...
Kümmere dich nicht darum. Erinnere dich. Du mußt dich erinnern.

DR. SPODECK

Am dritten September brachte uns Christine die Nachricht von Horns Ende.

Sie war am Vormittag in die Stadt gefahren, um Besorgungen zu erledigen, nach der Wohnung zu sehen und die Blumen zu gießen. Mittags kam sie zurück und erzählte uns, was sie von den Leuten in Guldenberg über Horn erfahren hatte. Ich hörte ihrem Bericht zu, ohne sie zu unterbrechen oder Fragen zu stellen. Ich war über die Nachricht bestürzt, wenn ich auch sagen darf, daß ich Horns Tod vorausgesehen hatte, vorausgesehen bis in die zufälligen, trivialen und überraschenden Details.

Horn endete, wie er gelebt hatte, als ein Feigling. Er hat unwürdig gelebt, und ich würde, wenn ich nicht fürchten müßte, mißverstanden zu werden, sogar sagen, es war ein im buchstäblichen Sinne ehrloses Leben. Dies ändert nichts daran, daß ich in Guldenberg keine Handvoll Leute kannte, die ich mehr zu achten hatte als Horn. Und ein ehrloses Leben war das meine schließlich auch.

Aus Achtung vor diesem Toten drückte ich, als meine Frau mit leeren, nichtssagenden Worten Horn bedauerte und die Art seines Todes beklagte, mit einer ruhigen Bewegung des Daumens den Rand des gefüllten Suppentellers hoch, bis sich sein gesamter Inhalt über die Tischdecke ergoß und sie gelblich verfärbte. Meine Tochter lachte, und meine Frau schrie kurz auf und betrachtete mich dann mißbilligend mit herabgezogenen Mundwinkeln, wobei sie wie gewöhnlich ihre Backenzähne aufeinanderbiß. Ich stand auf, verließ das Zimmer, wobei ich, ohne jemanden anzusprechen oder anzusehen, sagte: »Ich habe keinen Appetit.«

Ich ging in mein Arbeitszimmer hinauf und setzte mich ans Giebefenster. Ich versuchte, mich zu beruhigen. Nun wird es keine Donnerstagabende mehr geben, ging mir durch den Kopf, und der Gedanke verstimmte mich.

Horns Donnerstagabende langweilten mich, doch sie waren eine mir angenehme Abwechslung, eine nicht allzu heftige Unterbrechung meiner üblichen Beschäftigungen und eine willkommene, manchmal ersehnte Gelegenheit, aus dem Haus zu gehen. Es gab und gibt für mich wenig Gründe, meine Wohnung zu verlassen. Gewöhnlich vermeide ich es, denn es sind belästigende Störungen meiner Arbeit, meiner Mußstunden, meines gedankenleeren Dahingrübels. Die Erfahrung lehrte mich die Begrenztheit aller Tatsachen. Die menschlichen Angelegenheiten und die Gegebenheiten der Welt sind lediglich hilfreiche Anregungen, ihr weiterer Verlauf jedoch verdeutlicht uns nur die Trivialität unseres Lebens. Es ist unterhaltsamer, die Wirklichkeit nur im reizvollen Ansatz wahrzuhaben und nicht all ihren Banalitäten nachzusteigen. Die Dinge dieser Welt, die der Menschen eingeschlossen, lassen sich besser denken. Man kann eine solche Haltung als mystisch oder spekulativ verdächtigen, doch das träfe nicht den Kern. Wenn alle möglichen Folgen gegebener Voraussetzungen denkbar sind, und es gibt keinen vernünftigen Anlaß, dies zu bestreiten, so ist auch der einfältigste Verlauf denkbar, dem auch ich nicht

meinen Respekt verweigere, da er immerhin den tatsächlichen Fakten entspricht, dem, was wir ehrfurchtsvoll die Wirklichkeit nennen.

Ich will es bei dieser Andeutung bewenden lassen, da mir weder daran gelegen ist, die Plausibilität meiner Gedanken darzustellen, noch pädagogische Neigungen zur Aufklärung des Volkes mich behelligen. Überdies war es eine Abschweifung. Ich wollte lediglich gestehen, daß ich, als Christine mir von Horns Tod erzählte, zuerst an den Verlust der Donnerstagabende dachte.

Gleichmütig griff ich nach den Blättern meiner privaten Fallstudien. Ich suchte den Bogen Horn heraus und notierte zu den früheren Aufzeichnungen abschließend die Art und die Umstände seines Todes. Dann legte ich die Papiere zwischen die rosaroten Pappdeckel, in denen ich die abgeschlossenen Krankengeschichten provisorisch aufbewahre.

Es gab nicht viele Aufzeichnungen über Horn. Er war sechsmal in meiner Sprechstunde, ausführlich notiert sind zwei Besuche, bei denen wir längere Zeit miteinander sprachen. Das letztmal besuchte er mich im März, fünf Monate vor seinem Ende. Er klagte über Appetitlosigkeit und leichte Kopfschmerzen und bat mich, ihn gründlich zu untersuchen.

»Machen Sie eine Durchsicht der ganzen Maschine, Doktor«, sagte er, »es muß irgendwo Sand hineingeraten sein. Es knirscht gottserbärmlich.«

»Haben Sie Schmerzen?«

»Nein. Ich fürchte, die Apparatur ist insgesamt zum Teufel. Sie will nicht mehr.«

»Versündigen Sie sich nicht an der Schöpfung, Dr. Horn. Es ist eine ungemein erstaunliche Maschine, die wir darstellen.«

»Sie haben recht, Doktor. Bedauerlicherweise ist offenbar meine Garantiezeit abgelaufen, und da zeigen sich gewöhnlich ein paar irreparable Fehler. Ich will Ihrer Diagnose nicht vorgreifen, aber ich fürchte, Sie finden nur einen Haufen Schrott.«

Ich untersuchte ihn lange. Währenddessen schwiegen wir beide, und nur meine kurzen Anweisungen, sein erforderliches Zählen und Durchatmen und das klopfende Geräusch meiner Finger auf seiner Brust unterbrachen die Stille.

»Alles in Ordnung, Dr. Horn«, sagte ich, als ich mich wieder hinter meinen Schreibtisch setzte, »wenn Sie etwas auf sich aufpassen, können Sie so alt wie Ihre Burg werden.«

»Ich fühle mich bereits heute wie eins von meinen Fossilien. Aber wenn ich Sie bitten darf, nennen Sie mich nicht Doktor. Sie wissen, ich führe diesen Titel seit fünf Jahren nicht mehr.«

»Verzeihung, es geschah unabsichtlich, obgleich ich nicht der Ansicht bin, daß irgend jemand Ihnen einen Titel absprechen kann, den Sie rechtmäßig erworben haben.«

»Der Titel wurde mir abgesprochen, und ich habe folglich kein Recht, ihn zu führen. Akzeptieren Sie bitte, Doktor, und lassen wir das Thema ruhen.«

»Schön, Verehrter, aber hier bin ich der Arzt. Ich will Ihren Beschwerden auf den Grund kommen, und ich habe ausreichend Anlaß zu vermuten, daß auch dieses Thema zu den Ursachen gehört, die Ihnen das Leben schwermachen und Sie zu mir führten.«

»Sie haben eine kleine Vorliebe für Psychologie, Doktor? Verschreiben Sie mir ein Medikament, oder erklären Sie mich zum Hypochonder, aber kramen Sie bitte nicht in meinen privaten Geschichten. Das geht Sie nichts an.«

»Ich denke doch, Herr Horn, nämlich wenn diese Geschichten der eigentliche Krankheitsherd sind.«

»Selbst dann nicht. In diesem Fall könnte ich auf Ihre Hilfe verzichten. Ich benötige keinen Arzt für Seelenweh.«

»Ihnen macht die Vergangenheit zu schaffen, Horn, damit kommen Sie nicht hin. Ihre Vergangenheit ...«

»Ich darf mich verabschieden.«

Horn stand auf und knöpfte sein Hemd zu. Er zog sein Jackett an und einen leichten Übergangsmantel. Ich sah ihm schweigend zu. Als er nach seinem Hut griff, sagte ich: »An unserer Vergangenheit haben wir alle zu knabbern. Dem einen beschert sie schwere Träume, dem anderen einen frühen Tod. Sie haben keinen Grund, gekränkt zu sein. Setzen Sie sich wieder hin.«

Horn zog nach einer kurzen Pause, in der er mich bewegungslos fixierte, tatsächlich den Mantel aus und setzte sich.

»Wenn Sie es wünschen, können Sie rauchen«, sagte ich und schob den Aschenbecher zu ihm.

Horn wirkte abgespannt. Er hatte sich auf dem Stuhl niedergelassen, als ob er sich, von einer kräftezehrenden Anstrengung erschöpft, erholen müsse. Aus dem unteren Schubfach meines Schreibtisches holte ich eine Zeitschrift heraus, blätterte in ihr und legte sie aufgeschlagen vor ihn hin. Mit dem Finger zeigte ich auf eine kurze Notiz und bat ihn, sie zu lesen. Er drehte leicht den Kopf, und seine Augen glitten teilnahmslos über die wenigen Zeilen. Dann sah er erstaunt zu mir.

»Sie interessieren sich für Filmtechnik, Doktor?«

»Nein, nein, überhaupt nicht. Ich gehe nicht einmal ins Kino. Auf den Artikel stieß ich, als ich die Zeitschriften durchblätterte, die ich für meine Patienten abonniere. Ich las es zufällig.«

»Und was fesselt Sie so daran?« Horn beugte sich über die Zeitschrift und las mit Verachtung die Überschrift vor: »Der gebrochene Spiegel, eine Abwandlung der Schüfftan-Variante?«

»Nun, nicht der Name. Von Interesse für mich war die hinter dieser technischen Spielerei steckende Idee, der möglich gewordene, schamlose Eingriff in eine bisher glaubwürdige Authentizität unserer Geschichtsschreibung. Das Ding hat Philosophie. Sie sind Historiker, es müßte Sie aufmerken lassen.«

»Doktor, ich kann Ihnen nicht folgen. Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.«

»Ich spreche von dieser Erfindung. Da haben ein paar Filmtechniker ein Verfahren ausgeklügelt, das es ihnen ermöglicht, dem Film jeden Wert eines Dokuments zu nehmen. Das ursprüngliche Bild wird auf einen in der Mitte gebrochenen Spiegel geworfen und erneut aufgenommen. Und je nachdem, in welchem Winkel die Spiegel zueinander stehen, kann man nun Teile des Bildes verschwinden lassen oder neue, nicht dazugehörige Bilder einspiegeln. Man kann somit nach Gutdünken Filmdokumente verändern und Mißliebiges gegen Beliebiges austauschen. Dem Betrachter bietet sich stets ein unverletzt scheinendes, originales Bild. Ihre Wissenschaft, Herr Horn, die Geschichtsschreibung, hat wieder einen Kronzeugen verloren. Ihnen stehen neue Fälschungen ins Haus.«

»Sie sehen zu schwarz, Dr. Spodeck. Was Sie als Fälschung bezeichnen, ist unser täglich Brot. Was ist denn Geschichte anderes als ein Teig von Überliefertem, von willkürlich oder absichtsvoll Erhaltenem, aus dem sich nachfolgende Generationen ein Bild nach ihrem Bilde kneten. Die Fälschungen und unsere Irrtümer sind der Kitt dieser Bilder, sie machen sie haltbar und griffig. Sie sind es, die unsere Weisheiten so einleuchtend machen.«

»Ich wußte nicht, daß Sie auch zynisch sein können.«

»Das ist nicht zynisch, das ist Berufserfahrung. Aber verraten Sie mir endlich, was sie wirklich in diesem gebrochenen Spiegel gefunden haben. Die Sorge um die Geschichtsschreibung wird Ihnen doch keine schlaflosen Nächte bereiten.«

»Sie haben recht. Ich muß Ihnen sogar gestehen, daß mir diese abscheuliche Erfindung gefällt. Der Film wird heute gern zum Vergleich herangezogen, wenn man das menschliche Erinnerungsvermögen beschreiben will. Tatsächlich erinnern wir uns anschaulich, bildlich. Es sind Bilder einer Kamera unseres Kopfes, die vor unserem geistigen Auge wie auf einer Kinoleinwand ablaufen. Unser Gehirn speichert vornehmlich sinnlich, nicht abstrakt. Insofern ist ein Vergleich mit dem Film nicht unzutreffend, aber ich gestehe, er befriedigte mich nie. Die kleine Erfindung dieser Filmtechniker offenbarte mir den Grund meines Unbehagens. Unsere Erinnerungen sind eben keine nüchternen Aufzeichnungen, keine Filmaufnahmen. Unser Bewußtsein arbeitet mit tausend Spiegeln, von denen jeder tausendfach gebrochen ist. Wir nehmen wahr und erinnern uns nach der genetisch bedingten Zahl dieser Spiegel und ihrer Brüche und Winkel. Bevor etwas in unsere Erinnerungen eingeht und festgehalten wird, wurde es eingreifend verändert. Was wir aufzeichnen, ist eine unseren Genen gemäße Verzerrung. Wir speichern nicht ein Geschehen, sondern unser Bewußtsein, unser Denken über ein Ereignis. Es sind persönliche Erinnerungen, was nicht weniger sagen will, als daß all unser Erinnern kein Bild der Welt liefert, sondern ein durch das Spiegelkabinett unseres Kopfes entworfenen Puzzle jenes Bildes mit unseren individuellen Verspiegelungen, Auslassungen und Einfügungen. Das mag als Bild der Welt erscheinen und dient uns auch als Weltbild, in Wahrheit ist es allein eine Darstellung unseres Bewußtseins, wie wir den gebrochenen Spiegel unseres Gehirns zu nennen pflegen.«

Horn rauchte und sah aus dem Fenster.

»Ich langweile Sie?«

Er wandte sich zu mir, antwortete jedoch nicht, sondern lächelte mich nur nachsichtig an.

»Nun, alles, was ich Ihnen sagen wollte, war, mißtrauen Sie Ihren Erinnerungen. Diese Bilder täuschen Sie.«

»Bedeutet das, Doktor, Sie raten mir, ohne Gedächtnis zu leben?«

»Nein, das wäre unsinnig, weil es uns nicht möglich ist. Ich rate Ihnen nur, Ihren Erinnerungen zu mißtrauen. Wenn Ihr Gedächtnis Sie zum Leben unfähig macht, ist es vernünftiger, Sie bezweifeln einige gespeicherte Bilder in Ihrem Kopf und nicht das Leben. Es ist vernünftiger, denn, wie ich hoffe bewiesen zu haben, wir haben keine Gewißheit darüber, daß diese Erinnerungen uns nicht gründlich täuschen.«

»Vielleicht haben Sie recht, aber wir werden mit unserem Gedächtnis leben müssen. Welch ein entsetzlicher Gedanke, ohne Gedächtnis leben zu wollen. Wir würden ohne Erfahrungen leben müssen, ohne Wissen und ohne Werte. Löschen Sie das Gedächtnis eines Menschen, und Sie löschen die Menschheit.«

»Ja, das wäre ein mögliches Extrem. Hüten wir uns aber auch vor der anderen Übertreibung: unser so fragwürdiges Gedächtnis zum absoluten Maß zu erheben. Es würde uns unfähig machen zu leben. Mißtrauen wir uns selbst. Der Hochmut des Verstandes hat keinen Humor. Unsere Erfahrungen sind unvollständig. Unsere Erinnerungen haben die Lücken und Risse des gebrochenen Spiegels. Das Fehlende ergänzen wir unbewußt nach unserer beschränkten Einsicht und laufen Gefahr, uns zu verirren.«

»Und was raten Sie, Doktor?«

»Ich fürchte, es wird Ihnen so wenig annehmbar sein wie mir. Der alte Gracian sagte: Suche in allem, die Zeit auf deine Seite zu bringen. Wenn es Ihnen gelingen könnte, die Erinnerungen danach einzurichten, es würde Ihnen leichter werden zu leben.«

Horn lachte leise und anhaltend vor sich hin. Er schüttelte sich vor Lachen, als hätte ich einen grandiosen Witz gerissen, und hatte Mühe, mir zu antworten: »Doktor, dann ist das Leben nichts als ein Haufen vergoldeter Scheiße.«

Er lachte noch, als er den Mantel anzog und den Hut nahm. Er reichte mir die Hand und sagte: »Mit solchen Weisheiten, Doktor, können Sie alt werden.«

»Ich weiß«, erwiderte ich.

Er hielt noch immer meine Hand, sah mir eindringlich in die Augen und sagte: »Das ist zum Kotzen.«

Er ging hinaus. Ich setzte mich wieder hinter den Schreibtisch und betrachtete das Zimmer, die Schränke, die Instrumente, meine Hände und sagte: »Auch das ist mir bekannt, Dr. Horn.«

Lyrik

Volker Braun

* 7. Mai 1939 Dresden

Er lebt in Berlin. Er arbeitete vor dem Studium der Philosophie in Leipzig als Druckerei- und Tiefbauarbeiter. Bereits im Frühwerk Ausdruck von Skepsis gegenüber dem Aufbau des Sozialismus. In den 60er Jahren Tätigkeit am Berliner Ensemble, in den 70er am Berliner Theater. Seit 1965 regelmäßige Veröffentlichung von Lyrik, Theaterstücken und Prosatexten, in denen er sich mit dem DDR-Alltag und den Problemen der DDR-Gesellschaft auseinandersetzt und dabei auf historische Elemente und die literarische Tradition zurückgreift. Nach den Ereignissen des „Prager Frühlings“ zunehmend kritische Stellung gegenüber dem SED-Regime. Mitunterzeichner der Protesterklärung gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns. 1982 Austritt aus dem Schriftstellerverband der DDR. In der Nachwendezeit setzt er seine Poetik fort. Mitglied in der (Ost-)Berliner Akademie der Künste und in der Mainzer Akademie der Wissenschaften und Literatur. Werke: *Wir und nicht sie. Gedichte* (1970), *Provokation für mich. Gedichte* (1965), *Gegen die symmetrische Welt* (1974), *Es genügt nicht die einfache Wahrheit. Notate* (1975), *Training des aufrechten Gangs. Gedichte* (1976), *Unvollendete Geschichte* (1977), *Poesiealbum 115: Volker Braun. Gedichte* (1977), *Die Übergangsgesellschaft* (1987), *Iphigenie in Freiheit* (1992), *Der Wendehals* (1995), *Lustgarten. Preußen* (1996), *Tumulus* (1999), *Auf die schönen Possen. Gedichte* (2005), *Das Mittagsmahl. Erzählung* (2007), *Machwerk oder Das Schichtbuch des Flick von Lauchhammer. Roman* (2008), *Flickwerk* (2009), *Werktage. Arbeitsbuch 1977-1989* (2009).

DIE MAUER

1

Zwischen den seltsamen Städten, die den gleichen
Namen haben, zwischen vielem Beton
Eisen, Draht, Rauch, den Schüssen
Der Motore: in des seltsamen Lands
Wundermal steht aus all dem
Ein Bau, zwischen den Wundern
Auffallend, im erstaunlichen Land

Ausland. Gewöhnt
 An hängende Brücken und Stahltürme
 Und was noch an die Grenze geht
 Von Material und Maschinen, faßt
 Der Blick doch nicht
 Das hier.

Zwischen all den Rätseln: das ist
 Fast ihre Lösung. Schrecklich
 Hält sie, steinerne Grenze
 Auf was keine Grenze
 Kennt: den Krieg. Und sie hält
 Im friedlichen Land, denn es muß stark sein
 Nicht arm, die abhaun zu den Wölfen
 Die Lämmer. Vor den Kopf
 Stößt sie, das gehn soll wohin es will, nicht
 In die Massengräber, das
 Volk der Denker.

Aber das mich so hält, das halbe
 Land, das sich geändert hat mit mir, jetzt
 Ist es sichrer, aber
 Ändre ichs noch? Von dem Panzer
 Gedeckt, freut sichs
 Seiner Ruhe, fast ruhig? Schwer
 Aus den Gewehren fallen die Schüsse:
 Auf die, die es anders besser
 Halten könnte. Die Mauern stehn
 Sprachlos und kalt, im Winde
 Klirren die Fahnen.

2

Die hinter den Zeitungen
 Anbelln den Beton und, besengt
 Von den Sendern, sich aus dem Staub machen
 Der Baustellen oder am Stacheldraht
 Unter Brüdern harfen und
 Unter den Kirchen scharren Tunnel: die
 Blinden Hühner finden sich
 Vor Kimme und Korn. Unerfindlich
 Aber ist ihnen, was diese Städte
 Trennt. Weil das nicht
 Aus Beton vor der Stirn pappt.
 Uns trennt keine Mauer

Das ist Dreck aus Beton, schafft
 Das dann weg, mit Schneidbrennern
 Reißt das klein, mit Brecheisen

Legts ins Gras: wenn sie nicht mehr
Abhaun mit ihrer Haut zum Markt
Zerhaut den Verhau. Wenn machtlos sind
Die noch Grenzen ändern wollen
Zerbrecht die Grenze. Der letzte Panzer
Zerdrück sie und sie ihn.
Daß sie weg ist.

Jetzt laßt das da.

3

Aber
Ich sag: es steht durch die Stadt
Unstattlich, der Baukunst langer Unbau
Streicht das schwarz
Die Brandmauer (scheißt drauf)

Denn es ist nicht
Unsre Schande: zeigt sie.
Macht nicht in einem August
Einen Garten daraus, wälzt den Dreck nicht
Zu Beeten breit, mit Lilien über den Minen
Pflanzt Nesseln, nicht Nelken
Vermehrt nicht, zwischen den seltsamen
Städten, die Rätsel, krachend
Schmückt das Land nicht
Mit seiner Not. Und
Laßt nicht das Gras wachsen
Über der offenen Schande: es ist
Nicht unsre, zeigt sie.

Uwe Kolbe

* 17. Oktober 1957 Ost-Berlin

War nach Abitur und Wehrdienst in verschiedenen Gelegenheitsberufen tätig, ab 1979 wurde er freiberuflicher Schriftsteller. Wegen seiner gesellschaftskritischen Äußerungen hatte er 1982-1985 in der DDR Publikationsverbot, gab nicht offizielle Kulturzeitschrift „Mikado“ heraus. 1987 übersiedelte er nach Hamburg, unternahm mehrere Reisen nach Westeuropa und in die USA. Lebt in Berlin. Werke u.a.: *Bornholm II*, Gedichte (1986), *Ortvoll Gedichte* (2005), *Helmliche Feste*, Gedichte (2008).

HINEINGEBOREN

Hohes weites grünes Land
zaundurchsetzte Ebene,
Roter

Sonnenbaum am Horizont.
Der Wind ist mein
Und mein die Vögel.

Kleines, grünes Land enges
Stacheldrahtlandschaft.
Schwarzer
Baum neben mir.
Harter Wind
Fremde Vögel.

Thomas Rosenlöcher

* 20. Juli 1947 Dresden

Er lebt in Dresden und im Erzgebirge. Er machte zuerst eine Ausbildung zum Handelskaufmann, 1970 holte das Abitur an der Arbeiter- und Bauernfakultät in Freiberg nach, studierte Betriebswirtschaft in Dresden und anschließend am Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig. Seit 1985 Beginn der Tätigkeit als freischaffender Schriftsteller. Autor von Tagebüchern, Gedichten (Landschaftsgedichten), Hörspielen, Stücken, Bilderbüchern für Kinder. Er ist Mitglied der Sächsischen Akademie der Künste und der Akademie der Künste Berlin. Werke: u.a.: *Ich lag im Garten bei Kleinschachwitz. Gedichte und zwei Notate* (1982), *Schneebler. Gedichte* (1988), *Die verkauften Pflastersteine. Dresdener Tagebuch* (1990), *Die Wiederentdeckung des Gehens beim Wandern. Harzreise* (1991), *Die Dresdner Kunstausbübung. Gedichte* (1996), *Wie ich in Ludwig Richters Brautzug verschwand. Zwei Dresdner Erzählungen* (2005), *Das Flacktenkarussell. Blüten-Engel-Schnee-Gedichte* (2007).

STAATSBESUCH

Beständig Embleme verkörpern.
Und mit Jacketts und Krawatten
den Fortgang des Fortschritts befördern.
Aber wer weiß schon wohin.
Und wie die Geschichte ausgeht.
Daher dieses Händeschütteln
und diese feuchte Methode
einander beim Abschied zu küssen.

DER PAßGÄNGER

Ich sitze in Sachsen und schau in den Schnee.
Ich saß über Amsterdam
auf einem Balkon mit gedrechselten Stäben
und sah unterm Giebel mir gegenüber
ein Zimmer, in dem eine riesige Katze,
blaßrote Gladiolen und eine Frau
den ganzen Vormittag lebten

und mich plötzlich ansah. Ich stand
vor dem Hauptbahnhof Dresden,
und grauer war die Geometrie
und geometrischer das Grau
und Lenin zwischen den Rabatten
auch nur ein König aus Preußen. Ich saß
hoch über Amsterdam, unten
die Straße in täglichem Aufruhr, Schiffssorgeln,
schaukelnde Straßenbahnen,
drei Polizisten in vollem Galopp
und sämtliche Fahrradfahrer der Welt,
die Knaben die Mädchen die Knaben
kutschierend, dazwischen, im Durcheinander,
dicht neben den Schienen erglänzte
ein goldener Ritter. Ich stand
vor dem Hauptbahnhof Dresden,
und drüben war Fußball, und Ouhh!
riefen die Sachsen verloren mal wieder.
Da sagte auch ich leise Ouhh,
denn ich gehörte zu ihnen,
samt diesen, meinen betrüblichen Hosen.
Und sitze in Sachsen und schau in den Schnee.

Barbara Köhler

* 11. April 1959 Burgstädt

Sie lebt heute in Duisburg. Sie wuchs im sächsischen Penig auf, besuchte die Oberschule in Plauen. Nach dem Abitur war sie als Altenpflegerin tätig. Sie arbeitete auch in verschiedenen Funktionen am Theater in Karl-Marx-Stadt, heute Chemnitz. Von 1985 bis 1988 folgt das Studium am Institut für Literatur Johannes R. Becher in Leipzig. Nach 1990 arbeitete sie als freischaffende Autorin für verschiedene Zeitungen. 1991 debütierte sie mit dem Gedichtband *Deutsches Roulette*. Werke: u.a. *Blue Box. Gedichte* (1995), *Wittgensteins Nichte. Vermischte Schriften, Mixed Media* (1999), *Niemands Frau. Gesänge zur Odyssee* (2007).

RONDEAU ALLEMAGNE

Ich harre aus im Land und geh, ihm fremd,
Mit einer Liebe, die mich über Grenzen treibt,
Zwischen den Himmeln. Sehe jeder, wo er bleibt;
Ich harre aus im Land und geh ihm fremd.

Mit einer Liebe, die mich über Grenzen treibt,
Will ich die Übereinkünfte verletzen
Und lachen, reiße ich mir das Herz in Fetzen
Mit jener Liebe, die mich über Grenzen treibt.

Zwischen den Himmeln sehe jeder, wo er bleibt:
Ein blutig Lappen wird gehißt, das Luftschiff fällt.
Kein Land in Sicht; vielleicht ein Seil, das hält
Zwischen den Himmeln. Sehe jeder, wo er bleibt.

Wolfgang Hilbig

* 31. August 1941 Meuselwitz In Sachsen + 2. Juni 2007 Berlin

Er wuchs in Sachsen bei seinem Großvater, einem Bergmann polnischer Abstammung, auf. Abschluss einer Volksschule und Ausbildung zum Bohrwerkdreher. Ab 1980 freischaffender Schriftsteller, bis 1978 in Meuselwitz, dann in Leipzig und Berlin wohnhaft. Literarischer Oppositioneller und großes Talent, schikaniert in der DDR. Sein erster Gedichtband erschien 1979 im Westen, wofür Hilbig in mehrwöchige Untersuchungshaft kam und eine Geldstrafe erhielt. 1985 Übersiedlung in die BRD. Es folgten Prosatexte, Erzählungen und Gedichte. Avantgardistisches Schreiben, Entblößung der DDR-Wirklichkeit durch Mehrdeutigkeit und Hinweis auf bestehende Defizite. Werke u.a.: *Abwesenheit. Gedichte* (1979), *Die Versprengung. Gedichte* (1986), *Gedichte* (2008, Gesamtausgabe), *Unterm Neomond. Erzählungen* (1982), *Eine Übertragung. Roman* (1989), *„Ich“* (1993), *Das Provisorium. Roman* (2000), *Der Schlaf der Gerechten. Erzählungen* (2002).

DIE RUHE AUF DER FLUCHT

warten

oh noch einmal einen abend ausruhn
vor der unendlichkeit der nacht
die uns mit allem vieh zu paaren treibt
und sich schon sammelt vor den abgestreiften schuhn ...

reglos

im angesicht der flut die bald erwacht
noch eine stunde sitzen auf dem mauerrand
stille im schädel und den fuß im sand
dem atem nachsehn der uns aus den lungen schwindet

dem zorn

dem gold das in den augen sichtbar bleibt
wenn die erschöpfung uns in dem entschluf verbindet
noch eine stunde vor dem dunklen ufer auszuruhen

und dieses tags zu denken der zuletzt uns wärmte
des großen abends der uns unerschrocken sonnte
indes fernher ein kupferrotes lodern lärmte
und schon erlosch im riesengong der horizonte.

DIE „WIEDERVEREINIGTE“ LITERATUR

IM SCHATTEN DER DDR – DEFORMATIONEN DES ICH

Christa Wolf

* 18. März 1929 Landsberg an der Warthe (heute Gorzów Wielkopolski in Polen)

Sie ist Tochter eines Kaufmanns. Vertrieben durch sowjetische Truppen aus Landsberg, ließ sich ihre Familie zuerst in Mecklenburg nieder. Studium der Germanistik in Jena und Leipzig. Verheiratet mit dem Schriftsteller Gerhard Wolf. Ausschluss aus dem Vorstand des Schriftstellerverbandes der DDR, in dem sie seit 1955 Mitglied war wegen der Unterzeichnung der Protesterklärung gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns. Bis zum Fall der Berliner Mauer glaubte sie an den Erfolg des Sozialismus und vertrat die Idee des dritten Weges für die DDR, des sog. „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“. Mitglied der SED seit 1949 bis 1989. Am 4. November 1989 hielt sie auf dem Alexanderplatz die Rede *Die Sprache der Wende*, in der sie die Notwendigkeit von Reformen in der DDR betonte. Mit dem Aufruf „Für unser Land“ drückte sie am 26. November 1989 noch ihre Skepsis gegenüber der Wiedervereinigung beider deutschen Staaten aus. Anfang der 90er Jahre wurde ihre Mitarbeit für das Ministerium für Staatssicherheit (1959 bis 1962) enthüllt. Die 1990 erfolgte Veröffentlichung ihrer bereits 1979 entstandenen Erzählung *Was bleibt* löste den sog. deutsch-deutschen Literaturstreit aus. Werke u.a.: *Moskauer Novelle* (1961), *Der geteilte Himmel* (1963), *Nachdenken über Christa T.* (1968), *Kindheitsmuster* (1976), *Kein Ort Nirgends* (1979), *Kassandra* (1983), *Was bleibt* (1990), *Medea: Stimmen* (1996), *Leibhaftig* (2002), *Ein Tag im Jahr* (2003), *Mit anderem Blick* (2005), *Ins Ungebundene geht eine Sehnsucht: Projektionsraum Romantik* (2008), *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud* (2010).

WAS BLEIBT

Nur keine Angst. In jener anderen Sprache, die ich im Ohr, noch nicht auf der Zunge habe, werde ich eines Tages auch darüber reden. Heute, das wußte ich, wäre es noch zu früh. Aber würde ich spüren, wenn es an der Zeit ist? Würde ich meine Sprache je finden? Einmal würde ich alt sein. Und wie würde ich mich dieser Tage dann erinnern? Der Schreck zog etwas in mir zusammen, das sich bei Freude ausdehnt. Wann war ich zuletzt froh gewesen? Das wollte ich jetzt nicht wissen. Wissen wollte ich – es war ein Morgen im März, kühl, grau, auch nicht mehr allzu früh wie ich in zehn, zwanzig Jahren an diesen noch frischen, noch nicht abgelebten Tag zurückdenken würde. Alarmiert, als läute in mir eine Glocke Sturm, sprang ich auf und fand mich schon barfuß auf dem schön gemusterten Teppich im Berliner Zimmer, sah mich die Vorhänge zurückreißen, das Fenster zum Hinterhof öffnen, der von überquellenden Mülltonnen und Bauschutt besetzt, aber menschenleer war, wie für immer verlassen von den Kindern mit ihren Fahrrädern und Koffer-radios, von den Klempnern und Bauleuten, selbst von Frau G., die später in Kittelschürze und grüner Strickmütze herunterkommen würde, um die Kartons der Samenhandlung, der Parfümerie und des Intershops aus den großen Drahtcontainern zu nehmen, sie platt zu drücken, zu handlichen Ballen zu verschnüren und auf ihrem vierrädrigen Karren zum Altstoffhändler um die Ecke zu bringen. Sie würde laut schimpfen über die Mieter, die ihre leeren Flaschen aus Bequemlichkeit in die Mülltonnen warfen, anstatt sie säuberlich in den

bereitgestellten Kisten zu stapeln, über die Spätheimkehrer, die beinahe jede Nacht die vordere Haustür aufbrachen, weil sie immer wieder ihren Schlüssel vergaßen, über die Kommunale Wohnungsverwaltung, die es nicht fertigbrachte, eine Klingelleitung zu legen, am meisten aber über die Betrunkenen aus dem Hotelrestaurant im Nebenhaus, die unverfroren hinter der aufgebrochenen Haustür ihr Wasser abschlugen.

Die kleinen Tricks, die ich mir jeden Morgen erlaubte: ein paar Zeitungen vom Tisch raffen und sie in den Zeitungsständer stecken, Tischdecken im Vorübergehen glattstreichen, Gläser zusammenstellen, ein Lied summen (»Geht nicht, sagten kluge Leute, zweimal zwei ist niemals drei«), wohl wissend, alles, was ich tat, war Vorwand, in Wirklichkeit war ich, wie an der Schnur gezogen, unterwegs zum vorderen Zimmer, zu dem großen Erkerfenster, das auf die Friedrichstraße blickte und durch das zwar keine Morgensonne hereinfiel, denn es war ein sonnenarmes Frühjahr, aber doch Morgenlicht, das ich liebe, und von dem ich mir einen gehörigen Vorrat anlegen wollte, um in finsternen Zeiten davon zu zehren.

Aber das weiß ich doch, daß man durch willentlichen Entschluß keinen Himmelschatz erwirbt, der sich unter der Hand vermehrt; weiß doch: Alle Nahrung über des Leibes Notdurft hinaus wächst uns zu, ohne daß wir sie Stück um Stück zusammentragen müßten oder dürften, sie sammelt sich von selbst, und ich fürchte ja, alle diese wüsten Tage würden nichts beisteuern zu dieser dauerhaften Wegzehrung und deshalb unaufhaltbar im Strom des Vergessens abtreiben. In heller Angst, in panischer Angst wollte ich mich jetzt an einen dieser dem Untergang geweihten Tage klammern und ihn festhalten, egal, was ich zu fassen kriegen würde, ob er banal sein würde oder schwerwiegend, und ob er sich schnell ergab oder sich sträuben würde bis zuletzt. So stand ich also, wie jeden Morgen, hinter der Gardine, die dazu angebracht worden war, daß ich mich hinter ihr verbergen konnte, und blickte, hoffentlich ungesehen, hinüber zum großen Parkplatz jenseits der Friedrichstraße.

Übrigens standen sie nicht da. Wenn ich recht sah – die Brille hatte ich mir natürlich aufgesetzt –, waren alle Autos in der ersten und auch die in der zweiten Parkreihe leer. Anfangs, zwei Jahre war es her, daran maß ich die Zeit, hatte ich mich ja von den hohen Kopfstützen mancher Kraftfahrzeuge täuschen lassen, hatte sie für Köpfe gehalten und ob ihrer Unbeweglichkeit beklommen bestaunt; nicht, daß mir gar keine Fehler mehr unterliefen, aber über dieses Stadium war ich hinaus. Köpfe sind ungleichmäßig geformt, beweglich, Kopfstützen gleichförmig, abgerundet, steil – ein gewaltiger Unterschied, den ich irgendwann einmal genau beschreiben könnte, in meiner neuen Sprache, die härter sein würde als die, in der ich immer noch denken mußte. Wie hartnäckig die Stimme die Tonhöhe hält, auf die sie sich einmal eingepegelt hat, und welche Anstrengung es kostet, auch nur Nuancen zu ändern. Von den Wörtern gar nicht zu reden, dachte ich, während ich anfang, mich zu duschen – den Wörtern, die, sich beflissen überstürzend, hervorquellen, wenn ich den Mund aufmache, angeschwollen von Überzeugungen, Vorurteilen, Eitelkeit, Zorn, Enttäuschung und Selbstmitleid.

Wissen möchte ich bloß, warum sie gestern bis nach Mitternacht dastanden und heute früh einfach verschwunden sind.

Ich putzte mir die Zähne, kämmte mich, benutzte gedankenlos, doch gewissenhaft verschiedene Sprays, zog mich an, die Sachen von gestern, Hosen, Pullover, ich erwartete keinen Menschen und würde allein sein dürfen, das war die beste Aussicht des Tages. Noch einmal mußte ich schnell zum Fenster laufen, wieder ergebnislos. Eine gewisse Erleichterung war das natürlich auch, sagte ich mir, oder wollte ich etwa behaupten, daß ich

auf sie wartete? Möglich, daß ich mich gestern abend lächerlich gemacht hatte; einmal würde es mir wohl peinlich sein, daran zu denken, daß ich mich alle halbe Stunde im dunklen Zimmer zum Fenster vorgetastet und durch den Vorhangspalt gespäht hatte; peinlich, zugegeben. Aber zu welchem Zweck saßen drei junge Herren viele Stunden lang beharrlich in einem weißen Wartburg direkt gegenüber unserem Fenster.

Fragezeichen. Die Zeichensetzung in Zukunft gefälligst ernster nehmen, sagte ich mir. Überhaupt: sich mehr an die harmlosen Übereinkünfte halten. Das ging doch, früher. Wann? Als hinter den Sätzen mehr Ausrufezeichen als Fragezeichen standen? Aber mit simplen Selbstbezeichnungen würde ich diesmal nicht davorkommen. Ich setzte Wasser auf. Das mea culpa überlassen wir mal den Katholiken. Wie auch das pater noster. Lossprechungen sind nicht in Sicht. Weiß, warum in den letzten Tagen ausgerechnet weiß? Warum nicht, wie in den Wochen davor, tomatenrot, stahlblau? Als hätten die Farben irgendeine Bedeutung, oder die verschiedenen Automarken. Als verfolgte der undurchsichtige Plan, nach dem die Fahrzeuge einander ablösten, verschiedene Parklücken in der ersten oder zweiten Autoreihe auf dem Parkplatz besetzten, irgendeinen geheimen Sinn, den ich durch inständiges Bemühen herausfinden könnte; oder als könnte es sich lohnen, darüber nachzudenken, was die Insassen dieser Wagen – zwei, drei kräftige, arbeitsfähige junge Männer in Zivil, die keiner anderen Beschäftigung nachgingen, als im Auto sitzend zu unserem Fenster herüberzublicken – bei uns suchen mochten.

Der Kaffee mußte stark und heiß sein, gefiltert, das Ei nicht zu weich, selbstgekokochte Konfitüre war erwünscht, Schwarzbrot. Luxus! Luxus! dachte ich wie jeden Morgen, als ich das alles beieinanderstehen sah – ein nie sich abnutzendes Schuldgefühl, das uns, die wir den Mangel kennen, einen jeden Genuß durchdringt und erhöht. Die Nachrichten aus dem Westsender (Energiekrise, Hinrichtungen im Iran, Abkommen über die Begrenzung der strategischen Rüstungen: Vergangenheitsthemen!) hörte ich kaum, mein Blick war auf die Eisenstange gefallen, die den zweiten Ausgang unserer Wohnung – jene Tür, die von der Küche über die Hintertreppe zum Hofausgang führt – einbruchssicher verrammelt. Mir fiel ein, in meinem nächtlichen Traum war diese unbenutzte, schmale, verdreckte, mit ausrangierten Möbeln vollgestellte Treppe reinlich gewesen und lebhaft begangen von allerlei dreistem Volk, das ich in meinen Traumgedanken »Gelichter« nannte ein Wort, das ich diese drahtigen, behenden, lemurenhaften, jeden Schamgefühls baren Männer niemals hören lassen würde, die sich, was ich schon immer so sehr gefürchtet hatte!, durch die todsichere Hintertür Einlaß in unsere Küche verschafft hatten, sich nun auf der Schwelle drängten, sich an die eiserne Stange preßten, die unerschütterlich in ihren Halterungen lag und merkwürdigerweise von jenen Elenden respektiert wurde, die doch leicht unter ihr hätten durchschlüpfen können, statt dessen aber ihre Leiber gegen sie quetschten, während immer neue, von einem mir unsichtbaren Höllenrachen ausgespiene Figuren – ja, sie wirkten wie Pappfiguren, flach – von hinten nachgeschoben, unglaublich agil und beredt. Was hatten sie eigentlich gesagt. Daß wir uns nur ja nicht stören lassen sollten. Daß wir so tun sollten, als seien sie gar nicht da. Daß es das allerbeste wäre, wir würden sie vollständig vergessen. Sie höhnten nicht, es war ihr Ernst, das erbitterte mich am meisten in meinem Traum. Da man sich einen Traum nicht verbieten, wohl auch nicht vorwerfen kann, lachte ich auf, um mir zu beweisen, daß ich eigentlich schon über den Dingen stand. Das Lachen klang gezwungen.

Keine Angst. Meine andere Sprache, dachte ich, weiter darauf aus, mich zu täuschen, während ich das Geschirr in das Spülbecken stellte, mein Bett machte, ins vordere Zimmer zurückging und endlich am Schreibtisch saß – meine andere Sprache, die in mir zu

wachsen begonnen hatte, zu ihrer vollen Ausbildung aber noch nicht gekommen war, würde gelassen das Sichtbare dem Unsichtbaren opfern; würde aufhören, die Gegenstände durch ihr Aussehen zu beschreiben – tomatenrote, weiße Autos, lieber Himmel! –, und würde, mehr und mehr, das unsichtbare Wesentliche aufscheinen lassen. Zupackend würde diese Sprache sein, soviel glaubte ich immerhin zu ahnen, schonend und liebevoll. Niemandem würde sie weh tun als mir selbst. Mir dämmerte, warum ich über diese Zettel, über einzelne Sätze nicht hinauskam. Ich gab vor, ihnen nachzuhängen. In Wirklichkeit dachte ich nichts.

Sie standen wieder da.

Es war neun Uhr fünf. Seit drei Minuten standen sie wieder da, ich hatte es sofort gemerkt. Ich hatte einen Ruck gespürt, den Ausschlag eines Zeigers in mir, der nachzitterte. Ein Blick, beinahe überflüssig, bestätigte es.

Die Farbe des Autos war heute ein gedecktes Grün, seine Besatzung bestand aus drei jungen Herren. Ob diese Herren ausgewechselt wurden wie die Autos? Und was wäre mir lieber gewesen – daß es immer dieselben waren oder immer andere? Ich kannte sie nicht, das heißt, doch, einen kannte ich: den, der neulich ausgestiegen und über die Straße auf mich zugekommen war, allerdings nur, um sich an dem Bockwurststand unter unserem Fenster anzustellen, und der mit drei Bockwürsten auf einem großen Pappteller und mit drei Schrippen in den Taschen seiner grau-grünen Kutte zu dem Auto zurückgekehrt war. Zu einem *blauen* Auto, übrigens, mit der Nummer ... Ich suchte den Zettel, auf dem ich die Autonummern notierte, wenn ich sie erkennen konnte. Dieser junge Herr oder Genosse hatte dunkles Haar gehabt, das sich am Scheitel zu lichten begann, das hatte ich von oben sehen können. Einen Augenblick lang hatte ich mir in der Vorstellung gefallen, daß ich als erste die beginnende Glatze des jungen Herrn bemerkte, eher als seine eigene Frau, die womöglich nie derart aufmerksam auf ihn herabsah. Ich hatte mir vorstellen müssen, wie sie dann gemütlich in ihrem Auto beieinandehockten (im Auto kann es ja sehr gemütlich sein, besonders wenn draußen Wind geht und sogar einzelne Tropfen fallen), wie sie die Bockwürste aufaßen und nicht einmal frieren mußten, denn der Motor lief leise und heizte ihnen ein. Aber was tranken sie dazu? Führten sie, wie andere Werktätige, jeder eine Thermosflasche voll Kaffee mit?

[...]

Nun aber Schluß. Mein beschämendes Bedürfnis, mich mit allen Arten von Leuten gut zu stellen. Den Tee damals hatten wir selber getrunken, spät in der Nacht, im dunklen Zimmer am Fenster stehend, an das wir am nächsten Tag diese Gardine hängten. Plötzlich habe ich das Licht anknipsen, dicht ans Fenster treten und zu ihnen hinüberwinken müssen. Worauf sie ihre Scheinwerfer dreimal kurz aufblitzen ließen. Sie hatten Humor. Ein bißchen beruhigter, ein bißchen weniger bedrückt als sonst waren wir schlafen gegangen. Bedrückt? Das hatte ich mir doch nie zugeben wollen. Jetzt tat ichs eben, vielleicht war das ein erster notwendiger Schritt auf Unrühmliches hin. Empfanden nicht Kinder so, wenn der erzürnte Vater ihnen durch ein kurz angebundenes »Gute Nacht!« bedeutet hat, daß er nicht unversöhnlich ist? Und wie anders als kindlich, kindisch, sollte man die unaufhörlichen Gedankenmonologe nennen, bei denen ich mich ertappte und die allzu oft bei der absurden Frage endeten: Was wollt ihr eigentlich? Wieviel ich noch zu lernen hatte! Eine Institution anreden, als sei sie ein Mensch! Aber über diese frühe Phase war ich doch hinaus, beschwichtigte ich mich selbst, Beteuerungen unterliefen mir nicht mehr, seit wann eigentlich? Eines Tages hatte ich begriffen, für Beteuerungen und Erklärungsversuche gab es keinen Adressaten, ich mußte annehmen, wogegen ich mich so

lange gesträubt hatte, die jungen Herren da draußen waren mir nicht zugänglich. Sie waren nicht meinesgleichen. Sie waren Abgesandte des anderen. Lange schon war es mir nicht mehr in den Sinn gekommen, dicht an jenen Autos vorbeizustreichen und grimmigen Gesichts hineinzustarren, um den gläsernen Blicken der Insassen zu begegnen, deren Auftrag es doch sein mußte, als das, was sie waren, ausgemacht zu werden und dadurch Wut, besser: Angst zu erzeugen, die bekanntlich manche Menschen zum Einlenken treibt, andere zu unüberlegten Handlungen, welche ihrerseits wieder als Indizienbeweis dienen konnten für die Notwendigkeit der Observation. Irgend jemand, das fühlte ich stark, mußte versuchen, diesen Teufelskreis zu durchbrechen.

Einmal, in meiner neuen freien Sprache, würde ich auch darüber reden können, was aber schwierig werden würde, weil es so banal war: Die Unruhe. Die Schlaflosigkeit. Der Gewichtsverlust. Die Tabletten. Die Träume. Das ließe sich wohl schildern, doch wozu? Es gab ganz andere Ängste auf der Welt. Das Haar, wie es büschelweise ausging. Na und? Inzwischen war es dichter nachgewachsen als zuvor, und die Tabletten lagen unbenutzt in der Schublade. Alles renkte sich ein. Die Träume. Das ja. Das bestritt ich mir nicht, aber wo auf der Welt können Menschen heutzutage ohne Alpträume leben? Nein. Jeden Tag sagte ich mir, ein bevorzugtes Leben wie das meine ließe sich nur durch den Versuch rechtfertigen, hin und wieder die Grenzen des Sagbaren zu überschreiten, der Tatsache eingedenk, daß Grenzverletzungen aller Art geahndet werden. Doch, sagte ich mir, während mir bewußt wurde, daß ich seit Minuten schon auf den Fernsehturm startete, der sich halbrechts in meinem Gesichtsfeld über dem Häusermassiv von Augen- und Frauenklinik erhob, doch der Sprachgrenze würde ich mich erst nähern, wenn ich mir zutraute zu erklären, warum an jenen Tagen, an denen die Autos nicht in Wirklichkeit, nur als Phantombild auf meiner Netzhaut vorhanden waren, die Angst nicht von mir wich, nicht einmal geringer war als an Tagen der offensichtlichen Observation. Dazu, dachte ich, müßte ich mir mal was einfallen lassen, egal in welcher Sprache.

Wieviel Zeit wollte ich mir eigentlich noch geben? [...]

Wolfgang Hilbig

vgl. S. 251

„ICH“

DER VORGANG

Jetzt bewege ich mich wieder um meine kalten Ecken. Ich bin wieder auf dem Weg, doch ich werde darüber nicht berichten. Keine kurzen Bewegungen der unteren Gesichtshälfte, diesmal nicht, denn es ist soweit, daß ich sagen müßte, es gehöre zu meinem Wesen, auf dem Weg zu sein. Das Wesen aber läßt man besser aus dem Spiel: wo ich mitspiele, bleibt jeder nur ein Zuträger von Bällen, und es soll auch von der Art des Spiels nur das unbedingt Dazugehörige ins Feld gebracht werden. – Der Weg, straßauf, straßab ... unten entlang, oben entlang: zu meinem Wesen gehört eine Vorliebe für die sogenannten kleinen Schritte; ich könnte sagen, ich bin nicht der Mensch, der sich auf Biegen und Brechen durchsetzt. Ich bin nicht eben das, was man als skrupulös diagnostiziert, doch ich wäge die Schritte ab, die ich unternehme, – die meisten jedenfalls, aber dazu noch später.

Dennoch gelingt es mir öfter als gewöhnlich, mit dem Kopf durch die Wand zu kommen. Und es ist mir im Grunde leicht gewesen, das meiste zu erreichen. Frühzeitig hat man mich gelehrt, daß man Vorteile für sich den Machthabern dieser Welt am schnellsten entreißt, wenn man es im Bündnis mit ihnen tut. Man muß das begriffen haben: man entlockt ihnen ihr Einverständnis nicht, man zwingt es ihnen ab. Und sie mögen sich davon betrogen oder bestohlen fühlen, noch mehr aber fühlen sie sich geschmeichelt, denn mit jedem Vorteil für sich beansprucht man etwas von ihrem Eigenen. Mit jedem Quentchen eines Vorzugs, den man ihrer Verfügungsgewalt entzieht, erweist man ihrem Besitz eine Ehre, die er vielleicht nicht hätte, würde sich niemandes begehrlicher Blick darauf richten. So fühlen sich die Mächtigen am wohlsten, wenn sie sich bedroht glauben. Und wenn nirgendwo die Anzeichen für eine Palast- oder Straßenrevolte zu erkennen sind, erfinden sie solche.

Lassen Sie mich zum Anfang zurückkehren: Meine Schritte mit dem Kopf durch die Wand benutzten freilich die dafür vorgesehenen Öffnungen, Fenster und Türen; seltener Dachöffnungen oder Kamine, dafür sind es immer häufiger die Keller, die mir den gewünschten Zugang verschaffen. Letztere Möglichkeit ergab sich für mich allerdings erst in Berlin: längere Zeit wohnte ich in einer Straße, die ganz aus den kahlen Reihen rußdunkler Mietskasernen bestand, welche wahrscheinlich von der Jahrhundertwende her stammten. Unter diesen Blocks führte ein einziger durchgehender Kellergang von einer Querstraße zur nächsten, und oft sogar über die Querstraße hinaus bis unter die nächste Häuserreihe. Ganz gleich, welchen Hauseingang man benutzte, wenn man in den Keller kommen konnte, gelangte man immer, unter der Erde, bis in das Haus, in dem man etwas zu suchen hatte oder in dem man Einwohner war, vorausgesetzt, man vermochte anhand der Kellertreppen die Häuser zu zählen, die man unterquerte. – Es gab eine Zeit, da hatte ich die Gewohnheit angenommen, in jedem Hausflur, den ich betrat, zuerst die Tür zum Keller zu suchen und diese nach Möglichkeit aufzuschließen, in der Absicht, die Verfügbarkeit möglichst weniger Ein- oder Ausgänge in der Stadt dem Zufall zu überlassen, – es war zu einer Zeit, in der ich meine Aufgaben noch viel zu ernst nahm. Eine solche Vorsorge zu treffen – in wieviel Fällen war sie vergeblich, weil der nächstbeste ordnungsliebende Mensch, seine Kohleneimer schleppend, die Tür wieder verschloß –, erscheint mir unterdessen als eine Überbewertung des sogenannten konspirativen Elements, das dem Tätigkeitsbereich zwangsläufig eignet, in dem ich mich bewege. Die Müdigkeit solchen unnötigen und anfängerhaften Pedanterien gegenüber ist, nebenbei gesagt, das erste Anzeichen für einen gewissen Aufstieg, den viele von uns, die jahrelang noch glauben möchten, sie seien Neulinge – ein Glauben, mit dem sich eine dürftige, sehr trügerische Hoffnung verbindet –, nicht bemerken können, oder nicht wahrhaben wollen.

Ich streckte also stets zuerst den Kopf durch die Türöffnung hinein und suchte so die Gesamtatmosphäre des Hausflurs mit allen meinen Sinnen aufzunehmen. Ich mühte mich, das Dunkel mit dem Blick zu durchdringen, indem ich das Gesicht ein paarmal hin und her drehte, es war eine fast bohrende Bewegung: der Flur war vollkommen lichtlos, auch das um eine Biegung liegende Fenster auf dem ersten Treppenabsatz ließ keinen Schimmer herein: es mußte also auf einen dunklen Hinterhof führen. Gleichzeitig – während ich mit angehaltenem Atem horchte – roch ich in den Hausflur: ich schnüffelte ... es waren da die üblichen Schwelgerüche von Kohle, die kühle salpetrige Ausdünstung alter Wände, die unter abblätternder Ölfarbe hervorkroch: ich sah den Flur schon vor mir, ehe ich Licht machte. Vielleicht witterte ich auch etwas von unappetitlichen Speisegerüchen,

die aus den Wohnungen kamen und hier unten sich mischten wie in einem Trog; und ich bemerkte kein Anzeichen von Zigarettenrauch, seit wenigstens einer halben Stunde hatte niemand auf der Treppe geraucht, was bedeutete, daß ich sehr spät am Platz war. – All dies hatte ich schon wahrgenommen und registriert, wenn mein Körper bis zum Hals noch draußen im Freien war, beide Schultern dem Holz der Türflügel angepreßt, und die gekrümmte Rückseite über das Trottoir gereckt, leicht breitbeinigen Stands, damit ich auf dem Schneematsch nicht den Halt verlöre. – So überwachte ich den Hausflur länger als eine Minute ... und einmal, ich erinnerte mich, wurde ich in dieser Stellung überrascht. Jemand tippte mir mit dem Zeigefinger hart auf die Wirbelsäule, es ähnelte einem Morsezeichen. Ich schrak zusammen, denn ich hatte keinen Schritt gehört. Es war Feuerbach, der sich von hinten angeschlichen hatte und lachend sagte: Alle Wetter ... was ist denn das für eine Haltung? – Alle Wetter! öffte ich ihn nach – ich wußte, daß er gern mit Lektüreergebnissen, besonders mit stereotypen Wendungen aus den Übersetzungen englischer oder amerikanischer Literatur um sich warf –, alle Wetter, sind Sie aber leise angekommen! – Weil ich nicht stören wollte, sagte er, denn Sie sind bestimmt wieder mal den Musen auf der Spur? – Ohne meine Antwort abzuwarten, ging er weiter mit seinem Gang, der lässig schlendernd sein sollte, doch immer ein wenig zu schnell dafür, zu hektisch wirkte, als habe er sich in Gedanken stets über etwas zu beruhigen, das ihm unangenehm war. – Er ist eben doch nur ein Militär, dachte ich, ihm nachstarrend, bis er um die nächste Ecke bog. Und ich überlegte, ob er noch einmal auf mich hergesehen habe, als er verschwand. – Nein, sagte ich, so wäre er in die Verlegenheit gekommen, noch einmal zu grüßen, denn er ist ein aufmerksamer Mensch, und zweifelsfrei hat er meinen Blick im Rücken gespürt. Und da er jede Art von preußischem Stil zu belächeln pflegt und in der Regel beim Grüßen, ausgesucht lässig, mit zwei Fingern winkt, muß er sich das Zurücksehen in einem Moment wie dem gegenwärtigen verkneifen, – um der lieben Unauffälligkeit willen.

Wenn ich hier ein letztes Mal abschweifen darf: *Feuerbach*, dies ist natürlich ein Künstlername, und man erzählt sich – ich verrate bestimmt nicht zuviel –, daß er eigentlich *Wasserstein* geheißten hat. Dieser Name mißfiel ihm selbst aufs äußerste, gab er doch oft genug zu Spötteleien Anlaß in einem Verein, in dem allerwegen mit Namen gewirkt wird. Dennoch wechselte er ihn aus Trotz nicht, obwohl es vorkam, daß einer der Häuptlinge ihn fragte: Wasserschwein, wie lange wollen Sie Ihre Sippe noch mit dieser Gattungsbezeichnung irritieren? Das ist ja sogar für uns Philosemiten zuviel. Und fängt der BGS nicht zu grinsen an, wenn Sie mal reisen müssen? – Dies war eine definitive Aufforderung, ein Ultimatum fast, wenn man wußte, von wem es kam. Aber Feuerbach soll sich erst gefügt haben, nachdem auf dem Klo eine mit blauem Filzstift geschriebene Warnung entdeckt wurde: *Die Wassersteine bitte nicht in den Mund nehmen!* Man wußte, daß damit jene Stücke einer weißen wachsähnlichen Substanz gemeint waren, die zur Geruchsvertilgung in die Pissoirbecken geworfen werden; es war ein wirklich vollbärtiger Witz, der sich fast wortwörtlich auf den Wänden aller öffentlichen Bedürfnisanstalten wiederholt. Aber man hörte ein langes Gelächter durch die Korridore gehen, und die Inszenierung erfüllte ihren Zweck. Es hieß, daß Feuerbach geknirscht habe: Wenn ich den rauskriege, der macht mir ein Jahr Dienst auf der Klappe! – Endlich aber nahm der so Verhöhnnte sein würdiges Pseudonym an.

Ich drückte auf den Lichtknopf und sah, daß mich meine Sinne nicht getäuscht hatten. Die mit düsterem Ocker bedeckten Wände ließen überall den Schwamm durch, dicht über dem schmutzigen und zerbröckelnden Fliesenboden war die Farbe förmlich

heruntergespült worden; breite bräunliche Zungen von Nässe zogen sich bis zu der ehemals weißen Stuckdecke empor, sie schienen direkt aus dem berlinischen Sumpfundgrund zu stammen und drangen besonders in der Nähe der Kellertür herauf. – Langsam begann ich die Treppen zu ersteigen, ganz nebenbei las ich sämtliche Namen auf den Türschildern an den Wohnungseingängen; ich kann behaupten, daß sich mindestens die Hälfte davon meinem Gedächtnis einprägte, und damit lag ich weit über dem Durchschnitt: und es gab auf jedem Stockwerk jeweils zwei Wohnungen. Nur ganz oben in der fünften Etage war eine einzelne Tür, und hier war ich am Ziel. Unterwegs war mir das Treppenlicht ausgegangen, ich hatte es neu einschalten müssen; zuvor hatte ich mich in der Dunkelheit auf das Gesims eines Treppenfensters gestützt, um auszuruhen; ich wollte keineswegs außer Atem bei meinen Gastgebern eintreffen. Von dem Fenster aus blickte ich über das weite wüste Feld der Dächer im Hintergrund der Häuserzeile, wo der Rauch aus den Schornsteinen stieg und sich mit dem Dunst des Himmels mischte. Und ich sah, daß die Nächte über der Großstadt nicht eigentlich dunkel sind, sie stellten nur ein schattiges verwischtes Grau dar, dann und wann rötlich verfärbt vom Widerschein, der von einigen verkehrsreichen Straßen heraufleuchtete. – Während dieser Verschnaufpause entsann ich mich einer kurzen Erzählung von Thomas Mann, die den Titel *Beim Propheten* trägt. Ich dachte daran, wie sich der Autor einen Absatz lang bei einem Treppenaufstieg aufhält: mit welchen Sätzen aber, in denen die Länge und Mühe dieses Emporsteigens so wunderbar deutlich und zugleich ironisch bedeutsam wird. – Was ist das doch für eine Geschichte! dachte ich. Staunenswert, ein Glanzstück der Prosa, vielleicht einfach genial. So etwas werdet *Ihr* nie zustande bringen!

Ich hatte es mit einem sonderbaren Ingrimme gedacht, der mir schon wenig später, als ich oben geläutet hatte und eingelassen wurde, ganz unangebracht vorkam. Man bedeutete mir, ich müsse mich still verhalten, denn die Lesung habe schon begonnen. – Drinnen fand ich mich in einem eher kleinen Raum, der dicht gefüllt war mit einem in, wie mir schien, selbstvergessener Konzentration lauschenden Publikum – kaum jemand drehte den Kopf nach mir um –, das sich auf langen Bänken und zusammengedrängten Stühlen aufreichte. Diesem Publikum gegenüber saß an einem winzigen Tisch ein junger, sehr schlanker Mann – ich kannte ihn schon – und las mit leiser Stimme einen Text, aus dem sich ein Getümmel von Wörtern und Sätzen absatzlos und, ich hörte es sofort, auch interpunktionslos in das Zimmer ergoß. Bei meinem Eintritt stockte er keineswegs, in sich versunken und seinen Wortreihen folgend las er ruhig fort, leise und schnell, ohne auch nur einmal die hinter kleinen kreisrunden Brillengläsern liegenden Augen aufzuheben. Ich zog dennoch die vorwurfsvollen oder irritierten Blicke einiger Zuhörer auf mich, als ich mich, so vorsichtig wie möglich, hinter dem Publikum vorbeidrückte und mich auf das äußerste Ende der letzten Bank setzte, die meinem linken Oberschenkel noch Platz bot. Ich murmelte eine Entschuldigung gegen meine Nachbarin, die vergeblich noch einen Zentimeter nach innen zu rücken suchte, wobei sie mir das blasse Gesicht zuwandte und flehentlich einen Zeigefinger auf die Lippen legte. – Der Lesende hinter seiner Tischlampe war nun für mich nicht mehr sichtbar, da zusammengedrückte Schultern und die Phalanx teils gesenkter, teils zurückgebogener Köpfe ihn verdeckten. Aber ich wußte, wer da vorn las, und auch der Text, der hier vorgestellt wurde, war mir, zumindest seinem Wesen nach, schon bekannt. Es war eine unaufhörliche Abfolge von Metaphern, Serien von Metaphern wurden miteinander verknüpft: die meisten davon waren offensichtlich der *Literatur* entnommen, doch selbst einem, der dieses Feld beherrschte, konnte nur ein kleiner Teil davon bekannt sein. So waren viele dieser Zitate womöglich erfundene Zitate, oder

sie waren zumindest entstellt, verwandelt, unkenntlich gemacht. Dennoch schien der Schreiber dieses Textes eine Methode entwickelt zu haben, die all seine Zusammensetzungen wie längst bekannte, wahllos aus den verschiedensten Werken – und besonders aus Werken der sogenannten modernen Literatur – herausgeklautbe Fügungen sich anhören ließ. Oder es lag dies nur an der Art seiner Vortragskunst, welche pausenlos, schnell, aber nicht hastig, monoton, aber immer deutlich und präzise war.

Ich hatte einen Teil des »Vorgangs: Reader« vor mir, ich hatte es mit einem Vorgang zu tun, der für mich zu den interessantesten und zugleich ärgerlichsten Vorgängen gehörte, mit denen ich mich habe beschäftigen müssen. Er nahm zuweilen – aber dies vielleicht nur in meinen Augen – den Charakter eines Lauffeuers an, das unvermutet an den verschiedensten Stellen der Stadt auftauchte, und uns in Atem hielt ... aber vielleicht hielt es nur mich in Atem. Und dies schon über den Zeitraum eines guten Jahrs hinweg: immer wieder schien das Feuer eingedämmt, oder es schien versiegt – es wäre mir rätselhaft gewesen, wer es hätte, und wie, aufhalten können –, doch dann flammte es irgendwo wieder auf. – Freilich gebrauchte ich einen schlechten Vergleich, das Ganze war kein Lauffeuer, sondern eine wohlorganisierte Geschichte, dennoch unterlag ich manchmal dem beängstigenden Eindruck, es habe sich in der Zwischenzeit, in den Wochen, in denen es unsichtbar war, im Unterirdischen fortgearbeitet, in den Kellern der Häuser – die ich längst nicht alle kannte –, in den reich verzweigten und unübersichtlichen Gängen unter dem Pflaster der großen Stadt Berlin: dort sei der Brand langsam, aber stetig weitergeschwelt, düster glimmend im Dunkel, und den Unterboden des Häusermeers mit den gefährlichen Ballungen und Verdichtungen seines Rauchs anfüllend, während oben im Licht so lachhafte Figuren wie der Major Feuerbach ihrem blauäugigen und eitlen Tagewerk nachgingen. – Und ihm, dem Liebhaber amerikanischer Romane, so stand zu vermuten, hatte der Vorgang, dem ich jetzt oblag, natürlich seinen Namen zu verdanken.

Man wußte, daß *Reader*, der Verfasser dieses Textes – welcher nach seinem eigenen Wort ein *unabschließbarer Text* war –, inzwischen über ein ständig wachsendes Publikum verfügte, dessen kleine Gemeinden in vielen Vierteln der Stadt nisteten, ja daß *Readers* Ruf seit einiger Zeit sogar über die Stadtgrenze hinweg reichte, daß er es aber strikt vermied, eine über die seiner Leseveranstaltungen hinausgehende Öffentlichkeit in Anspruch zu nehmen, wiewohl er dazu beste Chancen gehabt hätte. Freilich war es geschehen, daß irgendein Radiosender von drüben den Bandmitschnitt eines seiner Vorträge ins Programm nahm, da *Reader* jedoch nicht zu bewegen schien, sich mit den Rundfunkredaktionen oder den Journalisten über sich und seine Absichten näher einzulassen, erlosch deren Interesse bald wieder; es gab genug bereitwilligere Figuren in jener Szene, die man als die inoffizielle Kulturszene im Ostteil Berlins bezeichnen mochte, und es gab dort genügend Ereignisse, die spektakulärer aussahen. Nun hätte eine solche Abstinenz die Medien erst recht reizen müssen ... es war nicht der Fall: und wie es die Regel war, folgte unser eigenes Interesse demjenigen der Medien nach und verharnte auf sehr gemäßigtem Niveau. Vor einem Jahr noch waren wir hellwach, und es schien, als käme augenblicklich das gesamte Spektrum der Aktivitäten zum Einsatz, mit dem man im Zielgruppenbereich ein neu aufgetauchtes Phänomen im allgemeinen zu beglücken pflegt, – es blieb aber nicht dabei, und nicht lange danach hatte ich den wenig erhebenden Verdacht, ich sei als einziger mit einer Nebensache betraut. Niemand schien daran zu denken, meine Neigung zu Konkurrenzgefühlen zu mobilisieren, ein ganzes Jahr lang war auf weiter Flur kein Mensch zu entdecken, den ich hätte um seine Erkenntnisse beneiden können ... und dann glaubte ich zu bemerken, daß Feuerbach die Akte, die über

den »Vorgang: Reader« angelegt worden war, vor mir verbarg: schon immer hatte ich gesehen, daß die Akte schmal war, – sie war schwachbrüstig und wollte nicht wachsen! Wenn ich mich am späten Nachmittag im Büro ausruhte – meist bei Einbruch der Dunkelheit, wenn die Angestellten schon nach Hause gegangen waren, was als eins der letzten Privilegien gelten konnte, die mir noch übrigblieben: allein in Feuerbachs Zimmer sitzen zu können! –, schräg gegenüber dem Schreibtisch des Oberleutnants ... der manchmal auch als Hauptmann firmierte ... auf dem Klientenhocker, den ich an den Fensterstock gerückt hatte – was den Major, ich wußte es, furchtbar ärgerte; aber er schaffte sich nur mit kleineren Bosheiten Luft: Machen Sie meinen zukünftigen Stuhl nicht dreckig, Sie Katakombensau! ... oder so ähnlich –, wenn ich dort also eine oder zwei Stunden hockte ... und ich hockte dort, weil ich gestört sein wollte, für ungestörte Stunden hatte ich noch einen anderen Platz ... starrte ich, kettenrauchend und Unmengen von Kaffee trinkend, auf die Vorgangsakte, die im hellgelben Preßspanregal hinter dem Schreibtisch stand: sie war ihnen nicht einmal einen der schwarzgrauen Ordner wert, zwischen denen sie ihr kindisches Rosa versteckte und fast erdrückt wurde, sie war nur ein schwächtiger Schnellhefter, sie war tuberkulös, diese Akte, sie war eine Mißgeburt. – Schon bald nach der Einleitung des Vorgangs hatte ich mich darüber gewundert, wie standhaft sich derselbe im verbalen Bereich aufhielt. Und ich suchte nach Anzeichen für Unzufriedenheit mit diesem Umstand ... einmal – oder gar schon im Wiederholungsfall – hatte ich vor Feuerbach die Lesungen Readers als ein *Phänomen* bezeichnet, ich weiß nicht mehr, ob mit Absicht oder nur in einer Eingebung: das Wort war in unserem Sprachgebrauch ganz undenkbar, scheint es doch ein Problem zu umschreiben, das nicht sofort zu lösen ist, dem vielleicht sogar eine gewisse Undurchdringlichkeit anhaftet. Es war in diesem Moment mein eigenes Wort: Feuerbach tolerierte es mit seinem Grinsen, das eine Mischung von Hinterlist und Großzügigkeit war, doch aus dem Nebenzimmer, zu dem die Tür offenstand, tönte ein ingrimmiger Baß: Sagen Sie doch dem Mann endlich, daß wir es hier mit Aufklärung zu tun haben ... und daß er sein mystisches Geraune gefälligst unten lassen soll in seiner Loge, wo sie ihre Messen feiern!

Darüber dachte ich nach in den Nächten, in denen ich nichts zu tun hatte und lediglich meiner Desensibilisierungstätigkeit oblag – Dennoch, es war etwas Unbegreifliches um diesen Reader: er las und las, vor einem kleinen, jedoch wachsenden Publikum, in regelmäßigen oder unregelmäßigen Abständen las er in den verschiedensten Wohnungen der Stadt immer denselben Text; es war kein System darin zu erblicken, nur daß er – was mir ziemlich wahllos vorkam – stets mit den Sätzen wieder anfang, mit denen er beim vergangenen Mal geendet hatte, und etwa eine Stunde fortlas, ohne Hebungen oder Senkungen, so daß auch die einzelnen Abschnitte in sich den Charakter von etwas Pausenlosem hatten; und er blickte erst auf, wenn er an den Schluß gekommen war, nahm die Huldigung der Zuhörerschaft entgegen, wobei er bis zum allerletzten Händeklatschen – es war die Regel, daß einige Begeisterte noch sekundenlang nach dem allgemeinen Abebben der Ovation weiter applaudierten – geduldig wartete, sodann verkündete, der Termin seines nächsten Abends werde noch rechtzeitig bekanntgemacht ... es wurde immer seltener, daß er Ort und Datum des nächsten Abends schon vorher wußte; wahrscheinlich war er auf der Suche nach neuen Veranstaltungsräumen, er hatte längst alle zur Verfügung stehenden benutzt, und die Ortschaften begannen sich zu wiederholen ... oder ich wollte darin ein Anzeichen dafür erkennen, daß sich der erste Schwung seiner Produktion erschöpft habe ... und er verneigte sich leichthin, verstaute seine Papiere in einer schwarzen Mappe und verließ unverzüglich den Raum. – Ich ließ es mir nicht ausreden:

Reader war ein Phänomen. Er riskierte mit seinem hermetischen Verhalten alles und gewann jedesmal. Er verweigerte sich den Medien mit erstaunlicher Festigkeit, er wollte nicht berühmt werden, obwohl er dazu längst die Möglichkeit gehabt hätte, offenbar genügte es ihm, in den engen Grenzen seiner Szene zu wirken, – ob es diese Wirkung gab, und wie sie aussah, dies zu erfahren war anscheinend das Ziel meiner Recherche. – Übrigens, ich fand es auch erstaunlich, daß die üblichen Medienverbindungen für Reader nicht von unserer Seite hergestellt oder befördert wurden. Seit wann, fragte ich mich, pflegt man so lange zu warten, bis sich die Zielperson freiwillig zu dem Schritt entschließt, den man ihr anlasten kann. Ich konnte mich an kaum ein Beispiel erinnern, wo es so abgelaufen war. Wir hatten doch auch hierbei die unfehlbarsten Mittel bei der Hand, wir konnten eine sogenannte unerlaubte Kontaktaufnahme gewissermaßen todsicher programmieren, – verdankten nicht so viele hilflos in der Szene schwimmende Autoren ihr Bekanntwerden unserer Obhut, die ihnen verborgen geblieben war? Die immer schon abgesegneten Autoren, mit ihren Auflagen im Westen, die Devisenbeschaffer, die Halb- und Dreivierteloppos, die jedenfalls waren uns doch kein Abrunzeln wert! – Oder waren etwa solche Maßnahmen an Readers Standhaftigkeit gescheitert?

Ich wußte nicht, ob ich darin eine Arroganz zu erkennen hatte, die nicht alltäglich war. Oder er hatte etwas anderes im Sinn, das mir noch nicht aufgehen wollte. – Irgendwie wartet er auf den großen Knall! dachte ich. Doch ich schüttelte den Kopf über diesen Gedanken, ich wußte nicht, was für einen Knall ich meinte. Auf einen Knall kann er lange warten, sagte ich, doch ich spürte, daß ich dabei nasse Hände hatte und vielleicht sogar Schweißperlen auf der Stirn. Es war lächerlich, ich hatte mich in den Phantasiebereich der Häuptlinge begeben. Dabei kannte ich mich hier unten besser aus ... wir, Feuerbach und ich, kannten uns hier unten besser aus. Und doch, wenn ich genau überlegte, hatte ich auch ihn in letzter Zeit in dieser Richtung schwafeln hören. – Nein, ich war bloß müde ... es war morgens um drei, und ich hockte erschöpft auf den Steinstufen in einem fremden Treppenhaus. Ich war ausgelaugt, und ich sah Gespenster, – als das Treppenlicht erloschen war, hatte ich für Augenblicke überhaupt nicht mehr gewußt, wo ich war, in welchem Viertel, in welcher Straße, in welchem Haus. Es war mir nicht gelungen, die Kellertür aufzuschließen, vor der ich saß ... eine halbe Stunde hatte ich an dem Schloß gefummelt, bei dauernd wieder erlöschendem Treppenlicht, keiner der Nachschlüssel und Drahtaken, die ich bei mir trug, hatte sich als brauchbar erwiesen, und es war schon das dritte oder vierte Schloß, das ich in dieser Nacht nicht hatte öffnen können ... ich hatte gekämpft, alle Rücksicht fallenlassen und das Haus mit widerhallenden Rassel- und Knirschgeräuschen erfüllt. Nur mit Mühe hatte ich ein Wutgebrüll unterdrücken können, dann war mir der Ekel angekommen, und ich war zitternd auf den feuchtkalten Beton der Stufen gesunken.

Sie sind blaß geworden ... was ist, gehts Ihnen nicht gut? – Ich fuhr zusammen, es war die junge Frau neben mir – eigentlich war sie sehr jung, eine Studentin offenbar –, welche die Worte an mich gerichtet hatte. Ich starrte sie irritiert an, ich kannte sie seit einiger Zeit, sie hingegen schien mich nicht zu kennen. Der Vorleser hatte geendet und war gegangen, es kam Leben in die Zuhörer, und die fast verklärten Andachtsmienen fielen von ihnen ab. – Hat er gesagt, wann er das nächste Mal liest? fragte ich die Studentin, die mich besorgt anblickte, mit übergroßen Augen, wie ich meinte. Ihre Augen waren dunkel, und passend dazu war das Haar ebenfalls dunkel, mit rötlichem Schimmer an den Spitzen, die zu einer kurzen Igelfrisur in die Höhe gestellt waren. Ihre Schläfen waren nackt und schneeweiß über den Backenknochen, wo sie flache Gruben bildeten, die dem

Gesicht eine überaus schmale Form verliehen. – Es ist gut, murmelte ich, mir war nur ein bißchen übel geworden. Ich glaube, ich muß einen Moment an die Luft.

Unten auf der Straße war es glatt geworden, der Schneematsch hatte sich zu Eis verwandelt, und ein frostiger Glitzer flog mich aus dem Nebel an. Ich ging langsam und vorsichtig, den Blick gesenkt, und stand plötzlich vor einem Haus, das mir bekannt vorkam. Der Eingang war offen, ich trat ein und fand mich im nächsten Moment vor derselben Kellertür, die ich nicht hatte aufschließen können. Ich zog den erstbesten Haken aus der Tasche, und nach einem einzigen konzentrierten Versuch gab der Riegel nach, als wäre seine Feder aus Papier.

Die Kellergänge unter den Häusern von Berlin sind in der Regel sauber, und die Mehrzahl von ihnen ist ausreichend beleuchtet. Und sie waren in diesem Winter warm, der Frost drang noch kaum bis auf ihre Gründe hinab. Es gab Plätze dort unten – besonders einen bestimmten Platz meinte ich, den ich häufig aufsuchte –, wo ich stundenlang gesessen hatte, auf einer Holzkiste, Zigaretten geraucht und dem unfäßbaren Massiv der Riesenstadt Berlin, die mir zu Häupten schlief, gelauscht hatte. Selbstverständlich war es still hier unten, man hörte nichts, höchstwahrscheinlich wären hier unten nur Explosionen zu hören gewesen. Es war nur ein leises Summen in der Stille, vielleicht nur in meiner Einbildung, oder vielleicht sumnte nur die von der Riesenlast über mir zusammengepreßte Luft in meinen Gehörwindungen. Die Stadt über meinem Kopf war wie ein ungeheurer Generator, dessen unablässige Vibration kaum merklich in allem Gestein war, wo sie jenem feinen, fernher kommenden Summen glich, es war unerklärlich vorhanden in allen Betonfundamenten, die mich umgaben, und in der unvorstellbaren Zahl roter und brauner Ziegel, die zusammengesetzt waren und hinabreichten und das Häusermeer der Stadt Berlin in der Erde verankerten. Seit tausend Jahren – ich wußte es nicht, seit wann – war das Gestein in den Schoß der Erde gefügt, und es war unklar, wieviel tausend Jahre die Stadt noch aushalten konnte, und bestehenbleiben konnte, mit dem unvorstellbaren Gewicht ihrer Grundmauern, die in das Herz Europas gepfählt waren. – Und alles, was wir lernen und begreifen konnten, was wir ermitteln und aufklären konnten, oben und unten und mitten in Berlin, war die Erkenntnis, daß wir enden mußten, – nicht aber der urbane Moloch Berlin ... daß wir verschwinden mußten wie Kehrlicht, und daß die ins Erdreich gewachsenen Steine von Berlin über kurz oder lang von unserer Ära nichts mehr wiederzugeben wußten. – Dies war es, was ich in jahrelanger Tätigkeit ermittelt hatte: und ich hatte große Lust, das Ergebnis dem Oberleutnant Feuerbach hinzubringen.

Seine Antwort kannte ich schon. Sie bestünde in seinem Grinsen – in dem ich zunehmend Unsicherheit entdecken wollte – und in Sprüchen wie: Nicht die Ankunft, sondern der Weg ist das Ziel! – Der Weg! betonte er. Das wissen Sie doch, und wenn nicht, dann können Sie das nachlesen, bestimmt sogar wortwörtlich, beim großen *Le Fou*, den Sie so verehren. Oder bei einem seiner Mitstreiter, die jetzt so begierig aufgenommen werden ... es gibt da viel zu denken über *das Begehren* und seine Wege, die es geht...

Mit *Le Fou* meinte er, das wußte ich unterdessen, den Philosophen *Foucault*, welcher, samt seines Anhangs, tatsächlich immer mehr in Mode gekommen war. Der Oberleutnant entflammte sich leicht für alles, was anspielungsreich war, er liebte Verklausulierungen, grammatische Rätsel und Abkürzungen, das heißt, er liebte das Beiwerk seiner Pflicht ... zudem hatte er wohl vorübergehend geglaubt, *le fou* sei das französische Wort für *Feuer*, es war ein Irrtum, der mir ebenfalls hätte unterlaufen können. – Ich hingegen, der ich nur die Titel und ein paar Anfangssätze von Foucaults Büchern kannte, liebte ihn wahrscheinlich nicht. Es mißfiel mir, daß sich in einigen Enklaven, die zur sogenannten Szene zähl-

ten, die Daseinsberechtigung darauf gründete, daß man ein begeisterter Leser Foucaults war und daß es in der Folge davon zur Pflicht gerann, auch noch Derrida oder Paul de Man zu lesen, – ich mochte Bücher nicht, die in Fraktur gedruckt waren. Es wäre so weit gekommen, daß ich auch Heidegger hätte lesen müssen ... und dann schließlich noch »Mein Kampf«. – Freilich, dies waren Zwangsvorstellungen von mir, aber zum Mitarbeiter in so verschlungenen Kreisen konnte ich aufgrund meiner Abneigungen immer weniger taugen. Um im Kontext zu bleiben: meine einzige Chance hätte geheißen, mich als das Simulacrum eines Mitarbeiters zu betrachten. Womit ich wieder am Ziel der Wünsche eines jeden von uns gewesen wäre. – Grund genug für Feuerbach, lächelnd – ein wenig drohend inzwischen – zu wiederholen: Sie denken immer nur an das Ziel, Cambert, ich glaube, Sie wollen weit hinauf. Dabei sage ich Ihnen immer, Sie sollen vielmehr an den Weg denken ...

Mein Weg war es weiterhin, mich im Unterbau aufzuhalten. Und ich hoffte, daß man mich dafür noch eine Weile nötig hatte. Nein, ich wollte eigentlich nicht hinauf, partout nicht: manche Entwicklungen in der Sprache, die dort oben grassierte, glaubte ich hier unten ganz im Konkreten wiederzuerkennen, und mir waren Beispiele wichtiger als Thesen. So war es für mich immer erstaunlich, zu sehen, wie sich hier unten Kaverne an Kaverne schloß, ich glaubte, etwas Zwingendes und zugleich auch Statisches darin festzustellen: das fortgesetzte Netz der unterirdischen Zellen zwang mich förmlich, ihm zu folgen, und doch war das Ganze nichts als ein Kreislauf. – Und ich mußte dabei an ein Papier denken, das mir oben einmal in die Hände gefallen war. Es war mit eigentümlich vernetzten Sätzen bedeckt, deren Sinn sich mir nur erschloß, wenn ich mir die Mühe machte, ihnen Schritt für Schritt nachzugehen. – Ich hatte wenig Zeit, ich lasse offen, wer das Schreiben – absichtlich oder unabsichtlich – auf dem Tisch vergessen hatte und mich im Zimmer allein ließ. Ich hatte es sofort gerochen: es war eine Verschlusssache, dergleichen bekam unsereins für gewöhnlich nicht zu Gesicht. – Nehmen Sie die Nase aus Kesselsteins Papieren! hörte ich aus dem Nebenraum die stets ärgerliche Baßstimme, die ich schon kannte, deren Besitzer ich jedoch nie gesehen zu haben glaubte. Ich wußte, ich war im Auge der Kamera ... und doch hatte ich die Unverfrorenheit besessen, mir schnell ein paar Zeilen zu notieren: ... *Festlegung der durchzuführenden Zersetzungsmaßnahmen auf der Grundlage der exakten Einschätzung der erreichten Ergebnisse der Bearbeitung des jeweiligen Operativen Vorgangs* ...

Irgendwann, dachte ich, wird ein solcher Text an die Öffentlichkeit gelangen ... und niemand wird, wieder einmal, etwas davon gewußt haben wollen, – der Minister hat seine Verschlusssachen nur für sich selber geschrieben. Und alle Geheimdienste der Welt arbeiten mit solchen Mitteln, wird man sagen. – Sehr richtig, nur zu wahr!

Was mich daran interessierte, war eigentlich nur die Monstrosität der Abstraktionsreihe, die ich vor mir hatte. Ich werde solchen Sprachgebrauch bis in alle Ewigkeit wiedererkennen, dachte ich, auch in mir selber ... er wird für mich künftig ein Signal sein. An ihren wuchernden Genitiven werde ich sie erkennen. An der bis zur Unkenntlichkeit des Ausgangspunktes fortgesetzten Aneinanderreihung von Genitiven, an der Maßlosigkeit des zweiten Falls ... als ob der sich immer wieder zum ersten Fall aufwürfe, zum Ernstfall. Es war im Grunde ein den Realismus zerstörender Sprachgebrauch ... einer ungewollt surrealistischen Methode ähnlich, die einen psychotischen Automatismus erzeugte. Vielleicht haben die wirklichen Surrealisten davon bloß phantasieren können ... von ihnen stammt das berühmte Bild des Würfels aus dem Würfel, in dem wieder ein Würfel steckt, und darin wieder einer und so fort. – Die Maschine der Genitive macht damit

Ernst, dachte ich. Sie unterwandert mit diesem Truggebäude die Wirklichkeit ... sie ist also die Simulation einer unendlichen Konsequenz.

Wahrscheinlich war eine solche Hysteresis der Genitive in einer anderen Sprache als der deutschen gar nicht möglich. Man konnte in dieser Gedankensprache immer nur einen Schritt auf den anderen folgen lassen, lediglich um festzustellen, daß man noch immer nicht am Ziel war und wieder einen nächsten Schritt tun mußte: wenn es geschah, daß man endlich doch das Satzziel erreichte, fühlte man sich schon so verstrickt, und vollkommen eingereicht in eine Abfolge von Konspiration, und vielleicht *für immer*, daß man nur noch ausgelöscht zurückblickte, und in unendlicher Müdigkeit dorthin, wo man einmal angefangen hatte, – so, als sei man in der Hoffnung auf einen Ausweg immer weiter dem Satzende nachgegangen, doch dieses habe dann erst die ganze Ausweglosigkeit gezeigt.

[...]

LITERATUR IM ZEICHEN DER WENDE

Rolf Hochhuth

Vgl. S. 75

WESSIS IN WEIMAR. SZENEN AUS EINEM BESETZEN LAND

»Ws. BERLIN. 15. März. Zur ›Wahrung des Volkseigentums‹ ist mit Wirkung vom 1. März in der DDR eine ›A n s t a l t zur treuhänderischen Verwaltung des Volkseigentums (Treuhandanstalt)‹ gegründet worden. Diese Rechtskonstruktion sei notwendig gewesen, erläuterte Minister Ullmann (Demokratie jetzt), weil es im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) der Bundesrepublik den juristischen Begriff des Volkseigentums nicht gebe. Volkseigentum bedeutet in der DDR bisher nichts anderes als Staatseigentum. Es zu wirklichem Volkseigentum werden zu lassen, ist eine der Aufgaben der Treuhandanstalt.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16. 3. 1990

»Und wenn Sie sagen, wir hätten uns geändert – da bin ich skeptisch. Ein Mensch und ein Volk ändern sich nie. Die Deutschen waren immer, wie sie sind. Sie besitzen auch sehr liebenswürdige Eigenschaften, aber die traten immer dann deutlich hervor, wenn ihr Staat schwach war.

STERN: Aber hat die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges nicht das politische Bewußtsein in Deutschland verändert? Sind wir nicht politisch bescheidener geworden?

HAFFNER: Natürlich hat die katastrophale Niederlage von 1945 zunächst diese Wirkung gehabt, im Gegensatz zu der von 1918. In den 50ern, auch noch den 60er Jahren, wirkten die Deutschen gewissermaßen befreiend. Aber wirken sie jetzt noch befreiend? Die Art, wie sie heute die Nachbarn gar nicht, und wie sie dabei den schwächeren Teil, nämlich die DDR, behandeln – ich muß wirklich sagen, die Art, wie Kohl mit Modrow in Bonn umgesprungen ist, hat mich unwillkürlich an die Art erinnert, wie Hitler 1938 mit dem österreichischen Bundeskanzler Schuschnigg umgesprungen ist.

STERN: Ein hartes Wort.

EIN BRUDERZWIST IN DEUTSCHLAND

»Brennpunkt Hechingen. Ein Ex-Geheimdienstchef West will einen Ex-Geheimdienstchef Ost unbedingt hinter Gitter bringen. Der eine, Klaus Kinkel, ist heute Bundesjustizminister in Bonn und war von 1979 bis 1982 Leiter des Bundesnachrichtendienstes (BND) in Pullach bei München. Er jagt den anderen, Markus ›Mischa‹ Wolf, heute mit Haftbefehl belegt, nur gegen Kautions auf freiem Fuß und von 1958 bis 1987 Leiter der Hauptverwaltung Aufklärung (HVA) Berlin-Ost. Doch was hat dies Gezerre mit Hechingen zu tun? ...

Zumindest muß es wohl eine besondere Ironie des Schicksals sein, daß ausgerechnet diese beiden Männer aus eben dieser Kleinstadt stammen, die mit ihren 17000 Einwohnern noch heute trotz anscheinend unvermeidlicher Nachkriegs-Bausünden, in schwäbischer Kleinbürgerbehaglichkeit am Nordrand der Schwäbischen Alb daliegt, als wäre die Zeit seit Erfindung des Fachwerkbaus stillgestanden.

... Eigentlich hätten sie Kollegen werden können, vielleicht sogar Freunde. Als berufliche Profis schätzen sie sich ja heute noch gegenseitig hoch ein. Und selbst in ihrer Biographie haben sie keineswegs nur den Heimatort Hechingen gemeinsam. Beider Väter waren Ärzte, die Heiligkreuzstraße, wo Vater Kinkel seine Praxis hatte (und wo er heute noch wohnt), und die Frauengartenstraße, wo das Haus mit der Wolf-Praxis neuerdings einem kleinen Parkplatz weichen mußte, münden im spitzen Winkel auf den Obertorplatz mitten in der Altstadt.«

Fritz Janda, *AZ*, München, 30. 11. 91

Der Zufall will, daß jene beiden Deutschen, die in Pankow und Pullach zeitweise als Geheimdienst-Chefs amtiert haben – während wir wieder einmal für eine Generation unser Vaterland getrennt hatten durch den Eisernen Vorhang und die Berliner Mauer –, im gleichen schwäbischen Marktflecken aufgewachsen sind: Arztsöhne aus Hechingen, unter der Burg Hohenzollern ... Beider Väter Grundstücke sind nur so wenige Meter eng benachbart, daß sie auf dem gleichen Foto zu »erfassen« waren, als ihr erster Chronist: Fritz Janda in der »Münchner Abendzeitung« – geschrieben hat über diese – »Brudermord«-Komödie: braucht man glücklicherweise nicht zu sagen. Denn die an sich zur Todfeindschaft aufgeheizte Situation führte zwar zum Mord, nicht aber zum Mord des einen am anderen Geheimdienstchef. Ja, führte nicht einmal dazu, daß der einst westliche den einst östlichen Spionagechef einsperren konnte (so fanatisiert er das auch versucht hat!), seit der östlichdeutsche Staat 1989 vom westlichen beherrscht wird. Brudermord ist ja immer ein Lieblingsspiel der Deutschen – besonders dann, wenn wir es unbewußt spielen als nützliche Idioten Anderssprachiger, die stets ein Interesse daran gehabt haben, verständlicherweise. Haben doch wir Deutschen unsere Nachbarn fast ebensooft bedroht und bedrückt, wie wir uns untereinander, so daß ausnahmslos alle erleichtert aufatmen, sobald die Deutschen sich wieder einmal bis zur Trennung und endlich zur Teilung zerstritten haben. Denn wie wir dem Wahn huldigen, tüchtiger zu sein als Nachbarvölker – so auch dem, daß sie seien die Aufteiler Deutschlands. Diese Nachbarn waren es tatsächlich – wo immer Deutsche ihnen dabei geholfen haben: sonst hätten sie es niemals vermocht, haben übrigens dieses Ziel, »aufs innigste zu wünschen« aus ihrer Sicht, nie auch nur annähernd so vehement zu erreichen versucht wie ihre deutschen Helfershelfer. Als nach Hitlers Tod, der zuletzt seine ganze Energie ebenfalls darein investiert hatte, daß Deutschland zwischen den Russen und den Westmächten zerrissen werde – denn ohne Hitlers letzte Offensive in den Ardennen unter Rundstedt wären Amerikaner und Briten viel früher als Stalin in Berlin und sogar in Prag einmarschiert –, als dann vier Jahre nach Hitler die Besatzungsmächte mit der Entwertung der Reichsmark die von ihnen besetzten Westzonen endgültig von der russischen Ostzone separierten, um einen westdeutschen Staat zu gründen, also die Teilung Deutschlands zu »verewigen«, kommentierte der berühmteste Journalist Amerikas in »New York Times«, kein Deutscher werde als Vollstrecker dieses Willens vom Weißen Haus und der Downingstreet sich hergeben. Doch Walter Lippman irrte: Rascher als man einen Pfannkuchen macht, waren, da sie längst darauf gewartet hatten, die Adenauer-Deutschen bereit, die achtzehn Millionen Mitteldeutschen der russischen Besatzungsmacht auszuliefern, indem sie eine denen nicht zugängliche neue westdeutsche Währung münzten, und ebenso im Handumdrehen ließen sich die kretinbörigen Ulbricht-Deutschen von Stalin als Traktor benutzen, der mit ihnen nun endgültig die Provinzen zwischen Werra und Oder unterpflogte, indem er »seinen« Kommunisten die Alleinherrschaft gab, wie schon in Polen, der CSSR und auf dem Balkan.

Sogar Bismarck, laut Thomas Mann »das einzige politische Genie, das Deutschland hervorgebracht hat«, dachte als Gründer eines von der Isar bis zur Nordsee vereinten Reiches sehr gering über »den Traum von einer deutschen Einheit, den neben mir noch zwanzig andere Schwindler auch gehabt haben«. Und er vollzog sie – ohne Vertrauen, denn dieses »Nürnberger Spielzeug«, sagte er voraus, werde bald von seinen Deutschen wieder kaputtgemacht –, vollzog sie, ohne zu bedauern, daß er die böhmischen und österreichischen und viele schlesische Landsleute durch die Schlacht bei Königsgrätz ausgrenzen werde, um seine Konzeption zu realisieren: dem Kaisertum der Hohenzollern alle Deutschen, die dem Hause Habsburg Untertan waren – immerhin waren sie das gern –, als Mitbürger, ja als Deutsche aufzuopfern ... Bismarck hat in seinen Gesprächen – diese drei Bände, von zahllosen Aufschreibern geschaffen, sind die gescheitesten deutschen Bücher überhaupt –, Bismarck hat so aufregend anzuhörende wie fadenscheinige »Begründungen« konstruiert, zum Beispiel im Gespräch mit dem österreichischen Historiker Friedjung (Friedrichsruh am 13. 6. 1890), um sich im Alter vorzumachen, eine Vereinigung der Deutschen auch unter Einschluß derer im Habsburg-Reich sei gar nicht wünschenswert. Bismarck hat sogar, tief auch im Analysieren unseres Volkscharakters, es fertiggebracht, als Kanzler öffentlich im Reichstag zu behaupten, allen Deutschen sei ihr Landsmann »im Innern zuwider«! Ja, es sei charakterbedingt, daß wir die Einheit des Reiches nicht eigentlich wollten: »Wir hätten die Einheit sonst nicht verloren oder hätten sie bald wiedergewonnen« (4. März 1867); wir seien Gegner unsrer Landsleute allesamt und »viel zu nachgiebig gegen Fremde«. Ist das eine Denunziation?

Der Bruderkrieg, der Bürgerkrieg – Synonyme –, den wir Deutsche seit 1949 gegeneinander führen – bis zur staatlichen Einheit 1989 auch unter Beteiligung, ja sicherlich zur Wonne der einstigen Alliierten des Zweiten Weltkrieges und auch aller anderen Europäer –, dieser Krieg ist nicht zu Ende. Im Gegenteil: Für die Bewohner der einstigen DDR sind mit der Niederlage ihres SED-Zwangsstaates die Zwänge und Probleme, die nunmehr nicht mehr kommunistische Verstaatlicher schaffen, sondern Bonn durch seine ›Treuhand‹ ihnen bereitet, keineswegs leichter geworden. Schon seit Frühjahr 1992 wird – Zitat statt Parodie – kein Witz so trostlos herumerzählt wie die Verheißung des Bundeskanzlers während seiner euphorischen Einigungs-Reden: »Niemanden von Ihnen wird es schlechter, den meisten aber wird es viel besser ergehen.« Diese Rede unterschlägt, daß die zwei Segnungen der Befreiung vom SED-Staat: Reisefreiheit (wenn man das Geld dazu hat) und Erwerb eines Autos ohne mehrjährige Wartezeit (wenn man das Geld dazu hat) – nur den Gutweggekommenen die sozialen Sicherheiten ersetzen, die ihnen, wenn sie artig waren – und weitaus die meisten Menschen sind gern artig –, der SED-Staat gewährt, aber Bonn zumeist gestrichen hat ... Es ist ganz offenbar das Bedürfnis nach Freiheit leicht zuerst einzuschränken und alsbald kaum noch vorhanden. Anders ist ja die jeden Zuschauer beschämende Artigkeit der Ostblockeuropäer samt der Russen: jahrzehntelang fast ohne Massen-Aufruhr gegen ihre Staaten zu vegetieren – nicht zu erklären! Sollte dies das letzte Tabu sein, schon zwei Jahre nach der Befreiung der Ostblockler vom Kommunismus als Diktatur: nicht einmal den Verdacht mehr äußern zu dürfen, daß es für die Eingekäfigten zwischen Werra und Amur »so schlimm nicht gewesen ist«? Wenn es gewiß nur zynisch war, daß jemand feststellte, von Liebe hätten die meisten Menschen nie etwas gespürt, würden sie nichts über Liebe gelesen haben – mit der Freiheit könnte es am Ende tatsächlich so sein. Die chinesische Erfahrung: »Lieber ein Hund sein in friedlichen Zeiten als ein Mensch in Zeiten des Aufruhrs« – ist nicht auf China begrenzt, sondern drückt den Wunsch der Mehrheit aus – immer, überall.

Ein Schauspieler in seinem Bad, neben sich auf einem Hocker mit seinen Kleidern, an langer Leine das Telefon. Er sitzt, in einem Drehbuch lesend, in seiner Einbau-Wanne, deren Fußende rampenwärts gerichtet ist. Er ist ein »großer Star«, wenn auch so »groß« denn doch nicht, wie ersieh einbildet: »Wie klein ist das, was jeder ist, wenn man's an seinem Dünkel mißt!« Immerhin – lange Fernseh-Serien haben ihn so umworben gemacht, daß er nicht jedem Produzenten aus der Hand fressen muß. Sein Marktwert, momentan – alles ist nur momentan – ist hoch ...

Er stiert vor sich hin und beginnt seinen Monolog, sobald er das Drehbuch unwillig auf den Vorleger vor der Wanne geworfen hat, es aufhebt, noch einmal einen Satz liest, es wieder hinwirft:

Was riskiere ich schon, wenn ich verlange,

daß ich b e i d e spielen darf?

Ich – b e i d e: Ist sozusagen doch sogar symbolisch.

Daß Wolf Jahre älter ist als Kinkel: überspiele ich leicht!

Kein anderer Deutscher kann das,

– i s t das sozusagen: so wie ich!

Wann ruft der endlich an?

Er taucht, nimmt Shampoo, seift sein noch volles Haar ein und legt dann beide Hände auf die Wannenränder. Da die Wand links von ihm größer verspiegelt als verkachelt ist, kann er – eitel wie sieben Pfauen – sich seine Selbsteinschätzung im Spiegel wieder einmal bestätigen, das tut er so oft – nicht z u oft! –, wie er nicht über die zwei Geheimdienstchefs spricht, sondern anlässlich ihrer über sich selber.

Entscheidend ist: Die zwei Arztsöhne sind einander persönlich doch niemals begegnet,

und in dem Drehbuch da

– ich hätte es viel besser geschrieben,

hatte aber halt nicht die Idee dazu –,

auch in dem Film ist ja gar nicht vorgesehen,

daß die zwei irgendwo persönlich zusammentreffen.

Blöd – wenn auch gut für mich, da

die e i n z i g e Chance, beide Rollen

zu ergattern... blöd aber doch.

Wie kann ein Autor sich's entgehen lassen,

die beiden mindestens in e i n e m mörderischen

Rededuell, Rededuett nebeneinanderzustellen?

Beide miteinander auftreten zu lassen,

den Kinkel und den Wolf –

Aber beide miteinander im gleichen Raum zu zeigen – das hat

wahrscheinlich das Fernsehen, als die nun mal

feigste Anstalt, die Filme macht

– die feigste, weil finanziell abgesichertste –,

dem Autor sogar verboten! Aus Angst verboten: der Kinkel

könnte es für unter seiner Würde halten,

als amtierender Minister,

mit Markus Wolf im gleichen Bild gezeigt zu werden!

Denn Wolf müßte ja sitzen, wenn Kinkel könnte, was er wollte.

Ich hätte als Drehbuch-Autor riskiert, die zwei Hechinger

im gleichen Bild zu zeigen – so wie

die Elternhäuser von Wolf und Kinkel

durchaus auf dem gleichen Foto abzulichten wären

... hätte man das vom Wolf nicht

für einen Parkplatz abgerissen.

Allerdings würde das regierungsfromme deutsche Fernsehen

den Film dann nie gemacht haben.

Hunde sind geflügelfromm, Fernsehbonzen regierungfromm:
 parteigehorsam, bei uns um keinen Deut
 mutiger als einst in der DDR.
 Systemidentisch ... oder sagt man systemkongruent?
 Angepaßt ans Kabinett wie Klobrillen an die Ärsche.

Er massiert noch einmal sein Haar mit Seifenschaum.

Sich das vorzustellen, daß die beiden Chefspione
 von BRD und DDR wenige Meter entfernt voneinander
 aufwuchsen, ins gleiche Gymnasium gingen –
 wenn auch getrennt durch zwölf Jahre Alters-Unterschied!
 Unglaublich – man muß im Film selber
 (was bisher das unzulängliche Drehbuch auch nicht vorsieht)
 d o k u m e n t i e r e n, daß dies eine wahre Geschichte ist,
 weil sonst kein Vernünftiger diese Häufung
 von Parallelen für glaubhaft hält.
 Die Wirklichkeit darf sich mehr Unglaublichtes,
 nur Zufälliges leisten,
 als die Kunst das dürfte ...
 Fehlte nur, die zwei hätten noch den gleichen Familiennamen.
 Der ruft – wetten? – aus Angst nicht an, der Fernseh-Feigling!
 Ich würde dem Autor raten – ich täte das sogar,
 wär's nicht mein Wunsch, die b e i d e n zu spielen –,
 sonst würde ich ihm raten, unter Berufung
 auf dichterische Freiheit, Kinkel und Wolf doch
 in wenigstens e i n e r Szene in ihrer Geburtsstadt
 zusammen ins Bild zu bringen,
 zum Beispiel beim Besuch ihrer Schule in Hechingen.
 Und wie die zwei vor ihren Vaterhäusern stehen!
 Obwohl das der Altersunterschied verbietet.
 Oder ich schreibe eine Szene, wie Hechingen angeblich für
 seinen einzigen Dichter: Friedrich Wolf –
 eine Gedenktafel einweiht; wozu man den Sohn natürlich
 sogar dann hätte einladen müssen, wäre er
 als der oberste Spion der DDR in die BRD eingereist ...
 was er ja schwerlich getan haben würde.
 So schwer sich die Gemeinde Hechingen
 damit tut, ihrem Dramatiker Friedrich Wolf
 eine Gedenkstätte zu errichten.
 Nicht, weil Wolf Kommunist – sondern weil er Jude war,
 vermute ich.

*Er stemmt sich, nachdem er sich den Schaum durch Untertauchen oder mit der Dusche aus dem
 Haar gespült hat, hoch und greift – sofern er aus Gründen der »Sitte« das nicht im Sitzen getan hat
 – sein Badetuch. Und monologisiert weiter, während er sich abtrocknet, kräftig frottiert, sich dann
 ein Tuch – ein trockenes – um die Hüfte tut und sich rasiert. Er rasiert sich mit Seife und Klinge,
 also lautlos ...*

Nein, ich bestehe darauf, beide zu spielen – kommt mir zu.
Wem sonst!
Er blickt »bedeutend« auf den Mann, der ihm im Spiegel mit Schaumbart gegenübersteht.
Was ich da eben gedacht habe, eine Szene, wie
die Gemeinde Hechingen ihrem Dramatiker Friedrich Wolf
eine Gedenktafel oder eine Straße widmet ... wäre ja übrigens
schon eine jener Beschönigungen, die Fälschungen sind:
Bis heute heißt noch keine Straße nach **Wolf**.
Stand neulich in der AZ:
ein Studienrat im Stadtparlament hat endlich durchgesetzt,
daß irgendwann in einem Neubau-Viertel eine
nach dem Dramatiker genannt wird, dessen sämtliche Werke er
– auch so eine typisch deutsche Szene –
vor den Stadtverordneten aufreihen mußte,
um die zu überzeugen,
so viele andere Dichter habe Hechingen
als Bürger nicht gehabt, deshalb dürfte,
obwohl der Autor Jude und Kommunist
und politischer Flüchtling war:
eine Vorort-Straße nach ihm heißen ... Wäre interessant,
– der Herr Justizminister hat einer Zeitung gesagt,
zwei Dramen von **Wolf** habe er sogar gelesen,
den ›Armen Konrad‹ und ›Professor Mamlock‹ –,
wäre spannend, auch die Väter der jetzigen Kontrahenten
einmal zu observieren: Die müssen ja nun im Gegensatz
zu ihren Söhnen einander dauernd,
täglich übern Weg gelaufen sein,
die beiden Ärzte in so einem Nest!
Wie stand Vater Kinkel zu den Juden,
die in Hechingen anscheinend nicht unbedeutend waren:
auch Einstein holte sich seine Frau dorthier!
Und ein Onkel von **Wolf**
– nichts davon in diesem blöden Drehbuch,
ich weiß das alles nur
durch diesen ausgezeichneten Fritz-Janda-Artikel in der AZ –,
ein Onkel, Moritz Meyer, Landgerichtsrat,
war schon fast siebzig,
als sie ihn im Steinbruch von Mauthausen
zu Tode gemartert haben, was »natürlich«:
»auf der Flucht erschossen« – genannt wurde. Als könnte
ein Siebzigjähriger aus Mauthausen
einen Fluchtversuch gewagt haben!
Weniger das Sein bestimmt unser Bewußtsein,
wie Marx meinte, als viel mehr das Heim.
Interessant, was ich neulich las:
bei aller nur zu natürlichen Opposition gegen Elternhaus
wählen die meisten Jugendlichen, dürfen sie's erstmals,

doch die Partei,
 die auch ihr Vater wählt ... insofern
 ist es nicht nur infam, wie Napoleon meinte,
 einen Menschen nach seinem Vater zu fragen,
 sondern aufschlußreich: Was der politisch gesungen,
 singen früh auch seine Jungen. Für Sippenhaft
 bin ich nicht – aber für Sippen-Sichtung:
 Wo einer herkommt – sagt meist mehr über ihn,
 als wo er hingeht, sofern er nicht sogar
 deshalb da hingeht, weil er dort herkommt!
 Könnte die Kalte-Krieger-Lust, mit der jetzt
 der jüngere – und so viel erfolglosere –
 der zwei Geheimdienstchefs den älteren
 hinter Gitter bringen will –
 nicht auch das Produkt von Kirche und Vaterhaus sein?
 Sieger sollten doch Großmut zeigen. Gesiegt hat Kinkel,
 aber da er doch nun obenauf ist, warum noch immer
 so viel Haß? Bruderhaß – das Lieblingsspiel
 aller Deutschen seit Hermann dem Cherusker.
 Worüber immerhin das Drehbuch mich belehrt:
 Kaiser Tiberius bereits habe angeordnet,
 Rom solle die Germanen nicht länger bekämpfen,
 die würden sich, wie schon immer, untereinander vernichten!
 »Und zur Augenweide der Römer«, wie Tacitus kommentiert,
 schlachteten dann auch neunzig Jahre nach der Schlacht
 im Teutoburger Wald die
 deutschen Stämme sich gegenseitig ab ...
 Aber macht nun, eine interessante Frage:
 einfach sein Deutschtum den Kinkel
 zu diesem Landsmann-Verfolger
 – oder die gekränkte Eitelkeit, weil Wolf so viel tüchtiger
 gewesen ist als er?
 Denn einen Spion ins Bundeskanzleramt zu placieren,
 an Willy Brandts Seite, Familienanschluß auf Ferienreisen:
 was Wolfs Genie-Streich gewesen ist, das hat ja Kinkel
 auch nicht annähernd fertiggebracht in Pankow.
 Was es menschlich nur zu verständlich macht, daß der nun
 so fanatisch verfolgungssüchtig ist.
 Nein, nicht einfach sein Deutschtum, das jeden von uns
 – so Bismarck, laut Drehbuch – mit Widerwillen
 gegen den Landsmann auflädt, wird die Verfolgungslust
 im Kinkel schüren – sondern auch Hechingen und Vaterhaus:
 Katholisch, noch neun Jahre geworden in Nazi-Deutschland.
 Dagegen der Ältere: Halbjude, Voll-Kommunist, als Kleinkind
 schon Flüchtling aus Nazi-Deutschland, wo man seinen Alten
 noch rascher totgemacht hätte als andere Juden,
 da er zudem Kommunist und Dichter war, der Armenarzt Wolf:

so daß er sofort nach dem Reichstagsbrand abhauen mußte!
Denn was, wenn nicht Pubertät und Aufwuchs
während des Kalten Krieges, kann den Juristen Kinkel
dagegen blind gemacht haben,
daß den Ossi-Geheimdienstchef
nicht ausgerechnet e r einsperren darf,
der im Westen genau die gleiche Tätigkeit ausübte!
Und blind machte auch gegen die groteske A b s u r d i t ä t,
ausgerechnet Spionage, die beide als Chefs betrieben,
auf »Rechtsstaatlichkeit« gründen zu wollen: Als sei
Spionage, die jeder als »Abwehr« tarnt und verharmlost,
nicht die Aufhebung aller Rechtsstaatlichkeit per definitionein!
E n t w e d e r einer ist Spion
– o d e r personifiziert Rechtsstaatlichkeit:
Tertium non datur!
Aber da er nun, dieser Kinkel, als Wessi,
so ohne jedes Verdienst,
wie wir Wessis allesamt, auf seiten der Sieger steht:
will er den Verlierer nicht nur entwaffnen,
das ist selbstverständlich
– sondern kriminalisieren, um ihn einzusperren!
Und nennt sich J u s t i z-Minister,
beruft sich auf »Rechtsstaatlichkeit«.
Wir Deutschen sind die Nation ohne Selbstironie:
– nicht zuletzt deshalb geborene Brudermörder allesamt!
Ganz aufregend, wie dieser feige Kacker,
der das Drehbuch schrieb,
da alles vorbringt, was Bismarck über unseren Trieb
zur Zerfleischung des Landsmannes gesagt, geschrieben hat.
Was heißt da: »Kacker« – der weiß natürlich,
daß er sein Drehbuch nur ans Fernsehen verkaufen kann,
wenn er alle deutschen Querelen
mit einem Präservativ vor dem Mund vorbringt,
und zitiert deshalb als Kronzeugen gleich den zuständigsten:
Bismarck, weil er sonst sein Stück niemals
an unsrer Zensur vorbeibugsieren kann
– die ja nur a n d e r s ebenso schlimm ist
wie als die im Osten war, da sie subkutan ausgeübt wird,
unter der falschen Flagge: Pressefreiheit! Die Zeitungen,
immerhin, wie sonst nur noch Buchverlage,
sind weitgehend frei,
jedenfalls schreiben sie fast alles,
was ihnen die Inserate der Wirtschaft nicht entzieht.
Abers Fernsehen? Gibt's e i n e Anstalt,
deren Gewalthaber nicht durch unsre P a r t e i e n,
im Bunde mit Gewerkschaftsfürsten und Kirchencloowns,
inthronisiert worden sind? Wie sollten die jemals

einen Film erlauben, der zeigt, wie die sind,
 die allein darüber entscheiden, ob der Intendant
 seinen Vertrag verlängert kriegt? Vielleicht wird's nun besser:
 dank des privaten Fernsehens.
 Wie gerne nehme ich Reklame in Kauf,
 wenn zwischendurch Wahrheit eingeschmuggelt wird.
 Das private Fernsehen macht für Firmen,
 das staatliche für Parteien Reklame.
 Da ist doch das private ehrlicher, weil's nicht verschweigt,
 daß es gekauft ist, daß s e i n e Reklame bar bezahlt wird,
 während die Parteien nur indirekt bezahlen:
 Durch Verteilung der besten Fernseh-Jobs an ihre Hörigen!
 Und wie völlig skrupellos sich Wessi-Fernsehbonzen
 als Vormünder über Ossi-Fernsehbonzen einsetzen lassen
 und denen ebenso die Jobs klauen
 wie Nazi-Gauleiter im besetzten Polen
 den Woiwoden: nur viel ruchloser
 – denn der Woiwode, den ein bundesdeutscher Fernsehbonze
 um Arbeit und Brot geprellt hat:
 ist immerhin auch ein Deutscher!
 »Willst du Deutsche verderben, nimm Deutsche dazu«,
 sagt ein englisches Sprichwort.
 Ich will sie b e i d e spielen, den Wolf und den Kinkel.
 Wer sonst!
 Und am besten auch Bismarck – jaa, natürlich:
 Der Bismarck könnte doch eingeblendet werden, statt so leblos
 nur im Dialog als Zitierte aufzutauchen!

*Die Rasur ist beendet, auch die Bearbeitung mit Gesichtswasser – und bevor nun der allzu langwie-
 rige Prozeß der Haarkunstwerk-Bereitung ansetzt, bückt sich der nach eigenem Verständnis auch
 als Bismarck geeignete Mime noch einmal nach dem Drehbuch und blättert. Hin und her »schrei-
 tend« liest er, wie er sich Bismarck im Reichstag sprechend vorstellt: völlig falsch. Der Koloß hatte
 eine grotesk hohe, dünne Stimme, zartfühlend – was fast niemand mehr weiß oder für möglich hält,
 während der Schauspieler sich Bismarck vorstellt, wie Brecht ihn in »Tage der Kommune« sprechen
 und auftreten ließ: als »markig-schnoddrige« Schießbudenfigur, halb idiotisch.*

»Es liegt ohne Zweifel, meine Herren, etwas in unserem
 Nationalcharakter, was der Vereinigung Deutschlands
 widerstrebt. Wir hätten die Einheit sonst nicht verloren
 oder hätten sie bald wiedergewonnen«, so Bismarck 1867 ...
 Und wo ist das zitiert ... verdammt, wo steht das,
 Bismarck spricht da vom »Traum einer deutschen Einheit, den
 neben mir noch zwanzig andere Schwindler auch« gehabt
 haben?
 Und die Ungeheuerlichkeit, daß ein amtierender
 Reichskanzler öffentlich erklärt, jedem Deutschen sei
 der »Landsmann im Innersten zuwider«? Und wie er geradezu

ein historisches Gesetz darin entdeckt – was dann durch
Luftbrücke, Volksaufstand und Mauerbau auch in unserem
Jahrhundert sich wieder erfüllt hat: Daß in der Mitte jedes
Jahrhunderts der Dualismus zwischen den Deutschen nur durch
Krieg ausgeglichen werden kann – diesmal war's der
Kalte, weil die Atombombe den heißen verhinderte –,
dagegen am Ausgang der Jahrhunderte stets der Ausgleich
zwischen den feindlichen Brüdern erfolge ... schwerlich
Er schmeißt das Drehbuch wieder auf den Boden
aber ein Ausgleich, in dem wie jetzt mit Staatsgewalt und
Treuhand der Stärkere den Überwundenen um Rechte und
Besitz bringt ... und ein Kinkel nur deshalb einen Wolf
einsperren will, weil er zu fanatisiert, daß heißt: ungebildet ist,
um zu wissen, daß sie doch alle beide gehandelt haben nach der
ekelhaften Maxime unserer religiösen deutschen Vorfahren,
die da lautet: »Cuius regio, eius religio«: Wessen Religion
ich anbetete, dessen Staatsdiener ich bin
– Wolf hat halt die rote Kirche,
Kinkel das goldene Kalb angebetet.
Und offenbar haben sich
beide sogar eingebildet, die eine Ideologie,
die eigene natürlich,
habe der anderen die Wahrheit
voraus, die alleinseligmachende ... alberne Blutsbrüder!
Beide will ich sie spielen – aha, endlich!

Er ist nahezu perfekt angezogen, als jetzt das Telefon läutet. Er nimmt ab und erspart es sich, seinen Namen zu nennen, so wie er auch nicht im Telefonbuch steht. Man hat seine Stimme zu kennen, man hat ihn auch nicht anzurufen: gäbe er seine Adresse an – das sagt ihm nichts als sein Größenwahn –, würde er hundertmal am Tage belästigt ... Nun, in den Hörer, ein sehr ausgedehntes:

Hallohh? Aha, Sie – ja, grüße Sie, ja.
Haben Sie eben schon einmal angerufen – nein? Aha.
Ja, ich hatte nämlich in den letzten zwanzig Minuten
ein Dauergespräch mit Hollywood, die finden ja nie ein Ende:
Muß mich erst wieder rein- und zurückfinden
in diese deutsche Kleinbürgerlichkeit, ich war vertieft,
ja, bin das seit Tagen, in das Angebot,
neben Dustin Hoffmann, der den Hitler spielen will,
den Heydrich zu spielen oder auch,
das soll ich mir aussuchen, den britischen Geheimdienstchef
im Kriege – wie? Ja, Namen hat der ja keinen:
seit Generationen, ich dachte, das wüßten Sie,
hat der britische Geheimdienstchef stets nur
den Buchstaben C... Nie dürfte eine Zeitung
seinen wahren Familiennamen nennen: Die sind

nicht so naiv wie wir Deutsche, bei uns wußte jeder,
Kinkel heißt der eine – Wolf der andere Oberbulle.
Wer? – Na, in wessen Hitler-Film wird wohl
Dustin Hoffmann auftreten?... Soeben. Ja, vor drei Minuten
habe ich den Hörer aufgelegt – na, w e r wohl!
Er nennt den Vornamen, als sei das selbstverständlich, daß er ihn duzt:
Oliver –

Sie wissen nicht, wer Oliver ist? Stone, natürlich,
der das Attentat auf Kennedy verfilmt hat,
ja, vor zwei Minuten bedrängte er mich,
ihm endlich zuzusagen, den Heydrich zu spielen.
Aber zur Sache. Was nun ›Wessis in Weimar‹ betrifft:
ich spiele den Kinkel u n d Wolf – wenn schon der Autor
so ein Esel war, die Möglichkeit zu verschenken,
die zwei in der gleichen Szene zu zeigen,
dann will ich sie b e i d e spielen: Sozusagen die
deutschen Zwillinge aus Hechingen samt den
aufregenden Parallelen in ihrer Biographie. W a s
gestrichen? – wie. Warum denn – n e i n!
Hat Schwächen, zugegeben, hat Schwächen – aber w a s,
verdammt, bieten Sie mir als Entschädigung?

Hört einen Moment zu, dann sehr heftig:
Gibt keinen! Nein, dreimal nein: gibt keinen Tschechow,
den ich nicht längst gespielt habe – s i e b e n m a l
war ich in ›Drei Schwestern‹ und in ›Kirschgarten‹:
warum soll ich mich dauernd selber zitieren?
Seit zwanzig Jahren ist Tschechow der in Deutschland
meistgespielte Autor ... was? Will ich ja glauben,
daß der nicht so viel Ärger macht wie ›Wessis in Weimar‹:
aber das deshalb abzusetzen, weil es – w i e !
Zugegeben – ja. Aber da gibt es ja nun einiges,
einiges andere a u c h: was dem Tschechow
nicht das Wasser reichen kann.

Wer hat denn verfügt, ›Wessis in Weimar‹ zu streichen?
Sie sagen juristisch keine Bedenken? – aber warum
dann gestrichen? Verleumdung? – wer!

Wen verleumdet denn ›Wessis in Weimar‹ – wie:
»alle Bürger unserer neuen Bundesländer«?

Wenn Sie mich fragen: »Unserer«, wie Sie eben sagten,
»u n s e r e r« neuen Bundesländer ... das scheint mir,
das Wörtchen: unserer – eine Verleumdung.

Wie – ja, welchen Tschechow als Ersatz?
Gibt keinen, sage ich doch, den ich nicht längst
und oft mehrfach gespielt habe ... g l e i c h e ?
Ist ja selbstverständlich: g l e i c h e Gage ... also, ja:
einverstanden! Ja, Wiedersehen, danke ...

Er legt auf, stiert vor sich hin:

»Wollen's nun lieber doch nicht machen«: o ja,
unsere Intendanten, die dafür gesorgt haben,
daß Archloch keine Beschimpfung mehr ist,
sondern nur noch ein Sachwort – ein unentbehrliches.
Doch »alle Archlöcher«, wie neulich der Günter sagte,
das ist eine Übertreibung – ebenso übertrieben
wie Heinrich Manns Definition: »Kritik ist die Zuflucht
der Nichtskönner« –
trifft nur auf neunundneunzig Prozent
der Kritiker zu.

Vorhang

Günter Grass

Vgl. S. 54

EIN WEITES FELD

1

BEI DEN MAUERSPECHTEN

Wir vom Archiv nannten ihn Fonty; nein, viele, die ihm über den Weg liefen, sagten: »Na, Fonty, wieder mal Post von Friedlaender? Und wie geht's dem Fräulein Tochter? Überall wird von Metes Hochzeit gemunkelt, nicht nur auf dem Prenzlberg. Ist da was dran, Fonty?«

Selbst sein Tagundnachtschatten rief: »Aber nein, Fonty! Das war Jahre vor den revolutionären Umtrieben, als Sie Ihren Tunnelbrüdern bei Fünzellicht was Schottisches, ne Ballade geboten haben ...«

Zugegeben: es klingt albern, wie Honni oder Gorbí, dennoch muß es bei Fonty bleiben. Sogar seinen Wunsch nach dem abschließenden Ypsilon müssen wir mit einem hugenottischen Stempel beglaubigen.

Seinen Papieren nach hieß er Theo Wuttke, weil aber in Neuruppin, zudem am vorletzten Tag des Jahres 1919 geboren, fand sich Stoff genug, die Mühsal einer verkrachten Existenz zu spiegeln, der erst spät Ruhm nachgesagt, dann aber ein Denkmal gestiftet wurde, das wir, mit Fontys Worten, »die sitzende Bronze« nannten.

Ohne Rücksicht auf Tod und Grabstein, eher angestoßen vom ganzfigürlichen Monument, vor dem er als Kind oft allein und manchmal an des Vaters Hand gestanden hatte, übte sich schon der junge Wuttke – sei es als Gymnasiast, sei es in Luftwaffenblau – so glaubhaft ein bedeutendes Nachleben ein, daß der bejahrte Wuttke, dem die Anrede »Fonty« seit Beginn seiner Vortragsreisen für den Kulturbund anhing, eine Fülle von Zitaten auf Abruf hatte; und alle waren so treffend, daß er in dieser und jener Plauderrunde als Urheber auftreten konnte.

Er sprach von »meiner sattsam bekannten Birnenballade«, von »meiner Grete Minde und ihrer Feuersbrunst«, und immer wieder kam er auf Effi als seine »Tochter der Lüfte«. Dubslav von Stechlin und die aschblonde Lene Nimptsch, die gemmengesichtige Mathilde und die zu blaß geratene Stine, nebst Witwe Pittelkow, Briest in seiner Schwä-

che, Schach, wie er lächerlich wurde, der Förster Opitz und die kränkelnde Cécile, sie alle waren sein Personal. Nicht etwa zwinkernd, sondern durchlebter Leiden gewiß, klagte er uns seine Fron als Apotheker zur Zeit der achtundvierziger Revolution, sodann die ihm mißliche Lage als Sekretär der Preußischen Akademie der Künste – »Bin immer noch kolossal schlapp und nervenrunter« –, um gleichwegs von jener Krise zu berichten, die ihn fast in eine Heilanstalt gebracht hatte. Er war, was er sagte, und die ihn Fonty nannten, glaubten ihm aufs Wort, solange er plauderte und die Größe wie den Niedergang des märkischen Adels in pointenscharfe Anekdoten kleidete.

So hat er uns trübe Nachmittage verkürzt. Kaum saß er im Besuchersessel, legte er los. Ihm war ja alles geläufig; sogar die Irrtümer seiner Biographen, die er bei Laune »meine verdienstvollen Spurentilger« nannte, konnte er auflisten. Und als ihm sicher zu sein schien, daß er uns zum Modell wurde, rief er: »Wäre ridikül, mich als ›heiter darüberstehend‹ zu portraituren!«

Oft war er besser als wir, seine »fleißigen Fußnotensklaven«. Den bei uns lagernden Briefwechsel, etwa mit der Tochter, konnte er derart zitatsicher abperlen, daß es ihm eine Lust gewesen sein muß, diese Korrespondenz in unvergänglicher Brieflaune fortzusetzen; schrieb er doch gleich nach der Öffnung der Berliner Mauer einen Metebrief an Martha Wuttke, die ihrer angegriffenen Nerven wegen in Thale am Harz zur Kur war: »... Mama hat sich natürlich zu Tränen verstiegen, während mir solche Ereignisse, die partout groß sein wollen, herzlich wenig bedeuten. Eher setze ich aufs aparte Detail, zum Beispiel auf jene jungen Burschen, unter ihnen exotisch fremdländische, die als sogenannte Mauerpickler oder Mauerspechte den zweifelsohne begrüßenswerten Abbruch dieser kilometerlangen Errungenschaft teils als Bildersturm, teils als Kleinhandel betreiben; sie rücken dem gesamtdeutschen Kunstwerk mit Hammer und Meißel zu Leibe, aul daß jedermann – und es fehlt nicht an Kundschaft – zu seinem Souvenir kommt ...«

Hiermit ist gesagt, in welch zurückliegender Zeit wir Theo Wuttke, den alle Fonty nannten, aufleben lassen. Gleiches gilt für seinen Tagundnachtschatten. Ludwig Hoftaller, dessen Vorleben unter dem Titel »Tallhover« auf den westlichen Buchmarkt kam, wurde zu Beginn der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts tätig, stellte aber seine Praxis nicht etwa dort ein, wo ihm sein Biograph den Schlußpunkt gesetzt hatte, sondern zog ab Mitte der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts weiterhin Nutzen aus seinem überdehnten Gedächtnis, angeblich der vielen unerledigten Fälle wegen, zu denen der Fall Fonty gehörte.

So war es denn Hoftaller, der am Bahnhof Zoologischer Garten blechernes Ostgeld versilberte, damit er sein Objekt dank westlicher Währung einladen konnte, den siebzigsten Geburtstag zu feiern: »Da kann man nicht still drüber weg. Muß begossen werden.«

»Das wäre, als wollte man mir die vorletzte Ehre erweisen.«

Fonty erinnerte seinen altgewohnten Kumpan an eine Situation, die sich durch Einladung der »Vossischen Zeitung« ergeben hatte. Ein Brief des Chefredakteurs Stephany war ins Haus gekommen. Doch schon vor hundert Jahren hatte er postwendend lustlos reagiert: »Siebzig kann jeder werden, wenn er einen leidlichen Magen hat.«

Erst als Hoftaller versprach, nicht, wie damals die »Vossin«, an die vierhundert Spitzen der Berliner Gesellschaft zu versammeln, sondern den Kreis der Feiernden klein zu halten, ihn sogar, wenn gewünscht, radikal auf das betagte Geburtstagskind und ihn, den Nothelfer in schwieriger Lage, zu beschränken, gab Fonty klein bei: »Möchte mich zwar lieber in meine Sofaecke drücken – mit demnächst siebzig darf man das –, aber wenn es denn sein muß, muß es was Besonderes sein.«

Hoftaller schlug den Künstlerklub »Möwe« in der Maternstraße vor. Danach bat er seinen Gast, das beliebte Theaterrestaurant »Ganymed« am Schiffbauerdamm zu erwägen. Nichts paßte. Und auch das »Kempinski« im Westen der Stadt war nicht nach Fontys Wünschen. »Mir schwebt«, sagte er, »etwas Schottisches vor. Nicht unbedingt mit Dudelsack, aber annähernd schottisch soll es schon sein ...«

Wir, die im Archiv übriggebliebenen Fußnotensklaven, ermahnen uns, nicht vorschnell den Siebzigsten abzufeiern, sondern von jenem Spaziergang Bericht zu geben, der schon Mitte Dezember stattfand und erst nach längerem Verlauf Gelegenheit bot, den bevorstehenden Geburtstag zu bereden und dessen Feier zu planen.

An einem frostklirrenden Wintertag, dem ein wäßrig blauer Himmel über der nunmehr ungeteilten Stadt entsprach, am 17. Dezember, als in der Dynamo-Halle die bislang führende Partei tagte, um sich mit neuem Namen zu verkleiden, an einem Sonntag, der Klein und Groß auf die Beine brachte, kamen auch sie zielstrebig Ecke Otto-Grotewohl-, Leipziger Straße ins Bild: lang und schmal neben breit und kurz. Der Umriß der Hüte und Mäntel aus dunklem Filz und grauem Wollgemisch verschmolz zu einer immer größer werdenden Einheit. Was sich gepaart näherte, schien unaufhaltsam zu sein. Schon waren sie am Haus der Ministerien, genauer, an dessen nördlicher Flanke vorbei. Mal gestikulierte die hochwüchsige, mal die kleinwüchsige Hälfte. Dann wieder waren beide mit Händen aus weiten Ärmeln beredt, der eine bei ausholendem Schritt, der andere im Tippielschritt. Ihre Atemstöße, die sich als weiße Wölkchen verflüchtigten. So blieben sie einander vorweg und hinterdrein, waren aber dennoch miteinander verwachsen und von einer Gestalt. Da dem Gespann kein Gleichschritt gelang, sah es aus, als bewegten sich leicht zapplige Schattenrißbildchen. Der Stummfilm lief in Richtung Potsdamer Platz, wo die als Grenze gezogene Mauer schon in Straßenbreite niedergelegt war und in jede Fahrtrichtung offenstand; doch ließ dieser Übergang, weil oft verstopft, nur verzögerten Verkehr von der einen zur anderen Stadthälfte, zwischen zwei Welten, von Berlin nach Berlin zu.

Sie überquerten ein Jahrzehnte lang wüstes Niemandsland, das nun als Großfläche nach Besitzern gierte; schon gab es erste, einander übertrumpfende Projekte, schon brach Bauwut aus, schon stiegen die Bodenpreise.

Fonty liebte solche Spaziergänge, zumal ihm der Westen neuerdings mit dem Tiergarten Auslauf bot. Jetzt erst kam sein Spazierstock ins Bild. Von Hoftaller, der ihm ohne Stock, aber mit praller Aktentasche anhing, war bekannt, daß er, außer der Thermosflasche und der Brotbüchse, jederzeit einen durch Knopfdruck auf Normalgröße zu entfaltenden Kleinschirm bei sich trug.

In ihrem kaum mehr bewachten Zustand machte die Mauer beiderseits des Durchlasses Angebote. Nach kurzem Zögern entschieden sie sich nach rechts hin in Richtung Brandenburger Tor. Metall auf Stein: von fern her schon hatten sie das helle Picken gehört. Bei Temperaturen unter Null trägt solch ein Geräusch besonders weit.

Dicht bei dicht standen oder knieten Mauerspechte. Die im Team arbeiteten, lösten einander ab. Einige trugen Handschuhe gegen die Kalle. Mit Hammer und Meißel, oft nur mit Pflasterstein und Schraubenzieher zermürbten sie den Schutzwall, dessen Westseite während der letzten Jahre seines Bestehens von anonym gebliebenen Künstlern mit lauten Farben und hart konturierendem Strich zum Kunstwerk veredelt worden war. Das geizte nicht mit Symbolen, spuckte Zitate, schrie, klagte an und war gestern noch aktuell gewesen.

Hier und dort sah die Mauer schon löchrig aus und zeigte ihr Inneres vor: Moniereisen, die bald Rost ansetzen würden. Und über weite Flächen gab das kilometerlange, bis kurz vor Schluß verlängerte Wandbild in museumsreifen Fragmenten handtellergroße Placken und in winzigen Bruchstücken wilde Malerei preis: freigesetzte Phantasie und erstarrte Protestchiffren.

All das sollte dem Andenken dienen. Abseits vom Gehämmer, im sozusagen zweiten Glied der von Westen her betriebenen Demontage, lief bereits das Geschäft. Auf Tücher oder Zeitungen gebreitet, lagen gewichtige Batzen und winziger Bruch. Einige Händler boten drei bis fünf Fragmente, keins größer als ein Markstück, in Klarsichtbeuteln an. Bestaunt werden konnten mit Geduld abgesprengte größere Details der Mauermalerei, etwa der Kopf eines Ungeheuers mit Stirnauge oder eine siebenfingerige Hand; Exponate, die ihren Preis hatten, und dennoch fanden sich Käufer, zumal ihnen ein datiertes Zertifikat – »Original Berliner Mauer« – mit dem Souvenir ausgehändigt wurde.

Fonty, der nichts unkommentiert lassen konnte, rief: »Bruch ist besser als Ganzes!« Weil er nur Ostgeld locker hatte, schenkte ihm ein jugendlicher Händler, dem offenbar genug Gewinn zugeflossen war, drei groschengroße Absprengsel, deren Farbspuren, das eine Schwarz gegen Gelb, das andere Blau neben Rot, das dritte Stück dreierlei Grün, als kostbar zu gelten hatten: »Hier, Opa, nur für Ostkundschaft und weil Sonntag ist.«

Anfangs wollte sein Tagundnachtschatten dem zwar illegalen, doch beiderseits der Mauer geduldeten Volksvergnügen nicht zusehen; Fonty mußte ihn am Ärmel ziehen. Er zerrte seinen Kumpan regelrecht an laufenden Bildmetern vorbei. Nein, das war nichts für Hoftaller. Diese Mauerkunst war nicht nach seinem Geschmack; und doch mußte er ansehen, was ihn schon immer angewidert hatte. »Chaos!« rief er.

»Nichts als Chaos!«

Als sie an eine Stelle der enggefügtten und durch einen Wulst überhöhten Betonplatten kamen, die nach Osten Ausblick bot, weil dem abgrenzenden Bauwerk kürzlich von oben weg eine weit klaffende Lücke geschlagen worden war, blieben sie stehen und schauten durch den offenen Keil, aus dessen gezackten Rändern teils verbogene, teils abgesägte Moniereisen ragten. Sie sahen den Sicherheitsgürtel, die Hundelaufanlage, das weite Schußfeld, sahen über den Todesstreifen hinweg, sahen die Wachtürme.

Von drüben gesehen, schaute Fonty ab Brusthöhe durch den erweiterten Spalt. Neben ihm war Hoftaller von den Schultern aufwärts im Bild: zwei Männer mit Hüten. Wäre aus östlichem Bedürfnis nach Sicherheit noch immer ein Grenzsoldat wachsam gewesen, hätte er von beiden ein erkennungsdienstliches Photo schließen können.

Längere Zeit schwiegen sie durch den geschlagenen Keil, doch hielt jeder anders laufende Erinnerung zurück. Endlich sagte Hoftaller: »Macht mich traurig, auch wenn wir diesen Abbruch spätestens seit der »Sputnik«-Affäre vorausgesagt haben. Wird man eines Tages lesen können, unseren Bericht über den Zerfall staatlicher Ordnung. Wurde nicht zur Kenntnis genommen. Keiner der führenden Genossen war ansprechbar. Kenne das: die übliche Ertaubung während ner Spätphase ...«

Mehr flüsternd als laut setzte Hoftaller seinen dienstlichen Kummer durch die Mauerlücke frei. Plötzlich kicherte er. Ein lange zurückgehaltenes, nun bis zum Überfluß gespeichertes Kichern schüttelte ihn. Und Fonty, der sein Ohr dem Flüsternden zuneigen mußte, hörte: »Eigentlich komisch. Typischer Fall von Machtermüdung. Nichts greift mehr. Aber wissen möchte man schon, wer den Riegel aufgesperrt hat. Na, wer hat dem Genossen Schabowski den Spickzettel untergeschoben? Wer hat ihm erlaubt, ne Durchsage zu machen? Satz auf Satz rausposaunt ... »Ab heute ist ...« Na, Fonty, wem wird das

Sprüchlein ›Sesam, öffne dich‹ eingefallen sein? Wem schon? Kein Wunder, daß der Westen wie vom Schlag gerührt war, als ab 9. November Zehntausende, was sag ich, Hunderttausende rüberkamen, zu Fuß und mit ihren Trabis. Waren richtig perplex ... haben Wahnsinn geschrien ... Wahnsinn! Aber so ist das, wenn man jahrelang jammert: ›Die Mauer muß weg ...‹ Na, Wuttke, wer hat ›Bitteschön, schluckt uns‹ gesagt? Fällt der Groschen?«

Fonty, der bisher bei schräger Kopfhaltung geschwiegen hatte, wollte nicht rätseln. Eher beiläufig spielte er eine Gegenfrage aus: »Wo steckten eigentlich Sie, als damals hier alles dichtgemacht wurde, querdurch?«

Vor dem in Brust- und Schulterhöhe klaffenden Spalt standen sie immer noch wie gerahmt: ein Doppelportrait. Weil sich beide gern dem Ritual eingeübter Befragungen unterwarfen, nehmen wir an, daß Fonty vorauswußte, was Hoftaller zur Litanei reihte: »Infolge der Konterrevolution ... Als nur noch mit Hilfe der Sowjetmacht ... Kam zu Säuberungen bald danach ...«

Er zählte unterlassene Sicherheitsmaßnahmen auf und sprach von Enttäuschungen. Noch immer bedauerte er Systemlücken. Untilgbar hing ihm der 17. Juni an: »Wurde strafversetzt. Saß im Staatsarchiv rum. Rutschte in ne depressive Stimmungslage. Habe deshalb den Arbeiter- und Bauern-Staat verlassen müssen. War aber keine prinzipielle Sinnkrise. Nein, Tallhover hat nicht Schluß gemacht, hat nun die Seite gewechselt, war drüben gefragt. Das hat mein Biograph leider nicht glauben wollen, hat die im Westen gängige Freiheit fehleingeschätzt, hat mich ohne Ausweg gesehen, mir ne Todessehnsucht angedichtet, als könnte unsereins Schluß machen. Für uns, Fonty, gibt's kein Ende!«

Hoftaller sprach nicht mehr im Flüsterton. Nun nicht mehr vor die klaffende und zum Bekenntnis zwingende Plattenkonstruktion gestellt, sondern wieder im Tippelschritt und am endlosen Mauerbild vorbei, gab er sich gutgelaunt: »Jetzt kann man ja offen reden: Wurde mit Kußhand genommen. Versteht sich: mein Spezialwissen! Lief drüben unter gewendetem Namen. Wurde als ›Revolat‹ geführt. Bekam mir gut, der Klimawechsel. Doch auch die andere Seite knauserte nicht mit Enttäuschungen. Meine Warnungen vor drohender Abriegelung sind für die Katz gewesen. Habe in Köln mit abgelichteten Lieferscheinen alle im Westen getätigten Großeinkäufe belegt, was man so brauchte für den Friedenswall: Zement, Moniereisen, ne Menge Stacheldraht. Gab schließlich Pullach nen warnenden Tip. Half nichts. Endlich, als es zu spät war, merkte der Agent Revolat, daß auch der Westen die Mauer wollte. War ja alles einfacher danach. Für beide Seiten. Sogar die Amis waren dafür. Mehr Sicherheit war kaum zu kriegen. Und nun dieser Abbruch!«

»Nichts steht für immer« hieß Fontys Trost. Im schräg einfallenden Nachmittagslicht schritten und tippelten sie Richtung Tor. Die schon tief stehende Sonne machte, daß sie auf das Mauerbild einen gepaarten Schatten warfen, der ihnen folgte und ihre Gesten nachäffte, sobald sie mit Händen aus weiten Mantelärmeln redeten und die neuerliche Sicherheitslücke entweder als Risiko einschätzten – »Wird man sich noch zurückwünschen eines Tages« – oder als »kolossalen Gewinn« feierten: »Ohne ist besser als mit!«

Einige Mauerspechte betrieben ihr Handwerk verbissen, wie gegen Stücklohn, ein Herr fortgeschrittenen Alters sogar mit einem batteriegespeisten Elektrobohrer. Er trug eine Schutzbrille und Ohrenklappen. Kinder sahen ihm zu.

Viel Volk war unterwegs, auch türkisches. Junge Paare ließen sich vor Hintergrund photographieren, damit sie sich später, viel später würden erinnern können. Hier trafen lange getrennte Familien einander. Von fern Angereiste staunten. Japaner in Gruppen. Ein Bayer in Tracht. Heitere, aber nicht laute Stimmung. Und über allem lag dieses dem Specht nachgesagte Geräusch.

Zwei berittene Westpolizisten kamen ihnen entgegen und schauten über die Sonntagsarbeit hinweg. Hoftaller gab sich einen dienstlichen Ruck, doch auf die Frage nach der Zulässigkeit des destruktiven Vorgangs sagte der eine Wachtmeister: »Zulässig isset nich, aber verboten noch wenjer.«

Zum Trost schenkte Fonty seinem Tagundnachtschatten die drei groschengroßen Mauerbröcklein. Und während er noch die einseitig bunten Fragmente wie Beweisstücke im Portemonnaie sicherte, sagte Hoftaller: »Jedenfalls war ab August einundsechzig wieder was fällig. Meine alte Dienststelle klopfte an. Ließ mich nicht lange bitten. Aber das wissen Sie ja, daß ich schon immer gesamtdeutsch ...«

Ihr Ritual gab nichts mehr her. Schweigend liefen sie die Mauer ab. Nur als Dampf verwehte ihr Atem. Schritt nach Schritt, dann stand das Gespann im gestauten Auflauf vor dem Brandenburger Tor oder vielmehr vor dem weit ausgebuchteten, das Tor noch immer sperrenden Betonwall, auf dessen Abriß seit Wochen die Welt mit lauernenden Kamerateams wartete.

Massiv, wie für ewig gebaut. Nur die Verlegenheit einiger Grenzsoldaten, die auf dem oberen Wulst der hier begeharen Bastion mehr herumstanden als Präsenz zeigten, kündigte die auf demnächst datierte Hinfälligkeit des Bollwerks an. Wir sind sicher: Hoftaller sah das mit gemischten Gefühlen, doch Fonty hatte Freude an den Nebenhandlungen der sonntäglichen Idylle. Junge Frauen und von Müttern hoch gehaltene Kinder schenkten den Soldaten Blumen, Zigaretten, Orangen, Schokoladenriegel und natürlich Bananen, jene dazumal demonstrativ beliebte Südfrucht. Und Wunder über Wunder, die kürzlich noch schußfertigen Männer in Uniform ließen sich beschenken, sogar Westsekt nahmen sie an.

Und hier, in Sonntagsstimmung gebettet, umgeben von Schaulustigen, unter denen Jugendliche mehr bierselig als aggressiv »Macht das Tor auf!« brüllten, damals, zur Zeit der steilen Hoffnungen und Runden Tische, der großen Worte und kleinstriezigen Bedenken, zur Stunde der abgesägten Bonzen und schnellen ersten Geschäfte, an einem windstill klaren Dezembertag des Jahres 89, als das Wort »Einheit« mehr und mehr an Kurswert gewann, sagte Fonty plötzlich laut und von Hoftaller nicht zu dämpfen, jenes lange Gedicht mit dem Titel »Einzug« auf, das am 16. Juni 1871 im Berliner Fremden- und Anzeigenblatt pünktlich zum Anlaß gedruckt gestanden hatte und dessen Reime das siegreiche Ende des Krieges gegen Frankreich sowie die Reichsgründung und die Krönung des preußischen Königs zum Kaiser der Deutschen feierten, indem sie strophereich alle heimkehrenden Regimenter, die Garde voran, zur Parade führten – »Mit ihnen kommen, geschlossen, gekoppelt, die Säbel in Händen, den Ruhm gedoppelt, die hellblauen Reiter von Mars la Tour, aber an Zahl die Hälfte nur ...« – und durchs Brandenburger Tor, dann die Prachtstraße Unter den Linden hoch im Gleichschritt marschieren ließen: »Bunt gewürfelt Preußen, Hessen, Bayern und Baden nicht zu vergessen, Sachsen, Schwaben, Jäger, Schützen, Pickelhauben und Helme und Mützen ...«

Das geschah zum wiederholten Mal, denn nach den preußischen Siegen über Dänemark und Österreich, den ersten Einheitskriegen, war es gleichfalls zur Parade und zu gereimten Einzugsgedichten gekommen; ein Huldigungseifer, den Fonty mit der ersten Strophe den Schaulustigen vor dem gesperrten Tor in Erinnerung gerufen hatte: »Und siehe da, zum dritten Mal ziehen sie ein durch das große Portal; der Kaiser vorauf, die Sonne scheint, alles lacht und alles weint ...«

So betont er deklamierte, hier, unter freiem Himmel, trug die Stimme des ehemaligen Kulturbundredners Theo Wuttke, den alle Fonty nannten, nicht weit genug. Nur we-

nige lachten, und niemand weinte vor Freude, auch blieb der Beifall spärlich, als er mit letzter Strophe die Siegesparade vor dem Denkmal des zweiten Friedrich, vorm »Fritzen-Denkmal«, hatte auslaufen lassen.

Gleich nach dem Verhall der Verse lösten sich beide aus der Menge. Fonty schien es eilig zu haben, und Hoftaller sagte ihm hinterdrein: »Sollte das etwa Ihr Beitrag zur kommenden Einheit sein? Zackig und forsch. Hab's noch im Ohr: »Die Linden hinauf erdröhnt ihr Schritt, Preußen-Deutschland fühlt ihn mit ...«

»Weiß ich, weiß ich! War bloße Lohnarbeit, schlecht bezahlte obendrein ...«

»Davon gibt's mehr, mal stocksteif, mal schnoddrig gereimt.«

»Leider. Aber Besseres gibt's auch – und das bleibt!«

Inzwischen entfernten sie sich unter winterstarrten Bäumen. Ihr Gespräch über den Wert von Gebrauchslyrik verebbte schnell; wir lassen es unkommentiert. Sie machten verschiedenen lange Schritte den Sonntagspassanten entgegen, die zum Tor wollten. Ihr Ziel hieß Siegestsäule, deren krönender Engel als neu vergoldete Scheußlichkeit in der Abendsonne prahlte. Zum Großen Stern zog es sie, mitten durch den Tiergarten, der auf nach links abzweigenden Nebenwegen zur Luisenbrücke, zur Amazone und in Richtung Rousseau-Insel mit Ruhebänken lockte. Aber sie wichen nicht ab. Kaum, daß sie am sowjetischen Ehrenmal den Schritt verlangsamten.

Vom Brandenburger Tor aus gesehen, wurden sie kleiner und kleiner. Das verschieden hohe Paar. Schon wieder gestikulierend: der eine mit dem Spazierstock, den er »meinen märkischen Wanderstock« nannte, der andere mit den kurzen Fingern seiner Rechten, denn links trug er die gebauchte Aktentasche. Der Stummfilm. Schreitend der eine, tippelnd der andere. Vom Großen Stern aus gesehen, kamen sie gut voran. Mantel mit Mantel zu einem Schattenriß verwebt, obgleich sie nicht Arm in Arm gingen. Am Ende der Paradedstraße verschwanden beide für kurze Zeit, weil sie den ungebremsen Kreisverkehr um die Siegestsäule durch einen Tunnel, extra für Fußgänger gebaut, unterlaufen mußten.

Nun, da das Paar weg ist, sind wir versucht, über Berlins Sehenswürdigkeit, die in ganzer Höhe beide Weltkriege überstanden hat, zu lästern, doch Fonty fällt uns ins Wort; kaum waren sie wieder aufgetaucht, bot sich vorm Sockel der hochragenden Säule, die bis zur Spitze des siegreichen Feldzeichens Sechsendsechzig Meter mißt, Gelegenheit für Abschweifungen ins historische Feld, entweder mit Hilfe vielstrophiger Gedichte oder aus Erinnerung, die bis zum Sedanstag und noch weiter treppab zurückreichte. [...]

Thomas Brussig

19. Dezember 1964 Ost-Berlin

Er lebt in Berlin. Er absolvierte eine Ausbildung zum Baufacharbeiter. Nach dem Abitur übte er verschiedene Tätigkeiten (u.a.: als Museumspfortner, Tellerwäscher und Hotelportier) aus. Nach dem Abbruch des Soziologie-Studiums studierte er Film- und Fernseh dramaturgie an der Filmhochschule Potsdam-Babelsberg. Seit 1995 ist er freischaffender Schriftsteller. In seinen Texten stellt er überwiegend den DDR-Alltag auf eine groteske und humoristische Art dar. Den Durchbruch verschaffte ihm sein zweiter Roman *Helden wie wir* (1995), der ebenso verfilmt wurde, wie der Roman *Sonnenallee*. Auch für den Film *NVA* (2005) schrieb Brussig das Drehbuch. Werke: *Wasserfarben* (1991), *Helden wie wir* (1995), *Am kürzeren Ende der Sonnenallee* (1999), *Leben bis Männer* (2001), *Wie es leuchtet* (2004), *Berliner Orgie* (2007), *Schiedsrichter Fertig* (2007).

HELDEN WIE WIR

DAS 1. BAND: KITZELSTEIN

Ich darf von mir behaupten, durch ein ganzes Panzerregiment Geburtshilfe genossen zu haben, ein Panzerregiment, das am Abend des 20. August 1968 in Richtung Tschechoslowakei rollte und auch an einem kleinen Hotel im Dörfchen Brunn vorbeikam, in dem meine Mutter, mit mir im neunten Monat schwanger, während ihres Urlaubs wohnte. Motoren dröhnten, und Panzerketten klirrten aufs Pflaster. In Panik durchstieß ich die Fruchtblase, trieb durch den Geburtskanal und landete auf einem Wohnzimmer-tisch. Es war Nacht, es war Hölle, Panzer rollten, und ich war da: Die Luft stank und zitterte böse, und die Welt, auf die ich kam, war eine politische Welt.

Mr. Kitzelstein, wie Sie sehen, habe ich, meiner historischen Verantwortung voll bewußt, bereits damit begonnen, die Geschichte meines Lebens aufzuschreiben, auch wenn ich gestehen muß, daß ich in zwei Jahren nicht über den ersten Absatz hinausgekommen bin. Mir schwebte eine Autobiographie vor, in der ich mir voller Ehrfurcht begegne und die auch sonst so à la europäischer Zeitzeuge angelegt ist – und die mich sowohl für den Literatur- als auch den Friedensnobelpreis ins Gespräch bringt (um Sie gleich mit einer meiner hervorstechenden Eigenschaften, meinem Größenwahn, vertraut zu machen). Wer weiß, wie lange ich noch an meiner Autobiographie gesessen hätte, wenn Sie nicht angerufen und mich für Ihre New York Times um ein Interview gebeten hätten. Wie ich das mit der Berliner Mauer hingekriegt habe. Das ist eine lange Geschichte. Lassen Sie mich zuerst ein paar Mißverständnisse klären.

Ich habe gehofft, mein Anteil an den Geschehnissen jener Nacht bliebe noch eine Weile unerkannt – aber da habe ich die Beharrlichkeit des amerikanischen investigativen Journalismus einfach unterschätzt. Als die Mauer plötzlich nicht mehr stand, rieb sich Volk die Augen und mußte schließlich glauben, es hätte selbst die Mauer abgerissen. Mir war schon klar, daß diese *Das-Volk-sprengt-die-Mauer*-Legende nicht mehr lange halten wird. Irgendwo muß es ja abgeblieben sein, das Volk, das Mauern sprengen konnte – aber wo? Die illusionsloseren Betrachter kommen nun zu dem Schluß, daß es kein mauersprengendes Volk gegeben hat. Aber wer war's dann? An dieser Stelle erinnert man sich an Schabowski und seine Pressekonferenz, und das Märchen, er habe die Maueröffnung verkündet, kam mir sehr gelegen, denn es verhinderte Nachforschungen in meine Richtung, so daß ich, die mir zustehenden Nobelpreise fest im Auge, ungestört an meiner Biographie arbeiten konnte. Außerdem wußte ich immer, daß ich, wenn ich mich outen würde, mit dieser Pressekonferenz-Legende relativ einfach fertig werden könnte. Man muß sich nämlich nur genau anhören, was Schabowski damals sagte: Er hat, als er sich den Journalistenfragen stellte und auf die Fluchtwelle angesprochen wurde, den Flüchtlingen ab sofort die direkte Ausreise in die Bundesrepublik zugesichert, wahrscheinlich, weil er es leid war, daß sich die Welt an Fernsehbildern von kilometerlangen Autoschlangen an der tschechisch-westdeutschen Grenze ergötzen konnte. Um mehr als eine unspektakulärere Fluchtwelle ging es ihm nicht. Zugegeben, eine Stunde später unterbrachen die Abgeordneten des Deutschen Bundestages ihre Debatte zum Vereinsförderungsgesetz, standen auf und sangen das Deutschlandlied. An der Mauer jedoch war bis dahin noch nichts passiert, und es passierte auch weiterhin nichts, außer daß sich viele Begierige versammelten und abwarteten. Und dann kam ich. Sie sagten am Telefon, daß Sie durch die Analyse von Videomaterial auf mich gestoßen wären. Was soll ich da noch leugnen.

Ja, es ist wahr. Ich war's. Ich habe die Berliner Mauer umgeschmissen. Aber wenn es nur das wäre – die Rezensionen der Historiker und Publizisten jedenfalls lesen sich so: »Ende der deutschen Teilung«, »Ende der europäischen Nachkriegsordnung«, »Ende des kurzen 20. Jahrhunderts«, »Ende der Moderne«, »Ende des Kalten Krieges«, »Ende der Ideologien« und »Das Ende der Geschichte«. Wie das tapfere Schneiderlein: Sieben auf einen Streich. Ich werde Ihnen erzählen, wie es dazu kam. Die Welt hat ein Recht auf meine Geschichte, zumal sie einen Sinn ergibt.

Die Geschichte des Mauerfalls ist die Geschichte meines Pinsels, aber wie läßt sich dieser Ansatz in einem Buch unterbringen, das als eine nobelpreiswürdige Kreuzung von *David Copperfield* und *Ein Zeitalter wird besichtigt* konzipiert ist? Ich habe zwei Jahre ohne Ergebnis an einer Lösung getüftelt – und jetzt spüren Sie mich auf. Sie verstehen, daß Sie mir mein ganz ungelegen kommen? Wenn ich über meinen Schwanz schon nicht schreiben kann, werde ich eben darüber reden. Und das sind keine Pennälerprotzereien, sondern Mosaiksteine der historischen Wahrheit, und wenn Sie nicht wollen, daß noch Fragen offenbleiben, müssen Sie schon akzeptieren, daß meine Schilderungen ziemlich schwanzlastig geraten.

Daß ich ausgerechnet *Ihnen* die Geschichte meines Schwanzes erzähle, hat nicht nur mit Ihrer Spürnase zu tun, sondern vor allem mit Ihrer Visitenkarte. Wann bekommt man schon die Chance, sich einem Korrespondenten der New York Times anzuvertrauen! Zumal ich mich frage, wo Sie jemanden mit meinem Steckbrief – »Ende der Moderne«, »Ende der Geschichte« und so weiter –, wo Sie so jemanden präsentieren? Doch nur auf der Titelseite! Woanders geht's gar nicht! Was für eine Aussicht: Ich, Beendiger der Geschichte, auf der Titelseite der New York Times, dem Sprachrohr des liberalen Weltgewissens. (Um solche Formulierungen bin ich nie verlegen.) Womit mir meine zweite Titelseitenpräsenz bevorsteht, denn bereits als Neunjähriger kam ich auf die Titelseite der NBI, *Neue Berliner Illustrierte*, der auflagenstärksten Wochenillustrierten. Das war in der dritten Klasse, als wir einen neuen Schuldirektor bekamen. Sinnvolle Freizeitgestaltung war nach seinem Verständnis nur innerhalb von Arbeitsgemeinschaften denkbar, und weil die Beteiligung in Arbeitsgemeinschaften auch in die Statistik einging, peilte unser Direktor als Kampfziel an, daß hundert Prozent seiner Schüler in Arbeitsgemeinschaften mitmachen. Rein gefühlsmäßig neigte ich der *AG Segeln* zu, aber meine Mutter wollte nicht, daß ich irgendwo bin, wo man sich die Finger einklemmen kann oder – »Ich weiß doch, welche Zustände auf Segelbooten herrschen!« – Splitter einreißt. Daß *Holzsplitterverletzungen* zu Blutvergiftung, Amputation und Tod führen, war mir durchaus bewußt; immer das Schlimmste zu erwarten und sich gegenseitig auch tiefbesorgt darin einzuweihen war bei uns gang und gäbe. Wenn sie mir etwas Gutes tun wollte, dann war sie tiefbesorgt. Mein Vater, autoritär und rechtschaffen, interessierte sich nicht für Nebensächlichkeiten; er sprach fast nie mit mir, und wenn, nur das Nötigste. »Steck dein Hemd rein!« oder »Sei still!« oder »Komm jetzt!«. Ansonsten war er der Mann, der abends in Trainingshosen vor dem Fernseher saß, die Füße in einer Schüssel Kaltwasser.

»Mach, was du willst, aber zum Segeln gehst du nicht!« Also kein Segeln, dafür *AG Junge Naturforscher*. Es war Sitte, diese lästigen Arbeitsgemeinschaften immer an die jüngsten Fachlehrer abzuwälzen, und so wurde unsere Arbeitsgemeinschaft durch einen Physiklehrer betreut – der Mann hieß Küfer und hatte mit seinen siebenundzwanzig Jahren »vom vielen Denken«, wie er sagte, eine beträchtliche Glatze. Ich hatte keine Ahnung, was Physik ist. Ich dachte, junge Naturforscher werden Schildkröten füttern oder so was. Herr Küfer konnte mit uns nicht viel anfangen und ließ Unterrichtsfilme über die Welt-

wirtschaftskrise und den Spanischen Bürgerkrieg rückwärts durch den Projektor laufen. Es waren unvergeßliche Bilder, zum Beispiel, als ein Schutthaufen plötzlich zu stauben begann und sich in ein Haus verzauberte oder als Flugzeuge wie mit einem Magneten Bomben einsammelten, die ihnen von unten entgegentrudelten ... (Als Küfer ein paar Jahre später geschaßt wurde, hieß es unter anderem, er hätte durch rückwärtslaufende Kriegsfilme pazifistische Illusionen geweckt.) Dann sah ich im Fernsehen eine Sendung, in der es um meterhohe Betonmauern ging, die an lärmbelasteten Straßen als Schallbrecher dienten. Da in jener Sendung zweimal das Wort »physikalisch« fiel, fragte ich Herrn Küfer, wie so ein Schallbrecher funktioniert. Herr Küfer griff meine Anregung dankbar auf und vertiefte sich in die Theorie der Akustik. Nach ein paar Wochen hatte die AG Junge Naturforscher einen »Experimentierbaukasten Akustik« entwickelt, den wir zur Eröffnung der »Messe der Meister von morgen« präsentierten. Dabei blieb es nicht – wir wurden zur Kreismesse delegiert und dort für die Bezirksmesse nominiert. Und ich sollte als Standbetreuer eingesetzt werden! Ein Schüler der 3. Klasse als Experte für akustische Experimente! Was würde mein Vater dazu sagen? Ein Vater, der so wenig an mich glaubte, daß er sich nicht mal der Anstrengung unterzog, einen vernichtenden Satz wie »Ach, aus dem Jungen wird doch nichts!« zu Ende zu bringen; er winkte nach den Worten »Ach, aus dem Jungen ...« immer nur resignierend ab. Er sagte nicht mal meinen Namen! Niemals habe ich aus seinem Munde meinen Namen gehört! Ich habe zwar einen Vornamen, der jenseits der Grenze des Zumutbaren liegt – ich heiße *Klaus* (putzig, nicht wahr? reimt sich auf *Maus* und *Haus*), aber daß er meinen Namen völlig ignorierte, kränkt mich irgendwie. Nun wollte ich ihn in seinem Büro besuchen, damit er mich geläutert seinen Kollegen vorstellen kann, mit Worten wie: »Das ist mein Sohn, und er ist gekommen, um mir zu berichten, daß er als Massestandbetreuer eingesetzt wird, in einer wissenschaftlichen Angelegenheit, von der ich leider, leider nichts verstehe ...«

Ich war nie bei meinem Vater im Büro gewesen – er arbeitete im *Ministerium für Außenhandel* –, aber der Stadtplan sagte mir, wo das Ministerium lag; ich mußte zwanzig Minuten mit der U-Bahn fahren. Ich kam bis zum Pfortner, der in mehreren Verzeichnissen nach der Zimmernummer meines Vaters suchte. Mein Vorname ist sicher ein Ärgernis, aber eine wahre Katastrophe spielt sich im Nachnamen ab: Immer buchstabierbedürftig und garantiert unaussprechlich, zumindest auf Anhieb; ich habe damit schon Wetten gewonnen. *Uhltscht*. Vom Pfortner des Außenhandelsministeriums blieb mir die feuchte Aussprache in Erinnerung; jedesmal, wenn er *Uhltscht* sagte, wurde die Trennscheibe besprenkelt. »Einen Uhltscht haben wir hier nicht.« Damit begann er, und dabei blieb er. Er hatte den Namen nie gehört und konnte ihn nirgendwo finden. Ich fuhr ratlos nach Hause, und als ich meinen Vater zum Feierabend fragte, *wo* er denn arbeitet, murmelte er was von *Außenstelle*. Ich ging betroffen, um nicht zu sagen geschockt, in mein Zimmer. Natürlich! Außenstelle! Endlich ein handfester Anhaltspunkt zur ewigschlechten Laune meines Vaters: Abgeschoben auf einen Außenposten, blieb ihm die große, strahlende Karriere versagt! Mein Vater, ein Außenseiter einer Außenstelle beim Außenhandel, im Inneren seines Herzens einsam wie ein Leuchtturmwärter, zerfressen von Enttäuschung ob der Schlechtigkeit der Menschen, die ihn eiskalt auf einen Außenposten verbannten. Natürlich, mein Vater ist der größte Kotzbrocken, dem ich je begegnet bin, aber das ist noch lange kein Grund, schlecht über ihn zu denken! – »So, und wer hat hier den Vorhang wieder mal nicht zugezogen?« Derjenige kann nur ich gewesen sein, aber was für einen Vorhang meinte er? Ich kam aus meinem Zimmer. Da stand er mit seinem ultimativen Gesichtsausdruck und zeigte pathetisch aufs Schuhregal, dessen Vorhang nicht zu-

gezogen war. Nun gut, er kam von der Außenstelle nach Hause, jetzt, wo ich es wußte, sah ich ihn mit ganz anderen Augen. Ich zog den Vorhang zu, er stieg aus seinen Schuhen, zog den Vorhang wieder auf, stellte die Schuhe ins Regal, zog den Vorhang zu und sah mich höhnisch an: *So einfach ist das!* Und als ich ihm jetzt endlich sagte, daß die Versuchsanordnung der AG Junge Naturforscher zur Bezirksmesse delegiert wurde, als ich ihm endlich *stolz* erzählte, daß ich als Standbetreuer eingesetzt werde, ich, ein Neunjähriger, wissen Sie, was er dazu sagte? Er schnippte mit dem Finger an die Knopfleiste meines Hemdes und sagte: »Bis dahin wirst du hoffentlich gelernt haben, wie man sich ordentlich anzieht.«

Vergessen Sie's. Die Messe sollte mit einem Rundgang »wichtiger Repräsentanten« eröffnet werden. Laut Protokoll würde es auch eine Visite an meinem Stand geben. Mein Schuldirektor und ein paar Leute, die ich nicht kannte, präparierten mich für diese Augenblicke und redeten pausenlos von Ehre und Bedeutung. Sie können sicher sein, daß mein Hemd richtig geknöpft war. Vom eigentlichen Ereignis weiß ich nur noch, daß ein paar dicke schwitzende Männer an meinen Stand kamen – was mich sehr verwirrte, weil mir RepräsenTanten angekündigt wurden und ich daher mit Frauen rechnete. Meine auswendig gelernte Präsentation wäre mißtrauischer ausgefallen als geplant, aber einer der Männer, vermutlich der wichtigste, ließ mich nicht zum Zuge kommen und machte einen Witz – den ich nicht verstand und nur als *Witz* erkennen konnte, weil die anderen Männer im Troß um das anbiederndste Lachen konkurrierten. Zwei Fotografen gingen in Stellung, der Witzchenerzähler klopfte mir auf die Schulter und resümierte: »Dann man weiter so.« Der ganze Auftritt dauerte höchstens zwei Minuten, und als sie gegangen waren, grübelte ich, wieso diese Männer RepräsenTanten genannt werden.

Am nächsten Tag war ich in der *Berliner Zeitung*. Meine Mutter kaufte gleich dreißig Exemplare und schickte mich nach weiteren zehn. Wenige Tage später war ich sogar auf der Titelseite der NBI: Ich, als Neunjähriger, auf der Titelseite der auflagenstärksten Illustrierten, neben einem der mächtigsten Männer des Landes! Das Telefon hörte nicht auf zu klingeln: Und der Klaus, Ja, der Klaus, Sag mal, der Klaus, Also, der Klaus, Ist das wahr, der Klaus ... Mein eifriger Direktor setzte einen Auszeichnungsappell an. Man sah mir hinterher. Man raunte sich zu: »Das ist er.« Solange ich an diese Schule ging, hing die NBI-Titelseite gerahmt im Foyer. Als die Pionierzeitung »Trommel« nachzog und einen ganzseitigen Artikel über mich brachte, war meine Mutter schon so abgestumpft, daß sie nur noch acht »Trommel« kaufte.

Ich könnte Scheiße heulen, aber es war so: Mein heißester Wunsch ging in Erfüllung. Ich war kein Versager – das Titelbild war der Beweis! Als *Junger Naturforscher* und Meister von morgen auf der Titelseite der auflagenstärksten Illustrierten. Die werden doch wissen, warum sie ausgerechnet mich auf die Titelseite bringen. Bin ich der verheißungsvollste Meister von morgen, bin ich ein Nobelpreisträger auf der Warteliste? Auf dieser Wolke schwebte ich durch den Alltag. Der zukünftige Nobelpreisträger ist artig, der zukünftige Nobelpreisträger zieht gelassen den Vorhang vom Schuhregal zu, der zukünftige Nobelpreisträger hört, wenn man ihm was sagt. Was soll mir schon passieren? Früher oder später würden sie Straßen nach mir benennen. Ich begann Tagebücher zu führen. Obwohl ich mich in meinen Tagebüchern eher an die Nachwelt wandte, hatte ich im Alltag auch immer ein paar Worte für meine Mitmenschen übrig, was ich mir hoch anrechnete.

Und meine Mutter! Endlich konnte ich ihr in die Augen sehen! Nein, es war nicht umsonst, daß sie acht Jahre ihrer beruflichen Entwicklung meiner Erziehung geopfert hatte. Sie hatte nicht nur einen gewöhnlichen artigen, fleißigen, sauberen, klugen und

somit ganz vorzeigbaren Jungen – sie hatte einen zukünftigen Nobelpreisträger herangezogen. Das Ergebnis von acht anstrengenden Jahren, in denen ich beharrlich dazu gehalten wurde, immer »im ganzen Satz« zu antworten – andernfalls wurde ignoriert, was ich sagte –, acht Jahre, in denen sie mit mir nur didaktisch wertvolle Spiele wie *Merk fix!* und *Mühle* und *master mind* und nur ausnahmsweise *Mikado* spielte – dafür aber niemals *Mensch ärgere dich nicht*, *Schwarzer Peter* oder – Gipfel des Stumpfsinns – *Krieg und Frieden*.

Dank der Titelseite wurde ich auch mein eigener Schlagzeilenerfinder. Meistens suchte ich nach der passenden Schlagzeile für meine augenblickliche Verrichtung. Wenn ich mit meinem Kumpel Bertram einen netten Nachmittag verbrachte, erwartete ich am nächsten Tag auf Seite 2 im *Neuen Deutschland* »Freundschaftliche Begegnung zwischen Klaus und Bertram«. Wenn ich fingerschnippend darauf wartete, vom Lehrer rangenommen zu werden: »Wissenschaftlicher Nachwuchs meldet sich zu Wort«.

Es ging jahrelang so weiter – bis ich mit einem Originalexemplar der BILD-Zeitung konfrontiert wurde. Ganz unvorbereitet traf es mich nicht; hln und wieder hatte ich schon Faksimiles der BILD-Titelseite gesehen, und eine Lehrerin benutzte des öfteren den Ausdruck *westliche Gazetten*. Aus dem Zusammenhang erschloß ich, daß es sich bei *Gazetten* um so eine Art Zeitung handeln muß. Ich durfte also etwas Besonderes erwarten, etwas, das wie eine Zeitung aussieht, aber eine heimtückische Gazette ist. Und dann die Schlagzeile, aber ehe ich die unvergeßliche Schlagzeile verrate, möchte ich die Präsentation würdigen: So dicke Lettern! Buchstaben, wie aus einem Felsblock gehauen! Der Begriff *Blockbuchstaben* bekam plötzlich so etwas Bildhaftes! Wenn der Titel doch nur *WELT-UNTERGANG!* gewesen wäre, aber er lautete – was noch schlimmer war – *SEX-SKANDAL BEI DER POLIZEI! Schrecklich!* Daß die Polizei, die Hüterin des Gesetzes, Beschützerin der unbescholtenen Bürger, die Tag und Nacht für Ruhe und Ordnung sorgt, so an den Pranger gestellt wird! Haben denn die westlichen Gazetten überhaupt keine Hemmungen? Wieso hetzen die gegen die Polizei? Die Polizei bekämpft die Verbrecher! Wer die Polizei beleidigt, steht auf der Seite der Verbrecher! Oder sehen Sie das anders? Und wieso Denunziantentums, meiner Impotenz, meiner abnormen Wicksphantasien, meines Größenwahns und meiner bestürzenden Ahnungslosigkeit. Wahrlich keine Erfolgsstory. Aber ich bin fast schon wieder froh darüber, daß ich bei der Stasi war. Ich kann mir die entsprechenden Fragen stellen. Ich habe die Chance, zum Kern meiner Erbärmlichkeit vorzustoßen. Ich brauche gar nicht erst anzufangen mit diesen erbärmlichen Ausreden, »Ich habe niemandem geschadet ...«, »Aber andererseits konnte ich dadurch ...«, »Ich habe schon damals ...«. Eine völlig verzerrte Diskussion, und keiner merkt es! Wie konnte diese Gesellschaft Jahrzehnte existieren, wenn alle unzufrieden gewesen sein wollen? Mr. Kitzelstein, nehmen Sie meine Frage ernst, es ist keine rhetorische Frage! Alle waren dagegen, und trotzdem waren sie integriert, haben mitgemacht, kleinmütig, verblendet oder einfach nur dumm. Ich will das genau wissen, denn ich glaube, daß sich *alle* modernen Gesellschaften in diesem Dilemma bewegen.

Solange sich Millionen Versager ihrem Versagen nicht stellen, werden sie Versager bleiben. Das könnte mir ja egal sein, aber wie soll sich *mein* Leben, das voller Angst und Unterwerfung war – Oder wie würden Sie das nennen? Haben Sie eine Idee? Nur zu! –, ändern, wenn niemand über Angst und Unterwerfung reden will? *Was* ich Ihnen erzählt habe, hat sich ja alles so zugetragen, aber *wie* ich es Ihnen erzählt habe ... Schwer zu sagen; es macht mich nur noch hilfloser und ich *weiß*, daß wir Ostdeutschen uns und der Welt noch eine Debatte schuldig sind. Was ich Ihnen erzählt habe und Ihre Zeitung bringen wird, ist nie und nimmer der Auftakt, aber es verweist auf die Notwendigkeit eines

Anfangs der Debatte. Ich hätte Ihnen meine Geschichte gern so bedrückend erzählt, wie sie ist. Aber wenn sich alle nur rechtfertigen, fallen auch mir nur Rechtfertigungen ein – da nutzt aller Wille zur Offenheit nichts! Alles, was mit den Worten anfängt »Ich habe schon damals ...« – da können Sie gleich weghören. Bei »Ich will nie wieder ...« wird's schon interessanter. Aber das packen sie nicht. Alle haben schon damals. Und deshalb muß sich auch niemand ändern. »Es ist doch dasselbe wie früher!« maulen sie. »Schlimmer!« Nein, sie sind dieselben wie früher, und sie begreifen's nicht mal. Sie glauben, weil sie einmal eine Mauer umgeschmissen haben, wären sie geheiligt bis in alle Ewigkeit. Und deshalb mache ich jetzt Schluß mit dem faulen Zauber. Ich sage Ihnen, wie es wirklich war, in der Nacht an jenem 9. November.

Ein Mann ging hinaus in die Nacht, ein Mann mit seinem Schwanz. (Ich rede von mir, wie Sie sich denken können.) Ich hatte ein Glied, das diese Bezeichnung verdiente. Nix mehr mit Kleiner Trompete. Das Gewicht meiner Eier gab mir beim Gehen ein neues Gefühl. Ich lief nicht mehr verunsichert umher, als tänzelte ich über eine heiße Herdplatte. Ich fühlte mich, meine Eier und den Boden unter den Füßen. Wow! Die heilige Dreieinigkeit! Von nun an nur noch so und niemals anders. Mir war danach zumute, Bogi anzurufen und mit ihm ein paar männlich-verknurrte Sätze zu wechseln, nur leider war er erstens tot (zu tot, um ans Telefon zu gehen, würde Raymond Chandler sagen), und zweitens hatte ich seine Telefonnummer nicht.

Als ich aus dem Krankenhaus entwichte, wollte ich zunächst zur Würstfrau fahren. Sie hatte mich wegen meiner Kleinen Trompete ausgelacht – weshalb ich mit ihr eine offene Rechnung hatte. Ich wußte selbst nicht genau, was ich bei ihr wollte, aber mir würde schon das Richtige einfallen, mit so einem Schwanz in der Hose kann nichts schiefgehen ...

Ich kam nie bei ihr an. Sie wohnte in der Isländischen Straße, einer Seitenstraße der Bornholmer Straße, genau, der Bornholmer Straße, an deren Ende der Grenzübergang war. Davor drängelten sich sogenannte *Volksmassen*, die aus mir damals unverständlichen Gründen darauf hofften, die Himmelspforte werde gleich geöffnet, auf das sie in den Westen strömen dürfen. Es waren Tausende, und sie standen ein paar Grenzsoldaten gegenüber, die das Gittertor bewachten und nur einen Spalt öffneten, wenn ein Westmensch kam und seinen Paß zückte. Dann begannen die Volksmassen zu schieben, allerdings nur symbolisch, aber was will man erwarten von einem Volk, das sich in seinen Revolutionsreden hoch anrechnen läßt, daß es seine Proteste behördlich genehmigen ließ. Man will sich doch in nichts reinziehen lassen. Die Grenzer hatten trotzdem ihre liebe Not, das Tor wieder zu schließen, aber sie schafften es. (Sie schafften es, weil sie es schaffen sollten.) Sie stemmten sich mit ganzer Kraft gegen das Tor, verriegelten es, und das Volk drückte sich weiterhin die Nase platt.

Die Volksmassen waren, was ich nicht wußte, durch eine undurchsichtige Formulierung auf der Pressekonferenz von Günter Schabowski aufgeschreckt: Wer ausreisen will, wollte Schabowski sagen, muß nicht mehr den Umweg über die tschechisch-westdeutsche Grenze nehmen, sondern könne gleich über die deutsch-deutsche Grenze ausreisen – doch wie es sich für einen Parteifunktionär gehört, drückte er diesen einfachen Sachverhalt so umständlich aus, daß es alles mögliche heißen konnte, worauf Minuten später im Bundestag aufgeregt die Sitzung unterbrochen wurde, »Wie wir soeben erfahren haben ...«, sich ein Häuflein Parlamentarier erhob, spontan das Deutschlandlied anstimmte und die Grenze für geöffnet hielt. So sah es auch die *Tagesschau*, worauf sich Zehntausen-

de Berliner auf die Beine machten, um an den Grenzübergängen enttäuscht festzustellen, daß sie sich falschen Hoffnungen hingaben. Aber, wie die Zeiten damals waren – alles schien möglich, und so blieben sie stehen, warteten und riefen *Wir sind das Volk!* Und so trafen wir uns: Sie wollten *einfach so* in den Westen, und ich war mit meinem großen Schwanz unterwegs zur Wurstfrau.

Mr. Kitzelstein, es war ein Bild des Jammers. Da standen die Tausenden ein paar Dutzend Grenzsoldaten gegenüber und trauten sich nicht. Sie riefen *Wir sind das Volk!*, den wichtigsten Ruf der letzten Wochen – und irgendwie traf das ins Schwarze. So artig und gehemmt wie sie dastanden, wie sie von einem Bein aufs andere traten und darauf hofften, sie dürften mal – kein Zweifel, sie waren wirklich das Volk. So kannte ich sie, so brav und häschenhaft und auf Verlierer programmiert, und irgendwie hatte ich Mitleid mit ihnen, denn ich war einer von ihnen. Ich *war* einer von ihnen. Ein Volk, das sich von einer LKW-Pritsche herab die Befreiung der Sprache als revolutionäre Errungenschaft preisen läßt, ein Volk, das mit dem Hinweis aufgemuntert wird, daß es mit behördlicher Genehmigung protestiert, ein Volk, das ratlos vor ein paar Grenzsoldaten stehenbleibt, ein solches Volk hat einen zu kleinen Pimmel – in diesen Dingen kenne ich mich aus. Wenn es Panzer wären, von denen sie sich schrecken ließen! Nein, es waren zehn, zwölf Grenzsoldaten, die bleich und schlotternd ihre Pflicht taten, indem sie sich gegen das Tor stemmten und ansonsten die Schreihälse und Aufwiegler der vordersten Reihe unterbeleidigten »Keine Gewalt!«-Rufen des wartenden Publikums herausgriffen und abführten. Ein seltsames Ritual. Was fehlte, war der Ausbruch des gerechten Volkszorns.

Na, wenschon. Vor ein paar Tagen, als ich fällig war und nach meinem Mörder suchte, ging es auch ohne Volkszorn ab. Statt dessen präsentierte sich die Mutter aller Mütter, Doppelgängerin einer Eislauftrainerin, las aus dem Lexikon vor und verteilte Lutscher à la *Das ist literarisches Volksvermögen!* – und das Volk war selig. Das paßt wie Schloß und Schlüssel: Sie war *die* Autorin für ein Publikum, das es nicht fertigbringt, ein Dutzend Grenzsoldaten wegzuschleiben. Aber ehe dieses Publikum, was zu befürchten war, auch heute wieder nach Hause gehen und noch in fünfzig Jahren mit romantisch verklärten Augen ihren Enkeln erzählen würde, daß sie damals, am 9. November 1989, beinahe im Westen gewesen wären, »sogar die Grenzer hatten weiche Knie, so viele waren wir«, ehe es dazu kommt, wollte *ich* mich kümmern, ich, der Erlöser mit dem großen Schwanz, und als das Tor wieder einen Spalt geöffnet war, sah ich den Grenzern fest in die Augen, und als sie sich gegen das Tor stemmten, um das symbolisch schiebende Volk zurückzudrängen, schrie ich so laut ich konnte: »*Na los! Ihr müßt mehr drücken, verdammt noch mal! Volle Pulle! Ihr schafft es! Ich weiß, ihr könnt es schaffen!*«

Das Volk hörte den Ruf »Ihr schafft es!«. Und es dachte, wenn *einer von uns* in der ersten Reihe, Auge in Auge mit den Grenzern, todesmutig einen Schlachtruf riskiert, dann sollten wir demjenigen unsere Unterstützung nicht versagen. Was ruft der – *Volle Pulle schieben?* Warum eigentlich nicht? Aber sie schoben trotzdem nur symbolisch, so daß die Grenzer das Tor mehr und mehr schließen konnten, obwohl sie – und hier werde ich Ihnen ein weiteres streng gehütetes deutsches Geheimnis aus jener Nacht anvertrauen –, obwohl sie das Tor gar nicht mehr schließen wollten. Als ich das Volk aufrief, und, um mich abzusichern, die Grenzer dabei in aller Unschuld anschaute, als ob ich sie meinte, winkte der Befehlshaber der Torwache nur resigniert ab. Er erwartete ein Anschwellen des Drucks und verzichtete auf ein letztes Aufbäumen. Mr. Kitzelstein, niemand wollte die Mauer in diesem Moment noch haben. Sogar die Grenzer waren es leid, sie zu bewachen. Auch sie waren froh, daß endlich einer kam, der das Ding wegputzen wollte.

Schließlich griff noch ein Typ Mensch ins Geschehen ein, der sich in Momenten wie diesen immer findet: Der besonnene Rebell, der mit den Worten »Ich möchte mal den Verantwortlichen sprechen!« auf den Plan trat. Er war ungefähr dreißig und wirkte moderationserprobt, geschult in zahllosen basisdemokratischen Diskussionen. Auch er wurde aufgespürt, allerdings lange vor mir; sein Name ist Aram Radomski. »Es muß doch einen Verantwortlichen geben!« rief er. Und, ans Volk gewandt: »Das kann doch nicht sein, daß es keinen Verantwortlichen gibt!« Das Volk war gespannt, wie das mit dem Verantwortlichen wohl weitergehen würde, und wartete. Schließlich fand sich einer, der als der Verantwortliche gelten wollte. »Sind Sie der Verantwortliche?« fragte Radomski. Und als er anfang, den Verantwortlichen davon zu überzeugen, daß der jetzt das Tor aufmachen müsse, hatte ich eine Idee, eine Art Eingebung ... Vielleicht waren auch diese Grenzer Söhne von Müttern, die mit *Hastewiederdranrumgespielt* in Schach gehalten wurden – wie soll ich sagen, es war eben eine *Eingebung*. Ich öffnete langsam den Mantel, dann den Gürtel und schließlich die Hosen und sah den Grenzern fest in die Augen. Seitdem ich »Ihr schafft es! Na los! Volle Pulle schieben!« gerufen hatte, wurde ich mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt; um genau zu sein, sie ließen mich nicht aus dem Auge. Um so besser. Mit einem Grinsen zog ich meine Unterhose herunter – daß Grinsen dazugehört, wußte ich seit diesem Exhibitionisten, der mir mal in der S-Bahn begegnet war. Und während Aram Radomski mit klaren und engagierten Worten auf den Verantwortlichen einredete, ohne zu bemerken, was ich neben ihm tat, starrten die Grenzer wie gebannt auf das, was ich ihnen zeigte. Als alle Grenzer wie gelähmt am Tor standen, wandte ich mich an den Verantwortlichen, worauf seine Widerrede abrupt endete. »Dann können Sie uns doch rüberlassen!« sagte der immer noch ahnungslose Aram Radomski, und der Verantwortliche fand keine Kraft zum Widerspruch. Er war auch nicht mehr in der Lage, sich auf eine Vorschrift zu berufen. Er starrte mich nur an, mit Augen, die immer größer wurden. Es passierte so viel in diesen Tagen, was einfach nicht zu glauben war, und ich war mir sicher, daß ihm und den übrigen Grenzern *das* den Rest geben würde. So was hatten sie noch nie gesehen! So was hätten sie nie für möglich gehalten! Was sich ihnen darbot, war so unglaublich, daß sie mit niemandem darüber sprechen konnten, weil ihnen niemand glauben wird. Ich ließ mir Zeit, viel Zeit, ich sah nacheinander allen in die Augen, und schließlich entriegelte einer von ihnen wie hypnotisiert das Tor. Ehe sie es sich wieder anders überlegten – Radomski hörte gar nicht mehr auf zu argumentieren, *vernünftig* zu reden –, hatte ich die Gitterstäbe gepackt und das Tor aufgestoßen. »So«, schrie ich, laut genug, daß mich das hinter mir versammelte Volk hören konnte, dem ich mich aber nicht mit dem Gesicht zuwenden wollte, solange ich meine Hosen nicht wieder geschlossen hatte, »loslaufen müßt ihr selber!«.

Aber wie miesepetrig ich auch bilanziere – der Weg war frei für einen der glücklichsten Augenblicke deutscher Geschichte; seltene Momente *unschuldigen* Glücks, Sie kennen die Bilder: Sektparties am Brandenburger Tor, Ritt auf der Mauerkrone, Happenings mit Hammer und Meißel. Alle freuten sich, und keiner hatte begriffen, was wirklich passiert war: Die, die hinten standen, oder die, die später kamen, waren davon überzeugt, daß sie das Tor aufgedrückt hätten, wenn sie nur vorn gestanden hätten, und die, die vorn standen, waren der Meinung, sie hätten es aufgedrückt, denn immerhin ist es ja wirklich aufgegangen – und wenn ich bereits damals behauptet hätte, daß ich es allein war, hätte mir niemand geglaubt. Wir wurden doch nicht von *Pappsoldaten* bewacht. Erst der Gang der Zeit, die weiteren Ereignisse in Deutschland, machen meine Version vom Mauerfall rundum plausibel: Sehen Sie sich die Ostdeutschen an, vor und nach dem Fall der Mau-

er. Vorher passiv, nachher passiv – wie sollen die je die Mauer umgeschmissen haben? Egal, damals dachte ich, das Erlebnis von Freiheit, von Würde und Selbstbehauptung könnte anstecken und einen ununterdrückbaren Nachhall bewirken, und mir war es auch recht, daß sie glaubten, sie hätten die Mauer umgeschmissen. Sollen sie an eine Kraft glauben, die sie nie hatten – so wie sie Angst hatten vor einer Macht, die es nie gab! Ja, Mr. Kitzelstein, auch ich freute mich in dieser Nacht! Ich war halb verrückt vor Glück, und ausgerechnet in einem dieser Augenblicke pflanzte sich ein Kamerateam vor meiner Nase auf und hielt mir ein Mikrofon hin! *Jede revolutionäre Bewegung befreit auch die Sprache*, also hören Sie genau hin, was ich, der alte Bastler von Aforismen und zitierfähigen Äußerungen, den internationalen Medien gegenüber zu lallen habe – an Sprechen war nicht mehr zu denken, ich hatte die Kontrolle über meinen *Ar-ti-ku-la-tions-apparat* verloren, macht nichts, es reichte trotzdem zum »Wort des Jahres 1989«: *Waaahnsinn!* Jawohl! Ich war's! Auf der Bornholmer Brücke am 9. November 1989, ein Vierteljahr später hatte ich es amtlich von der *Deutschen Sprachgemeinschaft* in Darmstadt. Weg, weg, weg mit all diese angestregten, disziplinierten, dozierten Sätzen der Mutter aller Mütter, ab jetzt wird nur noch gelallt ... In dieser Nacht glückte mir einfach alles! Schwanz gerettet, Kalten Krieg beendet, Wort des Jahres in Umlauf gebracht – und als ich die Wurstfrau im Gewühl entdeckte und zu ihr herüberbrüllte, *Eh, Wurstfrau! Jetzt ist er so groß wie 'n Nudelholz!* war das, obwohl sie mich nicht hörte, nicht ganz vergeblich, denn ein Westberliner Fotograf überreichte mir mit den Worten »Wenn du dir ein paar Mark verdienen willst ...« seine Visitenkarte. Um nicht unverstanden zu bleiben, untermalte er sein Angebot mit Hüftbewegungen. So habe ich mir den Westen immer vorgestellt: Man ist kaum über den weißen Strich und wird schon in Pornos verwickelt. – Mein Triumphgefühl endete jäh, als aus einem der Trabis, die über die Brücke rollten, ein verschreckter Fahrer ein *Neues Deutschland* heraushielt, als Wegzoll für die Wilden, die mit ihren Händen auf sein Dach trommelten. Das *Neue Deutschland* war das machtvolle Zentralorgan der Partei, kein x-beliebiges Blättchen. Die Zeitung wurde unter Begeisterungsgeheul standrechtlich zerfetzt. Sechs, acht Leute balgten sich um eine Zeitung. Ein komischer Anblick, aber ein Westberliner in meiner Nähe kommentierte: »Der Lynchmob wütet.« Das war scherzhaft gemeint, aber die Vernichtung der Zeitung wurde so leidenschaftlich und inbrünstig betrieben, daß ich mich an alle Warnungen meiner Vorgesetzten erinnerte: Wie oft haben die uns gepredigt, daß der Gegner – *jeder Mensch ist ein potentieller Gegner* – nicht zimperlich ist und auch vor Mord nicht haltmacht. Noch Tage zuvor war das Volk per Revolutionsrede anstatt zum Mauerniederreißen zu »Und dazu noch Zeitung lesen« aufgefordert worden. *Zeitung lesen!* Und plötzlich werde ich Zeuge von Ausschreitungen gegen das Zentralorgan der Partei! Die Zeiten von »Keine Gewalt!« sind vorbei, *Gewalt gegen Sachen* ist nur der Auftakt, man kennt das! Was wird aus mir! Was wird aus *meinem* machtvollen Zentralorgan! Ich wollte nämlich wieder leben, ich hing wieder am Leben, und den Gedanken, den ich noch vor wenigen Tagen hatte, nämlich daß einer wie ich es verdient, an der Laterne aufgehängt zu werden, fand ich unreif und dumm. Ich wollte weg, ich hatte Angst, und als ich wieder eine Kamera vorm Gesicht hatte, stieß ich ein Wort aus, das aus den tiefsten Sümpfen meiner Seele kam: »Deutschland!«, halb geröchelt, halb geflüstert. – *Deutschland aus Angst*. Die Westdeutschen nahmen es natürlich wörtlich, allerdings, indem sie es um eine entscheidende Nuance entstellten: Sie taten so, als ob alle, die *Deutschland* sagten, *Bundesrepublik* meinten. Wie phantasielos! Was denen zu ihrer vermessenen, verströmten und flußbegradigten Republik noch fehlte, war das Gefühl, ein Leben zu führen, für das sie beneidet werden. Was ist denn dran an dieser Bundesrepublik, au-

ßer daß dort die besten BMW's der Welt gebaut werden? Nicht daß ich die Bundesrepublik für etwas Entsetzliches halte, aber so perfekt, daß einem dazu nichts Besseres einfallen könnte, ist sie auch nicht. Und wie konnte ich ahnen, daß sich plötzlich die ganze Nation der DDR aufgerufen fühlte, meinen verwirrten Ruf nach »Deutschland!« aufzugreifen. Sagen Sie jetzt nicht, daß *Deutschland* das einzig noch Unvorstellbare war – in einer Zeit, als die Menschen Gefallen daran fanden, daß täglich Unvorstellbares Wirklichkeit werde. Dann nämlich müssen Sie mir erklären, warum die Armee nicht abgeschafft wurde. Aber, Mr. Kitzelstein, wenn wir es so herum versuchen – *Die Sprache erinnert sich ihrer Gefühlswörter, eins davon ist: Deutschland* – kommen wir vielleicht weiter. Deutschland war mein Wort gegen die Angst vor dem, was ich angerichtet hatte, gegen die Angst vor den Folgen und davor, daß es aus war mit den geregelten Rechten und Pflichten. Daß nach der Befreiung die Freiheit kommt, war mir nicht in dieser Deutlichkeit bewußt. Ich war der erste, der mit tendenziöser Absicht Christa Wolfs Bücher fledderte, ich war der erste, der aus Angst nur noch *Deutschland* hervorbrachte – mein Gott, kennen Sie außer Leonardo da Vinci noch jemanden, der seiner Zeit mit solcher Penetranz voraus ist?

Doch wozu die Mülle, Ihnen Deutschland auszulegen – werfen Sie doch selbst einen Blick auf dieses Land! Wenn Sie wissen, daß die Einheit so zustande kam, werden Sie sich über den weiteren Gang der Dinge nicht wundern! Ich mache mir keine Illusionen: Mir, dem Paria, dem perversen Stasi, dem Kindesentführer und Beinahe-Vergewaltiger wird niemand glauben – na und! Wer meine Geschichte nicht glaubt, wird nicht verstehen, was mit Deutschland los ist! Ohne mich ergibt alles keinen Sinn! Denn ich bin das *Missing link* der jüngsten deutschen Geschichte!

War es das, was Sie wissen wollten?

Ingo Schulze

* 15. Dezember 1962 Dresden

Er lebt in Berlin. Er studierte Klassische Philologie und Germanistik in Jena. Nach dem Studium Tätigkeit als Schauspiel dramaturg am Landestheater und Zeitungsredakteur in Altenburg (Thüringen). Die ostdeutsche Provinz dient ihm in zahlreichen Werken als Schauplatz der Handlung. Markant ist für Schulzes Erzählen die Fokussierung auf die Analyse und Bilanzierung der gesellschaftlichen Entwicklungen in der Nachwendezeit. Seit 2006 ist er Mitglied der Akademie der Künste Berlin und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt, seit 2007 Mitglied der Sächsischen Akademie der Künste. Werke u.a.: *33 Augenblicke des Glücks* (1995), *Simple Storys* (1998), *Neue Leben* (2005), *Handy. Dreizehn Geschichten in alter Manier* (2007), *Adam und Evelyn* (2008), *Was wollen wir? Essays, Reden, Skizzen* (2009), *Orangen und Engel. Italienische Skizzen* (2010), *Augusto, der Richter. Eine Erzählung* (2010).

SIMPLE STORYS. ROMAN AUS DER OSTDEUTSCHEN PROVINZ

Kapitel 2

NEUES GELD

Conni Schubert erzählt eine alte Geschichte: Ein Mann kommt in die Stadt, macht Geschäfte, nimmt sich ein Mädchen und verschwindet. Blauäugigkeit und Voraussicht.

Harry Nelson kam im Mai 90, eine Woche nach meinem neunzehnten Geburtstag, aus Frankfurt nach Altenburg. Er suchte nach Häusern, vor allem aber nach Bauland an den Zufahrtsstraßen zur Stadt. Es ging um Tankstellen. Harry war mittelgroß, brünett und Nichtraucher. Er wohnte im einzigen Hotel, dem »Wenzel«, in der ersten Etage. Überall, wo er auftauchte, selbst beim Frühstück oder Abendbrot, sah man ihn mit seinem lederen Aktenkoffer, der zwei Zahlenschlösser hatte.

Ich arbeitete seit September 89 als Kellnerin im »Wenzel«. Etwas Besseres gab es im Kreis nicht. Ich hätte nach Leipzig fahren müssen oder nach Gera oder Karl-Marx-Stadt. Meine Chefin, Erika Pannert, ich kannte sie aus meiner Lehrzeit, sagte mal, daß sie früher genauso gewesen sei wie ich, genauso schlank und hübsch. Natürlich weiß ich, daß mein Mund ein bißchen zu klein ist. Und wenn ich schnell laufe, zittern mir bei jedem Schritt ganz leicht die Wangen.

Ich mochte Harry, vor allem die Art, wie er hereinkam, uns zunickte, sich setzte, die Beine übereinanderschlug und dabei seine Hose am Knie ein Stück nach oben zog, wie er Wein probierte und die Serviette auseinanderfaltete. Ich mochte sein Parfüm und daß er abends schon unrasiert aussah, daß er unsere Geldscheine verwechselte und daß er wußte, wie wir heißen, ohne auf das Namensschild starren zu müssen, das jede von uns trug. Doch am meisten liebte ich seinen Adamsapfel. Ich sah Harry zu, wenn er trank. Das passierte ganz automatisch, gegen meinen Willen. Auf dem Heimweg versuchte ich, mich möglichst genau an ihn zu erinnern.

Der »Wenzel« war ausgebucht, und wer übers Wochenende nach Hause fuhr, zahlte lieber weiter, als daß er sein Zimmer räumte. Für Harry stand abends ein Sechsertisch bereit, weil er immer Gäste hatte. Erika flüsterte mir ihre Namen zu, und bei manchen wedelte sie mit der Hand, als hätte sie sich verbrannt. »Die haben nie vergessen, was ihnen gehört«, sagte sie. Harry stellte nur Fragen. Waren die Leute erst einmal beim Erzählen, wurde es spät. Ich fand nichts dabei, lange zu arbeiten. Außerdem glaube ich noch heute, daß es einfacher ist zu kellnern, als morgens mit dem Aktenkoffer aus dem Haus zu müssen, um Verträge abzuschließen.

Außer Harry blieben nur wenige übers Wochenende. Ich erinnere mich an den dicken Czislá aus Köln, der mehrere Stände mit Kassetten und Schallplatten von Markt zu Markt ziehen ließ und seine Verkäufer in den »Wenzel« bestellte, junge Kerle aus der Gegend, die Ahnung von Musik hatten. Sie tranken und aßen oft hier, weil Czislá sie warten ließ, bis die Abrechnung stimmte. Erika kümmerte sich um Peter Schmuck von der Commerzbank, einen dünnen jungen Mann mit großen Händen und einem lautlosen Lachen, der so lange sitzen blieb, bis sie Zeit hatte und ihm zuhörte. Es war auch noch einer von der Allianz da, den wir Mister Wella nannten, und einer, der bei uns Schuhshine hieß. Die Woche über sprachen sie kaum miteinander. Nur sonntags, wenn man aus dem Frühstücksraum die Menschenschlange schräg gegenüber vor dem Bahnhof sehen konnte, die auf die »Bildzeitung« wartete – die Leute kauften oft gleich mehrere Exemplare –, witzelten sie darüber und rückten um einen Tisch zusammen.

Mitte Juni erschienen in der »Volkszeitung« und im »Wochenblatt« Fotos, die Harry und den neuen Bürgermeister beim Handschlag zeigten. Noch 1990 sollte eine Tankstelle gebaut werden, ich glaube, von BP.

Plötzlich hieß es, Herr Nelson reise ab. Dann hörte ich, er habe eine Wohnung und ziehe aus. Dann, Harry Nelson fahre für eine Woche weg, komme jedoch zurück. Ich wollte ihm ein Päckchen für unterwegs machen, fürchtete aber, die anderen könnten es merken oder er empfinde es als aufdringlich.

Ich nahm eine Woche Urlaub und schlief mich aus. Zu Hause sprachen meine Eltern viel von dem neuen Geld, das es ab nächsten Montag geben sollte. Mein Vater, der nach seinem mißglückten Assisitrip in die DSU eingetreten war, meinte, daß ich es goldrichtig mache: Den Japanern reichten schließlich auch fünf Tage Urlaub. Jetzt müsse man sich ins Zeug legen. Selbst meine Mutter sagte, daß sich nun die Spreu vom Weizen trenne, wir seien schon mittendrin. In der Badewanne überkam mich einmal die Vorstellung, ich küßte Harrys Adamsapfel. Am Montag, dem 2. Juli, begann meine Schicht mittags. Niemand saß im Restaurant. Mindestens drei, vier Wochen würde es dauern, meinte Erika, bis auch unsere Leute bereit wären, für ein Schnitzel Westgeld auszugeben.

Gegen eins kam ein dunkelhäutiges Paar, Pakistanis, wie Erika sie nannte, die mit Teppichen handelten. Beim Kassieren fühlte ich mich wie zu Beginn der Lehrzeit, als wir untereinander servieren geübt und mit Spielgeld bezahlt hatten. Harry erschien am Abend. Als er mit seinem Aktenkoffer das Restaurant betrat, sagte er: »Hal-loh!« und setzte sich ans Fenster, dahin, wo immer für ihn reserviert gewesen war. Endlich sah ich wieder seine kleinen Ohren, die breiten Fingernägel, den Adamsapfel. Harry trug ein kurzärmeliges Hemd, Leinenhosen und Sandalen ohne Socken. Erika sagte, daß Harry gekündigt habe, aber hierbleibe. »Einer wie der«, flüsterte sie, »braucht immer was Neues, immer weiter, weiter, weiter.«

Nachdem die Pakistani sämtliche Teppiche aus einem VW-Bus in ihr Zimmer im zweiten Stock getragen hatten, bestellten sie Suppe. Harry blätterte, während er aß, die Zeitungen der letzten Woche durch, und ich brachte ihm einen Schoppen Wein nach dem anderen.

Czislá, der ausgezogen war und nur noch ein paar Sachen abholte, setzte sich später zu ihm. »Na, auf dein Spezielles«, sagte er. »Auf daß der Laden läuft«, sagte Harry. Und Czislá erwiderte: »Auf uns!« Das hab ich behalten, obwohl es völlig belanglos war. Da die Hausbar montags nicht öffnete, brachen sie gegen zehn auf. Ich sah die beiden am Fenster vorbeigehen, Richtung Zentrum. Czislá hatte einen Arm um Harrys Schulter gelegt, gestikuliert mit dem anderen und blickte zu Boden. Ich blieb allein mit den Pakistani. Die Frau sprach leise zu dem Mann, der etwas in seinen Taschenrechner tippte und ihn dann zu ihr herumdrehte. Ich sagte, daß ich kassieren müsse. Sie bezahlten und verzogen sich.

Ich deckte den hinteren Teil des Saales für das Frühstück ein. Nachdem das erledigt war, setzte ich mich an den Tisch neben der Tür und faltete Servietten. Die Küchenleute machten Schluß. Bis auf das Radio an der Rezeption war es still.

Als ich kurz nach halb zwölf den Gitterrost am Eingang scheppern hörte, wußte ich, daß Harry zurückkommt. Ich brauchte nicht mal aufzuschauen. Er blieb hinter meinem Stuhl stehen und beugte sich langsam über meine Schulter. Ich drehte den Kopf und streifte dabei seine Wange. »Connie«, sagte er, und im selben Moment spürte ich seine Hände. Er berührte das Namensschild und tastete gleich nach meiner Brust.

»Nicht«, sagte ich. Harry preßte mich an die Lehne. Er küßte meinen Hals, meine Wangen und, als ich den Kopf zurücklegte, meinen Mund. Dann streckte er die Arme aus und griff nach meinen Knien. Ich drehte mich unter ihm schnell zur Seite und stand auf.

Er war um einiges größer als ich, tiefrotes Gesicht, das Haar verstrubbelt. Sein Blick ging hinab zu meinen weißen, halbhohen Stoffschuhen. Ich sah den Haarwirbel auf seinem Kopf. Harry hatte jetzt etwas Verwegenes, etwas, was ich bisher an ihm nicht bemerkt hatte.

»Komm«, sagte er, »drehn wir eine Runde.«

Ich hatte Angst, etwas falsch zu machen. Ich holte meine Strickjacke, verschloß das Restaurant und gab den Schlüssel an der Rezeption ab. Draußen schlang Harry den Arm

um meine Hüfte. Ich wollte gern außer Sichtweite sein, doch alle paar Schritte blieben wir stehen und küßten uns. Wir haben also einander gefunden, einfach so, ohne große Worte, dachte ich. An der Kreuzung, hinter der die Straße anstieg und es rechts zum Waggonbau ging, zog er mich auf das kleine Rasenstück. »Harry«, sagte ich und hoffte, das würde genügen. Seine Hände rutschten von meiner Hüfte zum Po, gingen tiefer zu den Beinen und kamen unter meinem Rock zurück. »Harry«, sagte ich. Ich küßte seine Stirn, er fuhr mit beiden Händen in meinen Schlüpfen und streifte ihn nach unten. Harry hielt mich fest, eine Hand drängte sich zwischen meine Beine, und dann spürte ich seine Finger, erst einen und dann mehrere.

Harry schien glücklich. Er lachte. »Warum nicht«, sagte er.

»Warum denn nicht?« Ich sah seine Haare, seinen Nacken. Er sprach weiter. Ich konnte nicht alles verstehen, weil er so viel lachte. Weder er noch seine Hand hörten auf mich. Dann folgte ein Schmerz, der von der Schulter den Rücken hinabließ. »Die Arme hoch«, rief jemand, »Arme hoch!« Für einen Moment wußte ich nicht, wo ich war und was sich auf mich geschoben hatte. Meine Bluse wurde hochgezerrt. Und immer wieder, jede Silbe betonend: »Die Ar-me hoch!«

Harry klang nicht mehr glücklich. Er stemmte sich kurz auf meine Handgelenke, dann sah ich nichts mehr. Ich hörte ihn nur noch und spürte, wie er leckte und biß. Ich versuchte, gleichmäßig zu atmen. Darauf konzentrierte ich mich. Egal, was passierte – wichtig war, daß ich atmete. Daran kann ich mich erinnern.

Harry war auf mir liegengeblieben. Zuerst bekam ich einen Arm aus der Bluse. Ich versuchte, mich zu drehen und ihn wegzuschieben. Der Himmel war schwarz und die Laterne eine große Pustelblume. Harry rollte auf den Rücken, den Mund offen. Sein Hemd war hochgerutscht. Der weiße Bauch war ein Dreieck, der Nabel als Spitze. Das Glied hing seitlich herab, direkt auf dem Saum der Unterhose.

»Harry«, sagte ich. »Du kannst hier nicht liegenbleiben.« Er schluckte. Ich wollte reden. Die ganze Zeit, während ich nach meinem Schlüpfen suchte, redete ich. Ich verhielt mich genauso, wie im Film Leute nach einem Unfall dargestellt werden. Ich versuchte, meine Strickjacke unter ihm vorzuziehen, schaffte es nicht und lief los.

Ich dachte, wie oft in letzter Zeit auf dem Heimweg, daß ich ja nur schlafen muß, um ihn morgen wiederzusehen, meinen zukünftigen Mann, den Vater meiner vielen Kinder, der mit niemandem vergleichbar war, der mir die Welt zeigen und alles verstehen, der mich beschützen – und rächen würde.

Was danach kam, weiß ich nur aus Briefen und Telefonaten. Meine Stelle wurde nicht mehr besetzt, und im Herbst schloß der »Wenzel«. Erika wurde von einem Italiener eingestellt, der sein Glück mit einer Pizzeria in der Fabrikstraße versuchte. Im April 91 mußte er schließen. Erika fand andere Gaststätten. Doch kaum war eröffnet, kaum waren einige Monate vergangen, machten sie wieder dicht. Viermal passierte ihr das. Schließlich stand sie in dem Ruf, ein Unglücksengel zu sein. Aber auch nicht lange, denn man sah ja, wie es insgesamt lief. Zu dieser Zeit hatte Harry Nelson mit seinem Aktenkoffer die Stadt schon wieder verlassen. Es heißt, ihm würden noch einige Häuser gehören, aber gesehen hat ihn niemand mehr. Ich habe erst in Lübeck, dann, zwei Jahre später, auf einem englischen Kreuzfahrtschiff Arbeit gefunden. Meine Eltern erzählen das gern. Ich rufe sie oft an oder schicke Ansichtskarten.

Obwohl ich so naiv und blauäugig gewesen wäre, sagen sie, hätte ich bereits sehr früh – als sich die andern noch Illusionen hingaben –, bereits da hätte ich gewußt, wie alles hier kommen würde. Und damit haben sie ja auch irgendwie recht.

Uwe Tellkamp

* 28. Oktober 1968 Dresden

Er lebt zur Zeit in Dresden. Er ist Arzt und deutscher Schriftsteller. Er studierte Medizin in Leipzig, New York und Dresden, war als Arzt bis 2004 tätig. Tellkamp begann seine schriftstellerische Karriere mit lyrischen und prosaischen Texten. Für die Auszüge aus dem Roman *Der Schlaf in den Uhren* wurde er 2004 mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet. Tellkamps Werke sind Langzeitprojekte, in denen er seine „verlorene Heimat wiederzufinden“ sucht. Derzeit arbeitet er an einem „Gedicht-Projekt Nautilus“ und an einem Text mit dem Arbeitstitel *Zitronenrabe*. Er verfasst Beiträge für Literaturzeitschriften und Anthologien, publiziert auch in Zeitungen. Werke: *Der Hecht*, *die Träume und das Portugiesische Café*. Roman (2000), *Der Eisvogel*. Roman (2005), *Der Turm. Geschichte aus einem versunkenen Land* (2008). Veröffentlicht wurden ferner u.a. Auszüge aus dem Projekt „Nautilus“ (2004/2005), *Bei Gewitterlicht und Traum. Notizen zur Lyrik heute. Bearbeiteter Auszug aus der Münchener Rede zur Poesie*, in: BELLA triste Nr. 17, Hildesheim 2007 und Autobiographische Erzählung *Lichtmaschinen*, in: Renatus Deckert (Hrsg.), *Die Nacht, in der die Mauer fiel*. Schriftsteller erzählen vom 9. November 1989.

DER TURM

[...]

Walpurgisnachtstraum:

schrrieb Meno,

Steigen Sie ein, sagt Arbogast, bricht einen Bleistift entzwei und klemmt einen Splitter ins Steuerruder. Das Luftschiff hebt sich, windfest, doch leicht ist es, und ich sehe die Stadt, Berlin, die Kupferinsel der Regierung. Davor, im breit gestockten Lebermeer stecken die Schiffe, gescheitert die Masten, wunschlos die Kiele, die Umrisse eines Bergs werden auf dem Eiland sichtbar, eine Aufschüttung noch tickender Uhren, dahinter kreiselt, strudelt, schluckt der Tiefenwendel, die Schneckenspirale, der nach unten gespiegelte Turm. Blauer Himmel über der Republik, Volksfestwetter. Blicke ich durch eines der Okulare der seltsamen Konstruktion – eine Art von Riesenmikroskop –, das an der Kanzel des Luftschiffs befestigt ist, kann ich Einzelheiten erkennen, es ist der 7. Oktober, Republikgeburtstag, ein Pionierchor singt das Lied der jungen Naturforscher. Die Heimat hat sich schön gemacht, und Tau blitzt ihr im Haar ... die Wiese blüht, die Tanne rauscht, sie tut geheimnisvoll. Frisch das Geheimnis abgelascht, das uns beglücken soll. Wir nähern uns. Um wahrzunehmen, daß die Straßen weitverzweigte Windungen in einer weißlichen Substanz sind, brauche ich das Mikroskop nicht, ich sehe die beiden Hemisphären im Lebermeer schwimmen, das Stückchen Tele-Bildschirm über dem Gehirn, eine Adlershofer Wetterkarte mit den Filzstift-Kreisen der Hoch- und Tiefdruckgebiete, hat das Zeltgrau der Dura mater angenommen, an der Arachnoidea, der Spinnwebhaut, klettern die undurchdringlichen, verrosteten Hecken der hundertjährigen Rosen, deren Duft den Grillgeruch der volkseigenen Bratküchen überspült. Das Neue Deutschland, Organ des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei, ist in einer Sonderausgabe erschienen, aus dem Papier flattern Friedenstauben, Proklamationen von Werktätigen, winken lachende und kinder küssende Soldaten. Die Protokollstrecken, über die sich die Wagen der ausländischen Delegationen dem Zentrum mit seinen Tribünen und noch leeren Aufmarschmagistralen nähern werden, sind sauber gefegt, die Häuser bis zur maximalen Sichthöhe, die man aus den Staatskarossen haben kann, frisch verputzt und mit optimistischen Losungen versehen. Im Okular Nervenzellen, auratisch leuchtend von Psycho-Cocktails, tropische Pflanzen sprießen an den Ufern der Spree, der Palast der Republik durchsetzt von den lauernden, trägen Blüten fleischroter Schmarotzerblumen, andere Nervenzellen wirken ausgeschaltet, von Nähr- und Botenstoffen gemieden, bauen ab und werden in einer

Art retro-embryonaler Verlorenheit im Takt der Uhren auf dem Berg eingemauert, Schicht um Schicht dickt die Kalkrinde um ihre Zellmembranen. Das Gehirn ist alt, ein greises Gehirn ist es, die feinen Blutschläuche, die es versorgen, zersplittern wie Blätterteig, wenn forschende Endoskope – nicht nur ich bin unterwegs, das System hat mißtrauische Mitarbeiter – eine Biegung verfolgen, arteriosklerotische Plaques haben sich abgelagert, lassen, Nadelöhr und Stau, nur noch einzelne rote sauerstoffschleppende Blutkörperchen passieren. Gala! Sandmännchen fliegt im Hubschrauber ein. Das Skatgericht, schraffiert von Faserrosen aufsteigender Schmerzbahnen, präsentiert einen Grand ouvert, Karl-Eduard von Schnitzler, Bootsmann des Schwarzen Kanals, dessen schiefklirrende Vampirdramenmelodie die Eingangshalle des Palasts der Republik bespielt – ein Lampenladen, der heute mit Illuminationen nicht geizt –, hat sich in einen Schiffsbobrwurm verwandelt, den Chefpropagandistenmund zu einer Grimasse aus Haß und Qual verzerrt, man sieht ihn sich eindringen in die Kammer des Wunschbriefkastens, wo Uta Schorn und Gerd E. Schäfer Anekdotchen in den gemütlichen Kaffeeplausch flechten, dort ist seine Bleibe nicht, auch nicht bei den lustigen blauen Jungs von Klock acht, achtern Strom, die Shanties singen zu Schifferklavier und Klönsnack und Godewind, er quert Katis Eisshow und verschwindet in den Tiefen des Buchministeriums, das am Wernicke-Zentrum nistet, dem akustischen Sprachgebiet, bohrt sich in die mürbre Masse der Akten, der Logbücher. Tanze Samba mit mir! Samba, Samba die ganze Nacht. Tanze Samba mit mir! Weil die Samba uns glücklich macht, schallt es vom Alexanderplatz, die Gäste des Staatsempfangs wenden sich den kulinarischen Genüssen zu: Schinken von Schweinchen aus Wiepersdorf, die unter den dortigen Oliveneichen gefressen haben, Wildbret zwischen dekorativ gekreuzten Subler Doppelflinten, in den Läufen Petersilie, dazu Kognak Marke »Edel«, Limonade für die sowjetische Bruderdelegation, Meißner Wein, Ananas, und was der Fernsehkoch sonst empfiehlt

– Wahrheit! Wahrheit! rief der Minol-Pirol, dort wird sie gedruckt, in den Parteizeitungen, dem ZENTRALORGAN und in den Bezirkszeitungen, siehst du die Drähte, wie Spinnweben fein sind sie, berühre sie, es wird ein Telefon klingeln und ein zitternder Redakteur wird sich melden, ist es denn die Stunde der Tränke, allwöchentlich donnerstags nach der Sitzung des Politbüros (dienstags) und nach der Beratung des ZK-Sekretariats (mittwochs), versammelt euch, ihr Chefredakteure aller Zeitungen der Kupferinsel im tiefen Kupferwald, der Massenorganisationen, beim Leiter des Presseamtes der Regierung, schließt die Funktionäre an die Maschine an, den apparatus: die Sprach-Stanze entrollt die Zunge=lingua! weißbehandschuhte Automatenhände zerren, Sprach-Stanze arbeitet, dann Probelauf, es klirrt am Boden: Wort-Hülsen, Blech-Schlagzeilen, Papierschlangen ringeln sich: **WICHTIGSTES KRITERIUM DER OBJEKTIVITÄT IST DIE PARTEILICHKEIT, GENOSSE! OBJEKTIV SEIN HEISST PARTEI ERGREIFEN FÜR DIE HISTORISCHE GESETZMÄSSIGKEIT FÜR DIE REVOLUTION FÜR DEN SOZIALISMUS!** Die Sprach-Stanze hat einen scharlachroten Knopf: Lenin-Knopf, der wird jetzt gedrückt: **DIE WAHRE PRESSE IST EIN KOLLEKTIVER PROPAGANDIST, AGITATOR, ORGANISATOR!** –

(Conférencier) »Das Ballett der Staatsoper tanzt die Polonaise aus dem ›Schwanensee‹ von Tschaiowski. Für unsere Fernsehzuschauer in Schwarzweiß werde ich die hübschen Tutus unserer Genossen Balletteusen schildern ...«

Küßchen hier, Küßchen da, draußen ein paar Demonstranten, aber alles singt und tanzt, weil's gute Stimmung bringt, der Chef des Einsatzstabes, dessen Befehlszentrale im Haus des Lehrers liegt, wagt nicht, eine größere Räumungsaktion auf dem Alex anzuordnen. –

(Conférencier) »Es folgt der ›Wach auf‹ – Chor aus Richard Wagners ›Meistersingern!‹«

(Generalsekretär) »Heute ist die Deutsche Demokratische Republik ein Vorposten des Friedens und des Sozialismus in Europa!«

(Gorbatschow) »Wer zu spät kommt ...«

(Volk, im Chor) »Freiheit!«

(Polizeiminister) »Ich würde am liebsten hingehen und diese Halunken zusammenschlagen, daß ihnen keine Jacke mehr paßt ... Mir braucht keiner zu sagen, wie man mit dem Klassenfeind umgeht!«

(Volk, im Chor) »Freiheit!«

(Sicherheitsminister) »Also, wenn der, also der Genosse Gorbatschow weg ist, dann gebe ich den Einsatzbefehl, dann ist Schluß mit dem Humanismus!«

Poröse Zonen, das Gehirn löscht Wachfelder, man sieht die Alphawellen des Schlafs. Aber dies Anhängsel, das Schild-Organ, Steuerdeck des Stoffwechsels, schläft nie, ein grauer Betonpalast mit teils verspiegelten, teils aufgemalten Fenstern, unter denen im schleimig-feindverseuchten Milchgang die Lymphe kriecht –

... aber dann auf einmal ...
schlugen die Uhren –

Gudrun sagte: »Wir treten aus unseren Rollen heraus.« Niklas sagte: »In der Oper spielen sie Fidelio, und beim Gefangenenchor erheben sich die Menschen und singen mit.« Barbara sagte: »Und Barsano sitzt in der Königsloge und ist mit seinen Gedanken ganz woanders und singt nicht mit.« Anne, das Gesicht noch zerschlagen, die Handgelenke von Knüppelhieben geschwollen, nahm eine Kerze. Richard und Robert, der seinen Urlaub für die letzten Tage vor der Entlassung aufgespart hatte, prüften, ob der Schriftzug »Keine Gewalt« auf den Papierscharpen trocken war, die sie sich umhängen würden. Sie gingen auf die Straße.

Viele Menschen waren unterwegs. Auf allen Gesichtern lag die Angst der vergangenen Tage, Trauer und Unruhe, aber auch etwas Neues: Glanz. Das waren, sah Richard, nicht mehr die bedrückten, tiefschultrigen Menschen der vergangenen Jahre, die ihres Wegs geschlichen waren, einander begrüßt und vorsichtig zugenickt und allzulangen Blickkontakt vermieden hatten, sie hatten die Köpfe erhoben, noch beklommen atmend, doch schon voller Stolz, daß es möglich war, dieses Geradeaus, daß sie aufrecht gingen und sich bekannten, wer sie waren, was sie wollten und was nicht, daß sie mit wachsender Festigkeit gingen und die gleiche elementare Freude empfanden wie Kinder, die aufgestanden sind und laufen lernen. Schwedes und Orrés henkelten die Bewohner des Glyzinienhauses unter, von Haus Ulenburg, der Karavelle benachbart, kam die kinderreiche Familie des Kohlenhändlers Hauschild (»wie die Orgelpfeifen«, sagte Barbara) und schien den ganzen Winternotvorrat an Kerzen angezündet zu haben, Herr Griesel, mit Frau und Briefträger Glodde eben von Arbeit gekommen, schloß seinen Trabanten ab, bei Tischlermeister Rabe verstummten die Sägen, der Meister wischte sich die Hände an einem Putzlappen sauber, piffte den Lehrlingen, klaubte einen Kerzenstummel aus seiner Manchesterhose.

Einen Moment blieben sie unschlüssig – die Ulmenleite hinunter zur Kirche, oder die Rißeile entlang Richtung Bäckerei Walther? Die Warteschlange davor flockte aus, wurde schütter, löste sich auf, die Verkäuferinnen blickten aus dem Laden, knüllten die Schürzenschöße in den Händen, »bringt Semmeln mit!« rief einer, Hände winkten, Rufe: »Schließt euch an, wir brauchen jeden Mann!« Und Zahnärztin Knabe, die ihren verschüchterten Ehegatten nach vorn schob: »Ganz genau – und jede Frau!« Ulrich warf das Parteiabzeichen weg. Barbara verschob einen Termin bei Lajos Wiener, der an seinen Salon »Wegen Revolution geschlossen« schrieb. Frau von Stern, mit umgehängter Brotbüchse,

stieß rüstig ihren Knotenstock auf den Boden: »Falls man mir zu nahe zu treten wünscht. Daß ich das noch erleben darf, nach Oktober Siebzehn.« Und für Richard war der Tag, dieser Oktobertag des Jahres 1989, plötzlich ernsthaft und schlicht, voller Energie, die Haarrisse im Himmel hinter den Bäumen hervorzubringen schien, er sah die Schlaglöcher, die hilflos eingeschmierten Asphaltkleckse, diese jammervoll geflickte Hülle der alten Straßen, die wie bei einer Schlangenhäutung nun aufplatzen wollte, und obwohl es schon dämmerte, wehte durch die Fissuren etwas von der betäubenden Frische, die er als Junge empfunden hatte, wenn es um einen Streich gegangen war, eine der jäh aufblitzenden Großartigkeiten, die die Norm verletzten, aber das Ich mit einem Nimbus vergoldeten aus Glück und Schlachtgesang. »Hans«, sagte er zu seinem Bruder, der von der Wolfsleite gekommen war, »Richard«, sagte der Toxikologe, und das war alles, wenn auch seit langer Zeit wieder ein Wort. Iris und Muriel lehnten die Kerzen ab, die Pfarrer Magenstock ihnen anbot, auch Fabian, der ein junger Mann geworden war mit seinem etwas lachhaften Heiduckenschnurrbart, verzichtete; sie trugen keine Kerzen und keine Gorbatschow-Plaketten wie so viele, sie wollten keinen besseren Sozialismus, sie wollten gar keinen Sozialismus, und für ihre Hoffnungen brauchten sie keine Predigt und keine Lichterkette. Auch Honichs, das mußte Richard zugeben, bewiesen Mut, denn sie entrollten die DDR-Fahne, das verspottete und verachtete und hier und dort schon, wie Richard wußte, durch einen kreisförmigen Schnitt entwarfnete Tuch; sie schlossen sich an und wurden zugelassen, ohne daß man weiter Notiz von ihnen nahm.

Man klingelte an Türen. Mancher kam nicht, manche Gardine hob sich, senkte sich, mancher Hund schlug an und wurde nicht beruhigt, und Schallplattenhändler Trüpel hatte ein klug gebrochenes Bein und einen unklug angelegten Gips, humpelte an Krücken bedauernd, bedauernd vorüber. Malivor Marroquins Kostümverleih blieb geschlossen, kein Warnschild auf den Straßen, kein Foto schoß der weißhaarige Chilene von den immer mehr und immer sicherer werdenden Demonstranten.

... aber dann auf einmal ...
schlugen die Uhren:

und die Kupferinsel kippt unter dem Gewicht des Volkes, das sich nach Steuerbord stellt, die rotweiß karierten Tischtücher strudeln nach unten, wo Gisch und Meer in einen Trichter spindeln, die Briketts mit zuviel Wasser bröckeln, lösen sich auf –

(Conferencier, Orden austeilend aus einem Schuhkarton) »Nehmen Sie! Orden! Für vorbildliche Leistungen im sozialistischen Wettbewerb! Nehmen Sie! Alles reichlich da! 's kostet nisch!«

die Riesen auf dem Krach-Hochhaus in Leipzig lassen ihre Hämmer an die Glocke dröhnen, Philipp Londoner sitzt schweigend im abgedunkelten Zimmer, die Arbeiter der Baumwollspinnerei stellen die Maschinen ab und schließen sich den Demonstrationszügen an, hunderttausend Menschen an diesem Montag, die ins Zentrum marschieren, zur rosenversponnenen Universität, zum Gewandhaus, das wie ein Kristall in der Dämmerung leuchtet, das Volk, das seine Stimme probt, sich nicht mehr beirren läßt, der Lügen überdrüssig und der Gitter –

(Eschschloraque) »Maulwurf, blind in finstrier Erde, Morgen Abend oder Nacht, doch ohne Zeit, das war die Furcht: doch ohne Zeit. Ein Schiff mit einem irren Kapitän und irrer

Mannschaft voll mit Lärm und Wut zwischen Gestern Heute Morgen ... Fahrt, geflochten auf das Große Rad, das immer sich im Nebel dreht, und wir die Könige an einer Tafel, auf der mit Blut gezeichnet ist der Aufstieg und der Fall der Reiche, die Immerwiederkehr des Immergleichen, für einen kurzen Augenblick die Ahnung eines Sonnenstrahls, und Liebende umarmt vorm Richtblock der schönen neuen Welt, in der die Reinheit eine böse Schönheit ist, und schwarzer Schoß den schwarzen Schoß gebiert« –

»Wir sind das Volk«

(Eschschloraque) »Maulwurf träumt den Maulwurfstraum von Sonnenlicht und freiem Himmel und gräbt und gräbt in Dunkelheit, doch nicht der Traum gibt ihm die Richtung, nur sein Schaufeln, und der Nase nach, und träumt, er sei der Herr der Schöpfung, Himmel Erde Sterne nur für ihn geschaffen, Maulwurf ist der Mittelpunkt der Welt, und sein minierendes Geschlecht aus blinden Grabenden, dem Maulwurfsgott verhiess Unsterblichkeit – doch plötzlich Zweifel, eine Stimme: Der Maulwurf ist nur Maulwurf und sonst nichts, schuf Maulwurfsgott zu seinem Spiegel, aus Schall und Wahn ein Schattenbild« –

»Wir sind das Volk«

(Eschschloraque) »Und wie der Fluß nicht aufwärts fließt, wird Maulwurf immer Maulwurfbleiben, wird nie den Tunnel Dunkelheit verlassen, nie das Sonnenlicht erreichen: Das ist sein Maulwurfslos, das Universum kümmert's nicht, und wie er leidet, kämpft und denkt und fühlt, er wird nichts ändern, er bleibt ohne Zeit« –

»Wir sind ein Volk«

... aber dann auf einmal ...
schlugen die Uhren

der Sozialistischen Union, die Kreml-Uhr bleibt stehen mit dem Geräusch einer gebrochenen Sprungfeder, roter Stern über Moskau, der noch Funksignale sendet über das Meer zu den Vasallen-Inseln, zu den Posten auf den Brücken zwischen Bukarest und Prag und Warschau und Berlin –

(Pittiplatsch) »Ach du meine Nase«

(Schnatterinchen) »Naknaknak«

schlagflüssig stockt besonderer Saft, der Apoplex löscht Lenins Lichter, die Kupferplatte ragt nun wie eine Eisscholle aus dem Meer, Ich bin der Drebrumbum, der runde, ich drehe alles um, jede Stunde, Schild-Organ, wo Farn kriecht und den Monolithen bricht, den Beton normannischer Burgenarchitektur, in dessen Stuben mit Blümenmusternormtapeten, Furniermöbeln, Normaschenbechern, Behördennormschreibtischen nun frische Luft fegt mit dem durchbrechenden Volk, Papier wirbelt auf, Papier, die alten, als Gründungsdokumente gehandelten Akten, Blättersturm, Blättertoben den Lichthof hinab, von den Galerien mit Blattpflanzen und Plastgießkännchen, die ad libitum mit einer Überwachungsoptik versehen und auf den Friedhöfen der Republik eingesetzt werden können, in den Kellern fressen die Reißwölfe Papier, schlingen die Schreibmaschinenschrift in ihre gefräßigen Mägen, solange sie noch können, noch haben die Bürgerkomitees genug zu tun damit, ihr Staunen, ihren Abscheu nicht mehr als Schwäche fehldeuten zu lassen: Das Petschaft des Zimmers wird geöffnet, in

dem sich die Geruchskartei befindet, von Tausenden mißliebigen Personen hat man Achselsschweiß mit einem Lätzchen abgenommen, in Zellophan verschweißt, exakt kartiert und für die Hunde aufbewahrt, Papier knirscht auf dem Boden, Papierschnipsel machen das Atmen schwer, Lochverstärkungsringe, weißer Konfetti aus den Gußeisenlochern, zerbröselnde Akten quellen, unverdaulicher Brei, aus den Eingeweiden der Behörde, Papier, Papier –

Und an einem Novembermittag standen Christian und Pfannkuchen vor der Kaserne, die Posten am Kontrolldurchlaß blickten ihnen teils noch neidisch nach, teils hatten sie sich schon wieder ihren Dienstobliegenheiten zugewandt, die Fahnen entlang der Kasernenstraße flatterten im lustlosen Wind, noch immer waren es Rot und Schwarzrotgold mit Hammerzirkelährenkranz, das Blau der Freien Deutschen Jugend, die Neuen rückten ein, unsicher und mit gesenkten Köpfen, daß sie hier, daß sie jetzt, bei dem, was draußen los war, keine Freiheit mehr haben und die verhaßte Uniform der Nationalen Volksarmee tragen sollten: Pfannkuchen, in abgeschabter Lederkluft, das aus einem Bettlaken selbstgefertigte Reservistentuch mit dem verbotenen Schwarzrotgoldadler, Hundemarke, Abzeichen, Reservistenplakette, einem grünen Panzer und den Kuliunterschriften der Kameraden zwischen den römischen Ziffern der Dienstjahre lässig über den Schultern geknotet, wandte sich Christian zu, der sich in ebensolcher Verkleidung (und wie hatte er sich diesen Tag ausgemalt, seit Jahren, seit den »99 Luftballons« von Nena, die traditionsgemäß über jedem Regiment stiegen, wenn die Entlassungskandidaten nur noch ebensoviele Tage zu dienen hatten) lächerlich vorkam, auch anachronistisch (als ob irgend jemand sich noch dafür interessierte, als ob irgend jemand tatsächlich auf sie gewartet hätte, die jungen Männer, die heute vom Militär kamen, die geschenkten braunen Trainingsanzüge wie Trophäen schwenkend, grölend und betrunken, wenn sie über die Bahnhöfe und Kneipen herfielen, doch immer stiller, je einzelner sie waren, je näher sie ihren verschiedenen Orten, ihrem Zuhause kamen, wo man andere Sorgen hatte und vor ihre Geschichten, die nun schweigen mußten in einem Kern aus explosivem Verstummen, nur den Riegel eines »Na, da bist du ja« schieben würde); Pfannkuchen wandte sich ihm zu, tippte mit dem Daumen zu seinen Kumpanen hinüber, die auf Motorrädern erschienen waren und hin und wieder das Gas jaulen oder die Kupplung kommen ließen, so daß die Maschinen vorsprangen; Pfannkuchen sagte: »Tschüß«.

»Tschüß«, sagte Christian.

– Suchend: Reinheit,

schrieb Meno,

beschriebenes und weißes, mit Fotos bedrucktes, mit feinen und groben Strichen zu einer Zeichnung gewirktes, bestätigendes, besänftigendes, feststellendes, zwischen den Zeilen gelesenes, jubelndes, vorsichtiges, schattiges, undurchsichtiges, amliches, widerrufendes Papier, Papier für die WAHRHEIT, den gedruckten Spiegel, NEUES DEUTSCHLAND, JUNGE WELT, PRAWDA, Zeitungen, die ins Wasser gespült werden, Fett- und Butterbrotpapier, Zigaretten bilden hefige Strudel, Eintrittskarten für Spiele von ZSKA Moskau Sparta Prag Dynamo Dresden Lokomotive Leipzig HFC Chemie, für Speedwayrennen und Schwimmhallen, Quittungen mischen sich mit Isolatorpapier, Verlautbarungen, Ukase, Bücher, Schreibblöcke trudeln auf den Propeller einer Turbine zu, in der sie zerschlappt und zerwattet werden, Papierfetzen hängen wie Moos von den Propellerschaukeln, Papierzapfen, Papierschlamm, Fasermatsch, der sich zu riesigen Seilen spult, die zerschnitten werden von den Messerharfen, die in ständiger sensender Bewegung, winkende mähende Automaten, den Papierstrudel kappen wie Metall-Feigmeister vorüberfließende Nudelkabel, Zeitungen, die ins Wasser gespült werden, da sind die Bulgen der Eimerkettenbagger, die leckenden Flansche über einem Gemüesfeld, das mit kleingehäckseltem

Papier gedüngt wird, da sind die Traufen an den Archiven, die unter den Lasten von Papier in geduldige Dumpsheit sanken, der Druck sintert die Schnellhefter, gautscht Formulare, läßt Akten klamm werden, feuchte Vermählungen zwischen Druckerschwärze und Holzschliff und Säure ausrichten, Schraubflügel werden über Bausch und Bogen angespannt, Tropfen bilden sich wie Schweißperlen auf den Stirnen von Männern beim Armdrücken, schwellen, Nässeschicht wölbt sich über Nässeschicht, ein Eichstrich wird passiert, plötzlich beginnt es eine Schräge hinabzurinnen, zwei Tropfen schnappen zusammen mit der Lautstärke eines über zu schwachen Armen kollabierenden Expanders, aus eins mach zwei, eiterweiße Rinnsale suchen sich ihren Weg zu den Rohröffnungen, die auf Rohreingänge weisen, die auf Rohrausgänge weisen, Mund übergibt sich in Mund, und aus den Traufen quillt der Preßsaft, Flüssigkeit kostbar wie Blut und Sperma, aus den Papieren der Archive –

... aber dann auf einmal ...

schlugen die Uhren, schlugen den 9. November, »Deutschland einig Vaterland«, schlugen ans Brandenburger Tor: [...]

ERINNERTE VERGANGENHEITEN

Martin Walser

* 24. März 1927 Wasserburg am Bodensee

Er wurde von der Schule zur Flak, dann zur Wehrmacht eingezogen. Nach dem Krieg studierte er Literatur, Geschichte und Philosophie, promovierte 1951 über F. Kafka. In den 1960er Jahren kritischer Kommentator der westdeutschen Restauration, Sympathisant der Studentenrevolte, wechselte in den 1980er Jahren zu bürgerlich-konservativen Positionen. Werke u.a.: *Ehen in Philippsburg* (1957), *Halbzeit* (1960), *Das Einhorn* (1966), *Heimatkunde* (1968), *Die Verteidigung der Kindheit* (1991), *Ein springender Brunnen* (1998), *Tod eines Kritikers* (2002).

EIN SPRINGENDER BRUNNEN

I. VERGANGENHEIT ALS GEGENWART

Solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird. Wenn etwas vorbei ist, ist man nicht mehr der, dem es passierte. Allerdings ist man dem näher als anderen. Obwohl es die Vergangenheit, als sie Gegenwart war, nicht gegeben hat, drängt sie sich jetzt auf, als habe es sie so gegeben, wie sie sich jetzt aufdrängt. Aber solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird. Wenn etwas vorbei ist, ist man nicht mehr der, dem es passierte. Als das war, von dem wir jetzt sagen, daß es gewesen sei, haben wir nicht gewußt, daß es ist. Jetzt sagen wir, daß es so und so gewesen sei, obwohl wir damals, als es war, nichts von dem wußten, was wir jetzt sagen.

In der Vergangenheit, die alle zusammen haben, kann man herumgehen wie in einem Museum. Die eigene Vergangenheit ist nicht begehbar. Wir haben von ihr nur das, was sie von selbst preisgibt. Auch wenn sie dann nicht deutlicher wird als ein Traum. Je mehr wir's dabei beließen, desto mehr wäre Vergangenheit auf ihre Weise gegenwärtig. Träume zerstören wir auch, wenn wir sie nach ihrer Bedeutung fragen. Der ins Licht einer anderen Sprache gezogene Traum verrät nur noch, was wir ihn fragen. Wie der Gefolterte sagt er alles, was wir wollen, nichts von sich. So die Vergangenheit.

In dem Augenblick, in dem der letzte Zug an diesem Tag in W. hält, greifst du schon nach allen deinen Taschen. Es sind mehr, als du auf einmal fassen kannst. Also – konzentriert – nacheinander. Aber schnell, denn ewig hält der Zug in Wasserburg nicht. Immer wenn du eine weitere Tasche in die Finger kriegst, entschlüpft dir eine andere, die du schon gefaßt zu haben glaubtest. Zwei oder drei oder gar vier Taschen im Zug lassen? Das geht doch nicht. Also noch einmal mit beiden Händen nach möglichst vielen Taschen greifen. Da fährt der Zug an. Es ist zu spät.

Woher kommen denn Träume? Erzählen, wie es war, ist ein Traumhausbau. Lange genug geträumt. Jetzt bau. Beim Traumhausbau gibt es keine Willensregung, die zu etwas Erwünschtem führt. Man nimmt entgegen. Bleibt bereit.

Die zwei Männer, die den Vater auf einer Bahre durch den Hausgang hinaustrugen, hatten Uniformen mit Rotekreuzarmbinden. Elsa, die riesige Bedienung, und Mina, die zierliche Köchin, hielten die Flügel der Schwingtür, deren obere Hälften aus geriffeltem Glas waren. Die Haustür stand schon offen. Johann beobachtete alles von der Küchentür

aus. Da die Haustür nach Osten geht, starrte er, als die Männer mit dem Vater auf der Terrasse zum Krankenwagen abgebogen waren, in einen Glutstrich. Die Sonne würde gleich über dem Pfänder aufgehen. Durch die offene Haustür kam eisige Kälte herein. Anfang März. Diesmal muß der Vater überlebt haben. Das Wort, das er Johann, der noch nicht in die Schule ging, dann buchstabieren ließ, hieß Rippenfellentzündung. Eine der Lieblingsbeschäftigungen des Vaters: Johann lange Wörter buchstabieren zu lassen, die auch einem Drei-, Vier- oder Fünfjährigen, der bei seinem Bruder schon alle Buchstaben mitgelernt hat, auf den ersten Blick unlesbar vorkommen. Popocatepetl. Bhagawadgita. Rabindranath Tagore. Swedenborg. Bharatanatyam. Wörter, bei denen man nicht schon nach drei oder vier Buchstaben den Rest ergänzen konnte wie bei Hindenburg, Fahnenstange oder Hochzeitsschmaus. Wenn Johann fragte, was so ein Wort heiße, sagte der Vater: Tu's in den Wörterbaum. Zum Anschauen.

Wenn im 1. Stock ein Gast auf die Klingel drückte, fiel die Zimmernummer hinter Glas in das für sie vorgesehene Quadrat des Klingelkastens, der im Hausgang neben der Küchentür an der Wand hing. Dem Gast mußte sofort das warme Wasser hinaufgetragen werden, damit er sich rasieren konnte. Neben dem Klingelkasten, auch hinter Glas, die Tennisspieler auf dem Deck des Norddeutschen Lloyd-Schiffs *Bremen*. Ein gemischtes Doppel. Die Herren in langen weißen Hosen, die Damen in Faltenröckchen, auf den Köpfen Hauben, die von den Bubikopffrisuren nur noch die Simpelfransen übrig ließen. Bruggers Adolf sagte immer Simpelfransen. Johann scheute sich, weil Adolf sein bester Freund war, dem zu sagen, daß das Wort Simpelfransen heiße.

Respekt, Respekt, rief Herr Schlegel, sobald er Helmer Gierers Hermine auf sich zukommen sah, und trat zur Seite und neigte den riesigen Kopf. Nicht jedem und jeder gönnte er seinen Respekt-Respekt-Ruf. Er konnte in seiner ganzen Größe und Schwere auf einen zugehen, konnte einen, obwohl er in der Rechten einen Stock hatte, der allerdings, verglichen mit Herrn Schlegels Körpermasse, ein Stöckchen war, konnte einen an beiden Schultern packen und dann rufen: Wo ischt Manila? Wer nicht sofort geantwortet hat: Auf den Philippinen!, der wurde von Herrn Schlegel ausgelacht oder beschimpft. Ganz, wie es Herrn Schlegel gerade paßte. War er gut aufgelegt, zog er am edel geschwungenen Griff aus seinem Stock einen Degen, ließ den blitzen und rief: Von Friedrich dem Großen persönlich, gleich nach der Schlacht von Leuthen. Und steckte den Degen zurück in den als Scheide dienenden Stock. Manchmal allerdings konnte Herr Schlegel seinen schweren chinesischen Teelöwenkopf kaum heben. Wenn man ihm dann unter die auf roten Lidern lastenden Augen kam, sagte er knirschend hart: An die rote Wand gestellt und erschossen. Johann war, weil Herr Schlegel jeden Tag am Runden Tisch seinen Seewein trank, schon mehr als einmal in diesen Satz hineingeraten. An die rote Wand gestellt und ... Kleine Pause, dann im gleichen Kehlton: ... erschossen. Lieber war ihm schon, wenn Herr Schlegel, sobald er ihn sah, rief: Pernambuco! Wer ihm antworten konnte: Siebenundsiebzeigehalb Stunden!, den ließ er passieren. Wer, wenn Herr Schlegel rief: Lakehurst-Friedrichshafen!, lediglich mit Fünfundfünfzig Stunden antwortete, wurde an beiden Schultern geschüttelt, bis aus ihm noch herauskam: Und dreiundzwanzig Minuten. Warum der riesige Baumeister Helmer Gierers Hermine hat nie passieren lassen, ohne ihr sein Respekt, Respekt zuzurufen? Vielleicht weil ihm Hermines Vater, der längst verstorbene alte Helmer, den Satz vererbt hatte, ohne den er jede Woche mindestens einmal nicht hätte sagen können, was gesagt werden mußte. Die Beseht ischt nuaz, hieß der Satz. In der Küche der *Restauration* konnte er den Satz nicht sagen, ohne vom Spülstein her von der dort spülenden Prinzessin, die allen Dialekt haß-

te, wütend korrigiert zu werden: Die Beste ist nichts. Den gewaltigen Baumeister reizte das, so verbessert zu werden, er drehte sich rascher, als man es ihm zugetraut hätte, zur spülenden Prinzessin und fragte in einem Hochdeutsch, das dem ihren ebenbürtig war: Wo liegt Manila? Und die Prinzessin rief hochhell zurück: Auf den Philippinen!! Respekt, Respekt, sagte Herr Schlegel, zog den Degen, neigte ihn zur Prinzessin hin, steckte ihn zurück und verließ die Küche, wie ein Schiff einen Hafen verläßt, und ging, wo er, vom Runden Tisch kommend, doch hinwollte, zum Abort. Andererseits war der Baumeister fähig, nachzugeben. Als er Helmer Gierers Hermine auf offener Straße die Pernambuco-Frage stellte, sagte sie im hochmütigsten Hochdeutsch: Nicht die Bohne! Und er, einfach beeindruckt: Respekt, Respekt. Einmal hat sie ihn auch rein mutwillig mit Dialekt abblitzen lassen. Wenn i it ma, isch as grad as wenn i it ka. Und er, sozusagen ihre Sprachrolle übernehmend: So, so, wenn du nicht magst, ist es gerade, wie wenn du nicht kannst.

Ganz ohne Geplänkel kamen die beiden nie an einander vorbei.

Ohne sich etwas zu vergeben, sagte der Vater, putzt Helmer Gierers Hermine in den Villen der Zugezogenen. Was in diesen verschlafen am See liegenden Villen passierte, hätte man ohne Helmer Gierers Hermine nicht erfahren. Immer lag von Ostern bis Allerheiligen das Motorboot des Reutlinger Fabrikanten zwischen Seeweg und Dampfersteg, jeder las am aufstrebenden Bug SUROTMA, keiner wußte, was das hieß. Johann mußte dieses Wort, als er es zum ersten Mal sah, gleich buchstabieren. Aber Adolf, den er durch das Buchstabieren beeindrucken wollte, wußte schon von seinem Vater, der es von Helmer Gierers Hermine wußte, daß SUROTMA aus den Anfangssilben der Vornamen der Kinder des Reutlinger Fabrikanten gebildet sei. Susanne, Ursula, Otto und Martin hießen diese Kinder. Das wußte man jetzt und sagte es sich auf, wenn man drunten am Ufer Zeuge wurde, wie die SUROTMA mit donnerndem Motor sich nahezu aus dem Wasser hob und dabei zwei dieses Donners würdige, weiß schäumende Wälle hinter sich herzog. Helmer Gierers Hermine, ein Nachrichtenquell. Ihr genaues Gegenteil, Frau Fürst. Herr Schlegel trat auch vor Frau Fürst auf die Seite, neigte den schwersten aller Köpfe dieses Dorfs und damit der Welt und spendete sein Respekt, Respekt. Und Frau Fürst sagte nichts. Und Herr Schlegel wußte das. Niemals hätte er Frau Fürst die Manila-Frage, die Pernambuco-Frage oder die Lakehurst-Frage gestellt. Von Frau Fürst erfuhr man nichts, oder wie Helmers Hermine es formulierte: Nicht die Bohne. Ihre Lippen sahen aus wie zugenäht. Dabei kam sie als Zeitungsfrau in noch mehr Häuser als Helmer Gierers Hermine. Nicht einmal einen Gruß erwartete man aus diesem Mund. Niemand, weder der Pfarrer, aber sie war wahrscheinlich ohnehin evangelisch, noch der Bürgermeister, konnte behaupten, von ihr je wahrgenommen oder gar begrüßt worden zu sein. Sie trug ihren Kopf immer so, als müsse ihr die Sonne unters Kinn scheinen. Frau Häckelsmüller dagegen ging immer so, als müsse ihr die Sonne in den Nacken scheinen. Wie könnte das Dorf eine Welt sein, wenn es darin nur alles, aber von allem nicht auch noch das Gegenteil gäbe! Frau Häckelsmüller legte so vornübergebeugt nur den Weg von ihrem Häuschen zur Kirche und von der Kirche zu ihrem Häuschen zurück; aber auf diesem Weg durch die Moos genannten Wiesen war sie andauernd. Sobald das Gras seine Höhe hatte, sah man von ihr nur die kleine Rückenrundung. Über Frau Häckelsmüllers wahrscheinlich winziges Gesicht hätte nicht einmal Helmer Gierers Hermine etwas sagen können. Der Gesichtsausdruck von Frau Fürst dagegen, sagte sie jedem, der neu ins Dorf kam und sich über Frau Fürsts Gesichtsausdruck wunderte, habe sich gebildet, als Frau Fürst mitgeteilt worden war, daß ihr Mann in Memmingen nach dem Mittagessen habe in das Herrn Mehltreter gehörende,

vom Schmied Hans gelenkte Auto steigen wollen und dabei tot umgefallen sei. Dreiundvierzig, unterwegs, für Herrn Mehltreter das Wachs zu verkaufen, das Herr Mehltreter nach eigenem, streng geheim gehaltenen Rezept im früheren Pferdestall der *Restauration* produzierte. Aber davor hatte Herr Fürst im Souterrain des Schlegelschen Hauses Reifen vulkanisiert. Aber davor hatte er versucht, in einer finsternen Stadt, die Dortmund heißt, Radios zu verkaufen. Hermine hatte von ihm und das Dorf hatte es von Hermine erfahren, daß man in Dortmund, wenn es länger nicht regne, den Mund nicht aufmachen dürfe, weil man sonst sofort den Rußgeschmack im ganzen Mund habe, und zwischen den Zähnen knirsche es. Aber davor war er im Krieg gewesen, Offizier gewesen. Ein ausgezeichnete Offizier sogar. Helmer Gierers Hermine beendete die Fürstgeschichte immer mit dem Hinweis, daß Frau Fürst jetzt mit den vier Kindern im Souterrain hause, in dem davor Reifen vulkanisiert worden waren, und Frau Fürst sei dem Baumeister Schlegel noch nicht ein einziges Mal die Miete schuldig geblieben. Respekt, Respekt, sagte Helmer Gierers Hermine dann und ließ ihren rechten Zeigefinger, der bei ihr immer das, was sie sagte, durch Hin- und Herticken begleitete, plötzlich ganz aufrecht still stehen. Souterrain, eines der vielen Wörter, die durch Helmer Gierers Hermine aus den Villen, in denen sie putzte, ohne sich etwas zu vergeben, ins Dorf gebracht worden sind. Souterrain, Kleptomanie, Migräne, tabula rasa, Psychologie, Gentleman und so weiter. Das Dorf blüht unterm Boden. Oder soll man sagen: Der Herbst legt seine bunte Hand auf unser geliebtes Grün. Dann spielt sich der Schnee als Bewahrer auf. Schneeborten auf allen Ästen. Der Schnee sorgt für Stille. Einzelne Laute rahmt er. So überliefert er sie. Wie eine Rüstung gleißt der See dem Winter am Leib.

Wir überleben nicht als die, die wir gewesen sind, sondern als die, die wir geworden sind, nachdem wir waren. Nachdem es vorbei ist. Es ist ja noch, wenn auch vorbei. Ist jetzt im Vorbeisein mehr Vergangenheit oder mehr Gegenwart?

[...]

Als sie bei den Kastanienbäumen ankamen, hörten sie aus dem Nebenzimmer das Klavierspiel. Lena, sagte Wolfgang. Johann erschrak. Tat aber so, als wisse er mit dem Namen nicht viel anzufangen. Wolfgang: Prestele-Schülerin. Das wußte Johann natürlich auch. Aber da er nun schon der war, der so gut wie nichts wußte, nickte er auch zu dieser Auskunft, als sei sie ihm neu. Prestele sagt, sie sei sehr begabt, sagte Wolfgang. Das hatte Johann tatsächlich noch nicht gehört. Du kennst sie doch, sagte Wolfgang, die Tochter eures Pächters. Johann nickte, zuckte aber gleichzeitig mit den Achseln, als sei ihm das ziemlich egal, ob er die Pächtertochter kenne oder nicht. Aber Wolfgang wußte noch mehr. Georg, ihr Vater, und sein Vater hätten, weil Lenas Vater immer antifaschistisch eingestellt gewesen sei, auch in den schlimmsten Zeiten alles miteinander besprochen. Lena und ihre ganze Familie hätten doch den furchtbaren Angriff mitgemacht, letztes Jahr im April. Da hätte Johann sagen können, daß Lena ihm gesagt habe, das Schlimmste in dieser Nacht sei für sie gewesen, daß sie, als sie aus dem Luftschutzbunker herausgeklettert war, im brennenden Friedrichshafen nirgends habe aufs Klo gehen können. Das sagte er auch nicht. Wolfgang war so sehr Herr der Einzelheiten über Lena und ihre Familie, daß Johann sich ausgeschlossen vorkam. Georg, hatte Wolfgang gesagt. So hieß Lenas Vater. Wolfgang war offenbar mit der ganzen Familie per Du.

Dann ging Wolfgang an eines der Nebenzimmerfenster und klopfte dagegen. Aber Lena spielte so laut, daß sie das Klopfen nicht hörte. Sie hört es nicht, sagte Wolfgang. Wenn du sie siehst, grüß sie von mir, sagte er. Er hoffe, man sehe sich jetzt öfter. Johann

nickte. Wolfgang stieg auf, winkte und fuhr ab, Richtung westlicher Bahnübergang. Johann kannte den Weg zur Villa Eschig und Hajek-Halke und zum Haus Landsmann.

Er ging durch die Hintertür ins Haus. Er wollte Lena nicht gleich begegnen. Die Mutter hatte mit dem Essen gewartet. Anselm war schon wieder fort.

Nachher saß Johann und wehrte sich dagegen, ein Gedicht zu schreiben. In ihm sprudelten die Wörter hoch, die Lena ihm in den beiden Nächten zugeflüstert hatte. Sie hatten alles, was sie einander sagen wollten, einander in die Ohren flüstern müssen. Schon dadurch war eine Wärme entstanden, die einem durch und durch ging. Auch die Wörter selber waren durchdringend. Lena war eine Verkleinerungsfanatikerin. Die Verkleinerungen machten, was sie verkleinerten, nicht kleiner, sie vervielfältigten es, machten es unendlich, weltfüllend. Die Wörter und Sätze aus Lenas Mund strömten nicht, sie wurden gerufen. Ganz leise, aber gerufen. Das war vielleicht das Durchdringende, daß sie so leise rief. So gut wie keine Konsonanten. Lena war eine Sprachaufweicherin. Einen weichen und heftigeren Andrang konnte es nicht geben.

Bis jetzt hatte er, wenn er mit Menschen zu tun gehabt hatte, ununterbrochen aufpassen müssen, daß ihm kein Fehler unterlaufe, dessen Folgen er zu büßen haben würde. Und alle Menschen, mit denen er zu tun gehabt hatte, hatten genauso aufgepaßt, daß sie nichts falsch machten. Dagegen, daß er allein war, hatte die Mutter noch nie etwas tun können. Sie wußte gar nicht, daß er allein war. Sie war genauso allein wie er. Er hatte, als Lena ihm ins Ohr rief, an den Vater denken müssen, an die Eskimosprache, an die Begrüßung mit der Nasenspitze und an den Wörterbaum. Sein ganzer Wörterbaum brauste auf einmal mit Lenawörtern. In seinen Mund paßten sie nicht. Er mußte selber Wörter finden. Auch für das, was Wolfgang über sich und seine Mutter und seinen Vater erzählt hatte. Die Angst, in der Wolfgang's Mutter gelebt hatte, weil der Lehrer sie hatte abholen lassen wollen. Johann wehrte sich gegen die Angst, in der Frau Landsmann gelebt hatte. Wolfgang hatte ihm leid getan, als Edi Fürst ihm das Fahrrad den Rain hinuntergeworfen hatte. Er hatte Wolfgang dann vergessen und vergessen, daß er ihn vergessen gehabt hatte. Warum hat er nicht gesagt, daß er dieses Rad kennt? Er hätte doch zeigen können, daß er dieses Rad kennt. Dann hätte Wolfgang gewußt, was Johann damit sagen wollte! Warum hatte er das nicht gesagt? Die Angst, in der Frau Landsmann gelebt hat, engt ihn ein. Er will mit dieser Angst nichts zu tun haben. Er hat Frau Landsmann ein- oder zweimal gesehen, wenn er Herrn Hajek-Halke den Koks II in den ebenerdigen Lagerraum, eine Art Anbau an ein Gewächshaus, getragen hat. Frau Landsmann war am Zaun gestanden, hatte mit dem immer braungebrannten Herrn Hajek-Halke geplaudert. Landsmanns waren keine Kohlenkundschaft. Johann hatte so gut wie nicht hingeschaut zu den beiden, wenn er mit der gefüllten Butte zum Gewächshausanbau oder mit der geleerten Butte zum Wagen zurückging, auf dem Niklaus oder Dusan inzwischen die zweite Butte wieder gefüllt hatte. Jedes Jahr einhundertzwanzig Zentner Koks II hatte er in Hajek-Halkes Lagerraum getragen. Frau Landsmanns Gesicht. Augen, die aus den Höhlen wollten, aber von Unterlidern daran gehindert wurden. Schwer lagen diese Augen auf den Unterlidern. Und die Lippen, auch schwer. Breit und schwer. Sie wurden vom Kinn gehindert, aus dem Gesicht zu fallen. Er hatte gespürt, daß Wolfgang, was er ihm erzählt hatte, erzählt hatte, weil Johann das wissen müsse. Vielleicht meinte Wolfgang, daß Johann ein Vorwurf zu machen sei, weil er all das nicht gewußt, nicht gemerkt hatte. Johann wehrte sich gegen diesen vermuteten Vorwurf. Woher hätte er wissen sollen, daß Frau Haensel Jüdin ist? Er wollte von sich nichts verlangen lassen. Was er empfand, wollte er selber empfinden. Niemand sollte ihm eine Empfindung abverlangen, die er nicht selber hatte.

Er wollte leben, nicht Angst haben. Frau Landsmann würde ihn mit ihrer Angst anstecken, das spürte er. Er mußte wegdenken von ihr und ihrer Angst. Eine Angst gebietet die nächste. Nichts so sicher wie das. Er hatte Angst, Frau Landsmann zu begegnen. Seit er wußte, in welcher Angst sie gelebt hatte, wußte er nicht mehr, wie er ihr begegnen mußte. Wie grüßen, wie hin- oder wegschauen? Mehr ausdrücken, als er in dem Augenblick gerade empfand? Er wollte nicht gezwungen sein. Zu nichts und von niemandem. Die Toten warteten auf ihn. Er konnte sich Josef nicht tot vorstellen. Er sah Josef immer lebendig vor sich. Vielleicht würde er sich im Winter die Toten tot vorstellen. Jetzt nicht. Nicht in diesem glühenden Sommer. Er hatte sich freiwillig gemeldet, um die Waffengattung wählen zu können. Und er hatte sich nicht zur Flak gemeldet, weil er nicht als Drückeberger dastehen wollte, sondern angeben wie zehn nackte Neger. Die Sprache, die er nach 1933 erlernt hatte, war, nach der Kirchensprache, die zweite Fremdsprache gewesen. Sie war ihm nicht nähergekommen als die Kirchensprache. Er hatte sich mit beiden Sprachen herumgeschlagen. Er mußte eine eigene finden. Dazu mußte er frei sein.

Einmal, im Schulhof in Lindau, am letzten Schultag, als die Fahne eingeholt wurde, war er vom Direktor beauftragt worden, die Leine zu lösen, die Fahne langsam herunterzulassen. Der Direktor selber stand mit ausgestrecktem Arm dicht vor dem Fahnenmast. Weil dieser Direktor Johann einmal einen beleidigenden Satz an die Mutter mitgegeben hatte – sie müsse sich, hatte er zu Johann gesagt, überlegen, ob sie aus Johann einen Oberschüler oder einen Kohlenschaufler machen wolle –, tat Johann zuerst, als klemme die Leine in der oberen Rolle, zwang dadurch den Direktor, seinen Arm noch länger ausgestreckt zu halten, dann tat er, als habe sich die Leine unbeherrschbar gelöst, die Fahne sauste herab, begrub den Direktor halb unter sich, der schaufelte sich hervor und sagte: Natürlich der Oberdepp. Den Blick aus Verachtung und Wut würde Johann nie mehr vergessen. So hatte ihn höchstens noch der Oberjäger am MG 42 auf dem Kreuzeck angeschaut, als Johann gesagt hatte, er finde, der Schnee sei weiß. Johann wollte nie mehr unterworfen sein, weder einer Macht noch einer Angst. Niemand sollte einen Anspruch an ihn haben. Am liebsten wäre er so frei gewesen, wie noch nie jemand gewesen war.

Da hörte er Lenas Schritte die Treppe herauf –, den Gang entlangkommen. Und mußte aufspringen und war draußen, versperrte ihr den Weg und stellte die Frage. Was ist zwischen dir und Wolfgang Landsmann gewesen, oder: was ist zwischen euch? Er griff dabei in ihre Haare, als wolle er darauf hinweisen, wie gut Wolfgangs fabelhaft schöne schwarze Haare, die ihm glänzend und glatt in den Nacken reichten, wie gut die paßten zu ihren wilden, genauso schwarzen Haaraufschwüngen und -wellen. O du, sagte sie, komm. Zog seinen Kopf zu sich, daß sie ihm weitere Wörter voller Verkleinerungswucht und Aufweichungskraft ins Ohr rufen konnte. Offenbar gingen ihr die Wörter nicht aus. Und so was ist sechzehn, sagte der Achtzehnjährige und verschloß ihr wütend den Mund mit seinem Mund. Das heißt, er war überhaupt nicht wütend, er wollte bloß wüten. Auf ihrem und in ihrem Mund herumwüten.

Am nächsten Tag regnete es heftig, Johann fuhr wieder mit dem Zug in die Schule. Auf der Rückfahrt fiel ihm ein, was er in der vergangenen Nacht geträumt hatte. Er bemühte sich um eine Art Willenlosigkeit. Der Traum sollte ihm nicht gehorchen müssen. Lena und er in einem Doppelbett, sie sind allein im Zimmer, Lena ist Josefs Frau, Josef kommt dazu, das hätten Lena und er wissen müssen, daß sie so etwas nicht tun können, hier in Josefs Bereich, und Johann hatte Lena noch vorher gefragt, ob das nicht zuviel sei, die Frau des Bruders. Josef hatte von der Tür her nur ein Wort gesagt: Räuberzivil. Johann war in Josefs Jacke vor dem Spiegel gestanden. Aber er war auch ohne Kleider neben Lena im Bett gelegen. Als Johann nach diesem Traum aufgewacht war, hatte er sich geschämt.

Nie mehr würde er eine der schönen Jacken, die Josef gehört hatten, anziehen. Den Traum wurde er nicht los. Er wich den Einzelheiten aus, aber die Stimmung blieb wie eine Farbe in allem. Er versuchte zu lesen. Der Traum drang durch.

Zum Glück hörte er Lenas Schritte sich nähern, und war im Gang und fing sie ab, aber sie schmiegte sich nicht in seinen Arm wie sonst. Am Runden Tisch sitzt, sagte sie, Herr Krohn aus Friedrichshafen und heult und erzählt, daß er im April hat die Argenbrücke bei Gießen in die Luft sprengen müssen, er habe aber extra gewartet, bis fünf junge Franzosen auf der Brücke gewesen seien, erst dann habe er gedrückt. Was macht er jetzt, fragte Johann. Jetzt verkauft er wieder Hosen, sagte Lena. In einer Baracke. Sein Laden ist ja kaputt. Licht aus, Messer raus, drei Mann zum Blutrühren, sagte Johann. Ja, Herr Seehahn, sagte Lena.

Als Johann wieder allein in seinem Zimmer saß und den Geräuschen zuhörte, die Wind und Regen mit den Jalousien an den vier Fenstern vollführten, mußte er sich eingestehen, daß er es nicht über sich gebracht hatte, Lena den Traum zu erzählen, in dem sie Josefs Frau gewesen war. Diesen Traum hätte er ihr erzählen müssen. Sie erzählte ihm alles von sich. Er konnte ihr nicht alles erzählen. Jeden Tag gab es etwas, was er ihr nicht sagen konnte. Was er nicht sagen konnte, schreiben? Den Traum aufschreiben, dann Lena den aufgeschriebenen Traum lesen lassen? Eine Art Hoffnung, daß er durch das Aufschreiben den Traum beruhigen könnte. Oder daß die Beschämungskraft des Traums nachließe. Er mußte den Traum aufschreiben. Er mußte sich wehren.

Den Traum aufschreiben, das kam ihm vor wie etwas, was man nicht tun darf. Aber er tat's. Er mußte es tun. Sich einfach der Sprache anvertrauen. Vielleicht kann sie etwas, was du nicht kannst.

Als er den Traum aufgeschrieben hatte, sah er, daß er nicht den Traum aufgeschrieben hatte, sondern das, was er für die Bedeutung des Traums hielt. Vom Traumüberfluß war nichts übriggeblieben. Solange er träumte, hat er alles verstanden, jetzt, aufgewacht, versteht er nur noch die Bedeutung. Er hatte den Traum durch Aufschreiben zerstört. Er hatte sich nicht der Sprache anvertraut, sondern geschrieben, was er hatte schreiben wollen. Er hatte dem Traum durch das Aufschreiben die Beschämungskraft nehmen wollen. Er hatte gezielt, anstatt sich anzuvertrauen. Er mußte sich das Zielen abgewöhnen. Sich den Sätzen anvertrauen. Der Sprache. Das stellte er sich so vor: Auf einem Floß aus Sätzen über das Meer kommen, auch wenn dieses Floß, schon im Entstehen, andauernd zerflösse und andauernd, falls man nicht untergehen wollte, aus weiteren Sätzen wieder geschaffen werden müßte.

Wenn er anfängt zu schreiben, soll schon auf dem Papier stehen, was er schreiben möchte. Was durch die Sprache, also von selbst aufs Papier gekommen wäre, müßte von ihm nur noch gelesen werden. Die Sprache, dachte Johann, ist ein springender Brunnen.

Monika Maron

Vgl. S. 229

PAWELS BRIEFE

Seit ich beschlossen habe, dieses Buch zu schreiben, frage ich mich, warum jetzt, warum erst jetzt, warum jetzt noch. Die Geschichte kenne ich, seit ich denken kann. Es ist die Geschichte meiner Großeltern, und ich hatte sie zu keiner Zeit vergessen. Das erste Ka-

pitel meines ersten Buches gehört ihnen, Pawel und Josefa. Josefa heißt auch die Heldin dieses Buches, und ihr Nachname ist die deutsche Übersetzung des Familiennamens meiner Großeltern: Nadler, auf polnisch Iglarz.

Warum habe ich überhaupt das Gefühl, rechtfertigen zu müssen, daß ich diese Geschichte, an der wenig sicher ist, schreiben will, jetzt noch, nachdem die Schicksale dieser gerade versunkenen Generation der Historie zugeordnet und in ihr vermauert wurden, selbst die ihrer Kinder. Nachdem über Lebensläufe wie die von Pawel und Josefa Iglarz wenig Neues zu sagen ist, schon gar nicht von jemandem, der ihnen aus sicherer Entfernung nachspürt. Zeitgenossen und Leidensgenossen meiner Großeltern haben berichtet, den Unglauben darüber, daß das geschehen konnte und daß man das überleben konnte, noch in der Stimme.

Erinnerungen haben ihre Zeit. Es gibt zurückliegende Ereignisse, von denen wir nur ungenau erfahren und von denen wir wissen, daß wir eines Tages ihrer in Ruhe gedenken und sie genauer ergründen wollen. Irgendwann, denken wir, muß ich das genau wissen. Es kann sein, daß Jahre, sogar Jahrzehnte vergehen, während deren uns immer wieder einfällt, daß wir uns eines Tages um diese eine Sache kümmern und uns an etwas oder an jemanden genau erinnern wollen. So, glaube ich, ist es mir mit der Geschichte meiner Großeltern ergangen.

Erinnern ist für das, was ich mit meinen Großeltern vorhatte, eigentlich das falsche Wort, denn in meinem Innern gab es kein versunkenes Wissen über sie, das ich hätte zutage fördern können. Ich kannte die Umrisse der Geschichte, der das Innenleben und erst recht meine innere Kenntnis fehlten. Das Wesen meiner Großeltern bestand für mich in ihrer Abwesenheit. Fest stand nur, daß es sie gegeben hatte. Sie hatten der Welt vier Kinder beschert, von denen drei noch lebten. Es gab Fotos und ein paar Briefe. Vor allem aber gab es ihren Tod, der sie immer mehr sein ließ als meine Großeltern. Sie waren der gute, der geheiligte Teil der furchtbaren Geschichte. Der konvertierte Jude und die konvertierte Katholikin, polnische Einwanderer in Berlin, deren Leben sonst vielleicht nur als mühsam und liebenswert überliefert worden wäre, lebten in mir als der kleine, vorstellbare Ausschnitt der unvorstellbar grausamen Geschichte. Und sie vererbten mir mit ihrem Tod die Geborgenheit der Unschuld. Die Angst, von Mördern und Folterknechten abzustammen, blieb mir für meine Kinderjahre erspart. Ich weiß nicht, ob alle oder wenigstens viele Kinder sich zuweilen wünschen, Nachkommen anderer Eltern zu sein, als sie nun einmal sind und nur um den Preis der eigenen Nicht-Existenz nicht sein müßten. Ich jedenfalls war von solcher Undankbarkeit in manchen kindlichen Krisenzeiten ganz erfüllt. Ich wollte anders sein, als meine Abstammung mir zugestand. Und weil die Fotografie meiner Großmutter, die schmal gerahmt in meinem Zimmer hing, sie allzu deutlich als die Mutter meiner Mutter auswies, fiel meine Wahl als einzigen Ahnen, von dem abzustammen ich bereit war, auf meinen Großvater. Daß er seiner Herkunft, nicht seinem Glauben nach, Jude war, spielte für meine Entscheidung keine Rolle. Ich glaube, ich wußte damals nicht mehr über Juden, als daß die Nazis sie ermordet hatten. Aber daß mein Großvater als Jude umgekommen war, daß er dem Leben etwas schuldig bleiben mußte, weil man ihn gehindert hatte, es zu Ende zu leben, und daß darum ich ihm etwas schuldete, mag für meine Wahl, wenn auch nicht so bewußt, den Ausschlag gegeben haben. Vielleicht war es auch nur mein erster Versuch, dem eigenen Leben einen Sinn und ein Geheimnis zu erfinden.

Ich war nicht oft in Polen, auch nicht vor 1981, als die Bewohner der DDR dorthin noch reisen durften. Das Bedürfnis, meinen Großeltern näher zu kommen, indem ich die Straßen nachging, die sie vielleicht auf ihrem Schulweg oder zum Einkauf mit ihren El-

tern gegangen waren, oder die sie sich später in ihrem Elend, einmal dann zum letzten Mal, entlanggeschleppt hatten, stellte sich höchstens als vager Gedanke ein, der schon im Augenblick seines Entstehens in eine unbestimmte Zukunft verwiesen wurde; ich müßte einmal, eines Tages werde ich ... Warum hatte das ungefähre »eines Tages« plötzlich ein Datum?

Im Sommer 1994 kam ein junges holländisches Fernsehteam nach Berlin und suchte Antwort auf die Frage: Wann werden die Deutschen endlich normal? Sie befragten verschiedene Menschen aus verschiedenen Berufsgruppen, unter anderen mich, und aus verschiedenen Generationen, so auch meine Mutter. Bei der Suche nach alten Fotos, um die das Fernsehteam gebeten hatte, stieß meine Mutter auf einen Karton mit Briefen, den sie elf Jahre zuvor aus dem Nachlaß ihrer Schwester geborgen und ungesichtet verwahrt hatte. Es waren Briefe meines Großvaters aus dem Ghetto und Briefe seiner Kinder an ihn, die in meiner Mutter nicht nur die vergrabene Trauer weckten, sondern sie auch in eine anhaltende Verwirrung stürzten. Diese Briefe waren ihr unbekannt. Sie konnte sich nicht erinnern, sie je gelesen oder gar selbst geschrieben zu haben. Sie erfuhr Details, von denen sie, wie ihr schien, nie etwas gewußt hatte und die sie dennoch gekannt haben mußte, denn es war unmöglich, daß sie die Briefe nicht gelesen hatte, so wie es unmöglich war, daß sie die in ihrer eigenen Handschrift nicht geschrieben hatte.

Meine Mutter nahm die Spur ihres Vergessens auf und suchte weiter in den alten Papieren, die offenbar zuverlässiger waren als ihre Erinnerung, und fand einen Briefwechsel, geführt zwischen ihr und einer deutschen Behörde, in dem die damals vierundzwanzigjährige Helene Iglarz gegen ihre drohende Ausweisung nach Polen kämpfte.

Kannst du dir vorstellen, warum ich nichts, aber auch gar nichts mehr davon weiß? Meine Mutter Hella saß auf dem Sofa mir gegenüber, klein, aber, wie sie immer beteuert, entschieden größer als ihre Mutter, zwanzig Jahre älter, als diese geworden war, und sah aus, als hätte sie sich am liebsten den Schädel geöffnet, um in ihrem Hirn nach dem verlorenen Wissen zu suchen.

Unsere Fähigkeit zu vergessen empfinden wir oft nur als die Unfähigkeit, uns zu erinnern. Das Vergessen steht unter Verdacht, dem Bösen und Schlechten in uns dienstbar zu sein. Vergessen bedeutet Schuld oder körperliches Versagen. Die Willkür, mit der etwas über unser Wollen hinweg entscheidet, ob eine Erinnerung in uns auffindbar oder in den Kellern unseres Gedächtnisses für eine Zeit oder sogar für immer verschlossen bleibt, erscheint uns unergründlich und ist darum unheimlich. Als meine Mutter sich an einen Briefwechsel, in dem es um ihr Leben ging, nicht erinnern konnte, war das Vergessen in der öffentlichen Meinung gerade zu einem Synonym für Verdrängung und Lüge geschrumpft. Aber das Vergessen meiner Mutter war unschuldig, jedenfalls mußte es in den Augen der Welt dafür gelten. Trotzdem empfand meine Mutter es als schuldhaft, wenigstens als unzulässig. Damals beschlossen wir, nach Ostrow-Mazowiecka zu fahren, wo mein Großvater geboren wurde.

Kurz zuvor hatte mir eine Zeitung vorgeschlagen, an einen beliebigen, nur von mir zu bestimmenden Ort auf der Erde, den ich schon immer einmal habe sehen wollen, zu fahren oder zu fliegen und darüber zu schreiben. Das Reisen an sich ist keine Sehnsucht von mir. Am liebsten reise ich dorthin, wo ich Freunde und Bekannte habe und weiß, wo im Supermarkt die Milch steht. Mir fiel keine Stadt zwischen Nord- und Südpol ein, die eine würdige Antwort auf das großzügige Angebot gewesen wäre. Aber langsam dämmerte das alte Versprechen auf, das ich mir oder meinen toten Großeltern immer wieder einmal gegeben hatte: nach Kurow bei Lodz und nach Ostrow-Mazowiecka zu fahren,

um dort nichts Bestimmtes zu finden, nur hinzufahren, mir vorzustellen, wie sie dort gelebt hatten, und den Faden zu suchen, der mein Leben mit dem ihren verbindet.

Zwei Wege führten zur gleichen Zeit an denselben Ort, nachdem jahrzehntelang alle Wege an ihm vorbeigeführt und ihn höchstens für Minuten am Horizont hatten aufscheinen lassen.

Erinnerungen haben ihre Zeit. Um als Ort meines tiefsten Interesses ein kleines Kaff in Polen nordöstlich von Warschau zu benennen, mußte ich in New York, London, Rom und Paris gewesen sein. Ich mußte aufgehört haben, meine Eltern zu bekämpfen, um mich über das Maß der eigenen Legitimation hinaus für meine Großeltern und ihre Geschichte wirklich zu interessieren. Ich mußte bereit sein, den Fortgang der Geschichte, die Verbindung zu mir, das Leben meiner Mutter, einfach nur verstehen zu wollen, als wäre es mein eigenes Leben gewesen.

So ließe sich, wenn man sich der Sucht nach kausaler Eindeutigkeit überhaupt beugen will, erklären, warum ich dieses Buch erst jetzt schreibe.

Ich neige dazu, den Zufällen und spontanen Entscheidungen der Vergangenheit zu unterstellen, sie seien insgeheim schon immer einem sich viel später offenbarenden Sinn gefolgt, und ich befürchte, es könnte ebenso umgekehrt sein: weil man das Chaos der Vergangenheit nicht erträgt, korrigiert man es ins Sinnhafte, indem man ihm nachträglich ein Ziel schafft, wie jemand, der versehentlich eine Straße ins Leere gepflastert hat und erst dann, weil es die Straße nun einmal gibt, an ihr beliebiges Ende ein Haus baut.

[...]

* * *

Am 18. Juli 1939 kamen Josefa und Pawel nach Kurow. Jemand muß sie von der Bahn abgeholt haben; nach Kurow fährt kein Zug. Nur einmal waren sie gemeinsam in Josefas Dorf gefahren, zehn Jahre vorher, als Pawel seiner jüngsten Tochter Geld für den Friseur hinterlassen hatte, damit sie sich einen Bubikopf schneiden lassen konnte. Damals waren sie als der Besuch aus der Stadt gekommen, als die Verwandten, die es geschafft hatten. Jetzt kamen sie als Vertriebene, die Obdach suchten.

Es ist Sommer. Mein Großvater hat für meine Großmutter einen Stuhl hinter das Haus getragen. Drei Jahre später wird er das an seine Kinder schreiben: »... habe ich mich die Tage zuvor gefreut, daß Mama in den warmen und sonnigen Tagen sich ums Haus erging. Ich habe ihr einen Schemel hingestellt, in der Sonne zu sitzen. Auf diese Weise glaubte ich, wird sie wieder zu essen anfangen und es wird besser werden. Und an einem solchen Tag gegen Abend, als Mama gerade draußen war, kam der verhängnisvolle Ruf, nach Belchatow zu gehen.«

Aber noch ist es der Juli 1939. Meine Großeltern sind vor drei oder fünf oder sechs Tagen in Kurow angekommen. Ihnen gehören zwei Schlafstellen in Jadwigas kleinem Haus und die Kleider in ihren Koffern. Pawel hat für seine Frau einen Schemel oder einen Stuhl hinter das Haus getragen. Meine Großmutter sieht über das abgeerntete Feld hinter Jadwigas Haus oder in den Himmel oder auf die sandige Erde zu ihren Füßen. Da sitzt sie nun wieder in dem Dorf, das sie als junges Mädchen verlassen hat, als gälten alle Anstrengungen der vergangenen Jahrzehnte nichts, als hätten die vierunddreißig Jahre in Berlin ihnen nicht zugestanden, als gehörten sie und ihr Mann nicht einmal mehr zu den eigenen Kindern. Weint sie? Oder betet sie? Fragt sie ihren Gott, womit sie diese Strafe verdient hat? Flackert vielleicht, nur für einen einzigen kurzen Augenblick, der Gedanke auf, daß es vielleicht doch eine Sünde war, einen Juden zu heiraten?

Juscha, sagt mein Großvater. Was sagt er noch? Was kann er, der sich als Verursacher ihres Unglücks fühlt, ihr sagen? Juscha, sagt mein Großvater, die Kinder werden bald schreiben.

Im August erhielt Hella die Erlaubnis der Zollbehörde, ihren Eltern den Hausrat nachzuschicken, die Nähmaschine, die Betten, das Geschirr, die Wäsche. Mehr als die Mitteilung, daß sie ihr Frachtgut in Empfang nehmen könnten, haben Pawel und Josefa davon nicht wieder gesehen. Inzwischen war Krieg und der Zug, in dem sich alles befand, worauf sie ihr Leben in Kurow hatten begründen wollen, wurde geplündert. Im Oktober schrieb Hella an ihre Eltern: »Es ist natürlich ärgerlich mit den verlorengegangenen Sachen, aber Gott sei Dank, sind Sachen kein lebendes Wesen, sondern tote Gegenstände und gehen zu ersetzen ... Ich habe mir bei der Firma noch einmal zeigen lassen, wann der Transport abgegangen ist. Es war am 16. August. Und sie haben mir den Spediteur genannt, der drüben die Sachen in Empfang nimmt. Es ist: Polski Loyd Lodz. Papa, vielleicht kannst Du Dich mal dort hinwenden. Versuch es doch einmal. Sonst kann man gar keinen für die Sachen verantwortlich machen, es war ja Krieg. Allerdings fing der Krieg erst viel später an, aber was soll man machen?«

* * *

Am 7. Mai 1942, fünfzehn Tage nachdem man ihn von seiner kranken Frau getrennt und in das Ghetto Belchatow beordert hatte, schrieb Pawel an seine Kinder:

»Es muß doch ein zu ungeheuerliches Verbrechen sein, Jüdischer Abstammung zu sein, aber glaubt es mir, liebe Kinder, ich hab es nicht verschuldet. Wenn mir die Eltern zur Wahl gestellt worden wären, ich hätte mir womöglich auch andere Eltern gewählt aber ich mußte es auch so nehmen, wie es mir geboten wurde.«

Als Pawel das schrieb, wäre sein Vater hundert und seine Mutter achtundneunzig Jahre alt gewesen, und es ist anzunehmen, daß sie schon lange nicht mehr lebten. Nur dieses eine Mal erwähnt er seine jüdische Familie, und nur als die unfreiwillige Herkunft, die ungewollten Eltern.

Sogar im Ghetto, zurückgeworfen in die jüdische Schicksalsgemeinschaft, wünscht er noch einmal seine Abstammung, indem er sich noch einmal von den Eltern lossagt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Pawel diesen Satz geschrieben hätte, wäre seiner Absage an das Judentum nicht der Bruch mit den Eltern vorausgegangen. Ein Jude aber, der mit seiner Familie oder dessen Familie mit ihm gebrochen hatte, erklärte mir ein aus Polen stammender Rabbi, mußte konvertieren, weil er ohne eine Unterstützungsgemeinschaft nicht hätte überleben können. Vielleicht war es so; vielleicht aber hatte die Familie Iglarz aus Ostrow ihren Sohn Schloma auch totgesagt, nachdem er der Baptist Pawel Iglarz geworden war. Wer immer diese alles bestimmende Entscheidung in Pawels Leben getroffen hatte, sie galt nicht mehr. Den Juden wurden die verstoßenen oder entlaufenen Söhne und Töchter in den Ghettos und Gaskammern wieder zugetrieben.

Am 8. September 1939 besetzte die deutsche Wehrmacht Ostrow-Masowiecka. Der Nichtangriffspakt zwischen Hitler und Stalin vom 23. August 1939 enthielt ein geheimes Zusatzdokument, in dem Deutschland und die Sowjetunion Polen untereinander aufteilten. Der Sowjetunion wurden die östlichen Gebiete zugesprochen, in denen vor allem Ukrainer und Ruthenen, aber auch 3,5 Millionen Polen und mehr als eine Million Juden lebten. Deutschland beanspruchte den gesamten geschlossenen polnischen Siedlungsraum, mit Ausnahme des Gebietes von Bialystok. Die Grenze zwischen den deutschen und russischen Gebieten verlief östlich von Ostrow-Mazowiecka. Die 7000 Juden der

Stadt wurden in die sowjetischen Gebiete vertrieben; 560 von ihnen weigerten sich, Ostrow zu verlassen. Sie wurden am 11. November 1939 in einem Wald außerhalb der Stadt erschossen. Alle anderen Ostrower Juden fielen mit dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion im Juni 1941 wieder unter die Herrschaft der Deutschen. Das Ghetto von Bialystok wurde im August 1943 liquidiert; ein Jahr später als das Ghetto in Belchatow. Wenn die Verwandten meines Großvaters nicht zu den 560 Juden gehörten, die im Ostrower Wald erschossen wurden, ist es möglich, daß sie ihn um ein Jahr überlebt haben.

* * *

Nach dem Krieg lebten noch dreihunderttausend Juden in Polen. Heute, sagt man, sollen es noch fünf- bis zehntausend sein. In Ostrow-Mazowiecka leben keine Juden mehr. Unter dem Wort Jüdisch findet sich im Telefonbuch nichts, keine Gemeinde, kein Museum, kein Büro, nichts. Wir haben keine Inschrift gefunden, keinen Gedenkstein, nur einen Stein für die Handwerker von Ostrow, die in den Jahren 1939 bis 1945 von den Deutschen ermordet wurden. Viele Handwerker waren Juden, und da, wie der Direktor des Gymnasiums uns erklärte, die meisten Juden sich auch als Polen gefühlt hätten, schließe das Gedenken an die ermordeten Handwerker die ermordeten Juden ein.

Wir haben in Ostrow nur von einem Juden gehört, von Buleczko. Zum ersten Mal nannte den Namen der junge Mann, der gesehen hatte, wie man in der Ulica Broniewskiego die Skelette aus der Erde gerissen hatte. Seine Mutter hatte Buleczko gekannt und erzählt, daß er oder sein Sohn nach Israel ausgewandert sei, oder nach Amerika.

Als wir das halbverfallene weiße Haus, dessen Fundamenten die begrabenen Juden hatten weichen müssen, umstrichen und den Sinn seiner Existenz zu ergründen suchten, beobachtete uns ein Mann, der, beide Arme auf seinen Gartenzaun gelehnt, darauf zu warten schien, daß wir ihn etwas fragten. Neben ihm stand sein kniehohes Hund und bellte pflichtbewußt. Der Mann und seine Frau wohnten seit 1947 in dem Haus gegenüber der Wiese. Nach dem Krieg sei er aus den Ostgebieten hierher gekommen. Damals gab es schon keinen Friedhof mehr, die Deutschen hatten ihn zerstört. 1947 sah der Platz genauso aus wie heute, nur das Haus stand noch nicht da. Nein, Juden hat er nicht gekannt in Ostrow. Als er kam, gab es keine Juden mehr, nur einen, der hieß Buleczko, aber er wisse nicht, was aus dem geworden sei.

Es war schon später Nachmittag, zu spät, um in Behörden oder Ämtern noch Auskünfte einzuholen. Wir liefen ziellos von hier nach da, wie die vielen streunenden Ostrower Hunde, die sich von ihrer dicht über der Erde spürenden Nase führen ließen, hin und wieder den Kopf aufwärtsreckten und Witterung aus der Luft aufnahmen. Einmal verschwand Agnes, unsere Dolmetscherin, durch ein halboffenes Hoftor, hinter dem sie einen sehr alten Mann entdeckt hatte. Uns konnten nur Alte weiterhelfen. Der Mann stand mit einem uns mißtrauisch musternden Kind, wahrscheinlich seinem Enkelkind, vor seinem Holzhäuschen. Nein, er kenne keine Juden. Die Deutschen hätten damals viele erschossen, die anderen vertrieben, das hätte er erlebt, sagte er. Seine Kleider starrten vor Dreck. Er stank, noch am Abend hatte ich seinen Gestank in der Nase. Wir wollten schon weitergehen, als er sagte, er hätte doch einen Juden nach dem Krieg gekannt, einen Buleczko, er könne uns sogar das Haus zeigen, in dem Buleczko gewohnt hätte.

Er fuhr auf dem Fahrrad vor uns her bis zu dem zweistöckigen, rosa angestrichenen, inzwischen wieder gräulich verschmutzten Steinhaus, für Ostrower Verhältnisse ein Prachtbau, mit einem Textilgeschäft und einem Friseur für Damen und Herren im Hochparterre. Wir klopfen an einige Türen, aber niemand öffnete. In der ersten Etage schloß

sich eine Wohnungstür hinter einem Männerrücken. Wir stiegen nach oben, klopfen an die Tür, die sich eben geschlossen hatte, eine Frau öffnete. Sie wußte nichts über Buleczko, aber die Kunicka aus dem Parterre könne uns etwas über ihn sagen. Sie brachte uns zur Wohnung der Kunicka, aber die Kunicka war nicht zu Hause. Dann sei sie bei ihren Kindern, sagte die Frau, und käme erst am späten Abend wieder.

Beim Abendessen in unserm Hotel im vierzig Kilometer entfernten Lomza löffelten wir Rote-Rüben-Suppe, die eigentlich nur würziges rotes Wasser war, stocherten in kleinen kohlgefüllten Piroggen und fragten uns, was wir erwartet hatten. Nicht viel, sagte ich, viel bestimmt nicht, sagte auch Hella, und Jonas fragte, wie er das Nichts fotografieren solle.

Am nächsten Morgen gingen wir zuerst in die Stadtbibliothek, wo eine blonde Frau von Mitte Dreißig sich als unerwartet hilfreich und freundlich erwies. Viel hätte sie nicht, sagte sie, zwei Broschüren, einen Sammelband zur Geschichte, in dem für uns zwei Seiten interessant waren, die sie auch gleich aufschlug. Die geschriebene Geschichte von Ostrow-Mazowiecka ist polnische Geschichte. Die sechzig Prozent Juden der Stadt werden nicht verschwiegen; es gab sie einmal, und dann gab es sie nicht mehr. Die Bibliothekarin brachte uns einen Band des jüdischen Sterberegisters für die Jahre 1847/48, es existierte wohl nur noch der eine. Als wir darin zweimal den Namen Iglarz fanden, triumphierten wir, als hätte es dieser Bestätigung bedurft, um zu glauben, daß wir zu Recht in Ostrow suchten, als sei es bis dahin nicht sicher gewesen, daß wirklich Iglarz in Ostrow gelebt hatten, obwohl ich doch die Geburtsurkunde meines Großvaters besaß, sogar in zwei Sprachen, und die Trauungsurkunde meiner Urgroßeltern. Aber im tristen Licht des Vortags und nach dem Anblick der scheinheiligen Wiese mit dem weißen Haus darauf war dieses Zeugnis, das nicht getilgte Wort, der nicht gelöschte Name Iglarz, wie eine Erlösung für uns. Weil die Bibliothekarin uns die Dokumente nicht überlassen durfte, die Bibliothek aber keinen Kopierer besaß, begleitete sie uns in einen Copy-Laden. Unterwegs sagte sie zu Agnes, sie solle mir übersetzen, daß Polen erschossen wurden, wenn sie Juden versteckten, das müsse ich unbedingt wissen. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nicht daran gedacht, daß die Ostrower uns für Juden halten mußten, Nachfahren von Juden und selbst Juden. Eher hatte ich ein kleines Unbehagen dabei empfunden, mich in deutscher Sprache nach dem Schicksal von Juden zu erkundigen.

Gibt es noch Juden in Ostrow, fragte ich.

Es gebe Leute, die jüdische Namen hätten oder Namen, die irgendwie an jüdische Namen erinnerten, aber sie kenne niemanden, der sich selbst als Juden bezeichne. Ihre Mutter hätte noch einen Juden in Ostrow gekannt, der hieß Buleczko, wahrscheinlich sei er inzwischen längst gestorben. Von ihrer Mutter wisse sie, daß Buleczko im Versteck überlebt hat, im Wald, vielleicht auch bei Leuten. Später versuchten wir, Herrn Filipp zu erreichen. Herr Filipp war Vorsitzender des Freundeskreises von Ostrow-Mazowiecka und sollte eine Sammlung alter Fotos verwahren. Seinen Namen wußten wir von Herrn M. aus Warschau, dessen Telefonnummer ich in Berlin erfahren hatte und mit dem Agnes und ich am Morgen fast eine Stunde telefoniert hatten.

Herr M. war Ahnenforscher von Beruf und hatte offenbar fast in jeder polnischen Stadt seine Gewährleute. In Ostrow kannte er außer Herrn Filipp eine Standesbeamtin, die er in unserer Angelegenheit anzurufen versprach, auf keinen Fall sollten wir sie selbst anrufen, jedenfalls nicht vor dem nächsten Tag. Außerdem wußte Herr M., daß ein Priester, dessen Namen er nicht kannte, eine Arbeit über die Geschichte der Ostrower Juden geschrieben hatte.

Herr Filipp sei in Poznan, sagte seine Schwester, sie selbst sei krank. Über den Freundeskreis wisse sie nichts, auch nichts über die Fotos. Wann ihr Bruder zurückkäme, könne sie nicht sagen.

Wir gingen zur Kirche, um den Priester nach der Arbeit seines Kollegen über die Juden von Ostrow zu fragen. Die Kirche war verschlossen. Die Gläubigen knieten im Vorraum und beteten. Und die Kunicka war auch nicht zu Hause. Am Tag zuvor sei sie fünf Minuten, nachdem wir gegangen waren, gekommen, sagte ihre Nachbarin, nun sei sie aber wieder zu ihren Kindern gefahren, zwei Kilometer vor der Stadt, die genaue Adresse wisse sie nicht.

Wir versuchten es im Gymnasium; ein Gymnasium ist auch für die Geschichte der eigenen Stadt zuständig, dachte ich. Der Direktor bestellte uns für den nächsten Tag.

Auch am nächsten Tag war die Kirche geschlossen. Der Priester wohne gleich im Block nebenan, sagte ein Mann. Die Haushälterin des Priesters erinnerte mich an Canettis Therese, sie verströmte Feindseligkeit wie Weihwasser seinen Duft. Der Priester sei in Warschau beim Arzt, sagte sie, er käme morgen zurück oder auch später. Außerdem lebe er erst seit drei Jahren in Ostrow und wisse darum über das Problem, das uns interessierte, nur wenig.

Während wir vor dem Gymnasium auf unseren Termin beim Direktor warteten, kam ein Priester vorbei, den Agnes fragte, wann sein Kollege vom Arztbesuch in Warschau zu erwarten sei. Sie erklärte auch, warum wir ihn sprechen wollten. Er hätte soeben das Auto seines Bruders gesehen, sagte der Priester, er müsse also zurück sein.

Der Direktor erzählte uns von einem jüdischen Absolventen des Gymnasiums, der zu einem Klassentreffen aus Israel angereist war. Er hätte in Israel Karriere gemacht und sei Journalist geworden, sagte der Direktor. Später hätte er über seinen Aufenthalt in Ostrow geschrieben, er sei begeistert gewesen. Der Direktor redete schneller, als Agnes übersetzen konnte, obwohl sie sehr gut übersetzte. Zwischendurch klingelte das Telefon, und der Priester, der wirklich aus Warschau zurückgekommen war, ließ uns ausrichten, er hätte keine Zeit für uns. Der Direktor überreichte uns ein Buch über die Verbrechen der Deutschen an russischen Kriegsgefangenen und jedem einen Wimpel seines Gymnasiums, küßte Hella, Agnes und mir die Hand und öffnete uns selbst die Tür. Die Standesbeamtin des Herrn M. hatte Urlaub. Nach einem Telefongespräch erklärte sich ihre Kollegin bereit, für uns im Geburtenregister nach Iglarz zu suchen, aber erst am Nachmittag.

Die Kunicka war wieder nicht zu Hause. Auf der Straße trafen wir drei Frauen aus Buleczkos Haus, unter ihnen die Nachbarin der Kunicka. Sie winkte schon von weitem. Jetzt sei die Kunicka nach Katowice zu ihrer Tochter gefahren, hätte ihr aber vorher alles über Buleczko erzählt, also: Buleczko war verheiratet und hatte zwei Kinder, Janusz und Ewa, er selbst hieß Adam. Nach der Scheidung zog die Frau in die Stadt und nahm die Tochter mit, der Sohn blieb beim Vater. Buleczko hat mit Leder gehandelt, er hat es selbst gegerbt und dann verkauft, da, wo heute das Finanzamt ist, hatte er einen Verschlag, keinen richtigen Laden; wer Leder brauchte, hat es bei ihm gekauft. Anfang der sechziger Jahre ist er gestorben, aber bestimmt nicht in diesem Haus. Sein Sohn ist in die Stadt gezogen oder nach Amerika oder nach Israel wie die Juden aus dem Haus gegenüber, die sind alle nach Israel ausgewandert, die ganze Familie. Und daß Buleczko groß und schön war, hätte die Kunicka gesagt, groß und schön. Mehr wisse die Kunicka nicht.

Auf dem Standesamt erfuhren wir, daß Etkä Iglarz 1894 geboren wurde, Chaim Iglarz 1895, Wiezra Iglarz 1897, Chaim Lejsor Iglarz 1899, Cheje und Icek Iglarz 1901. Die früheren Jahrgänge, in denen wir nach Pawels Geschwistern hätten suchen können,

waren ausgelagert; die späteren interessierten uns nicht. 1900 hatte Pawel Ostrow schon verlassen.

Wo Pawel in Ostrow gelebt hatte, was uns vor allem interessierte, in welcher Straße, in welchem Haus, konnte die Standesbeamtin uns nicht sagen. Das könnten wir in einem anderen Amt in einer anderen Stadt erfahren, eine Mitteilung, der ich mißtraute, da man mir schon in Berlin die Auskunftsunwilligkeit der Behörden prophezeit hatte. Jüdische Nachkommen, die nach den Häusern ihrer Vorfahren fragten, erweckten Argwohn.

Abends, im Hotel in Lomza, waren wir keine Juden mehr; in Lomza waren wir Deutsche. Polen waren wir nirgends und für niemanden, obwohl wir alle mehr polnische Anteile als jüdische haben, und obwohl Hella und ich bis 1953 sogar polnische Staatsbürger waren. In Ostrow fielen Hella ein paar polnische Wörter ein, Flüche, die ihre älteren Brüder ihr siebzig oder fünfundsiebzig Jahre vorher einmal beigebracht hatten. Als kleines Mädchen hat Hella nur Polnisch gesprochen; später sprach sie nur noch Deutsch. Ich hatte gehofft, die Sprache und der Ort, auch wenn Hella ihn nie zuvor betreten hatte, würden andere Erinnerungen in ihr wecken, einen Satz, vielleicht nur einen halben Satz ihres Vaters, ein zufällig gehörtes und sorglos vergessenes Wort.

Hella war in den vergangenen drei Tagen eher schweigsam mitgelaufen. Sie wußte, daß wir etwas von ihr erwarteten, und manchmal war ihr Gesicht ganz leer von der Anstrengung, die ihr die Suche nach dem verlorenen, vielleicht nie besessenen Wissen bereitete.

Ihr guckt mich immer so an, Kinder, aber es gibt nichts, sagte sie, mir fällt nichts ein. Und Jonas, der sah, daß seine Großmutter Trost brauchte, sagte: Eigentlich hat ja dein Vater mit dem Vergessen angefangen.

Als wir abfuhren, wußten wir, daß in Ostrow-Mazowiecka einmal der Jude Adam Bulczko gelebt hat, der zwei Kinder hatte, mit Leder handelte und groß und schön war. Über Pawel hatten wir nur erfahren, daß er aus einem armseligen Städtchen kam.

* * *

Es stimmt, daß Pawel mit dem Vergessen angefangen hat. Er hat seinen Kindern nichts erzählen wollen über die orthodoxe Welt, die er verlassen und die ihn totgesagt hatte. Er hat den Kaddisch beantwortet, indem er die, die ihn vermutlich über ihn gesprochen hatten, nun selbst totschiwig.

Darum wissen wir nichts über seine Erziehung, seine Bildung, wir wissen nicht, warum er außer Polnisch und Jiddisch auch Russisch, Deutsch und Hebräisch sprach, ob sein Vater wirklich Analphabet war, oder ob er vielleicht nur nicht Russisch und Polnisch schreiben konnte, wohl aber Hebräisch. Wir wissen nicht, warum Pawel Ostrow verlassen hat und nicht bleiben wollte, als was er geboren war: Jude. Er hat die Erinnerung an seine Herkunft seinen Kindern nicht hinterlassen wollen. Und vielleicht wäre sie ja auch vergessen worden, könnten Geschichten über Juden heute erzählt werden wie Geschichten über Katholiken oder Protestanten, deren Konversionen sich als Familienanekdoten, schlimmstenfalls als Familiendramen berichten lassen, ohne in ein Menschheitsdrama zu münden.

Was wäre gewesen, hätten meine Großeltern nach dem Krieg zurückkommen können? Vielleicht starb Josefa gar nicht an Krebs, wie Hella vermutet, und hätte unter weniger elenden Umständen geheilt werden können; Pawel hätte das Ghetto überlebt, und im Mai oder Juni 1945 oder wann immer die ersten Züge von Lodz nach Berlin wieder fuhren, hätten wir sie in Berlin vom Bahnhof abgeholt. Sie wären zu uns in die kleine

Wohnung in der Schillerpromenade gezogen, die nicht mehr die Wohnung war, die sie verlassen hatten, denn die hatten Schuberts aus der vierten Etage haben wollen, so daß Marta und Hella mit Schuberts hatten tauschen müssen, was ihnen recht war, denn die Wohnung in der vierten Etage hatte ein Bad, die alte Iglarzsche Wohnung in der zweiten Etage hatte nur eine Toilette. Meine Großeltern wären also zu uns in den vierten Stock gezogen, später hätten wir oder hätten sie eine andere Wohnung gesucht, ganz in der Nähe, so daß wir uns jederzeit hätten besuchen können. Was hätte meine fromme Großmutter zu meiner gottlosen Erziehung gesagt? Hätte sie mir Geschichten aus der Bibel erzählt oder mich zum Gottesdienst mitgenommen und mir das Beten beigebracht? Was hätten meine Großeltern zu Hellas neuem Mann gesagt? In seinem vorletzten Brief, der sein Vermächtnisbrief war, schrieb Pawel an seine Kinder: »Unseren lieben Jungen, den Walter, betrachtet als unseren Sohn, als neuen Bruder, ich brauch euch nicht viel zu erzählen ihr wißt es sicher gut, wie er zu Mama gestanden hat. Haltet mit ihm zusammen, denn das ist er bestimmt wert. Und du, meine liebe Hella, sei gut zu ihm, er ist der wertvollste Mensch, den es gibt.«

Meine Großeltern, wie ich sie mir vorstelle, passen nicht zu unserem Leben nach dem Krieg, jedenfalls nicht zu dem Leben, das wir führten, nachdem wir aus Neukölln weggezogen waren; und das fing schon in Neukölln an. Während des Krieges und kurz nach dem Krieg ging es bei uns wohl ähnlich zu wie in der Wohnküche meiner Großeltern. In meiner Erinnerung sitzen Martas und Hellas Freundinnen ständig um den großen runden Tisch in Hellas Zimmer, als wären sie nie nach Hause gegangen. Eine von ihnen, Lucie, wohnte wirklich bei uns, nachdem sie ausgebombt war. Auch Paul, mein Onkel, den ich so wenig »Onkel« nennen durfte wie die Frauen »Tante«, war immer da, manchmal auch Erika, seine Freundin, die später seine Frau wurde. In dieses Bild passen meine Großeltern noch. Wieder sitzen sie schwarzweiß zwischen ihren farbigen Kindern und ihren Freunden, die redend und lachend Strümpfe stopfen und dabei kostbaren Bohnenkaffee trinken, den Hella oder Lucie oder Paul aufgetrieben hat.

Am Nachmittag geht mein Großvater mit mir spazieren. Ich führe ihn an der Hand durch die Schillerpromenade und höre, wie die Nachbarn ihn grüßen: Guten Tag, Herr Iglarz, schön, daß Sie wieder da sind. Manche sagen nur Guten Tag und gehen schnell weiter. Mein Großvater ist freundlich zu allen, damit mir das Schreckliche verborgen bleibt; so hat er es seinen Kindern geschrieben in dem Brief, der sein Vermächtnisbrief war: »Zeigt niemals dem Kinde, daß es Haß, Neid und Rache giebt. Sie soll ein wertvoller Mensch werden.«

Ich war sechsendfünfzig Jahre alt, als ich Pawels Briefe endlich las. Seit wann hatten Hella und Marta vergessen, daß es sie gibt? Seit vierzig Jahren schon? Oder Josefas Brief an ihren Mann, einen Tag vor ihrem Tod datiert, von dem Hella nicht wußte, warum er auf deutsch und mit der Maschine geschrieben ist. Am 20. Juni 1942 schrieb Pawel an seine Kinder: »Mein lieber Paul, ich schicke dir hier einen Brief mit, den Mama einen Tag vor ihrem Tode an mich diktiert hat. Der Brief zerriß mir das Herz, ich wollte ihn nochmal lesen, aber ich bekomme es nicht fertig. Ich schicke dir also den letzten Brief von Mama an mich mit folgender Bitte: fahrt mal an einem Sonntag alle raus zu Lades und laßt euch den Brief wortgetreu übersetzen und Hella soll denselben mit der Maschine abschreiben und Original und Abschrift gut aufbewahren. Schließt ihn irgend in ein Fach ein, daß er nicht verloren geht, und wenn Monika groß ist zeigt ihr den Brief und erzählt ihr, wie tief unglücklich ihre Großeltern gerade in den alten Tagen geworden sind, vielleicht weint sie dann auch eine Träne.«

Pawels Kinder haben es offenbar gemacht, wie er es gewünscht hat: Sie sind zu Landes gefahren und haben den Brief wortgetreu übersetzen lassen, Hella hat die Übersetzung mit der Maschine abgeschrieben, und sie haben die Abschrift und das Original, auch das fand sich an, gut aufbewahrt. Und dann müssen sie den Brief vergessen haben, denn sie haben ihn mir nicht gezeigt.

Vor diesem Vergessen stehe ich ratlos, so ratlos wie Hella selbst. Das Jahr 1945 sei für sie wie eine Wiedergeburt gewesen, hat Hella gesagt. Eine Wiedergeburt ohne Eltern, ein Neuanfang ohne die Vergangenheit? Mußten nicht nur die Täter, sondern auch die Opfer ihre Trauer verdrängen, um weiterzuleben? Jeder hatte seine Toten, Söhne, Väter, Männer, Freunde. Regierten die einfachen Sätze: Das Leben muß weitergehn; das macht die Toten nicht wieder lebendig? Und später, als das Leben längst weitergegangen war, als die Zeitungen »Neues Leben«, »Neuer Weg«, »Neue Zeit« und »Neues Deutschland« hießen, als die Gegenwart der Zukunft weichen mußte und die Vergangenheit endgültig überwunden wurde, wurde da auch die eigene Vergangenheit unwichtig? Oder waren die Jahrzehnte davor so aufs Überleben gerichtet, daß zum Innehalten und Zurückblicken keine Zeit war? Wir haben immer so nach vorn gelebt, sagt Hella. [...]

Tanja Dückers

* 25. September 1968 West-Berlin

Sie liebt in Berlin. Sie studierte Kunstgeschichte, Amerikanistik und Germanistik. Sie arbeitete als Nachrichten- und Wetterberichtstexterin bei Deutsche Welle TV. 2006 wurde sie vom Deutschen Historischen Museum (Berlin) zu den 10 wichtigsten Schriftstellern Deutschlands unter 40 Jahren gewählt (und den „100 Kreativsten Köpfen Deutschlands“). Das Augenmerk ihrer Prosa gilt politisch-gesellschaftlichen Problemen im vereinten Deutschland und der Aufarbeitung des Kriegsschicksals der Großeltern-generation. Werke: *Morsezeichen. Gedichte* (1996), *Fireman. Englische Lyrik* (1996), *Spielzone. Roman* (1999, UA als Theaterstück, Berlin 2004), *Café Brazil. Erzählungen* (2001), *Luftpost. Gedichte Berlin-Barcelona* (2001), *Himmelskörper. Roman* (2003), *Der längste Tag des Jahres. Roman* (2006), *Morgen nach Utopia. Essays* (2007), *Hau-sers Zimmer. Roman* (2008).

HIMMELSKÖRPER

18

DAS LEUCHTENDE SCHIFF

Dieses Wochenende kümmerte wieder ich mich um Jo. Paul war vor vierzehn Tagen hier gewesen, meine Mutter war aus der vollgerümpelten, unübersichtlichen Wohnung in der Mindener Grevestraße nicht mehr wegzudenken.

»Bring mir den Fotoband, Freia«, rief Jo und zog sich die Mohairdecke bis fast an die Schultern hoch. Sie saß auf dem Sofa, ihrem Lieblingsplatz im Wohnzimmer. Mit einer fahrigen Handbewegung nahm ich »Die Ostseebäder« von einem der unzähligen kleinen Beistelltischchen und legte Jo das Buch auf den Schoß. Ich war ein wenig abgelenkt heute, denn ich hatte gestern einen langen Abend mit Dr. Tuben und Christian verbracht. Die beiden verstanden sich gut, nachdem sie sich vor einem Jahr kennengelernt hatten – an dem Abend, an dem auch ich Christian zum erstenmal traf.

Dr. Tuben hatte auf einer öffentlichen Veranstaltung ein Buch vorgestellt, dessen Mitherausgeber er war: »The Light Book« war bei einem obskuren Verlag in Los Angeles erschienen. Es ging um den Zusammenhang von Licht und Gesundheit, um die vielfältigen Auswirkungen von natürlichem und künstlichem Licht auf den Menschen. Tuben hatte in den vergangenen Jahren einige ausgedehnte Reisen in die Arktis unternommen, um unter anderem einen Gemütszustand zu erforschen, den die Eskimos Nordkanadas, genauer gesagt, der Ellesmere Islands, als »piblocto« bezeichnen: Dabei rennt der Betroffene hinaus aufs Eis, schreit, gestikuliert und reißt sich, trotz der Minustemperaturen, die Kleider vom Leib. Der hysterische Anfall endet damit, daß der Kranke vor Kälte und Erschöpfung zusammenbricht. Aber »piblocto« ist nur eines unter vielen winter- und lichtmangelbedingten Krankheitsbildern, für die die Eskimos zahlreiche Namen parat halten. Tuben interessierte sich brennend für sie.

Als wir nachher mit ein paar anderen in einer Kneipe saßen, begann Dr. Tuben ein wenig zu sticheln, daß ich mir mit der Erstellung des neuen Wolkenatlas eine reichlich »preußische« Aufgabe gestellt hätte. Doch ich hatte ihm gestanden, daß ich in letzter Zeit nichts getan hatte, gar nichts, außer einen Hauch von Wolke zu suchen, so lichtdurchlässig, daß die Bezeichnung »Wolke« schon fast irreführend sei.

Unendlich langsam blätterte Jo jetzt Seite um Seite des Ostseebäder-Bildbandes um, machte schmatzende und glucksende Geräusche, die ich gelernt hatte, als Wohlbefinden und ein gewisses Ruhebedürfnis zu deuten. Mäxchen hatte für die letzten Wochen seines Lebens in ihre Wohnung zurückkehren können, aber Jo und er hatten nicht mehr viel miteinander gesprochen. Jeder lag krank in seinem Zimmer, und sie wurden eifersüchtig aufeinander, wenn Renate, Paul oder ich scheinbar länger in einem Zimmer verweilten als im anderen. Nun hatte Jo schon wieder vergessen, daß Mäxchen tot war.

»Das Buch kannst du Mäxchen auch ruhig mal mitbringen ... der kann dir zu jedem Bild was erzählen ... dann ist es für dich nicht so langweilig bei ihm im Krankenhaus ...«, murmelte Jo.

Ich war erstaunt, wie klar sie manchmal denken und sprechen konnte. Boshaftigkeit beflügelte ihren Geist, das war mir schon aufgefallen.

Ich nahm Jo das Buch aus der Hand und reichte ihr eine Schale Kompott. Jo warf einen skeptischen Blick auf die Schale, dann goß sie sich mehrere lange Bahnen Rosenhonig auf das Kompott. Hatte sie in früheren Stadien ihrer Krankheit nur großzügig ihren Löffel vollgeladen, so leerte sie jetzt einfach das halbe Glas aus. Vielleicht würde sie ja auf diese Weise wenigstens einen winzigen Bruchteil ihrer gehorteten Schätze noch zu Lebzeiten genießen.

Nach jener Präsentation von »The Light Book« war ein junger Mann aus dem Publikum mit in die Kneipe gekommen; er hatte sich als Christian vorgestellt und mir erzählt, daß er Tischler sei. Wir hatten daraufhin ein langes, ebenso verqueres wie amüsantes Gespräch über den Einfluß des Wetters auf die Holzbeschaffenheit geführt und mit Tuben bis morgens zusammengesessen, als hätten wir drei schon oft gemeinsam die Nächte durchzechet. Als wir endlich unter einem wolkenlosen Morgenhimmel aufbrachen, hatte Christian mich nach meiner Telefonnummer gefragt und meine Hand kurz in die seine genommen.

Jetzt stand Renate in der Tür.

»Freia, hilfst du mir kurz, Jos fürchterlich schwere Truhe im Schlafzimmer umzustellen, damit der Rollstuhl Platz hat ...«

Nachdem ich meiner Mutter geholfen hatte, setzte ich mich wieder auf den Hocker neben Jo. Sie hatte ihre Augen halb geschlossen, nur durch einen Schlitz schien sie mich anzusehen. Sie sah so fremd aus, war mir so fremd geworden in den letzten Jahren. Doch dann seufzte sie auf, wie sie schon immer aufgeseufzt hatte, auch als ich als Kind auf ihrem Schoß herumgeturnt hatte, und lächelte mich kopfschüttelnd an.

»Werd bloß nicht so alt wie ich.«

»Jo – ich nutzte den guten Moment –, »was war für dich die schönste Zeit deines Lebens?«

»Die schönste? Kind, das weiß ich nicht mehr. Ist das Leben schön? Ich weiß ja gar nichts mehr.«

»Und was war besonders furchtbar?«

Jemand anderes hätte vielleicht den Tod des Ehepartners, zumal er erst so kurz zurücklag, erwähnt, aber Jo wiegte den Kopf.

»Wie wir unser Haus verlassen mußten. Alles, was wir hatten, dalassen mußten. Fast alles. Mein Klavier ... die Biedermeierkommode ... die Vorhänge mit dem Lilienmuster ... die habe ich so geliebt ... und den Eichenschrank aus der Familie meines Vaters ... und die Kasse aus dem Marzipangeschäft in Königsberg, die ist mit der dritten Seekiste untergegangen ... die liegt immer noch in der Ostsee. Bei den Polen irgendwo. Ja, das war das Schlimmste.«

»Und Jo, wie war das, als ihr geflohen seid. Ich meine, ihr mußtet doch auf dieses Schiff, die ›Theodor‹, wie kamt ihr da drauf?«

In diesem Moment stand meine Mutter wieder in der Tür und unterbrach uns, was sonst nicht ihre Art war.

»Es gibt ja so verrückte Geschichten über den Untergang der ›Gustloff‹. Das Bernsteinzimmer soll vielleicht auf dem Schiff gewesen sein ... Polnische Suchteams haben nichts aus dem Wrack bergen können ... aber wer weiß? Vielleicht sind ja schon andere vorher damit verschwunden?«

Ganz wie früher fiel ihr Jo ins Wort: »Ja, ja, alles, was nicht niet- und nagelfest ist, nehmen die mit ... nie an polnischen Tankstellen tanken ... dann fehlen nachher die Radkappen.«

Meine Mutter holte einmal tief Luft, schwieg aber. Seitdem meine Großmutter demont war, hatte sie absolute Narrenfreiheit; was sie auch sagte, nahm niemand mehr ernst. Renate schluckte also ihren Ärger herunter und begann von neuem:

»Das Bernsteinzimmer, das ja eine Weile lang im Königsberger Schloß ...«

In diesem Moment klingelte das Telefon, und meine Mutter hastete in den Flur. An ihrer Stimme hörte ich, daß Peter anrief.

Ich schloß die Tür. Jo schien zu schlafen. Ich nahm mir fest vor, mich in den nächsten Tagen wieder an meinen Wolkenatlas zu setzen und die digitalen Bilder, die man mir aus dem Ausland zugeschickt hatte, zu klassifizieren. Ein Altocumulus kurz vor einem Monsun in Kaschmir. Ein Cirrus Spissatus, also ein grobflockig dichter Cirrus, aus Umeå, Schweden. Ein Cumulus Congestus, hochaufgetürmt, ein Kobold mit Hut, aus Seattle und Cumulonimbus Mamma – mit beutelförmigen Auswüchsen – aus Tabriz im Iran. Aber auf mich warteten noch Hunderte Bilder, die ich zudem in Unterklassen aufteilen mußte.

Nun warf ich wieder einen Blick zu Jo. Wie ein Reptil, schläfrig, träge, mit halbgeschlossenen Augen, lag meine Großmutter auf dem Sofa, völlig unberechenbar, in einem Moment weinerlich und hilflos, im nächsten boshaft und gewitzt ... Ob sie wohl noch in der Lage sein würde, meine Frage zu beantworten?

»Jo, wie war das noch mal? Ihr wart am Pier und wolltet auf die ›Theodor‹, die war aber schon belegt, weil ihr so spät ankamt. Mit eurem ganzen Gepäck. Aber irgendwie wurdet ihr am nächsten Tag doch noch außer der Reihe an Bord genommen ...«

Meine Großmutter gähnte und antwortete, als hätte ich sie gerade nach einem Kuchenrezept gefragt:

»Am Anfang wurde gefragt, wer in der Partei war ... nachher wurde das zu umständlich, und man ging einfach davon aus, daß alle in der Partei waren ... wir warteten schon ... bei minus 20 Grad ... seit ... ich glaube, anderthalb Tagen. Meine Füße hab ich nicht mehr gespürt ... irgendwann kam so ein Schiffsmensch ... keine Ahnung, wie man den nennt ... Mäxchen wüßte das ... und der sagte: noch acht Leute. Acht und nicht mehr. Plötzlich drängelten sich da sechs junge Frauen nach vorne. Genau, so war das ... woher die so schnell kamen, weiß ich nicht ... flink waren die ... Aber mir platzte der Kragen, wir warteten hier seit anderthalb Tagen! ... und dann drängeln da so junge Dinger ... die auch noch richtig schicke Wintermäntel anhatten ... gar nicht verfroren aussahen! Ich rief: ›Wir warten länger! Wir sind endlich einmal dran‹ ... der Schiffsmensch ... winkte mir und Lena zu ... ja, genau, so war das. Ich kann mich gut erinnern. Schrecklich war das. Ich nahm Renate huckepack ... denn ich wollte, daß wir als ein Mensch durchgingen! ... aber plötzlich stand neben uns noch eine andere Dame ... ich kannte sie ... Frau Hunstein mit ihrem Sohn Rudolf, den alle Rudi nannten ... was hat die noch mal gemacht, die Frau Hunstein? ... Friseurin war die, jetzt hab ich es wieder ... ihr Mann irgendwo an der Ostfront ... der Rudi hatte knallrote Haare und war exakt so alt wie Renate ... ich erinnere mich, wie ich einmal Frau Hunstein vor ihrem Laden traf ... ich erzählte ihr, daß Renate heute Geburtstag hatte ... genau wie Rudi ... das war zu Zeiten, als alles noch gut aussah ... die Deutschen fast am Ural, in Nordafrika, und die Amis noch nicht dabei ... Frau Hunstein war ganz nett... aber ein bißchen einfach ... Jetzt hab ich den Faden verloren!«

Ich nahm Jos Hand und drückte sie. »Jo, du erinnerst dich. Du mit Renate auf dem Rücken ...«

»Huckepack!« rief Jo, stolz, den Begriff gefunden zu haben.

»Genau, huckepack hast du Renate genommen. Und die Frau Hunstein stand neben dir. Aber irgendwie seid ihr doch auf das Schiff gekommen, was passierte jetzt?«

Jo kniff die Augen zusammen, um sich zu konzentrieren. Dann schüttelte sie den Kopf. »Lena, ich weiß es nicht mehr.«

»Johanna, du konntest deine Füße kaum noch spüren, so kalt war es ...«

»Genau, kaum noch spüren, so kalt war es!« rief Jo und sah mich erwartungsvoll an, damit ich ihre Geschichte weitererzählen würde.

Ich drückte noch einmal sanft ihre Hand. »Johanna, der Schiffsmann hat die Wahl zwischen dir und Frau Hunstein. Er steht vor euch, er sieht von ihr zu dir und von dir zu ihr. Dann zwinkert du ihm kokett zu, und er winkt dich aufs Schiff ...«

»Nein, Unsinn, du erzählst aber auch alles falsch!« fuhr Jo mich an, und ich wußte, daß ich den richtigen Weg eingeschlagen hatte.

»Also, die Frau Hunstein stand da plötzlich neben uns ... ja, und dann mußte sich der Mann ... vielleicht waren es auch mehrere ... entscheiden, die oder wir ... und sie guckten zwischen Frau Hunstein und mir hin und her ... und Frau Hunstein tat es mir plötzlich nach und hob ihren Rudi auf die Schultern ...! Ich war steif vor Angst ... ich dachte, noch eine Nacht hier draußen überlebe ich nicht ...«

Jo blickte mich eindringlich an und schüttelte langsam den Kopf. »Noch eine Nacht hier draußen überlebe ich nicht.«

Dann schwieg sie wieder. Ich überlegte krampfhaft, mit welchen Tricks ich diesmal ihr Gedächtnis überlisten könnte. Doch plötzlich fuhr sie völlig ungerührt fort:

»Da rief Natilein plötzlich ... vorher war sie den ganzen Tag still vor Angst gewesen ... also plötzlich rief die Kleine richtig laut: ›Die ham gar nich mehr den Gruß gemacht. Schon ganz lange nicht mehr.‹ Und Nati streckte ihren dünnen kleinen Arm sehr gerade nach vorn ... das weiß ich noch ... der Schiffsmann ... der hatte übrigens einen häßlichen Bart ... musterte Frau Hunstein ... weißt du ... Kind ... in dieser Zeit waren viele Leute ... nicht mehr sehr ... führertreu ... man war enttäuscht, fühlte sich verraten ... aber so weit war man ... wie soll ich sagen ... doch noch nicht ... daß man eine Verweigerung ... des Gehorsams ... geradewegs ... als Tugend empfunden hätte ... das war doch noch ... wie soll ich sagen ... anstößig ... jedenfalls ... was wollte ich erzählen? Also dieser Schiffsmensch ... Mäxchen könnte sagen, was das für einer war ... der winkte mir und Renate dann zu ... ›Sie kenn ich doch auch‹, murmelte er noch zu mir ... und Frau Hunstein ließ ihren Rudi von den Schultern herab ... nie wieder haben wir sie gesehen ... blieben am Pier ... gingen auf der ›Gustloff‹ unter ... was weiß ich ... aber Renätschen hat uns das Leben gerettet... so war das.«

Jo nickte und beugte sich wieder über ihre Kompottschale. Im nächsten Moment hörte ich sie schmatzen. Ich starrte sie an. Jo schloß die Augen und faltete ihre Hände auf dem Schoß. Dann schloß auch ich die Augen und versuchte mir Renate vorzustellen, wie sie diesen unglaublichen Satz von sich gegeben hatte. Ich dachte an die Fotos von damals, aus der Zeit kurz vor der Flucht, meine Mutter mit einer Mütze, deren Bänder unter ihrem Kinn verknötet waren, einem hellen Kleid, darunter, wegen der Kälte, Wollhosen und in zu großen Schnürstiefeln mit langen Schleifen, die fast auf den Boden reichten. Meine Mutter war sehr dünn und hatte ein spitzes, ängstliches Gesicht mit großen, etwas umschatteten Augen. Und ihre Brauen waren auf jedem Bild in einer Art unendlicher, bedrückter Frage hochgezogen. Aber sind die Momente repräsentativ, die ein Foto einfängt? Man kann ihnen nicht trauen, diesen Schnappschüssen, die festhalten, behaupten und verallgemeinern, wenn doch fast alle unsere Gesten, Mienen und Momente in ein Meer aus Nichts abgetaucht und vergessen sind ...

Jetzt schob Jo ihre warme, schlaffe Hand in meine. Ich spürte ihren langsamen Puls und öffnete die Augen.

»Renate hört das alles nicht mehr gern ... daß sie uns das Leben gerettet hat... sie hört das nicht gern ... kennst sie ja.«

Ich sah auf das eingefallene Gesicht meiner Großmutter und bemerkte, wie ihr Blick nach rechts, zur Tür, wanderte. Ihre Stirn zog sich unheilverkündend in Falten. In der Tür stand Renate. Sie stand dort, die Arme in die Hüften gestemmt, und sah uns finster an. Ich hatte keine Vorstellung, wie lange sie dort schon gestanden hatte.

Ich blickte zwischen meiner Mutter, die dort groß und aufrecht in der Tür stand, und meiner kleinen, zusammengesunkenen Großmutter hin und her. Ich spürte Jos Anspannung an der Versteifung ihrer Hand in meiner. Sie war immer noch regunglos, nur ihre Augen waren starr nach rechts gerichtet. Ich sah auf den Staub am Saum des dunklen Brokatvorhangs, den Jo schon sehr lange nicht mehr aufzog. Ich blickte auf die Strohsterne, die Renate als Kind gebastelt hatte und die seit Jahrzehnten, ebenfalls eingestaubt, an dem Knauf einer Sekretärschublade hingen. Ich schaute auf das Foto meines Großvaters,

ohne Prothese, hoch zu Roß. Mit einem gewinnenden, naiven Lächeln, das ich nur von Schwarzweißfotos an ihm kannte.

Plötzlich wurde mir übel. Eine Welle, ein Schwall aus meinem Bauch drückte nach oben, und ich sprang auf, stürzte zum Bad und übergab mich. Ich hörte nichts, kein einziges Geräusch aus der ganzen stummen Wohnung, bis auf mein eigenes Würgen. Schließlich spülte ich mir den Mund aus, wischte mir mit einem Stück Klopapier den Schweiß von der Stirn, legte eine Hand schützend auf meinen Bauch und ging, immer noch leicht zitternd, in die Küche, wo ich mich auf einen Stuhl fallen ließ.

Dann hörte ich meine Mutter sagen: »Das solltest du nicht erzählen!«

»Was meinst du?« fragte Jo harmlos.

»Die Geschichte von damals.«

»Welche denn? Was habe ich denn erzählt? Wie wir auf dem Schiff das Marmeladenglas versteckt haben?«

Ich traute meiner Großmutter zu, daß sie sich nicht mehr erinnerte, worüber sie noch eben gesprochen hatte.

»Warum habe ich das wohl gesagt, wer hat denn zu Hause Strichlisten über die Nachbarn geführt und mich dazu angehalten, meine Spielkameraden ...«

»Ich erinnere mich nicht!« schrie Jo auf einmal.

Dann fuhr sie plötzlich ganz ruhig fort:

»Freia versteht das ... wir waren Kinder unserer Zeit ... Freia hat uns nie Vorwürfe gemacht ... Freia ist nicht so wie du ... so ... so ... was weiß ich ... bring mir Tee mit Honig. Mit Waldhonig. Ich bin das alles leid. Ich bin dich leid. Ich bin mich leid ... bring mir Tee. Mit Waldhonig.«

Später trat ich zu meiner Mutter, die in Jos Küche vor dem Fenster stand. Einen Moment lang schwiegen wir, und ich überlegte, was ich so schnell wie möglich sagen könnte, um ihr nicht das Gefühl zu geben, aus »Entsetzen« über sie zu schweigen.

Aber bevor ich einen Satz formulieren konnte, begann Renate schon:

»Als die ›Gustloff‹ unterging, genau in dem Moment, wo sie endgültig versank, ist plötzlich überall auf dem Schiff die gesamte Beleuchtung angesprungen, eingeschaltet wie von einem Geist, eine richtige Festbeleuchtung ... für den Untergang. Das haben alle Überlebenden immer wieder geschldert ...«

»Renate, weißt du so viel über dieses Schiff, weil du später Rudi unter den Überlebenden gesucht hast?«

»Ja.«

»Und was ist jetzt mit der Festbeleuchtung?«

»Die Festbeleuchtung ist die Festbeleuchtung. Ich komme nicht darüber hinweg: Ich muß immer an die Festbeleuchtung denken. Als das Schiff unterging, ging überall das Licht an.«

»Mutti« – das hatte ich noch nie gesagt –, »wollen wir einen kleinen Spaziergang machen? Ich glaube, das würde dir jetzt guttun.«

»Freia, die Sirene ging plötzlich los, als das Schiff unterging. Und habe ich dir erzählt, daß der Schwere Kreuzer ›Hipper‹, das erste Schiff am Unfallort, keinen einzigen Schiffbrüchigen mitnehmen konnte? Habe ich dir das erzählt?«

»Nein, nimm mal deine Jacke, und wir lassen Jo kurz allein.«

»Freia, es gab zu wenig Rettungsboote, und die Rettungsboote in den Davits wurden nicht ausgeschwenkt. Man hat noch die Blaukammern geöffnet, und einige Passagie-

re konnten ein paar dieser vor Kälte schützenden blauen Anzüge anziehen ... aber Freia, die Außentemperatur betrug minus zwanzig Grad. Und als das Schiff unterging, leuchtete es noch einmal auf. Freia, es leuchtete und ging unter. Ich weiß nicht, wie viele Lampen, Glühbirnen, Betten, Tische, Toiletten, Waschbecken die ›Gustloff‹ hatte. Freia, es gibt so vieles, was ich nicht weiß.«

»Bitte, komm.«

»Freia, ich spreche nicht gern.«

»Bitte, komm.«

»Nein, ich bleibe hier. Ich möchte hier stehenbleiben und hinaussehen. Der Sonnenuntergang, wie er alles mit sich reißt. Dieses mörderische Rot, dieses verlogene Orange, das gierige Gelb. Jeden Tag wird die Welt zertrümmert. Immer wieder wird etwas aufgebaut, etwas geboren, aus der Taufe gehoben, an den Zenit geschleudert. Und immer wieder rinnt und tropft alles herab, glänzt auf, um stumpf und unsichtbar zu werden. Immer wieder am Ende die Nacht!«

Meine Mutter stand am Fenster, lächelte mich jetzt wie aus weiter Ferne an, machte eine ausgreifende Geste in Richtung Sonne, als würden wir gerade einen kleinen Spaziergang zu ihr hin unternehmen, als wären die Maßstäbe, die Dimensionen, die Zeit und die Welt vollkommen anders.

In den nächsten Tagen fürchtete ich, mein Kind zu verlieren. Wenn ich nachts im Bett lag und grübelte, legte ich eine Hand auf meinen Bauch, und er kam mir fremder vor als je. Vielleicht schien es mir ungerecht, daß ich, nachdem ich von all den Toten und dem perfiden Glück meiner Familie gehört hatte, Leben gebären würde. Ich wußte natürlich, daß der Gedanke absurd war, er kam mir trotzdem – nachts – und ließ sich nicht immer vertreiben. Feind, in meinem Kopf. Ein Fremder, unter meiner Haut. Das Normalste von der Welt: das Verrückteste von der Welt: ein Kind. Einmal wachte ich mitten in der Nacht mit starken Schmerzen im Unterleib auf. Sie hielten stundenlang an, aber was dort in mir war, hielt sich gut an mir fest. Es gab da etwas, das schon unabhängig von mir und meinen Launen einen Lebenswillen besaß. Manchmal bekam ich Angst vor dem Willen dieses in mir lebenden Gastes; wenn es leise in mir pochte. Dann wiederum kamen mir meine Gedanken lächerlich vor. Luxusgedanken. Jeden Tag wurden Tausende von Kindern zur Welt gebracht. Ich bekam jetzt ein Kind wie so viele andere Frauen. Ich würde die Geschichte fortschreiben. Ich würde mit Haut und Haaren an einem neuen Krieg, vielleicht als besorgte Mutter, beteiligt sein, ich war nicht mehr die Sackgasse der Geschichte, das Mädchen vom Stadtrand, das nicht dazugehörte, das nicht in den »Zungenkuß« ging, sondern in den Zoo, und das über alles aus der Entfernung nachdenken konnte. Ich hing auf einmal mittendrin, der braune Strich, der auf unserem Stammbaum (als richtiger Baum mit Ästen eingezeichnet) alle Familienmitglieder miteinander verband, würde nicht bei »Eva Maria Sandmann« aufhören, sondern durch mich hindurch und weiter gehen. Plötzlich war ich Knotenpunkt in einem dichten Netzwerk, zwischen meinem Fernrohr und den Wolken war mehr als kühle Luft, etwas war schwer und zog mich nach unten. Manchmal legte ich mich auf die kalten Steinfliesen im Bad, weil ich Rückenschmerzen hatte. Manchmal war mir schwindelig, und ich legte meine Wange an den kalten Stein. Ich war von nun an dabei, mein Leben lang. Ich würde mit meinem Kind zur Schule durch die Stadt gehen, die Stadt würde mit meinem Kind zu mir zurückkommen, zurückschlagen, die Gedächtniskirche, die Einschußlöcher an den Häusern in Friedrichshain, die ungebrochene Würde der jüdischen Synagoge an der Oranienburger Straße, die, eine Schande

für diese Stadt, immer noch oder schon wieder bewacht werden mußte, der U-Bahnhof Oranienburger Straße, der, mit Wasser überflutet, Hunderte in den Tod riß, die vielen Baulücken in der Stadt, all das würde zu mir zurückkommen und weitergehen, es gab kein Entrinnen, ich mußte mich stellen, der Zukunft und der Geschichte, die, in der Neugierde meines Kindes, persönliches und kollektives Erleben untrennbar vermischen würde.

Nur Paul würde übrigbleiben, einsam und frei. Die Grübelmonster von damals hätten niemals beim Anblick unserer Gesichter eine Antwort auf die Frage nach dem großen Unterschied geben können, die Antwort lag unter unserer Haut.

Günter Grass

Vgl. S. 54

BEIM HÄUTEN DER ZWIEBEL

ER HIESS WIRTUNSOWASNICHT

Ertappte mich beim Zurückblättern und sah zu, wie ich Seiten überschlug und dort, wo Blindstellen gähnten, Ornamente und Strichmännchen hlnkritzelte. Schnell erzähltes Beiwerk, das ablenken sollte, ging von der Hand, um sogleich geschwärzt zu werden: Weg damit!

Nun fehlen die Gelenkstücke eines Vorganges, den niemand aufhielt, dessen Verlauf nicht rückgängig zu machen war und dessen Wegspur kein Radiergummi löschen kann. Und doch muß, sobald der fatale Schritt des fünfzehnjährigen Schülers in Uniform zu erinnern ist, nicht die Zwiebel gehäutet oder sonst ein greifbares Hilfsmittel befragt werden. Fest steht, ich habe mich freiwillig zum Dienst mit der Waffe gemeldet. Wann? Warum?

Da ich kein Datum weiß und weder das damals schon wechselhafte Wetter erinnern noch aufzählen kann, was gleichzeitig zwischen Eismeer und Kaukasus und an den übrigen Fronten geschah, wollen sich vorerst nur zu vermutende Umstände zu Sätzen fügen, die meinen Entschluß gefüttert, angestoßen, schließlich auf den Dienstweg gebracht haben. Denen sind keine mildernden Beiwörter erlaubt. Meine Tat läßt sich nicht zur jugendlichen Dummheit verwinzigen. Kein Zwang von oben saß mir im Nacken. Keine selbst eingeredete Schuld, etwa Zweifel an der Unfehlbarkeit des Führers, verlangte danach, durch freiwilligen Eifer abgegolten zu werden.

Es geschah während der Dienstzeit als Luftwaffenhelfer, die nicht eine freiwillige war, aber als Ende des Schulalltags wie Befreiung erlebt und bei mäßigem Drill hingenommen wurde.

Wir Jungs sahen das so. In Uniform zogen wir Blicke an. Mächtig pubertierend stärkten wir die Heimatfront. Die Batterie Kaiserhafen wurde zu unserem Zuhause. Nach Osten die Niederung bis zum Weichselarm in Sichtweite, nach Westen hin ragten Verladekräne, Getreidesilos, die fernen Türme der Stadt. Anfangs gab es noch Versuche, den Schulunterricht fortzusetzen, doch weil zu häufig von Gefechtsübungen unterbrochen, versagten sich die zumeist gebrechlichen, weil alten Lehrer den mühsamen Sandweg bis hin zu unserer Batterie.

Endlich wurden wir ernst genommen. Sechs Geschützrohre, das Kommandogerät, mußten aufs Ziel gerichtet werden. Zweckdienlich an militärischem Gerät ausgebildet,

konnten wir nützlich sein und – wenn es dazu kommen sollte – Stadt und Hafen vor feindlichen Terrorangriffen schützen: bei Probealarm fand jeder in Sekundenschnelle seinen Gefechtsstand.

Zum Einsatz kamen unsere Achtkommaacht-Geschütze allerdings nur zwei- oder dreimal, als einige Feindbomber im nächtlichen Luftraum gesichtet und im Strahlenbündel der Scheinwerfer als Zielobjekte erfaßt wurden. Feierlich schön sah das aus. Doch Großangriffe, sogenannte Feuerstürme, wie sie Köln, Hamburg, Berlin, die Städte im Ruhrpott erleiden mußten und von denen nur Ungenaues zu hören war, erlebten wir nicht. Kein nennenswerter Schaden. Nahe der Schichauwerft, auf dem Fuchswall wurden zwei Häuser getroffen, wenige Tote. Aber der Abschuß eines viermotorigen Lancasterbombers machte uns stolz, auch wenn der nicht unserer Batterie, sondern der am Südrand der Stadt gelegenen Batterie Zigankenberg zugesprochen wurde. Die, wie es hieß, ziemlich verkohlten Besatzungsmitglieder sollen Kanadier gewesen sein.

In der Regel jedoch war der Dienst öde, wenn auch anders öde als der Schulbetrieb. Besonders stanken uns das nächtliche Wacheschießen und die Belehrungen in Sachen Ballistik, die sich in der muffigen Unterrichtsbaracke hinstreckten. Dabei kam Langeweile auf, die zum Rückfall in schülerhaftes Verhalten einlud. Mit ausgedachten Mädchengeschichten alberten wir herum. So vergingen die Tage.

Jedes zweite Wochenende war dienstfrei. Wir durften, so hieß es, »zu Muttern« nach Hause. Und jedesmal kappte die Enge der Zweizimmerwohnung die Spitzen meiner Vorfreude auf den Besuch.

Da half kein Vanillepudding mit Mandelsplittern, dessen Zutaten der Vater, ein Familienkoch aus Neigung, den knappen Lieferungen abgezweigt und für festliche Anlässe gehortet hatte. Extra für mich übergab er den aus der Form gestürzten Pudding mit Schokoladensoße und stellte ihn zur Begrüßung auf den extra für den Sohn gedeckten Tisch.

Doch nichts Süßes half gegen die Enge. Ich stieß mich an allem, zum Beispiel am fehlenden Bad und Klo unserer Wohnung. In der Batterie Kaiserhafen gab es immerhin den Duschraum und weitab die Mannschaftslatrine. Nebeneinander hockten wir auf dem Donnerbalken. Jeder schiess neben jedem. Das störte mich nicht.

Zu Hause aber wurde mir das Klo auf der Zwischenetage, das vier Mietparteien benutzten, mehr und mehr peinlich bis ekelhaft, weil es immer verdreckt von den Nachbarskindern oder besetzt war, wenn es nötig wurde. Eine Stinkzelle, deren Wände Finger beschmiert hatten.

Wie eine Schande verbarg ich das Außenklo vor anderen, weshalb ich keinen meiner Mitschüler, denen zu Hause die Badewanne und die exklusive Toilette selbstverständlich waren, zu mir eingeladen habe. Nur Egon Heinert, dem in der Luisenstraße gleichfalls ein Außenklo stank, kam inanchmal und lieh mir Bücher.

Das Zweizimmerloch. Die Falle der Herkunft. Dort engte alles den Wochenendheimkehrer ein. Selbst die Hand der Mutter konnte die Nöte des Sohnes nicht wegstreichen. Wenn ihm auch nicht mehr zugemutet wurde, im Elternschlafzimmer, in dem überdies die Schwester schlief, ins Bett zu kriechen, blieb er dennoch im Wohnzimmer, wo die Couch aufgebettet für die Nacht auf ihn wartete, Zeuge eines Ehelebens, das sich regelmäßig vom Sonnabend auf den Sonntag vollzog. Ich hörte oder meinte zu hören, was ich, wenn auch gedämpft nur, von Kindheit an im Ohr und somit als monströses Ritual im Kopf hatte: ankündigendes Geflüster, Schmatzlaute, das knarrende Bettgestell, die seufzende Roßhaarmatratze, Ächzen, Gestöhn, alle Geräusche, die dem Geschlechtsverkehr eigen und, im Dunkeln erlebt, besonders einprägsam sind.

Als Kind hatte ich das greifbar nahe Getümmel neugierig und über lange Zeit ahnungslos hingenommen. Nun aber wollte dem tagsüber uniformierten Luftwaffenhelfer unerträglich sein, was er im Schlafanzug hörte, wenn der Vater, sobald der Sohn auf Kurzurlaub war, über die Mutter herfiel.

Dabei ist nicht sicher, ob sie es miteinander trieben, wenn der Sohn in Hörweite wach auf der Couch lag. Vielmehr ist zu vermuten, daß die Eltern auf den Beurlaubten Rücksicht nahmen und voneinander keinen Gebrauch machten. Allein die Erwartung von Geräuschen, deren variationsarme Abfolge wie vorgeschrieben war, brachte mich um den Schlaf.

Im Dunkeln war mir überdeutlich jegliche Spielart des ehelichen Gerammels vor Augen. Und immer opferte sich in dem jederzeit abspielbaren Film die Mutter: sie gab nach, ließ zu, hielt hin bis zur Erschöpfung.

Des Muttersöhnchens Haß auf den Vater, diese unterschwellige Gemengelage, die bereits den Ablauf griechischer Tragödien bestimmt und den Seelendoktor Freud und dessen Schüler so einfühlsam und beredt gemacht hat, wird bei mir, wenn nicht Ursache, dann zusätzlicher Antrieb gewesen sein, wohin auch immer das Weite zu suchen.

Fluchtwege wurden sondiert. Alle liefen in eine Richtung. Nur weg von hier, an die Front, an eine der vielen Fronten, so schnell wie möglich.

Ich suchte Streit mit dem Vater. Der war nicht oder nur mit Hilfe massiver Vorwürfe zu stiften, weil er als friedfertiger Familienmensch schnell nachgab: immer bedürftig nach Harmonie. Ihm, dem Erzeuger, glänzte zugunsten seiner Kinder stets der Wunsch auf den Lippen: »Ihr sollt es mal besser haben ...« – »Ihr werdet es bestimmt mal besser als wir haben ...«

So eifrig ich ihn zum Popanz knetete, der Vater taugte nicht zum gefügigen Haßobjekt. Aus Sicht seiner hellblauen Augen werde ich ihm fremd, wie entsprungen dem Kuckucksei vorgekommen sein. Meine kleine Schwester hing an ihm zärtlich, vielleicht die Härte des Bruders ein wenig mildernd.

Und die Mutter? Oft saß sie am Klavier, ohne zu spielen. Sie war ermüdet vom Geschäft mit immer knapperem Warenangebot. Oder sie litt wie der Vater und die Schwester unter dem Kurzaufenthalt des Sohnes und Bruders, der vorgab, besonders leidensfähig zu sein.

Und doch können die mir unerträglich gewordene Zweizimmerwohnung und das Vierfamilienklo auf der Zwischenetage nicht als einzig ursächlicher Anlaß dafür herhalten, daß ich mich eines unbestimmten Tages freiwillig gemeldet habe. Meine Schulfreunde wuchsen in Fünfstübchenwohnungen mit Badezimmer und Toilette auf, in denen es Toilettenpapier von der Rolle weg gab und nicht wie bei uns zu Quadraten gerissene Zeitung. Einige wohnten sogar in protzigen Villen am Uphagenweg und längs der Hindenburgallee, hatten eigene Zimmer und wünschten sich trotzdem, weit weg und draußen an der Front zu sein. Wie ich wollten sie sich möglichst furchtlos in Gefahr erleben, Schiff nach Schiff versenken, reihenweise feindliche Panzer knacken oder in den neuesten Messerschmitt-Maschinen des Feindes Terrorbomber vom Himmel holen.

Doch nach Stalingrad war die Frontlage überall rückläufig. Wer ihr, wie mein Onkel Friedel, mit buntköpfigen Stecknadeln auf extra vergrößerten und auf Pappe geklebten Landkarten folgte, hatte Mühe, im Osten wie in Nordafrika auf dem laufenden zu bleiben. Allenfalls konnte das verbündete Japan Erfolge bei Seeschlachten und vom Vormarsch in Burma melden. Und unsere U-Boote fütterten ab und an Sondermeldungen

mit der Anzahl versenkter Schiffe des Feindes bei genauer Angabe der summierten Bruttoregistertonnen. Im Atlantik und nahe dem Eismeer griffen sie in Rudeln Geleitzüge an.

Keine Wochenschau, die mir nicht die erfolgreiche Heimkehr der Boote ins Bild gesetzt hätte. Und da es dem Kurzurlauber, der nach dem Kinobesuch noch lange schlaflos auf der Couch im Wohnzimmer lag, mühelos gelang, sich in eines der Siebenhundertfünzigtonnenboote zu versetzen, konnte ich mich als Maat bei schwerer See auf Turmwache sehen: gekleidet in Ölzeug, gischtumsprüht, das Fernglas auf den tanzenden Horizont gerichtet.

In vorauseilendem Eifer wünschte sich der zukünftige Kriegsfreiwillige siegreiche Feindfahrten und nach überstandenen Gefahren – der Feind sparte nicht an Wasserbomben – die Rückkehr zu einem der U-Bootbunker an Frankreichs Atlantikküste. Der Mannschaft eingereiht, steht er neben dem bärtigen Kaleu unter Wimpeln, die jeweils versenkte Schiffe signalisieren. Begrüßt wird der verloren geglaubte Haufen so bildgenau von der flotten Marschmusik einer Marinekapelle, wie der Kinogänger mal um mal die glückliche Heimkehr seiner Helden gesehen hatte; von all den Booten, die samt Mannschaft irgendwo abgesoffen waren, fehlten bewegte Bilder.

Nein, keine Zeitung hat mich so heldengläubig gemacht – die Eltern waren nicht auf den strammen »Vorposten«, sondern auf die sachlich betulichen »Neuesten Nachrichten« abonniert –, vielmehr ist es die Wochenschau gewesen, die mich mit schwarzweiß geschönten Wahrheiten bediente, an die ich zweifelstfrei glaubte.

Vorm Kultur- und Hauptfilm lief sie. In den Langfuhrer Kunstlichtspielen oder im Altstädtischen Ufa-Palast in der Elisabethkirchengasse sah ich Deutschland umringt von Feinden, nunmehr im Abwehrkampf, der heldenhaft auf Rußlands endloser Steppe, im heißen Sand der Libyschen Wüste, am schützenden Atlantikwall und mit U-Booten auf allen Weltmeeren geführt wurde, zudem an der Heimatfront, wo Frauen Granaten drehen und Männer Panzer montierten. Ein Bollwerk gegen die rote Flut. Ein Volk im Schicksalskampf. Die Festung Europa, wie sie der Macht des angloamerikanischen Imperialismus standhielt; bestimmt verlustreich, denn in den »Danziger Neuesten Nachrichten« nahmen von Tag zu Tag Anzeigen zu, die schwarzumrandet und geschmückt mit dem Balkenkreuz vom Soldatentod für Führer, Volk und Vaterland Zeugnis gaben.

Gingen meine Wünsche etwa in diese Richtung? War der Wirrnis meiner Tagträume ein wenig Todessehnsucht beigemischt? Wollte ich meinen Namen dergestalt schwarzumrandet verewigt sehen? Wohl kaum. Zwar werde ich selbstsüchtig einsam, aber nicht altersbedingt lebensmüde gewesen sein. Also nur dumm?

Nichts gibt Auskunft darüber, was in einem fünfzehnjährigen Jungen vorgeht, der aus freien Stücken unbedingt dorthin will, wo gekämpft wird und – was er ahnen könnte, sogar aus Büchern weiß – der Tod seine Abstriche macht. Vermutungen lösen einander ab: Ist es der Andrang überbordender Gefühlsströme gewesen, die Lust, eigenmächtig zu handeln, der Wille, übereilt erwachsen, ein Mann unter Männern zu sein?

Wahrscheinlich war es dem Luftwaffenhelfer möglich, den fälligen Wochenendurlaub gegen einen dienstfreien Mittwoch oder Donnerstag zu tauschen. Soviel ist sicher: nach längerem Fußmarsch nahm ich die Straßenbahn von Heubude zum Hauptbahnhof, von dort den Zug über Langfuhr, Zoppot nach Gotenhafen, einer Stadt, die während meiner Kindheit Gdingen und auf polnisch Gdynia geheißen hatte. Zu schnell gewachsen, hing ihr keine Geschichte an. Neubauten mit flachen Dächern zogen sich bis zum Hafen hin, dessen Kaianlagen und Molen die offene See begrenzten. Dort wurden Marinerekruten

zu U-Bootfahrern gedrillt. Das geschah auch anderswo, in Pillau, weit weg. Gotenhafen bot sich erreichbar nah an.

Eine knappe Stunde Fahrt brachte mich ans Ziel meiner auf blankes Heldentum getrimmten Wünsche. War es im März oder unter Aprilwetter? Wahrscheinlich regnete es. Der Hafen im Dunst. Dort lag am Oxhöft-Kai festgemacht das ehemalige KdF-Schiff *Wilhelm Gustloff*, vor Anker und wurde von einer U-Boot-Lehrdivision als schwimmende Kaserne benutzt. Genau wußte ich das nicht. Der Kriegshafen und die Werft galten als Sperrgebiet.

Sechzig Jahre später, als ich, um ein Menschenleben verzögert, endlich die Novelle »Im Krebsgang« schreiben konnte, die von jenem Motorschiff namens *Wilhelm Gustloff*, ihrem umjubelten Stapellauf, den beliebten Kreuzfahrten in Friedenszeiten und ihrer im Krieg beschlossenen Umrüstung zum verankerten Kasernenschiff, vom abermaligen Auslaufen und ihrer menschlichen Fracht – tausend Rekruten und vieltausend Flüchtlinge –, schließlich von ihrem Untergang am 30. Januar 1945 auf Höhe der Stolpebank handelt, wußte ich jede Einzelheit der Katastrophe: die Temperatur, zwanzig Grad unter null, die Zahl der Torpedos, drei ...

Indem ich vom zeitlich verschränkten Verlauf des Geschehens berichtete, doch unter der Hand eine Novelle schrieb, sah ich mich als einen der U-Boot-Rekruten an Bord der sinkenden *Gustloff*. So war zu erahnen, was die Siebzehnjährigen vor ihrem frühen Tod in der eisigen Ostsee unter Matrosenmützen im Kopf gehabt haben mögen: schnelles Glück verheißende Mädchen und zukünftige Heldentaten, wobei sie – mir auch darin gleich – an ein Wunder, den Endsieg glaubten.

Ich fand die Meldestelle in einem Flachbau aus polnischer Zeit, in dem hinter beschilderten Türen andere Vorgänge verwaltet, organisiert, weitergeleitet und in Aktenordnern gesammelt wurden. Nach der Voranmeldung hieß es warten bis zum Aufruf. Zwei, drei ältere Jungs, mit denen nicht viel zu reden war, kamen vor mir dran.

Als eigentlich zu jung wollten mich ein Stabsfeldwebel und ein Obermaat abwimmeln: Mein Jahrgang sei noch nicht reif. Der werde bestimmt noch aufgerufen. Zur Übereile bestehe kein Grund.

Sie rauchten und tranken Milchkaffee aus bauchigen Tassen. Einer der aus meiner Sicht älteren Herren – war es der Stabsfeldwebel? – spitzte, während ich redete, mehrere Bleistifte auf Vorrat. Oder habe ich ähnlich pedantische Vorsorge in einem Film – weißnichtinwelchem – gesehen?

Hat der Luftwaffenhelfer in Uniform oder in Zivil, womöglich in kurzen Hosen und Kniestrümpfen, aus gehörigem Abstand zum Tisch stramm Haltung angenommen – »Melde mich freiwillig zum Dienst bei der U-Bootwaffe!« –, zackig wie geübt?

Wurde er aufgefordert, Platz zu nehmen?

Kam er sich mutig und jetzt schon andeutungsweise wie ein Held vor?

Nur ein verwischtes Bild, dem kein Gedanke abzulesen ist, gibt Antwort.

Jedenfalls muß ich beharrlich geblieben sein, selbst als gesagt wurde, zur Zeit bestehe an freiwilligen U-Boot-Rekruten kein Bedarf: Annahmestopp.

Dann hieß es, der Krieg werde bekanntlich nicht nur unter Wasser geführt, man wolle mich deshalb vormerken und die Meldung an andere Dienststellen weiterleiten. Für planmäßig neuaufgestellte Panzerdivisionen gebe es, sobald der Jahrgang siebenundzwanzig dran sei, bestimmt Möglichkeiten. »Nur keine Ungeduld, Jungchen, euch holt man noch früh genug ...«

War der Kriegsfreiwillige sogleich flexibel: »Wenn nicht zu den U-Booten, dann von mir aus zur Panzerwaffe ...«

Hat er Fragen nach allerneuesten Kettenfahrzeugen gestellt? »Käme ich dann im Tiger zum Einsatz?«

Wieder wird es die Wochenschau gewesen sein, die den Kinogänger vormilitärisch geschult hatte: Rommels Panzer im Wüstensand.

Womöglich habe ich mit meinen aus dem »Weyer« und aus »Köhlers Flottenkalender« geklaubten Schülerkenntnissen geprahlt.

Sogar die Einzelheiten japanischer Schlachtschiffe, Flugzeugträger und Kreuzer sowie deren Erfolge im Pazifik waren mir geläufig, etwa die Eroberung Singapurs, der Kampf um die Philippinen und – was mir in Zahl und Wort bis heutzutage anhängt – die Bewaffnung und Geschwindigkeit in Knoten der schweren Kreuzer *Hurutaka* und *Kako*. Mit Vorliebe hortet die Erinnerung Schrott, also Gegenstände, die versprechen, selbst im abgewrackten Zustand dauerhaft zu sein.

Irgendwann hatten der onkelhafte Feldwebel und der ziemlich barsche Obermaat genug gehört. Indem sie deutlich das Vorstellungsgespräch abbrachen, wurde versichert, man wolle meine Bewerbung befürworten. Naja, vorher komme ja noch der Arbeitsdienst auf mich zu. Der werde sogar Kriegsfreiwilligen nicht erspart. Zackzack! Da lerne man fleißig Spatengriffe kloppen. »Die ziehen euch da die Hammelbeine lang ...«

Während ich mir den Jungen von einst herbeibefehle, auf daß er mit nackten Knien über geringelten Strümpfen und in Schnürschuhen strammsteht, die er zuvor wie zum Appell geputzt hat, und dabei bemüht bleibe, Bilder aus zweiter Hand – Filmszenen, Angelesenes – zu meiden, ist mir, als hörte ich die beiden älteren oder mir damals alt vorkommenden Herren in Uniform lachen, spöttisch bis mitleidig, als wüßten sie, was dem Jungen in kurzen Hosen bevorstand. Des Feldwebels linker Jackenärmel war leer.

Dann verging Zeit. Wir gewöhnten uns an das Barackenleben in Doppelstockbetten. Ein Sommer ohne Ostsee und Badesaison zog sich hin. Die Redewendungen eines Unteroffiziers, der vorgab, Philosophie studiert zu haben, fädelten sich unserem Schülerjargon ein: »Ihr seinsvergessenen Hunde!« beschimpfte er uns. »Euch wird man das bißchen Eigentlichkeit noch austreiben müssen.« Unser Anblick brachte ihn dazu, vor sich »die Geworfenheit eines Scheißhaufens« zu sehen. Doch sonst war er harmlos. Kein Schleifer. Einer, der sich gern reden hörte, wovon er später, bis in die Materniaden der »Hundejahre« hinein, Gebrauch machte.

Vom Hafengelände her, wo neben Fabrikanlagen undefinierbares Zeug weißlich gehäuft lag und Krähen anzog, überfiel uns bei Nordwestwind übler Gestank. Und was ich noch sah und roch. Und was sonst noch Spätfolgen hatte. Wir aßen weißnichtmehrwas.

Gegen Ende August bezogen ukrainische Hilfwillige, Hiwis genannt, eine neu aufgestellte Baracke. Sie waren nicht viel älter als wir und sollten die Geschützmannschaften der Batterie bei anfallenden Nebentätigkeiten wie Küchendienst und Erdarbeiten entlasten. Am Abend saßen sie vor den Geräteschuppen still für sich.

Doch zwischen den Gefechtsübungen und dem Ballistikunterricht jagten wir mit ihnen gemeinsam im Waschraum und hinter der Küchenbaracke sowie in den Unterständen der Achtkommaacht-Geschütze langschwänzige Ratten. Einer von uns – oder war es ein Hiwi? – fing sie mit bloßer Hand. Nach Vorweis von mehr als zehn abgehackten Schwänzen wurden wir unterschiedlich entlohnt: die Luftwaffenhelfer mit Dropsrollen von fruchtigem Geschmack, die altgedienten Flaksoldaten mit Zigaretten und die Hiwis mit Machorka, einem Tabak, den die Russen bevorzugten.

Doch so erfolgreich wir Beute machten und die Plage eindämmten, einen Sieg über die Ratten konnte die Batterie Kaiserhafen weder laut feiern noch still als Erfolg buchen; wohl deshalb sind mir Jahrzehnte später diese nicht auszurottenden Nagetiere auf Länge eines Romans gesprächig geworden. Sie träumten mir einzeln und als Rattenvölker. Sie verlachten mich, weil ich immer noch hoffte ... Sie wußten es besser und gruben sich rechtzeitig ein ... Einzig sie waren begabt, das Menschengeschlecht und dessen Hickhack zu überleben ...

[...]

WIE ICH DAS FÜRCHTEN LERNT

Ob mir während der Fahrt nach Berlin die Erinnerung an meine erste Reise in diese Richtung dämmerte, mich so zum Kind verkürzte? War es sechsunddreißig, im Jahr der Olympischen Spiele, oder im Jahr darauf?

Noch als Volksschüler brachte mich ein Transportzug der sogenannten »Kinderlandverschickung« ins Rheinland bis kurz vor die holländische Grenze. Da zur Freistaatzeit verschickt, erlebten wir Kinder eine zeitgemäße Spielart des Kasperletheaters: zuerst die Kontrolle der freistaatlichen Zollbeamten, dann zweimal den anders uniformierten polnischen Zoll, schließlich bei der Grenzstation Schneidemühl die reichsdeutsche Zollkontrolle in wiederum anderen Uniformen. Auch grüßten die Uniformierten auf unterschiedliche Weise, mit flacher Hand, mit zwei Fingern am Mützenschild und wiederum flachhändig.

Das alles ereignete sich in kurzen Abständen. Uns Kindern hingen in Klarsichthüllen Ausweispapiere um den Hals, die uns stolz machten.

Bei einem Bauern, der Milchvieh hielt, Schweine mästete und dessen Sohn Matthias in meinem Alter war, lernte ich, Spargel aus sorgfältig geglätteten Hochbeeten zu stechen und dabei so wenig wie möglich Bruch zu machen. Also muß es im Monat Mai gewesen sein. Breyel hieß das Dorf. Dort lief alles noch katholischer als in Langfuhrs Herz-Jesu-Kirche ab. Von der Bäuerin angetrieben, mußten Matthias und ich jeden Sonnabend zur Beichte. Noch glaubte ich an die Hölle und wußte Sünden genug.

Der Weg aus dem Hofgeviert zur Dorfschule hat keine Spur hinterlassen. Auch sonst hängt wenig nach. Doch sehe ich unzählige buntglänzende Fliegen an den weiß gefliesten Wänden der Bauernküche. Den fettesten unter ihnen konnte, sobald sie gefangen waren, etwas angetan werden, was ich zu Hause einem Mitschüler abgeguckt hatte, dessen Tierliebe keine Grenzen kannte: dem Fliegenleib wurden farbige Zwirnfäden draufgeklebt. Das sah hübsch aus, wenn sie mit rotem, blauem und gelbem Schweif davonflogen und über dem Küchentisch kreisten.

Im Wettstreit fingen Matthias und ich die Brummer mit der Hand von den Fliesenwänden. »Fliegen fangen ist besser als müßig gegangen«, lobte uns die Großmutter, die fest im Lehnstuhl saß und ständig ihren Rosenkranz befigerte. Draußen weitete sich flach das Land. Drei Kirchtürme weiter lag Holland ...

Meine zweite Reise in Richtung Westen wäre nur aus zynischer Sicht als Kinderlandverschickung zu verstehen gewesen. Als der Zug nach nächlicher Fahrt und wiederholtem Halt die Reichshauptstadt mit Verspätung erreichte, fuhr er so langsam, als wollte er die Reisenden, wenn nicht zum Mitschreiben, dann zum vorbeugenden Auffüllen späterer Gedächtnislücken auffordern.

Soviel blieb: beiderseits des Bahndamms brannten einzelne Häuser und Häuserblöcke. Aus den Fensterlöchern der oberen Stockwerke schlugen Flammen. Dann wieder Blicke in verdunkelte Straßenschluchten und Hinterhöfe, in denen Bäume standen. Allenfalls sah ich Menschen schattenrißhaft vereinzelt. Kein Auflauf.

Die Brände galten als Normalfall, denn Berlin befand sich im Zustand alltäglich fortschreitender Zerstörung. Nach letztem Bombenangriff war Entwarnung gegeben worden. Langsam rollte der Zug und lud, wie mit Vorsatz, auch mich zur Stadtbesichtigung ein.

Bisher hatte der Kinogänger nur in der Wochenschau kurze Einblendungen von Ruinen gesehen, die als Kulissen für Spruchbänder mit Durchhalteparolen erhalten mußten. »Wir sind nicht kleinzukriegen!« oder »Unsere Mauern brechen, unsere Herzen nicht!« und ähnliche Behauptungen standen zu lesen.

Noch kürzlich war der Reichspropagandaminister Goebbels auf der Leinwand des städtischen Tobis-Palastes als agiler Darsteller seiner selbst zu erleben gewesen, wie er vor Trümmern aufmunternd zu ausgebombten Frauen und Männern sprach, die Hand eines rußgeschwärzten Luftschutzwartes schüttelte und verlegen grinsende Kinder tätschelte.

Kurz bevor mein Einberufungsbefehl auf dem Tisch lag, besuchte ich einen Onkel mütterlicherseits, der im Tobis-Palast Kinovorführer war und dem ich seit Jahren Filmerelebnisse verdankte, die wie »Das Bad auf der Tenne« nicht »jugendfrei« waren. Sah ich damals schon durch das Guckloch neben dem Vorführgerät gleich nach der Wochenschau, in der Goebbels vor Trümmern mit Überlebenden plauderte, den Durchhaltefilm »Kolberg« mit Heinrich George in der Hauptrolle?

Später wurde von weißnichtmehrwem gemunkelt, daß einige Jungs, die während der Dreharbeiten tapfer und zeitgerecht kostümiert gegen Napoleons Übermacht zu kämpfen gehabt hätten, im folgenden Jahr, als Kolberg ohne Statisten, doch diesmal echt von Russen und Polen belagert wurde, beim Volkssturm eingesetzt worden seien. Viele mögen dabei draufgegangen sein, ohne daß man ihren Heldentod filmte.

Auf dem Bahnhof kümmerte sich niemand um die Brände in Sichtweite. Normaler Betrieb herrschte: gegenläufiges Gedränge, Geschimpfe, plötzliche Lachsalven. Urlauber mußten zurück an die Front, kamen von dort. BdM-Mädel teilten Heißgetränke aus und nahmen es kichernd hin, von Landsern befummelt zu werden.

Was noch vordringlich: der gestauchte Rauch der Dampflokomotiven unterm nur mäßig beschädigten Dach der Bahnhofshalle oder der Brandgeruch?

Ich stand vor verwirrend vielen Hinweisen auf Sammelpunkte, Melde- und Leitstellen. Zwei Feldgendarmen, kenntlich durch Metallschilder, die an Ketten vor der Brust hingen, weshalb sie vorwarnend »Kettenhunde« genannt wurden, wiesen den Weg. In der Schalterhalle des Bahnhofs – doch welcher der Berliner Bahnhöfe war es? –, wo frisch Einberufene meines Alters in Reihe standen, bekam ich nach kurzem Warten einen Marschbefehl zugeschoben, der als nächstes Reiseziel Dresden vorschrieb.

Jetzt sehe ich in der Wartereihe schwatzende Jungs. Neugierig sind wir, als habe man uns Abenteuer versprochen. Lustig geht es zu. Mich höre ich zu laut lachen, weißnicht-worüber. Marschverpflegung wird ausgeteilt, Zigaretten gehörten dazu, sogar für mich, den Nichtraucher. Schnell sind meine verteilt. Einer der Jungs bietet mir als Gegenwert etwas an, das es sonst nur zu Weihnachten gibt: in Kakao gewälzte Marzipankartoffeln. So von Wirklichkeit bedrängt, glaube ich zu träumen.

Dann trieb uns Fliegeralarm in das weiträumige Kellergeschoß des Bahnhofs, das als Luftschutzraum genutzt wurde. Dort staute sich bald eine gemischte Gesellschaft: Soldaten und Zivilisten, darunter viele Kinder, auch Verwundete auf Tragbahren oder von Krücken

gestützt. Und mittendrin eine Gruppe Artisten, zu denen Liliputaner gehörten: alle in Kostümen; der Fliegeralarm hatte sie direkt von der Vorstellung in den Keller gescheucht.

Während draußen die Flak ballerte und fern wie nah Bomben einschlugen, ging ihr Theater hier unten weiter: ein Gnom erstaunte uns als Jongleur, der Kegel, Bälle, farbige Ringe zugleich in der Luft hielt und wirbeln ließ. Mehrere Liliputaner führten akrobatische Kunststücke vor. Zu ihnen gehörte eine zierliche Dame, die sich anmutig zu verknoten verstand, dabei Kußhändchen verteilte und viel Beifall bekam. Geführt wurde die Gruppe, die als Fronttheater unterwegs war, von einem kleinwüchsigen Greis, der als Clown auftrat. Aus leeren bis gefüllten Gläsern, die gereiht standen, zauberten seine den Gläserrand streichelnden Finger Musik: jammervoll süß. Er lächelte geschminkt. Ein Bild, das blieb.

Bald nach der Entwarnung erreichte ich mit der Stadtbahn einen anderen Bahnhof. Wieder brannten aus Fensterhöhlen hellauf in Flammen stehende Häuserblöcke. Abermals Ruinenfassaden, ganze Straßenzeilen, die während zurückliegender Bombennächte ausgebrannt waren. Entfernt eine Fabrikhalle wie von innerer Festbeleuchtung erglüht. Im Morgengrauen stand der Zug nach Dresden abfahrtsbereit.

Nichts über die Fahrt dorthin. Kein Wort über den Brotbelag der Marschverpflegung und keine vorausseilenden, keine rücklings anfallenden Gedanken, die zu entziffern wären. Nur zu behaupten und deshalb zu bezweifeln bleibt, daß mir erst hier, in der vom Krieg noch unberührten Stadt, genauer, nahe der Neustadt, und zwar im Obergeschoß einer großbürgerlichen Villa, gelegen im Ortsteil Weißer Hirsch, gewiß wurde, welcher Truppe ich anzugehören hatte. Mein nächster Marschbefehl machte deutlich, wo der Rekrut meines Namens auf einem Truppenübungsplatz der Waffen-SS zum Panzerschützen ausgebildet werden sollte: irgendwo weit weg in den böhmischen Wäldern ...

Zu fragen ist: Erschreckte mich, was damals im Rekrutierungsbüro unübersehbar war, wie mir noch jetzt, nach über sechzig Jahren, das doppelte S im Augenblick der Niederschrift schrecklich ist?

Der Zwiebelhaut steht nichts eingeritzt, dem ein Anzeichen für Schreck oder gar Entsetzen abzulesen wäre. Eher werde ich die Waffen-SS als Eliteeinheit gesehen haben, die jeweils dann zum Einsatz kam, wenn ein Fronteinbruch abgeriegelt, ein Kessel, wie der von Demjansk, aufgesprengt oder Charkow zurückerobert werden mußte. Die doppelte Rune am Uniformkragen war mir nicht anstößig. Dem Jungen, der sich als Mann sah, wird vor allem die Waffengattung wichtig gewesen sein: wenn nicht zu den U-Booten, von denen Sondermeldungen kaum noch Bericht gaben, dann als Panzerschütze in einer Division, die, wie man in der Leitstelle Weißer Hirsch wußte, neu aufgestellt werden sollte, und zwar unter dem Namen »Jörg von Frundsberg«.

Der war mir als Anführer des Schwäbischen Bundes aus der Zeit der Bauernkriege und als »Vater der Landsknechte« bekannt. Jemand, der für Freiheit, Befreiung stand. Auch ging von der Waffen-SS etwas Europäisches aus: in Divisionen zusammengefaßt kämpften freiwillig Franzosen, Wallonen, Flamen und Holländer, viele Norweger, Dänen, sogar neutrale Schweden an der Ostfront in einer Abwehrschlacht, die, so hieß es, das Abendland vor der bolschewistischen Flut retten werde.

Also Ausreden genug. Und doch habe ich mich über Jahrzehnte hinweg geweigert, mir das Wort und den Doppelbuchstaben einzugestehen. Was ich mit dem dummen Stolz meiner jungen Jahre hingenommen hatte, wollte ich mir nach dem Krieg aus nachwachsender Scham verschweigen. Doch die Last blieb, und niemand konnte sie erleichtern.

Zwar war während der Ausbildung zum Panzerschützen, die mich den Herbst und Winter lang abstumpfte, nichts von jenen Kriegsverbrechen zu hören, die später ans Licht kamen, aber behauptete Unwissenheit konnte meine Einsicht, einem System eingefügt gewesen zu sein, das die Vernichtung von Millionen Menschen geplant, organisiert und vollzogen hatte, nicht verschleiern. Selbst wenn mir tätige Mitschuld auszureden war, blieb ein bis heute nicht abgetragener Rest, der allzu geläufig Mitverantwortung genannt wird. Damit zu leben ist für die restlichen Jahre gewiß. [...]

Lyrik nach dem Mauerfall

Peter Rühmkorf

* 25. Oktober 1929 Dortmund + 8. Juli 2008 Roseburg in Schleswig-Holstein

Er studierte in den 50er Jahren zunächst Pädagogik und Kunstgeschichte, später Germanistik und Psychologie in Hamburg ohne Abschluss. Er arbeitete für verschiedene Zeitschriften und von 1958 bis 1964 als Verlagslektor im Rowohlt Verlag. Seither war er freier Schriftsteller in Hamburg. Rühmkorf war einer der bedeutendsten Lyriker und Essayisten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er schrieb humorvolle und satirische Gedichte. Als Dramatiker blieb er erfolglos. Werke: *Irdisches Vergnügen in g. Fünfzig Gedichte* (1959), *Kunststücke. Fünfzig Gedichte nebst einer Anleitung zum Widerspruch* (1962), *Strömungslehre I. Poesie* (1978), *Der Hüter des Misthaufens. Aufgeklärte Märchen* (1983), *Dreizehn deutsche Dichter* (1989), *Tabu I. Tagebücher 1989-1991* (1995), *Die Last, die Lust und die List. Aufgeklärte Märchen* (1996), *wenn – aber dann. Vorletzte Gedichte* (1999), *Tabu II. Tagebücher 1971-1972* (2004), *Aufwachen und Wiederfinden. Gedichte* (2007), *Paradiesvogelschiff. Gedichte* (2008).

DREI VARIATIONEN ÜBER DAS ZEITGEDICHT

Das Zeitgedicht, das Zeitgedicht,
ist schon ein Tutmirleidgedicht,
mit Kunst geschliffen und gefeilt,
entgeht ihm, wie die Zeit enteilt,
ojeh!

Das Zeitgedicht, das Zeitgedicht,
so schnell wie Zeitung kann es nicht,
weil wo es sich mit Sinn verfaßt,
ist prompt der Drucktermin verpaßt,
oweh!

Das Zeitgedicht, das Zeitgedicht,
hat nur ein kurzes Lebenslicht,
und wenn es auch die Wahrheit spricht,
man dankt's ihm nicht!
Olé!

DICHTERLEBEN

Lieber Dichter, sage mir:
was verheißt uns dein Papier?
Wovon raschelt es und knistert?
Gibt es sich
in der schweren Abschiedsstund
uns verbrüdert, uns verschwistert
oder noch was andres Großes kund?
Dichter, sprich!

Etwas Großes? Gutes? Liebe Zeit!
Und dann euch, so insgesamt genommen?
Was bewegt euch und wer seid ihr?
Manche heben morgens wie Loftleidir
aus den Betten ab und sind den ganzen Tag gefeit,
um zur Nacht vor Lust nicht reinzukommen –
Andre freilich, siehe Hugo von
Hofmannsthal,
sehn wir trostlos ihren Schmerz ergießen
in den Tränenfluß von Babylon ...
Aber, was der Dichter daraus schließen
soll? Seht hin. Lest nach. Und ratet mal.

Ach, der Dichter, ja, was kann er fassen?
Eigentlich nur eine Regung, eine Rührung,
was ihn selbst wie Donnerkeile trifft,
doch sein Stift
quirlt es dann mit Farben der Verführung,
die euch irgendwie in Trance fallen lassen,
zu so einer Art von Nervengift –
Dies das eine, doch in seinen Krisen –
zeiten wird er allgemeinverbindlich abgewiesen,
selbst in Kreisen,
die ihm sonst Ergebenheit erweisen.

Dies nochmal in Prosa, also: praktisch
haut er seine Seele auf den Packtisch
und umwindet sie mit buntem Glanzpapier –
Aber hütet euch (ich sprech von Irren, Liebeskranken, Säufern)
ihnen allen Ernstes nachzueifern,
denn das Ende ist meist kein papiernes:
Wannsee – Missolunghi – Sheerness –
Wandle hin – und überleg es dir!

Durs Grünbein

* 9. Oktober 1962 Dresden

Er lebt in Berlin, wo er auch Theaterwissenschaften studierte. Nach dem Abbruch des Studiums 1987 Tätigkeit als freier Schriftsteller, Arbeiten für Zeitschriften. Nach 1989 viele Reisen durch Europa, Asien und in die USA. Themen: Großstadtleben, Zivilisation, Leben in einer globalisierten Welt, Tod und Sterben. Rückgriff auf antike Motive und Formen. Gedichtbände: *Grauzone morgens* (1988), *Schädelbasislektion* (1991), *Falten und Fallen* (1994), *Den Teuren Toten. 33 Epitaphe* (1994), *Nach den Satiren* (1999), *Erklärte Nacht* (2002), *Lob des Taifuns. Reisetagebücher in Haikus* (2008), *Essays: Transit Berlin* (1992), *Warum schriftlos leben* (2003), *Antike Dispositionen* (2005).

SCHÄDELBASISLEKTION

1

Was du bist steht am Rand
Anatomischer Tafeln.
Dem Skelett an der Wand
Was von der Seele zu schwafeln
Liegt gerade so verquer
Wie im Rachen der Zeit
(Kleinhirn hin, Stammhirn her)
Diese Scheiß Sterblichkeit.

2

Dieser Traum vom Leichthin
Kennt doch niemals Erbarmen.
Zwang? Ist zwecklos. Ein Dschinn
Hält sich selbst in den Armen
Reiner Luft (Griechisch: Pneuma).
Erst ein Blindflug macht frei.
Sich oft bücken gibt Rheuma.
Du verstehst ... Samurai.

3

Zwischen Sprache und mir
Streunt, Alarm in den Blicken,
Ein geschlechtskrankes Tier.
Nichts wird ganz unterdrücken
Was mein Tier-Ich fixiert
Hält – den Gedankenstrich kahl
Gegen Zeit imprägniert:
Bruch der aufgeht im All.

4

Ohne Drogen läuft nichts
Hier im Irrgang der Zeichen
Wo du umkommst geschichts-

Los in blinden Vergleichen.
Träumend ... Rate für Rate
Von den Bildern beäugt.
Wer ist Herr der Opiate
Die das Hirn selbst erzeugt?

5
Unterm Nachtrand hervor
Tauch ich stumm mir entgegen.
In mir rauscht es. Mein Ohr
Geht spazieren im Regen.
Eine Stimme (nicht meine)
Bleibt zurück, monoton.
Dann ein Ruck, Knochen, Steine.
... Schädelbasislektion.

Wulf Kirsten

Vgl. S. 188

STADTGANG

alltäglich herdenweise berufstouristen,
nicht gut zu fuß, angeblich kulturbeflissen,
alles nur wegen Goethe, den die stadt
als lockvogel einsetzt, seit sie ihn
zum gipskopf verkommen ließ, während ich,
den stadtbilderklärern eilends entweichend,
nach einer audienz bei Herzogin Anna Amalia
den marktplatz querte, stand einer,
touristisch gewaffnet im lodenlook
wie vernagelt mit seinem gerät, als ich
unversehens durch sein blickfeld lief,
das sehr begrenzt war, bekennenhaft
rief er mir nach: du linke sau, du!
sein zuspruch herzerfrischend bajuwarisch,
wenn auch haarscharf angepöbelt, war
zu ehren ich gelangt völlig unverhofft
während eines stadtgangs, offen und ehrlich
das feindbild des mannes. wie recht
er doch hatte, mich links von sich
zu placieren.

Bert Papenfuß-Gorek

* 11. Januar 1956 in Stavenhagen

Er absolvierte die Schule in Greifswald. Er erlernte 1972-1975 den Beruf des Elektronikfacharbeiters, arbeitete als Theaterbeleuchter an verschiedenen Theatern in Schwerin und Berlin. Seit 1976 lebt er in Berlin, seit 1980 als freier Schriftsteller. Er schreibt vor allem avantgardistische Dichtung. Werke u.a.: *Ich fühle mich in Grenzen wohl* (1985), *Die Freiheit der Meere* (1986), *dreizehntanz* (1989), *naif – Gesammelte Texte 1* (1993), *till – Gesammelte Texte 2* (1993), *harm. – Gesammelte Texte 3* (1993), *Traktat zum ABER – Gesammelte Texte 4* (1996), *hetze – Gesammelte Texte 5* (1998), *Ation-Aganda: Gedichte 1983/1990* (2008)

WORTSCHLÄGE

wach hielten uns der thermoelektrische antischlaf
& die heilende luft der saltztherapie
spezialisten des ewigen eises übertrafen einander
mit radioglaziologischen experimenten im vorfelde
das hochleben liebend, erlitten wir ein paradebeispiel
des gefühls keinen gefühls, das nachläßt
vorbei driftete eine prunkjurte mit eisgängigem wulstbug
& aufgepflanztem astgabelidol, aufträge winkten uns
salvange schwankten ihre praxen, lurlten einen tuck
schlugen die tasten, zettelten ein denken an
& redeten dem leben das machtwort laut hermann kant
feige ermordet, hieß es in der reihenfolge
bei der rückkehr aus dem urlaub ermordet
heimtückisch ermordet, meuchlings ermordet
bestialisch ermordet, kaltblütig ermordet
durch schüsse in den rücken, heimtückisch erschossen
hinterrücks erschossen, heimtückisch & hinterhältig ermordet
verstarb an den folgen des überfalls, kaltblütig erschossen
hinterrücks getötet, während seines dienstes ermordet
fragwürde, trauer & hohnspott prallten ab
von den bollwerken des wort»reichtums«, die uns galten
es mit suworow halten; keine fragen beantworten
aber das irgendetwas mit dem tode nicht stimmt, stimmt

JAMMER, JAMMER ÜBER ALLES

ihr gutes faust- & kolbenrecht & ihren kampfes- & todesmut
haben sich in den delikatessenläden gelassen, die androhung
des strohtodes verwackelpuddingte ihre knochen & ihr fleisch
weiß gott nicht in die welt gekommen, um spaß abzukriegen
listeten sie ihren ureigenen übertölpelern die geheimnisse
& regelwerke des schlemmens & des bankettierens ab
& die des beilagers in großer pracht, tjä
VIELE SCHEUT DAS SCHICKSAL, UM SIE ZU STRAFEN so zum witze

Kerstin Hensel

* 29. Mai 1961 Karl-Marx-Stadt (heute Chemnitz)

Sie lebt heute in Berlin. Sie studierte nach der abgeschlossenen Ausbildung zur Krankenschwester am Deutschen Literaturinstitut Leipzig und war am Leipziger Theater tätig. Seit 1987, dem Jahr der Auszeichnung mit dem Anna-Seghers-Prels der Deutschen Akademie der Künste in Ost-Berlin, arbeitet sie als freischaffende Schriftstellerin. In den 90er Jahren wurde ihr Schaffen mit zahlreichen Preisen gewürdigt. Sie arbeitete an der Filmhochschule Potsdam und war auch als Professorin am Deutschen Literaturinstitut Leipzig tätig. Seit 2001 ist sie Professorin für Deutsche Verssprache und Diktion an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ Berlin. Sie verfasst Gedichte, Erzählungen, Hörspiele und Romane. Werke u.a.: *Poesiealbum 222. Gedichte* (1986), *Stilleben mit Zukunft. Gedichte* (1988), *Bahnhof verstehen. Gedichte* (2001), *Alle Wetter. Gedichte* (2008), *Auditorium panopticum. Roman* (1991), *Die Gespenster der Lavant* (Hörspiel, 1993), *Im Schlauch. Erzählung* (1993), *Tanz am Kanal. Erzählung* (1994), *Alles war so, alles war anders. Bilder aus der DDR* (1999), *Im Spinnhaus. Roman* (2003), *Falscher Hase. Roman* (2005), *Lärchenau. Roman* (2008).

ALS ICH BEI IHM WAR RÜCKTE ER

Den Tisch fort und das Bett
Lehnte er steil an die Wand, und er legte
Mich zwischen sich und dem was da anfang
Girlanden von Träumen

Er ging, als unsre Zeit noch nicht um war
Noch nicht war das Zimmer geschmückt
Und ich stellte den Tisch in den Raum, das Bett
Blieb eine herzwarme Falle. Der November
Trieb Schnee durch die Tür. Auf dem Tisch
Wachsen Fragen in das Papier
Und ins Bett treibt mich der Schlaf.

Er läuft schon krumm, vorsichtig wie auf Eis
Klopft das Herz Stock oder Stein

METROPOLIS

Aber wir liebten uns preußisch Durch Kartoffelhäuser
Traten wir
Eine Feinschmeckerreise an: Ochsen-
-Braten daß die Seele schrie und Augen
Schnitten Zwiebeln Augen scharf
Liefen Blicke an uns entlang
Waren es meine

Als die Nacht brach der Damm
 Der Kurfürsten wegschwemmte was der Zukunft
 Verfiel ein Volk
 Von Zuschauern da aßen wir
 Blutige Steaks Im Café Kranzler
 Servierten sie süße Legenden und gingen
 In die Knie Als es Licht ward: der Reichstag
 Verkuppelt Wir
 Unwirklich Blau

Andere Texte

Aleida Assmann

* 22. März 1947 Gadderbaum

Sie lebt in Bielefeld, ist eine deutsche Anglistin, Ägyptologin und Literatur- und Kulturwissenschaftlerin. 1977 promovierte sie in Anglistik an der Universität in Heidelberg und in Ägyptologie in Tübingen. Sie habilitierte sich 1992 in Heidelberg. Seit 1993 ist sie Professorin für Anglistische und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. Zur Zeit gilt sie als die einflussreichste Kulturtheoretikerin in der BRD. Bekannt u.a. durch ihre Gedächtnisforschung (zwei Formen des kollektiven Gedächtnisses: kommunikatives und kulturelles Gedächtnis). Sie ist seit 1998 Mitglied der geisteswissenschaftlichen Klasse der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Werke u.a.: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses* (1999), *Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen* (2006), *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik* (2006).

EUROPÄISCHE ERINNERUNGEN NACH 1945

Es steht außer Frage, dass die Initiative Perssons eindrucksvoll und wichtig war und dass sie eine Verpflichtung für die Zukunft bleiben muss. Freilich kann man auch nicht umhin, festzustellen, dass ein Gedächtnis nur dann eine lebendige kulturelle Kraft hat, wenn es nicht nur von oben festgelegt, sondern auch lokal von unten gestützt und getragen wird. In den USA hat die Erinnerung an den Holocaust eine Form gefunden, die von lokalen Voraussetzungen gänzlich abgehoben ist. Diese Erinnerung hat jedoch keineswegs überall auf der Welt dieselbe Qualität und Resonanz. Die Frage ist deshalb die nach dem Unterschied zwischen einer globalen und einer europäischen sowie weiterhin nach einer europäischen und einer nationalen Holocausterinnerung. Wer diese historischen Gedächtnisebenen und Identitäten mit einem Streich auflöst und übergeht, läuft Gefahr, mit einem abstrakten Erinnerungskonstrukt zurückzubleiben.

In Europa, dem historischen Schauplatz des Judenmords, ist die Erinnerung an den Holocaust alles andere als abstrakt und abgehoben. Hier hat der Holocaust in fast allen Ländern seine traumatischen Spuren hinterlassen. Diese Spuren sind wiederum eingebettet in die Geschichte des Zweiten Weltkriegs, die von allen Nationen Europas auf ihre spezifische und perspektivische Weise erfahren wurde.

Mit anderen Worten: das von Persson nach amerikanischem Muster definierte transnationale Gedächtnis des Holocaust trifft in den Ländern Europas auf unterschiedliche nationale Erinnerungskonstellationen und -konflikte. Das hat der Schweizer Autor Adolf Muschg sehr prägnant hervorgehoben, als er schrieb: »Was Europa zusammenhält und was es trennt, ist im Kern eines: das gemeinsame Gedächtnis.« Wir sind auch sechzig Jahre später noch weit entfernt von einer einheitlichen Erinnerung; vielmehr sind die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust nach wie vor Gegenstand antagonistischer Perspektiven und umstrittener Erinnerungen. Es scheint, als ob sich in diesem Falle nationale Erinnerungen und europäisches Gedächtnis nicht ganz so einfach verbinden lassen, wie es sich die »Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Remembrance, and Research« wünscht. Um den nationalen Untergrund der europäischen Erinnerung besser zu verstehen, müssen wir uns der europäischen Erinnerungsgeschichte vor und nach 1945 zuwenden.

Vor dem Ersten Weltkrieg, im Zeitalter der Nationen, wurden Erinnerungen immer stärker an die Kollektive gebunden. Es bestand so etwas wie eine absolute Souveränität der Erinnerung, verbunden mit einer starken Selbstbezüglichkeit. Was im Nachbarland erinnert wurde, war nicht Teil des Interesses oder der Rücksichten; zusammen mit ihrem Waffenarsenal rüstete jede Nation genau diejenigen Erinnerungen auf, die ihrem positiven Selbstbild, ihrem Willen zur Macht und Anspruch auf Überlegenheit am besten entgegenkamen. Diese Gedächtnispolitik war Teil nationaler Ideologisierung, die geradenwegs in den Zweiten Weltkrieg geführt hat.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs brach keineswegs ein Zeitalter der Erinnerung an. Erinnerungen waren politischer Sprengstoff und politisch unbrauchbar in einer Ära, die durch den scharfen weltanschaulichen Gegensatz und militärischen Stellungsfrieden zwischen Ost und West, zwischen Kommunismus und Kapitalismus bestimmt war. In dieser Phase der neuen Feindbilder war es inopportun sich daran zu erinnern, dass die Sowjetunion ein Teil der Alliierten gewesen war, die gemeinsam den Krieg gegen Hitler und seine Verbündeten beendet halten. Ohne Hitler brach diese Allianz zusammen und, die neue Front des »eisernen Vorhangs« rückte von einem Moment auf den anderen an die Stelle der alten, was dazu führte, dass Erinnerungen eingefroren und Geschichtsbilder auf den politischen Status quo des Kalten Krieges ausgerichtet wurden.

Das änderte sich schlagartig mit dem Jahr 1989, das mit dem Mauerfall zugleich eine tiefgreifende politische Wende brachte. Das Aufbrechen des bipolaren politischen Rahmens führte, wie immer wieder betont worden ist, zu einer eruptiven Wiederkehr von Erinnerungen und einem »Wiedererwachen von Geschichte«. Wir konnten beobachten, wie seit 1989 nach einer Periode stark stilisierter und standardisierter Vergangenheitsbilder viele europäische Länder damit beschäftigt waren, sich mit widerstreitenden, schmerzhaften und beschämenden Erinnerungen auseinanderzusetzen. Mit dem Zusammenbruch der Ost-West-Konfrontation und der damit einhergehenden bipolaren Vereinigung erwachte nicht nur die Geschichte, sondern auch Europa. Diese Rückkehr der Erinnerungen hatte im Westen und im Osten Europas jedoch eine jeweils ganz andere, ja zum Teil entgegengesetzte Wirkung.

Im Westen führte sie im Zuge eines engeren Zusammenrückens der Nationen zu einem Bröckeln nationaler Mythen. Der Durchbruch der Erinnerungen hat nicht zuletzt etwas mit Archiven zu tun die seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion wieder zugänglich sind. Im Lichte neuer historischer Forschungen wurden offizielle Geschichtsdeutungen und nationale Mythen erschüttert, unter denen sich neue Konfliktlinien aufta-

ten. In einem Aufsatz mit dem Titel »Myth and Memory in Postwar Europe« (1992) hat der New Yorker Politologe Tony Judt gezeigt, dass in der Phase des Kalten Kriegs auch die nationalen Gedächtnisse Europas in einer Weise eingefroren waren, die diesen politischen Status quo bestätigte. Nach Tony Judt hatte die offizielle Geschichtsversion, nach der »alle Verantwortung für den Krieg, seine Leiden und Verbrechen den Deutschen zufiel«, die Wirkung, dass viele Erinnerungen an das, was während des Krieges und nach dem Kriege geschah, »passenderweise vergessen wurde«. Es ging ihm mit dieser Feststellung keineswegs darum, deutsche Schuld irgendwie zu verringern, sondern allein darum zu betonen, welche das eigene Gedächtnis entlastende Wirkung diese Formel auf andere europäische Staaten gehabt hat. Der ungarische Schriftsteller Peter Esterhazy hat einen ähnlichen Gedanken geäußert als er im Oktober 2004 in seiner Friedenspreis-Rede in der Paulskirche sagte: »Die eigenen Verbrechen durch einen Hinweis auf die deutschen Verbrechen abzudecken ist eine europäische Gewohnheit. Der Hass auf die Deutschen war das Fundament der Nachkriegszeit.«

Auf dieser Basis gab es zwei transnational anerkannte und ehrenwerte Haltungen, die die nationalen Kollektive für sich in Anspruch nahmen: Opfer und/oder Widerstand. Für die erste Option, die Opferrolle kann hier als ein Paradigma die österreichische Opferthese stehen, für die zweite Option, den Widerstand, kann das Beispiel Frankreichs und die Bedeutung der »Resistance« herangezogen werden. Selbstverständlich hat es beides gegeben, Opfer Hitlerdeutschlands und Manifestationen des Widerstands. Deshalb geht es hier auch keineswegs um die unstrittige Rechtmäßigkeit solcher Erinnerungen, sondern allein um die Art und Weise, wie solche Erinnerungen als offizielle Erinnerung verallgemeinert und nach dem Kriege politisch instrumentalisiert wurden. In der Psychoanalyse spricht man in diesem Zusammenhang von »Deckerinnerungen«, die das positive Selbstbild schützen: Man erinnert sich an etwas, um etwas anderes umso besser vergessen zu können. Auf die Situation des nationalen Gedächtnisses bezogen heißt das: Man erinnert sich an das eigene Leiden, um sich nicht an die eigene Schuld erinnern lassen zu müssen. Sich in der Opferrolle zu erinnern kann weiter bedeuten, dass der Blick auf andere Opfer, insbesondere auf die jüdischen Opfer, verstellt ist. Nationale Mythen entstehen dadurch, dass passende partielle Erinnerungen, die durch Erfahrung gedeckt sind, als einheitliche und ausschließliche Erinnerung für das gesamte Kollektiv in Anspruch genommen werden, womit die unpassenden Erinnerungen aus dem nationalen Diskurs und Selbstbild ausgeschlossen bleiben. Diese Selbstentlastungsstrategien der nationalen Mythen wurden in den 1990er Jahren nach und nach zum Gegenstand von Kontroversen. Überall in Europa haben sich in den letzten zehn Jahren die Koordinaten der nationalen Geschichtsbilder verschoben und komplexeren Darstellungen Platz gemacht. In Frankreich hat die Anerkennung der Vichy-Kollaboration den nationalen »Mythos der Resistance« erschüttert; im post-Waldheim'schen Österreich wurde die offizielle Version vom »ersten Opfer Hitlers« problematisiert, die Polen, die besonders unter der deutschen Verfolgung und Vernichtung zu leiden hatten, müssen sich mit ihrer antisemitischen Geschichte auseinandersetzen, in Italien sind die kommunistischen und faschistischen Erinnerungen nach wie vor gespalten, und selbst die Schweiz, der neutrale Staat und die Zuflucht für so viele Flüchtlinge, ist mit den Banken und der Grenze als ihren aktuellen Erinnerungsorten, konfrontiert.

Günter Grass

Vgl. S. 54

ICH ERINNERE MICH ...

Persönliches Statement bei den Litauisch-, Deutsch-, Polnischen Gesprächen über die Zukunft der Erinnerung beim Goethe-Institut in Vilnius, am 2. Oktober 2000

Ich erinnere mich oder ich werde erinnert durch etwas, das mir quersteht, seinen Geruch hinterlassen hat oder in verjährten Briefen mit tückischen Stichworten darauf wartete, erinnert zu werden. Diese und weitere Fallstricke bringen uns ins Stolpern. Aus dem Abseits taucht etwas auf, das nicht sogleich zu benennen ist. Sprachlose Gegenstände stoßen uns an; Dinge, die uns seit Jahren, so meinten wir, teilnahmslos umgaben, plaudern Geheimnisse aus: peinlich, peinlich! Dazu Träume, in denen wir uns als Fremde begegnen, unfaßbar, endloser Deutung bedürftig.

Auch während Reisen an Orte, die hinter uns liegen, die zerstört wurden, verloren sind und nun fremd klingen und anders heißen, holt uns plötzlich Erinnerung ein. So geschah es mir im Frühjahr 1958, als ich zum ersten Mal nach Kriegsende die langsam aus abgeräumten Trümmern nachwachsende Stadt Gdansk besuchte und beiläufig hoffte, auf verbliebene Spuren von Danzig zu stoßen. Gewiß, Schulgebäude waren stehen geblieben und ließen in ihren Korridoren wohlkonservierten Schulfisch aufleben. Schulwege hingegen schienen kürzer zu sein, als mir erinnerlich war. Dann aber, als ich das einstige Fischerdorf Brösen aufsuchte und den schlappen Anschlag der Ostsee als unverändert erkannte, stand ich plötzlich vor der verschlossenen Badeanstalt und dem gleichfalls vernagelten Kiosk seitlich vorm Eingang. Und sogleich sah ich die billigste Freude meiner Kindheit aufschäumen: Brausepulver mit Himbeer-, Zitrone- und Waldmeistergeschmack, das in jenem Kiosk für Pfennige in Tütchen zu kaufen war. Doch kaum prickelte das erinnerte Erfrischungsgetränk, begann es sogleich Geschichten zu hecken, wahrhafte Lügengeschichten, die nur auf das richtige Kennwort gewartet hatten. Das harmlose und simpel wasserlösliche Brausepulver löste in meinem Kopf eine Kettenreaktion aus: aufschäumende frühe Liebe, dieses wiederholte und dann nie wieder erlebte Prickeln.

Erinnerung ist – so verschwommen und lückenhaft sie erscheint – mehr als das auf Genauigkeit zu schulende Gedächtnis. Erinnerung darf schummeln, schönfärben, vortäuschen, das Gedächtnis hingegen tritt gerne als unbestechlicher Buchhalter auf. Doch wissen wir, daß mit dem Alter das Gedächtnis abnimmt, während in der Erinnerung all das, was lange verschüttet war – die Kindheit –, nun nahe gerückt erscheint, oft zu Glücksmomenten verdichtet. Mich, der ich immer noch gern in die Pilze gehe, überfällt gelegentlich die Erinnerung an jenen Augenblick, in dem ich als Kind in den Wäldern der Kaschubei plötzlich vor einem vereinzelt Steinpilz stehe. Er ist größer und herrlicher von Gestalt, als ich ihn später jemals gefunden habe. Also werde ich weiterhin suchen. Die Erinnerung hat mir ein Maß gesetzt.

Der Schriftsteller erinnert sich professionell. Als Erzähler ist er in dieser Disziplin trainiert. Er weiß, daß die Erinnerung eine oft zitierte Katze ist, die gestreichelt sein will, manchmal sogar gegen den Strich, bis es knistert: dann schnurrt sie. So beutet er seine Erinnerung aus und notfalls die Erinnerung frei erfundener Personen. Erinnerung ist ihm Fundgrube, Müllhalde, Archiv. Er pflügt sie, wie man nachwachsenden Schnitt-

lauch pflegt. Zwar weiß er, daß die Literatur ein Vielfraß ist und sogar Zeitungsnotizen und ähnlich unreife oder roh vom Messer springende Aktualitäten verschlingt, aber wiedergekäute Erinnerungen sind sein Hauptnahrungsmittel; in Dürrezeiten erinnert er sich an bereits abgegraste Erinnerungen. Es mag eine berufliche Deformation sein, die es ihm erlaubt, Schmerzhaftes, Beschämendes, sogar erinnertes Versagen mit Lust zu verwerten.

So ist mir die verlorene Heimat zum andauernden Anlaß für zwanghaftes Erinnern, das heißt für das Schreiben aus Obsession geworden. Etwas, das endgültig verloren ist und ein Vakuum hinterlassen hat, das mit dem Surrogat der einen oder anderen Ersatzheimat nicht aufgefüllt werden konnte, sollte auf weißem Papier Blatt für Blatt erinnert, beschworen, gebannt werden, und sei es verzerrt, wie auf Spiegelscherben eingefangen. Mit Kalkül wurde Erinnerung abgemolken, auf daß sie in satten Portionen einen ichversessenen Erzähler verköstigte, der aus besonderer Perspektive das Kleine groß, das Große klein sah. Alle Schleusen standen offen. Alles war wieder präsent und greifbar. Danziger Straßenbahnlinien, die Kinos der Altstadt und Vorstädte. Und in anderer Gestalt trat jener kaschubische Onkel ins erinnerte Bild, der bei Kriegsbeginn als Verteidiger der Polnischen Post wider Willen zum Helden wurde. Seinen Tod hat die Familie beschwiegen. Nur noch Gerede über Kesselschlachten, Sondermeldungen, Siege am laufenden Band und umständlich verplauderte Alltäglichkeiten, von denen Wortfetzen hängenblieben.

Erinnerte Sprache: ein erst Jahrzehnte nach Kriegsende mit den ältesten Flüchtlingen wegsterbendes Gemaule, jenes nach West- und Ostpreußen hin mehr und mehr ins Breite gewalkte Plattdeutsch, dessen kaschubische Variante, wenn meine Verwandten Deutsch sprachen, mir bis ins Detail rememberlich ist. Etwa der mir im Jahr 58 von einer Großtante ins Ohr geflüsterte Satz, der nur mit Verlust ins Hochdeutsche zu übertragen wäre: »Ech waiß, Ginterchen, em Wästen is bäscher, aber em Osten is scheener.« Diese abwägende Definition hat sich nicht nur in meiner Erinnerung verpuppt, vielmehr geisterte sie fortan, Ost und West wertend, in meinen Büchern und gibt mir heute noch Orientierung.

Soviel in Stichworten zur Manie des Schriftstellers, zum professionellen Erinnern. Doch gibt es – und sei es als Forderung oder Behauptung, aber auch bei rituell abgefeierten Anlässen – ein kollektives Erinnern. In ganz Europa wird es angerufen, bemüht, verweigert. Kriege und Kriegsverbrechen sind ihm zur Last geworden. Ideologische Prägungen haften ihm immer noch an. Besonders bereitet die kollektive Erinnerung der älteren Generation Mühe. Vielleicht ist uns Deutschen deshalb die typische und ein Klischee betonende Wortprägung »Erinnerungsarbeit« eingefallen. Sie wird als Schuldbekenntnis verlangt, als Zumutung versagt und mit Fleiß geleistet, denn seit Jahrzehnten, solange uns die Vergangenheit immer wieder eingeholt hat, wird sie wie eine Pflichtübung absolviert, seit den sechziger Jahren auch von der jeweils jungen, wie man meinen sollte, unbelasteten Generation. Es ist, als wollten sich die Kinder und Enkel stellvertretend für ihre schweisgsamen Väter und Großväter erinnern.

Gegenwärtig vergeht keine Woche, in der nicht vor dem Vergessen gewarnt wird. Nachdem wir uns, wie gehofft wurde, ausreichend oft an die verfolgten, emigrierten, ermordeten Juden in unfassbar großer Zahl erinnert haben, erinnern wir uns spät an die Verschleppung und Ermordung Zehntausender Zigeuner. Für viele zu spät, sind wir gegenwärtig gezwungen, uns an das Schicksal Hunderttausender Zwangsarbeiter zu erinnern, die aus Polen, aus Litauen, der Sowjetunion und vielen anderen Ländern kamen und an die Fließbänder der deutschen Kriegsindustrie gestellt wurden. Es ist, als gewön-

nen die in nur zwölf Jahren begangenen Verbrechen mehr und mehr an Gewicht, je größer die zeitliche Distanz zu den pauschal als Schande bezeichneten Untaten wächst. Hilflös muten Versuche an, mit Denkmälern der Erinnerung Gestalt zu geben. In Berlin beispielsweise brach Streit aus. Nicht nur ästhetische Fragen drängten sich in den Vordergrund. »Erinnert euch!« riefen die einen, »Jetzt ist es aber genug!« fanden die anderen. Manchmal geschieht es, daß Fremde, die uns zuschauen, den erinnernden Umgang der Deutschen mit ihrer Vergangenheit »selbstquälerisch« nennen, wobei mitgesagt wird, daß unser Erinnern qualvoll ist. Doch dem ist kein Ende abzusehen. Wenn wir Zukunft planen, hat die Vergangenheit im angeblich jungfräulichen Gelände bereits ihre Duftmarken hinterlassen und Wegweiser gepflockt, die in abgelebte Zeiten zurückführen.

Merkwürdig und beunruhigend mutet dabei an, wie spät und immer noch zögerlich an die Leiden erinnert wird, die während des Krieges den Deutschen zugefügt wurden. Die Folgen des bedenkenlos begonnenen und verbrecherisch geführten Krieges, nämlich die Zerstörung deutscher Städte, der Tod Hunderttausender Zivilisten durch Flächenbombardierung und die Vertreibung, das Flüchtlingselend von zwölf Millionen Ostdeutschen, waren nur Thema im Hintergrund. Selbst in der Nachkriegsliteratur fand die Erinnerung an die vielen Toten der Bombennächte und Massenflucht nur wenig Raum. Ein Unrecht verdrängte das andere. Es verbot sich, das eine mit dem anderen zu vergleichen oder gar aufzurechnen. Überdies lehrt die Erfahrung, daß sich die Opfer von Gewalt, gleich, wer sie ausgeübt hat, nicht an erlittene Greuel erinnern wollen; sie haben das Recht, vergessen, ja, verdrängen zu dürfen, auf ihrer Seite.

So wird denn vieles, selbst wenn es als qualvolle Erinnerung wiederholt ins Bewußtsein drängt, ungesagt bleiben. Das Schweigen der Opfer ist dennoch unüberhörbar. Da niemals Frieden war und die Gegenwart auf dem Balkan und im Kaukasus, an vielen Schreckensorten dieser Welt, von Mord, Flucht und Vertreibung bestimmt ist, wird das Erinnern als Nachhall überlebter Leiden nicht aufhören. Kürzlich schrieb der ungarische Schriftsteller György Konrad mit Blick auf die Geschichte Europas: »Erinnern ist menschlich, wir können sagen, das Humane an sich.« Sein Hinweis, daß die Natur sich der Geschichte gegenüber gleichgültig verhalte, betont die den Menschen isolierende Fähigkeit, sich erinnern zu können, auf zwiespältige Weise, als sei diese Gabe Gnade und Fluch zugleich; Fluch, indem sie nicht von uns abläßt, Gnade, indem sie den Tod aufhebt. So reden wir in der Erinnerung mit Lebenden und Gestorbenen. Indem man sich an uns erinnern wird, werden wir überleben. Das Vergessen jedoch besiegelt den Tod.

Aleida Assmann

Vgl. S. 345

VERTREIBUNG (GÜNTER GRASS, IM KREBSGANG)

Wie wir gesehen haben, ist es das Merkmal historischer Traumata, dass sie sich über längere Zeit der Kommunikation und Repräsentation versperren. In seiner schon mehrfach zitierten Vilnius-Rede über Formen der Erinnerung ging Günter Grass zögerlich von der individuellen Erinnerung zur kollektiven Erinnerung über und ersetzte dabei die erste Person Singular des baltischen Flüchtlings und Schriftstellers durch die erste Person Plural der Deutschen als Nation:

Gegenwärtig vergeht keine Woche, in der nicht vor dem Vergessen gewarnt wird. Nachdem wir uns, wie gehofft, ausreichend oft an die verfolgten, emigrierten, ermordeten Juden in unfassbar großer Zahl erinnert haben, erinnern wir uns spät an die Verschleppung und Ermordung Zehntausender Zigeuner.¹

Grass registriert hier die zeitliche Abfolge von Erinnerungsschüben; die Vergangenheit ist keineswegs immer ganzheitlich zugänglich, sondern gibt nur zögerlich einen Aspekt nach dem anderen preis. Die Erinnerung angesichts dieser Traumata fällt schwer und hat es mit Widerständen zu tun. Nachdem die Widerstände gegen die Erinnerung an die jüdischen Opfer überwunden waren, mussten die Sinti und Roma und Zwangsarbeiter zu ihrem Erinnerungsrecht kommen. In diese Aufzählung hat Grass – durch einen Absatz getrennt – auch die Deutschen eingereiht. Auch hier stellt er Widerstände und mangelnde Anerkennung fest, was er zum Thema seiner 2002 erschienenen Novelle gemacht hat:

Merkwürdig und beunruhigend mutet dabei an, wie spät und immer noch zögerlich an die Leiden erinnert wird, die während des Krieges den Deutschen zugefügt wurden. Die Folgen des bedenkenlos begonnenen und verbrecherisch geführten Krieges, nämlich die Zerstörung deutscher Städte, der Tod Hunderttausender Zivilisten durch Flächenbombardierung und die Vertreibung, das Flüchtlingselend von zwölf Millionen Ostdeutschen, waren nur Thema im Hintergrund.²

Thema im Hintergrund – das kann heißen Teil von Erinnerungen, die in den privaten Kreis der Familie eingeschlossen bleiben, oder Teil eines inoffiziellen Diskurses, der an Stammtischen und in anderen rechten Enklaven gepflegt wird. Solche Erinnerungen in den Vordergrund zu holen, kann dann bedeuten, ihnen soziale Anerkennung, politische Relevanz oder kulturelle Bedeutung zu verschaffen. Mit seiner Novelle *Im Krebsgang* hat sich Grass des Hintergrundthemas der Vertreibung angenommen und ihm eine künstlerische Form gegeben. Es handelt von einem mit deutschen Flüchtlingen überladenen Schiff, das gegen Ende des Zweiten Weltkriegs in der Ostsee versenkt wurde. Die Deutschen in einer Opferperspektive zu schildern, ist ein riskantes Unternehmen, war es doch, wie wir gesehen haben, eben diese selbstzentrierte Opferperspektive, die nach dem Krieg eine Anerkennung anderer Opfer, seien sie jüdischer, polnischer oder welcher Herkunft auch immer, jahrzehntelang blockiert hatte.³ Grass' Novelle betreibt die Rückholung einer verdrängten persönlichen Erinnerung ins kollektive Gedächtnis der Deutschen; sie ist zugleich jedoch ein analytisches Lehrstück grundlegender Mechanismen der Erinnerungsdynamik und Strategien der Geschichtspolitik.

Die Geschichte, die Grass nach 57 Jahren aus dem persönlichen ins kulturelle Gedächtnis zurückholt, ist die von der Versenkung der *Wilhelm Gustloff* durch russische Torpedos in der eiskalten Ostsee am Abend des 30. Januar 1945. Ein Teil der Novelle ist der

¹ Daniel Schacter, *Wir sind Erinnerungen. Gedächtnis und Persönlichkeit*, Reinbek 1999, S. 168.

² Wolf Singer, *Wahrnehmen, Erinnern und Vergessen*, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, Nr. 226 v. 28. September 2000, S. 10.

³ Dabei ist es allerdings die Frage, wie wir mit diesen neuen Einsichten umgehen. Ein Beispiel ist die Position des Mittelalterhistorikers Johannes Fried, der in seinem Buch *Der Schleier der Erinnerung* die neue Hirnforschung beim Wort nimmt, was die Fundamente der Geschichtsforschung zusammenbrechen lässt. Wenn Menschen keine zuverlässigen Erinnerungen produzieren können, gibt es auch keine zuverlässigen Quellen, auf denen das Gebäude der Geschichtsschreibung errichtet werden könnte, weil am Anfang aller historischen Erfahrungen der Augenzeuge steht. Vgl. dazu Peter Burke, *Eyewitnessing. The Uses of Images as Historical Evidence*, Ithaca 2001.

Vorgeschichte des Unglücks gewidmet und im Stil eines historischen Kolportageromans gehalten. Dieser Teil ist um das Trio der historischen Figuren gebaut, die mit der Versenkung des Schiffes in eine unerwartete historische Konfiguration gerieten: Gustloff, der Namensspender des Schiffes, Frankfurter, sein Attentäter, und Marinesko, der Kommandant des russischen Unterseeboots, der die Torpedos abfeuerte. Der andere Teil der Novelle ist die *Nachgeschichte* des Unglücks, in der geschildert wird, wie das Ereignis im Nachkriegsdeutschland erinnert, verdrängt, vergessen, wieder hochgeholt, rekonstruiert und sogar handelnd wiederholt wird. Dem Trio der historischen Personen entspricht somit das Trio der fiktiven Erinnerungsträger in Gestalt von Mutter, Sohn und Enkel.

Grass konstruiert für seine Novelle einen widerstrebenden Erzähler. Seine Mutter, Überlebende der Gustloff, liegt ihm seit Jahren in den Ohren, ihre Geschichte zu erzählen und dieses »Zeugnis« an nachfolgende Generationen weiterzugeben. Die mündliche Erzählung der Mutter durchzieht das Buch in Fragmenten ostpreußischen Dialekts. Ihre »Endlosgeschichte« ist in einer Reihe ständig wiederholter Formeln eingefroren. Sie sucht verzweifelt nach einem Zeugen für ihr Zeugnis, der ihrer Geschichte Nachdruck verleihen und sie zum Gegenstand eines bleibenden öffentlichen Gedächtnisses machen soll. Ihre erste Wahl ist ihr Sohn, der als Alt-68er die Aversionen dieser Generation gegen Familiengeschichten von Hunger, Grauen und Entbehrung teilt. Außerdem ist er in einer Welt aufgewachsen, die für diese Geschichte keine Verwendung hat. Von den sechziger Jahren bis in die neunziger Jahre war das Ereignis nicht nur vergessen, sondern auch verdrängt, d.h. »weggedrängt« vom Trauma des Holocaust, das nach einer Phase der Verzögerung Anspruch auf politische Anerkennung und öffentliche Erinnerung machte. Trotz aller Emanzipationsbemühungen kann sich der Sohn von seiner Herkunftsgeschichte allerdings nicht ganz frei machen. Denn er selbst ist am 50. Januar 1945 in der Nacht des Unglücks geboren, nachdem seine 17-jährige Mutter von einem Rettungsschiff aufgenommen worden war. Sein emphatischer Anspruch auf Generationsablösung und radikalen Neubeginn wird damit von vornherein ironisch untergraben.

Die eine Botschaft des Buches ist, um noch einen Salz aus der Vilnius Rede aufzugreifen, dass es in der Geschichte kein jungfräuliches Gelände gibt, in dem die Vergangenheit nicht ihre Wegweiser gepflockt hätte. Die andere Botschaft ist, dass der blinde Fleck im moralischen Geschichtsbewusstsein der 68er-Generation zum Tummelplatz für eine unkontrollierte und lebhafte Wiederkehr der verdrängten Nazi-Vergangenheit wurde. Der Geschichte, die der Sohn nicht erzählen will, nimmt sich in der Grass-Novelle mit umso größerer Inbrunst der Enkel an. Er wird zum Hobbyhistoriker der Familienlegende und willigen Kronzeugen der Großmutter. Er übersiedelt sogar zu ihr ins neue Bundesland, das nach dem Fall der Mauer damit beschäftigt ist, sein politisches Gedächtnis noch einmal umzumöblieren. Das neue Medium dieser Generation ist das Internet, das Grass auf brillante Weise als Kehrseite des offiziellen nationalen Gedächtnisses und lebhafte Projektionsfläche für tabuisierte Sprache und verdrängte Erinnerungen ins Spiel bringt. Das Schiff, das einst in der Ostsee unterging und aus dem Gedächtnis der Deutschen verbannt war, taucht in der digitalen Cyberwelt noch einmal auf (120). Grass rekonstruiert den Mechanismus, durch den die emotionalen Energien, die unter einer Fassade, politischer Korrektheit »abgedeckelt« waren, auf die Mühlen der Neonazis geleitet werden. Zugleich macht er deutlich, dass das Leidgedächtnis der Vertriebenen das Leidgedächtnis der Holocaustopfer keineswegs verdrängen kann. Diese Erinnerung an deutsche Leidensgeschichte findet unter der Bedingung im kollektiven Gedächtnis der Deutschen Platz, dass aus ihr keine unmittelbaren rechtlichen Konsequenzen und politischen

Handlungsnormen abgeleitet werden – sei es auf Revanche, auf Revision der Grenzen oder auf Entschädigungsansprüche. Es geht ihm um die Anerkennung dieser Opfererinnerung unter der Voraussetzung ihrer Entpolitisierung, die zur Entkrampfung und Differenzierung des deutschen Kollektivgedächtnisses führt.

Grass, der die Gustloff-Erinnerung auf drei Generationen von 1928, 1945 und 1984 verteilt, entwirft eine Langzeitperspektive auf die Diskrepanzen von persönlicher Erinnerung und kollektivem Gedächtnis in der deutschen Erinnerungsgeschichte. Die verschlungene Dynamik von Erinnern und Vergessen wird nicht nur durch den Wechsel der Generationen und technischen Medien, sondern auch durch den der politischen Systeme wesentlich mitbestimmt. Durch kulturelle Praktiken wie Begräbnisfeierlichkeiten, Gedenkrituale, die Errichtung von Denkmälern und die Benennung von Straßen. Schulen und Schiffen wird ein politisches Gedächtnis mit unbegrenztem Zukunftsanspruch erzeugt. Faktisch ist dies jedoch höchstens von ebenso langer Dauer wie das Regime, das solche Ansprüche stützt. Der NS-Staat hatte Gustloff ein ewiges Angedenken mit einem pompösen »Ehrenhof« in dessen Heimatstadt Schwerin geschaffen. Die DDR baute diesen Gedächtnisort ab, ließ Gras darüber wachsen und benannte die Straßen um. Grass macht mit subtiler Ironie auf den paradoxen Umstand aufmerksam, dass die persönliche Erinnerung der Individuen weiter reicht als die kurzatmige Geschichtspolitik der wechselnden Regimen.

Von persönlicher Erinnerung kann in Grass' Novelle nur bei der Mutter als Überlebender die Rede sein. Die Haupttätigkeit des Erzählers und seines Sohnes ist nicht zu erinnern – sie haben ja keinen Erfahrungskontakt zu dem Ereignis – sondern zu recherchieren, zu rekonstruieren und Daten zu präsentieren. Für sie ist das mündliche Zeugnis der (Groß-)Mutter nur eine Quelle unter anderen. Sie sichten – wie der Autor selbst – sorgfältig alle zugänglichen Informationen seien sie fiktional oder historisch, einschließlich verschiedener Bücher eines Films, archivalischer Materialien, Briefe und Photographien. Ja, sogar ein Spielfilm ist unter diesen im kulturellen Speichergedächtnis bewahrten Spuren, der 1958 in die westdeutschen Kinos kam und sich noch an die Erlebnisgeneration wendete. Grass wählt für seinen Roman einen überraschenden Kunstgriff; dort, wo er in seinem Buch den eigentlichen Untergang des Schiffes beschreiben sollte, schwenkt er auf die Handlung des Films um. Das Trauma bleibt eine Leerstelle, die hier nicht durch die Deckerinnerung des Massenmediums Film *gefüllt*, sondern umgekehrt *markiert* wird. Diese Informationen waren im Speichergedächtnis der kulturellen Archive vorhanden und zugänglich, doch das Ereignis war deshalb noch lange nicht ins kollektive Gedächtnis der Deutschen gelangt oder zu einem Teil ihres historischen Bewusstseins geworden. Mit seinem Roman und dessen breiter öffentlicher Resonanz hat Grass diese Erinnerung über die ihm im sozialen Gedächtnis gesetzten Beschränkungen und Verfallszeiten ins kulturelle Gedächtnis gehoben und damit über die Generationengrenzen hinweg allgemein zugänglich und tradierbar gemacht.

TEIL 2
DEUTSCHSPRACHIGE LITERATUR
DER SCHWEIZ NACH 1945

EINFÜHRUNG ZUM TEIL 2

DEUTSCHSPRACHIGE LITERATUR DER SCHWEIZ NACH 1945

Das Jahr 1945 bedeutete für die Schweizer Literatur keine „Stunde Null“, wie dies Heinrich Vormweg konstatierte¹, da Kontinuität und Tradition nicht abgebrochen wurden. Doch als Ende der Isolierung und Bedrohung durch das Nazi-Regime während des Zweiten Weltkrieges prägte das Jahr 1945 eine Zäsur auch im literarischen Leben der Schweiz. Die Aufarbeitung des Krieges, obschon aus einer anderen Perspektive, ist in den Werken von deutschschweizerischen Autoren seit Max Frischs Nachkriegsdramen (*Nun singen wir wieder*, 1945; *Als der Krieg zu Ende war*, 1949) präsent und wird immer wieder aufgegriffen.² Nach dem Zweiten Weltkrieg verlaufen die Veränderungen in der kulturellen und mentalen Sphäre der Schweizer, wie Z. Mielczarek feststellt, sehr langsam, was die Einstellung der Eidgenossen zu ihrer helvetischen Heimat illustriert.³ Sie betrachteten ihr Land als ein von der schwierigen Geschichte verschontes Paradies sowie als Symbol von stabilen bürgerlichen Werten. Eine solche Denkweise, lebendig noch in den 1950er Jahren und verbreitet u.a. von Kurt Guggenheim in dem Essay *Heimat oder Domizil?* (1961), wird mit dem literarischen und publizistischen Werk von Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt und einer Reihe von Autoren der älteren (z.B. Meinrad Inglin) und mittleren Generationen⁴ überwunden. Aus ihrer Perspektive ist die Schweiz kein Objekt der Bewunderung und Idealisierung mehr, stattdessen riefen sie ihre helvetischen Zeitgenossen zur objektiven Distanzhaltung zum eigenen Land und nüchterner Selbstkritik auf.

¹ Vgl. Heinrich Vormweg, *Deutsche Literatur 1945-60. Keine Stunde Null*, in: Manfred Durzak (Hg.), *Deutsche Gegenwartsliteratur Ausgangspositionen und aktuelle Entwicklungen*, Stuttgart 1981.

² Es wäre unmöglich, alle derartigen Werke zu erwähnen, zu verweisen sei nur auf einige, wie Frischs *Andorra*, sein erstes Tagebuch, weiterhin auf *Zeit des Fasans* von Otto F. Walter, die Stücke und Romane von Urs Widmer (u.a. sein Roman *Der Geliebte der Mutter*) und Thomas Hürlimann (seine Stücke *Habbruder und Großvater*, *Der Gesandte*, *Das Lied der Heimat* oder der Roman *Vierzig Rosen*), oder den Roman von Katharina Zimmermann *Das Freudenkind*. Auseinandersetzung mit dem Krieg wird auch in der Publizistik und Essayistik des Öfteren aufgegriffen, zu erwähnen wären hier solche Autoren wie Frisch, Dürrenmatt, Peter Bichsel, Adolf Muschg oder Thomas Hürlimann.

³ Vgl. dazu: Zygmunt Mielczarek, *Literatura szwajcarska XX wieku*, in: Marek Zybura (Hg.), *Pisarze niemieckojęzyczni XX wieku*, Warszawa-Wrocław 1996, S. LIX.

⁴ Klaus Pezold (Hg.), *Deutschsprachige Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert*, Berlin 1991, unterscheidet vier Schriftstellergenerationen „nach Frisch und Dürrenmatt“, wobei als Kriterium der Zugehörigkeit die Zeit des literarischen Debüts dient, die oft mit den wichtigen politisch-sozialen Umwandlungen zusammenhängt (Studentenrevolte, Zürcher Unruhen). Die zweite Generation mit H. Loetscher, A. Muschg, P. Bichsel, P. Nizon, H. Meier, W.M. Diggelmann, J. Federspiel oder K. Marti debütierte an der Wende von den 1950er und 1960er Jahren (S. 167); die dritte Generation (u.a. U. Widmer, H. Burger, E.Y. Meyer, Ch. Geiser, S. Blatter, W. Schmidli, G. Späth, N. Meienberg, D. Fringeli, F. Hohler) meldete sich zu Wort um 1970 (S. 176), die vierte dagegen mit M. Zschokke, M.R. Dean, H. Schertenleib und R. Hänni Anfang der 1980er Jahre (S. 284). Von den vier Generationen der Schweizer Schriftsteller schreibt auch Malcolm Pender (siehe seinen Beitrag: *Trends in Writing in German-speaking Switzerland since 1945*, in: Michael Butler, Malcolm Pender (Hgg.), *Rejection und Emancipation. Writing in German-speaking Switzerland 1945-1991*, New York-Oxford 1991, S. 25, 30, 35). Diese Generationen-Periodisierung der Literatur zeugt vom dominierenden Einfluss von Frisch und Dürrenmatt auf die ganze deutschschweizerische Literatur in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Nach dem Tode von Frisch und Dürrenmatt sprach man noch von den Debütanten der 1990er Jahre, die Periodisierung der Literatur nach Generationen wird heutzutage nicht fortgesetzt.

Einer der bedeutendsten Trends der deutschschweizerischen Literatur nach 1945 war der sowohl in literarischen wie publizistischen Werken geführte Heimatdiskurs, der solche Themenkomplexe umfasste, wie den des Öfteren diskutierten Heimatbegriff oder den Kampf gegen die Mythologisierung der Schweiz (dazu gehört u.a. der Wilhelm-Tell-Mythos, der Mythos der Schweizer Armee und Schweizer Banken, der Mythos von der idealen Schweiz und ihrer musterhaften Demokratie, Mythos der Neutralität) und die Aufarbeitung der Vergangenheit (vor allem der Kriegszeit). Typisch für die helvetische Literatur ist das Leiden der literarischen Figuren an der schweizerischen „Enge“, die Outsider-Problematik⁵ sowie das Motiv der Flucht. Gewisse Eigentümlichkeiten der deutschschweizerischen Literatur ergeben sich auch aus historisch-gesellschaftlichen, sprachlichen und mentalen Gründen.⁶

Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, die seit den 1950er Jahren sowohl die helvetische Literaturbühne als auch das Nachkriegstheater beherrschten und als Alleinvertreter der ersten Nachkriegsgeneration angesehen werden können, gelten bis heute für einen breiteren Leserkreis als das Synonym der Schweizer Literatur⁷ überhaupt. In ihrem erzählerischen und dramatischen Werk griffen sie – wenn auch jeder von ihnen auf eine andere Art⁸ – universale Fragen auf, fragten nach dem Sinn des Lebens, interpretierten die Krise der gegenwärtigen Kultur und Zivilisation, stellten Identitätssuche, existenzielle Fragen (Frisch) und moralische Probleme (Dürrenmatt) des modernen Menschen dar. Neben gewissen Gemeinsamkeiten der literarischen „Giganten“, ist ihre Attitüde zu der Schweiz als differenzreich zu bezeichnen. Während Dürrenmatt auf die Rolle des direk-

⁵ Dies resultiert zum großen Teil daraus, dass die deutschschweizerischen Schriftsteller selbst aus verschiedenen Gründen (Wahnsinn, Alkoholismus, Rauschgiftmittel, Probleme mit dem Gesetz etc.) zu den Dissidenten gehören. Diese Gruppe von Autoren vertreten u.a. Robert Walser, Friedrich Glauser, Ludwig Hohl, Alexander Xaver Gwerder, W.M. Diggelmann, Rainer Brambach oder Jürg Federspiel. Siehe dazu u.a. die Veröffentlichungen von Dieter Fringeli oder Zygmunt Mielczarek.

⁶ Die Geschichte der Schweiz unterscheidet sich weitgehend von der Deutschlands oder Österreichs, wichtig ist in Helvetien seine Viersprachigkeit und die damit verbundene kulturelle Vielfalt. Aus diesen Faktoren resultieren Unterschiede mentaler Art. Von Relevanz ist auch die Tatsache, dass in der Schweiz das Frauenstimmrecht sehr spät eingeführt wurde.

⁷ Der schmale Rahmen dieses Beitrags macht es unmöglich, auf alle terminologischen Schwierigkeiten mit den Begriffen der (Deutsch)Schweizer bzw. deutschschweizerischen Literatur zu verweisen. Als kontrovers und umstritten gelten bis heute die häufig verwendeten Begriffe der „Schweizer Literatur“ und „Schweizer Autoren“. Oft verwendet man die Bezeichnung „deutschsprachige Literatur“ (Autoren), als objektiver gilt der Begriff der „Literatur aus der deutschsprachigen Schweiz“. Viele deutschsprachige Schriftsteller empfinden sich selbst als deutsche Autoren (zu diesen gehören u.a. Frisch, Dürrenmatt, Bichsel oder Urs Widmer), die Bezeichnung „Schweizer Autor“ wird von ihnen als einengend oder gar beleidigend (Bichsel) abgelehnt. Peter Bichsel schrieb einmal: „Ich bin kein Schweizer Autor, auch wenn ich Schweizer bin, ich bin ein schriftdeutscher Autor“ (P. Bichsel, *Eingesperrt in Sprache*, in: Corina Caduff, Reto Sorg (Hgg.), *Nationale Literaturen heute – ein Fantom? Die Imagination und Tradition des Schweizerischen als Problem*, München 2004, S. 122). Andererseits gibt es Autoren (wie z.B. Thomas Hürlimann), die gegen diesen Begriff nichts vorzuwerfen haben. Von den älteren Veröffentlichungen sei hier auf den Essay von Hans Zbinden *Schweizer Literatur in europäischer Sicht* hinzuweisen (Zürich-Stuttgart 1964).

⁸ Jeder von ihnen hat andere Konzeption des Theaters, bedienen sich verschiedener literarischer Formen (Frisch entwickelt seine eigene Art des literarischen Tagebuchs, experimentiert ständig mit der Form und Sprache, entwickelt die Theorie der Permutation, Dürrenmatt dagegen evolviert eine spezifische Form der Kriminalerzählung, formuliert eigene dramaturgische Konzeption); was sie noch unterscheidet, ist die Tatsache, dass Frisch in seinem Werk seine persönlichen Erfahrungen literarisch verarbeitet, während Dürrenmatt sich vom Privaten distanziert. In diesem Beitrag wird verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit den beiden Klassikern gewidmet, einerseits wegen der Kontroversen um den Terminus „Schweizer Autoren“ (Anm. 7), andererseits deswegen, dass sie in allen deutschen Literaturgeschichten berücksichtigt werden, was von anderen deutschsprachigen Schriftstellern aus der Schweiz nicht gesagt werden kann.

ten Mentors verzichtet, formuliert Frisch eindeutig seine oppositionelle Stellung gegenüber der offiziellen Schweiz, widersetzt sich ihrer Mythologisierung, verifiziert den Begriff des Patriotismus, greift den Mythos der Schweizer Demokratie, Neutralität und Armee an und stellt den Sinn der Aufrüstung eines durch keinen Feind gefährdeten Staates in Frage.⁹

In den 1950er Jahren sind neben den Welterfolgen Frischs (v.a. Stiller) und Dürrenmatts (u.a. *Der Besuch der alten Dame*) neue Ansätze auch in der Lyrik zu verzeichnen. Erika Burkart, eine der bedeutendsten Lyrikerinnen des deutschsprachigen Raumes veröffentlicht seit 1953 zahlreiche Gedichtbände. Burkarts frühe Poesie charakterisiert eine Übereinstimmung des Menschen mit der intakten Natur, die immer stärker dem Bewusstsein eines „Schöpfungsrisses“ ausweicht, der Mensch und Natur trennt. In ihren späteren Gedichten *Schweigeminute* (1988) und *Die Zärtlichkeit der Schatten* (1991) gestaltet Erika Burkart eine Natur, die sich dem Zugriff des Menschen entzieht. Naturlyrik schreibt neben Erika Burkart auch Rainer Brambach (1917-1983). Im Jahre 1953 veröffentlicht Eugen Gomringer seine *konstellationen constellations constelaciones*, was als die Geburtsstunde der konkreten Poesie gilt. Gomringer wendet sich radikal von der traditionellen Dichtersprache ab, indem er an die Texte der Dadaisten anknüpft. Seine Poesie erweist sich als inspirierend für den ganzen deutschsprachigen Raum. Ungewöhnlich vielfältig ist das schriftstellerische Werk von Kurt Marti, den die Frage beschäftigt, ob scheinbar konträre Schreibarten wie konkrete Poesie und Naturgedicht, die sich bei Marti ergänzen, nicht Kehrseiten derselben Sache sein könnten, einer „Herrschaft der Freiheit“, der Geburt des Sinnes aus dem Spiel.

In den frühen 1960er Jahren ist auf der Literaturszene Helvetiens ein Umbruch zu verzeichnen, der einerseits aus der Tatsache resultiert, dass die Generation der sog. „geistigen Landesverteidigung“¹⁰ zu publizieren aufhört, andererseits erscheint eine Anzahl wichtiger Romane von Autoren, die deutlich jünger sind als Frisch und Dürrenmatt. Als eines der bedeutendsten Werke der neuen deutschschweizerischen Epik gilt *Der Stumme* (1959) von Otto F. Walter. Dieser Text enthält alle Elemente, welche die Erneuerung des helvetischen Romans kennzeichnen: Regionalismus, Gesellschaftskritik und karge Sprache. Die folgenden Jahre erweisen sich als Zeit der Debüts und literarischer Erfolge von solchen Schriftstellern wie Adolf Muschg, Peter Bichsel (*Kindergeschichten*), Walter Vogt (*Wühltrieb*), Walter M. Diggelmann, Gerhard Meier, Paul Nizon, Hugo Loetscher (*Abwässer*), Jürg Federspiel oder Beat Brechbühl, die eine relevante Rolle in der Literatur der deutschsprachigen Schweiz auch in den folgenden Jahrzehnten spielen.

Die späten 1960er Jahre sind in der Schweiz geprägt durch eine zunehmende Polarisierung des literarischen Lebens: während die ältere kulturell tonangegebende Generation vom Autor immer noch die Affirmation der herrschenden Schweizer Verhältnisse erwartet, versuchen sich die Schriftsteller der jüngeren Generation durch ihre gesellschaftskri-

⁹ Er macht das u.a. in solchen Werken wie *Wilhelm Tell für die Schule* (1971), *Dienstbüchlein* (1974), *Schweiz ohne Armee?* *Ein Palaver* (1989) oder im berühmten Essay *achtung: Die Schweiz* (1955), deren Mitautoren Lucius Burckhardt und Markus Kutter sind.

¹⁰ Die Konzeption der Geistigen Landesverteidigung (GL) wurde in der Schweiz in den 30er Jahren nach der Machtübernahme Hitlers in Deutschland entwickelt. Sie war gedacht als mentaler Schutz der Schweizer vor faschistischen Einflüssen aus dem Dritten Reich. Laut der GL sollten die Künstler und Schriftsteller in ihren Werken auf positive Aspekte der Schweizer Geschichte, Demokratie und Mentalität verweisen und dadurch den schweizerischen „Geist“ der Helvetier stärken.

tische respektive satirische Schreibweise von diesem Zwang zu befreien.¹¹ Diese Polarisierung provoziert in den 1960er Jahren eine Debatte, welche die Schweiz und ihre politische Vergangenheit direkt betrifft.¹² Die Literatur bricht mit dem traditionellen, verklärten Bild der Schweiz sowie mit stereotypen Vorstellungen von ihrer vorbildlichen gesellschaftlichen Situation, an ihre Stelle treten Alltagsprobleme einfacher Menschen (Loetschers *Die Kranzflechterin*). Das konstante Interesse der Schweizer Autoren der 1960er Jahre erweckt neben den Tabu-Themen¹³ die eigene literarische Sprache, aber auch die Sprache der gesellschaftlichen Kommunikation, ihre Instrumentalisierung, fortschreitende Entwertung von Begriffen und die Verflachung des Alltagsvokabulars, Sprach- und Denkroutine, sowie die Beziehungen zwischen Wort und Wirklichkeit. Später wird dieser Themenkomplex u.a. auch von Bichsel, Muschg und Marti aufgegriffen.¹⁴

Die 1960er Jahre bringen in der deutschsprachigen Schweiz Auseinandersetzungen über die Rolle, den Sinn und die Form der gegenwärtigen Literatur, aber auch über die Eigenart der Schweizer Literatur.¹⁵ Die Jugendbewegung der 68er hat in Helvetien zwar keinen so spektakulären und folgereichen Verlauf wie in Deutschland, doch sie vertieft zweifelsohne die seit längerer Zeit sichtbare Polarisierung der Generationen und bewirkt wachsende politische Radikalisierung der Schriftsteller (Frisch, Bichsel, Muschg, Diggelmann, Walter). In der Schweiz tauchen in einer öffentlichen Debatte solche Probleme auf, wie die Verweigerung des Armeedienstes, Forderung nach einer Reform der Universität, nach der Gleichberechtigung von Frauen sowie nach der Revision des schweizerischen Demokratiemodells, was u.a. neben Max Frisch auch Peter Bichsel in *Des Schweizerers Schweiz* (1969) thematisiert. In der Literatur und Publizistik, u.a. im berühmten Essay von Karl Schmid *Unbehagen im Kleinstaat* (1963) und Paul Nizons *Diskurs in der Enge* (1970), werden solche Begriffe wie „Enge“ oder „Flucht“ aufgegriffen.

Eine Reihe von politisch-gesellschaftlichen (Studentenrevolte, die sog. Globus-Affäre, die Bühne-Affäre, die sog. Schwarzenbach-Initiative oder Einführung des Frauenstimmrechts) sowie literarischen Geschehnissen (der Zürcher Literaturstreit, die Spaltung des SSV¹⁶ und die Gründung der literarischen Gruppe Olten) beeinflusst weitgehend

¹¹ Siehe dazu Zygmunt Mielczarek, *Literatura szwajcarska XX wieku*, in: Marek Zybur (Hg.), *Pisarze niemieckojęzyczni XX wieku*, Warszawa-Wrocław 1996, S. LX.

¹² Die Debatte zeigt u.a., dass die als musterhaft geltende Schweizer Demokratie mit dem Vorwurf des Kompromisses mit dem Dritten Reich belastet wird, wobei die restriktive Flüchtlingspolitik der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges gemeint ist. Diese Motive greifen u.a. Walter Matthias Diggelmann in seinem Roman *Die Hinterlassenschaft* (1965) oder Carl Ludwig im Bericht *Die Flüchtlingspolitik in der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart* (1966). Im Jahre 1967 erschien *Das Boot ist voll ... Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945* von Alfred A. Häslar, worauf später mehrere Schriftsteller zurückgreifen (u.a. Frisch in seinem *Dienstbüchlein*).

¹³ Siehe Anm. 10.

¹⁴ Die Reflexion der Deutschschweizer Autoren über die deutsche Sprache betrifft die Tatsache, dass die deutsche Literatursprache der Schweizer nicht spontan, dafür aber als allzu korrekt und sorgfältig gilt. Das ist darauf zurückzuführen, dass das Hochdeutsch (genannt in der Schweiz Schriftdeutsch) nicht die Alltagssprache der Deutschschweizer ist (es ist die Mundart, der mittelalterliche Dialekt), sie wird erst in der Schule erlernt. Die Auseinandersetzung zwischen Hochdeutsch und Mundart wird von vielen deutschsprachigen Schriftstellern unternommen, wie Frisch, Urs Widmer oder Thomas Hürlimann.

¹⁵ Eine der wichtigsten Debatten war der sog. Zürcher Literaturstreit, weit über die Grenzen der Schweiz bekannt, den Emil Staiger mit seiner Rede *Literatur und Öffentlichkeit* auslöste, die er am 17. Dezember 1966 gehalten hat. Der renommierte Germanist lehnte die gegenwärtige Literatur als „entartet“ ab, bezeichnete sie als „Kloake“ und warf ihr Oberflächlichkeit, Perversion, stilistische Entsetzlichkeiten und insbesondere das ausbleibende Interesse an der gegenwärtigen Realität vor.

¹⁶ Schweizerischer Schriftsteller-Verband.

die Entwicklungen in der Literatur der 1970er Jahre. Politische Themen sowie Kritik an der konservativen Mentalität ihrer Mitbürger unternehmen weiterhin Frisch, Bichsel, Muschg oder Niklaus Meienberg (*Reportagen aus der Schweiz*). Doch die 1970er Jahre stehen vor allem im Zeichen des Schreibens in der Ich-Form, was an der Erweiterung in den Gestaltungsmöglichkeiten (dokumentarische Literatur, Tagebücher, Autobiographien) abzulesen ist. Bemerkenswert ist auch eine thematische Bereicherung, die der Herausbildung des psychologischen und gesellschaftskritischen Realismus entgegenkommt. Des Öfteren werden das Arbeiter- und Bauernleben beschrieben, verschiedene Pathologien sowie der Tod thematisiert (u.a. Hermann Burgers *Schilten* oder *Die Rückfahrt* von E.Y. Meyer). Hugo Loetscher veröffentlicht seinen Roman *Der Immune*, der als eines der bedeutendsten Werke der helvetischen Literatur gilt. Im Werk Adolf Muschgs, das als repräsentativ für den psychologischen und gesellschaftskritischen Realismus der 1970er und 1980er Jahre gilt, sind Krankheit, das Scheitern von Therapie und die Möglichkeiten des Überlebens Grundmotive, die sowohl in seinen ersten zwei Romanen (*Gegenzauber*, 1967 und *Mitgespielt*, 1969), als auch in den späteren Romanen Muschgs, wiewohl in sehr unterschiedlicher Form, zu finden sind (*Albissers Grund*, *Baiyun* oder *die Freundschaftsgesellschaft* und *Das Licht der Schlüssel*).

Seit Anfang der 1970er Jahre ist auf der Literaturszene der Schweiz noch eine andere Veränderung zu verzeichnen, die aus zwei politischen Ereignissen resultiert: Im Jahre 1971 wird den Schweizerinnen das Wahlrecht eingeräumt und zehn Jahre später werden sie kraft des Gleichberechtigungsgesetzes mit Männern in allen Lebensbereichen gleich gestellt. Die erwähnten Tatsachen haben die Enttabuisierung der Frau als Literaturschaffende und zugleich eine Wandlung von Themen und Formen in der Literatur von Frauen zur Folge.¹⁷ In Form von Tagebüchern oder Autobiographien werden solche Themen realisiert, wie die Suche nach der eigenen Identität und Kritik der patriarchalischen Gesellschaftsstrukturen. An die Öffentlichkeit der 1970er und 1980er Jahre treten zahlreiche Autorinnen, wie z.B. Erica Pedretti, Laure Wyss, Eveline Hasler, Hanna Johansen, Verena Stefan, Gertrud Leutenegger, Ilma Rakusa oder Claudia Storz. Typisch für die Biographie der erwähnten Schriftstellerinnen ist oft der vergleichsweise späte Durchbruch zum ersten Werk, was mit der gesellschaftsspezifischen Definition der Frauenrolle zusammenhängt. Analyse dieser Rolle und der mit ihr auferlegten Einschränkungen macht den am leichtesten als „weiblich“ identifizierbaren Aspekt ihrer Werke aus.

Wie Z. Mielczarek mit Recht vermerkt, ist es schwer, eine „einheitliche Formel“ für die Literatur der 1980er Jahre zu formulieren.¹⁸ Dieses Jahrzehnt erweist sich als eine schöpferische Zeit für die Schriftsteller verschiedener Generationen und Provenienz – von Frisch und Dürrenmatt bis zu Autoren, die durch die neuesten Umstände, Kontexte und ästhetische Tendenzen beeinflusst werden.¹⁹ Am Anfang der 1980er Jahre erschütterte die Jugendrevolte von 1980, anders auch als Zürcher Unruhen genannt, die Schweiz.

¹⁷ Zur Frauenliteratur der Schweiz siehe: Beatrice von Matt, *Frauen schreiben die Schweiz. Aus der Literaturgeschichte der Gegenwart*, Stuttgart-Wien 1998; Irena Šebestová, *Frauenliteratur der 70er Jahre in der Schweiz*, Frankfurt a. Main 2002; Marc Aeschbacher, *Vom Stummsein zur Vielsprachigkeit. Vierzig Jahre Literatur aus der deutschen Schweiz (1958-1998)*, Bern-Berlin-Frankfurt a. M.-New York-Paris-Wien 1998; Peter Rusterholz, Andreas Solback (Hgg.), *Schweizer Literaturgeschichte*, Stuttgart 2007.

¹⁸ Siehe dazu Zygmunt Mielczarek, *Literatura szwajcarska XX wieku*, in: Marek Zybura (Hg.), *Pisarze niemieckojęzyczni XX wieku*, Warszawa-Wrocław 1996, S. LXIII.

¹⁹ Um die Wende von den 1970er zu den 1980er Jahren meldet sich zu Wort die 4. Generation der Schriftsteller mit Thomas Hürlimann, Matthias Zschokke, Jürg Amann, Gertrud Leutenegger, Claudia Storz, Mariella Mehr, Verena Stefan, Dante Andrea Franzetti, Martin R. Dean oder Reto Hänni.

Mit diesem Begriff bezeichnet man die Geschehnisse, die das Schließen des Autonomen Jugendzentrums SUBITO in Zürich verursacht haben.²⁰ Der Konflikt um SUBITO regt die Intellektuellen zum größeren politisch-gesellschaftlichen Engagement an²¹, was auch im schriftstellerischen Werk von deutschschweizerischen Autoren seinen Ausdruck findet. In dieser Zeit entstehen letzte Werke von Frisch und Dürrenmatt, weitere wertvolle Veröffentlichungen u.a. von Loetscher (Erzählbände *Die Fliege und die Suppe*, *Der predigende Hahn*), O. F. Walter (*Zeit des Fasans*), Burger, Muschg, Nizon, Gerold Späth (*Commedia*), Christoph Geiser (*Das geheime Fieber*), Jürg Laederach (*Emanuel*) oder Urs Faes (*Sommerwende*). Talentierter Dichter und Meister der einzigartigen, musikalischen Prosa Gerhard Meier, Autor der Trilogie *Baur und Bindschädler*²² versteht es, dem Provinziellen seiner Romane eine universale Dimension zu verleihen. Auf der literarischen Bühne meldet sich mit seinen ersten Prosa- (*Die Tessinerin*, *Das Gartenhaus*) und Theaterwerken (*Großvater und Halbbruder*) Thomas Hürlimann, der mittlerweile zu den bedeutendsten Schriftstellern aus der Schweiz avancierte.

Von wichtigen politischen Umwälzungen werden auch die 1990er Jahre geprägt (die Fichenaffäre und der damit verbundene Kulturboykott²³, der im Jahre 1997 veröffentlichte Eisenstaat-Bericht über die Finanzpolitik des Dritten Reiches und die darauffolgende Debatte um die *Schatten des Zweiten Weltkrieges*²⁴, die „Raubgold“-Affäre²⁵), die ein bisher nicht gekanntes politisches Engagement der Kulturschaffenden und Schriftsteller bewirken. Auf die Geschehnisse und Debatten reagieren die Schriftsteller sei es in Form von Reden und polemischen Schriften, sei es in rein literarischen Werken – wie beispielsweise M. Frisch (*Schweiz ohne Armees*, 1989; *Ist die Schweiz verludert*, 1991), F. Dürrenmatt

²⁰ Als Protest gegen diese Entscheidung der Behörden hat sich Silvia Z. am Bellevue Platz verbrannt, was zunächst von den Medien verschwiegen wurde. Die Reaktionen der Schriftsteller auf diese Zeit dokumentiert die zweibändige Veröffentlichung der Gruppe Olten *Die Zürcher Unruhen. Texte*, 1980; Bd. 2: *Analysen, Reportagen, Berichte* (1981). Sehr entschiedene Stellung nahmen dazu auch Reto Hanny in seinem berühmten Spiegel-Artikel *Das Ende der Schweizer Unschuld* und seinem Buch *Zürich, Anfang September*, wie auch Adolf Muschg in seinen Frankfurter Vorlesungen *Literatur als Therapie?* (1981). Siehe dazu auch Heinz Nigg (Hg.), *Wir wollen alles, und zwar subito! Die Achtziger Jugendunruhen in der Schweiz und ihre Folgen*, Zürich 2001.

²¹ Ein Jahr später wird Schweizer Appell für den Frieden, gegen den Atomtod veröffentlicht. Am 5. November 1983 kommt es zur größten Friedensdemonstration in der Schweiz mit der Rede von Otto F. Walter. In demselben Jahr gründet man die *Gruppe für eine Schweiz ohne Armee und für eine umfassende Friedenspolitik*, die sechs Jahre später zur Volksabstimmung über die weitere Existenz der Schweizer Armee geführt hat. Erwähnenswert sind auch der Film von Markus Imhoof *Das Boot ist voll* (1981), das Buch von Doris Morf und Charles Lewinsky *Hitler auf dem Rütli* (1984), wie auch Thomas Winters Arbeit *Die Politik des Generals. Zwischen Auftrag und Putsch* (1984), die Beispiele entschiedener Versuche sind, sich mit der Schweizer Geschichte sachlich auseinanderzusetzen.

²² Die Trilogie umfasst die Romane *Toteninsel*, *Borodino* und *Die Ballade vom Schneien*. Meiers Werk, obwohl es keine leichte Lektüre ist, gewann mit der Zeit große Anerkennung. Heute gilt Meier als eine der originellsten Figuren des helvetischen Literaturlebens.

²³ Über 700 Kulturschaffende verweigerten ihre Teilnahme an den offiziellen Feierlichkeiten „CH 91“ oder „700-Jahr-Feier“. Namhafte Schweizer Intellektuelle organisierten auch das „Kultursymposium 90“ zum Thema „Welche Schweiz braucht die Kultur“, an dem sich u.a. O.F. Walter, A. Muschg, Isolde Schaad, Gottfried Honegger und Lucius Burckhard beteiligten. Mehr dazu siehe: Fredi Lerch, Andreas Simmen (Hgg.), *Der leergeglaubte Staat. Kulturboykott: Gegen die 700-Jahr-Feier der Schweiz. Dokumentation einer Debatte*, Zürich 1991.

²⁴ An dieser Debatte beteiligten sich solche Schriftsteller wie Peter Bichsel, Jürg Laederach, Klaus Merz, Erika Pedretti und Jörg Steiner.

²⁵ Diese Affäre zwang die Schweizer zur Revision ihrer früheren Ansichten, der jahrelang gepflegte Mythos von der heldenhaften Stellung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg erwies sich als eine Illusion und, wie die Soziologin Claudia Honegger (Claudia Honegger, Mariane Rychner (Hgg.), *Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz*, Zürich 1998) diagnostizierte, befanden sich die Helvetier damit in einer Umbruchsituation.

(Havel-Rede, 1990), O. F. Walter (*Auf der Suche nach der anderen Schweiz*, 1991), U. Widmer (die Theaterstücke *Fröhlicher. Ein Fest und Jeanmaire. Ein Stück Schweiz, Bankgeheimnisse*), A. Muschg (*Die Schweiz am Ende – am Ende die Schweiz*, sein kontroverser Essay *Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt, O mein Heimatland*).

Während zu Beginn der 1990er Jahre und zumal nach dem Tod von Dürrenmatt und Frisch viel von einer Krise oder gar dem Tod der Deutschschweizer Literatur geredet und geschrieben wird, konstatieren die Kritiker um die Mitte dieses Jahrzehnts einen „neuen Frühling“.²⁶ Im Jahre 1993 erscheint der monumentale Parzival-Roman von Muschg *Der Rote Ritter*. In den 1990er Jahren debütiert eine Reihe jüngerer Autorinnen und Autoren, denen vor allem die Hinwendung zum Inneren eigen ist, in ihren Texten wird demzufolge Liebes- und Beziehungsproblematik thematisiert. In diese Zeit fallen gelungene Debüts einer Reihe junger Prosaisten, zu denen Peter Weber mit seinem Erfolgsroman *Der Wettermacher* (1993), Ruth Schweikert mit dem viel beachteten Erzählband *Erdnüsse. Totgeschlagen* und dem Roman *Augen zu*, Tim Krohn mit dem Roman *Fäustchen*, Markus Ramseier mit den Romanen *Mäandertal* und *Das Land der letzten Meter* gehören. Zoë Jenny erzielt einen Erfolg mit dem mehrmals ausgezeichneten Buch *Das Blütenstaubzimmer* (1997) und Peter Stamm mit den Romanen *Agnes* (1998) und *Ungefähre Landschaft*. Das gegenwärtige Theater vertreten v.a. Urs Widmer (u.a. sein Erfolgsstück *Top Dogs*, 1997), Thomas Hürlimann (*Der letzte Gast, Der Gesandte, Der Franzos im Ybrig, Carleton, Das Einsiedler Welttheater*), Matthias Zschokke und von der jüngeren Generation Tim Krohn oder Lucas Bärfuss (*Meienbergs Tod, Der Bus*). Sehr erfolgreich ist der Schriftsteller, Musiker und hervorragende Kabarettist Franz Hohler, der mit seinen Ein-Mann-Programmen seit Jahren mehrere Länder bereist. Jürg Federspiel bewies mit seinem Bestseller-Roman *Geographie der Lust* (1989) sowie späterem Erzählband *Eine Halbtagsstelle in Pompeji*, dass er zu den originellsten Persönlichkeiten der helvetischen Literatur gehört. Besondere Anerkennung bekam mit seinem Werk *Jakob schläft. Eigentlich ein Roman* (1997) Klaus Merz. In der Deutschschweizer Lyrik sind ebenfalls gelungene Debüts zu verzeichnen von solchen Dichtern, wie Adrian Sollberger, Brigitte Fuchs, Christian Uetz, Raphael Urweider oder Armin Senser.

Die zuvor erwähnte Debatte um die „Raubgold“-Affäre sowie die unruhige Zeit in der Schweiz um die Jahrtausendwende (die Fichen-Affäre, der „Katastrophenherbst“ 2001 und die Tragödie um WTT) bewirkten in der Schweiz, insbesondere in der Mentalität der Helvetier, große Veränderungen, die man als eine Art „Wende“²⁷ bezeichnen könnte. Als der äußere Ausdruck dieser „Wende“ kann der Beitritt der Schweiz zur UNO im Jahre 2002 betrachtet werden. Publizistisch reagieren auf die aktuellen Geschehnisse u.a. Hürlimann (*Himmelsöhi, hilfi*), Bichsel (seine Kolumnen), Widmer und Jürg Altwegg (Essaybände *Ach, du liebe Schweiz* und *Kuhschweizer und Sauschwaben*²⁸). Politisch-gesellschaftliche, sowie historische Motive werden in literarischen Werken vornehmlich von älteren Schriftstellern aufgegriffen, wie Widmer (*Der Geliebte der Mutter*), Hürlimann (*Der*

²⁶ Zur Deutschschweizer Literatur der 90er Jahre siehe: Barbara Rowińska-Januszewska, *Die Deutschschweizer Literatur der Gegenwart. Zum Forschungsstand in Polen*, in: Barbara Rowińska-Januszewska (Hg.), *Helvetische Literaturwelten im 20. Jahrhundert*, Poznań 2003.

²⁷ Damit sind v.a. Veränderungen in der Mentalität der Schweizer zu verstehen, mehr kritische Einstellung zur eigenen Geschichte, die Abkehr von gewissen Mythen (gestorben ist der Mythos der Schweizer Armee, die Geschichte um Wilhelm Tell wird eher als Legende, nicht mehr als historische Wahrheit betrachtet) oder größere Offenheit gegenüber der Kritik aus dem Ausland.

²⁸ Den Sammelband hat Altwegg im Jahre 2003 mit Roger de Weck herausgegeben.

große Kater) oder Katharina Zimmermann (*Das Freudenkind*). Der Haupttrend in der Literatur der letzten Jahre scheint weiterhin die Hinwendung zur Liebes- und Beziehungsproblematik zu sein, die in verschiedenen Varianten und Konstellationen durchspielt wird. Diese Tendenz ist in den Werken von Vertretern mehrerer Generationen von Autoren zu verzeichnen, zu denen Muschg (*Sutters Glück*), Hürlimann (*Fräulein Stark*, *Vierzig Rosen*), Widmer (*Der Geliebte der Mutter*, *Das Buch des Vaters*), Urs Faes (*Romane Und Ruth*, *Als hätte die Stille Türen*, *Liebesarchiv*), Martin Dean (*Meine Väter*), Claudia Storz (*Quitten mit Salz*), Jürg Amann (*Die kalabrische Hochzeit*), Zoë Jenny oder der populäre Erfolgsautor Martin Suter (*Lila, lila*) gehören. Des Öfteren wird das Motiv des Todes (Hürlimann, Widmer, Meier, Muschg, Federspiel, Faes, Stamm, Zimmermann, Klaus Merz, Markus Werner) oder der Reise (Loetscher, Stamm, Perikles Monioudis, Merz, Werner) aufgegriffen. Mit der Sprache experimentiert erfolgreich Peter Weber in seinem preisgekrönten Werk *Die melodielosen Jahre*, dagegen der Meister der Kurzprosa Peter Bichsel veröffentlicht 1999 sein einzigartiges Werk *Cherubin Hammer und Cherubin Hammer*. Literarische Erfolge erreichten in den letzten Jahren mit ihren Werken u.a. Matthias Zschokke (*Maurice mit Huhn*), Franz Hohler (*Es klopft*), Charles Lewinsky (*Melnitz*), Ilma Rakusa (*Mehr Meer*) und der bisher wenig bekannte Autor Michel Mettler (*Die Spange*). Für großes Aufsehen sorgte im Herbst 2010 Melinda Nadj Abonji mit ihrem preisgekrönten Roman *Tauben fliegen auf*, der zur Zeit in mehrere Sprachen übersetzt wird. Thomas Hürlimann, der Autor der meisterhaften Novelle *Das Gartenhaus* (1989), bestätigte mit seinem Bestseller *Fräulein Stark* und seinem letzten, vielschichtigen Roman *Vierzig Rosen*, dass er heutzutage zu den bedeutendsten Schriftstellern im ganzen deutschsprachigen Raum gehört. Eine besondere Erscheinung in der neuesten Literatur aus der Schweiz ist das Schaffen von Aglaja Veteranyi, einer Tochter rumänischer Emigranten, die ihre ungewöhnliche Biographie literarisch auf sehr originelle Weise zu verarbeiten versteht. Ihr Debütroman *Warum das Kind in der Polenta kocht* (1999), in dem sie ihre Erfahrungen aus der unglücklichen Kindheit ausnutzt, brachte der Autorin Anerkennung und Ruhm. Veteranyi experimentiert mit der Sprache und Form auch in weiteren Werken *Das Regal der letzten Atemzüge* sowie *Vom geräumten Meer, den gemieteten Socken und Frau Butter*, die schon nach dem Selbstmord der Schriftstellerin veröffentlicht wurden.

Das heutige, unzweifelhaft lebendige und faszinierende Gesicht der helvetischen Literatur prägen nicht nur die Klassiker Frisch und Dürrenmatt oder die prominenten, weit über die Grenzen der Schweiz anerkannten Autoren, wie Peter Bichsel, Hugo Loetscher, Adolf Muschg, Paul Nizon, Otto F. Walter, Erika Burkart, Erika Pedretti, der von Günter Grass hochgeschätzte Gerold Späth, Urs Widmer oder Thomas Hürlimann. Anerkennung finden besondere Persönlichkeiten der helvetischen Literaturwelt, zu denen mit ihrem einzigartigen Werk Robert Walser, Ludwig Hobl, Gerhard Meier, Hermann Burger oder Jürg Federspiel gehören. Die literarischen Konfigurationen ändern sich in Helvetien ununterbrochen seit Jahrzehnten, aber immer gibt es herausragende Schriftsteller, die mit originellen Sichtweisen und künstlerischer Sensibilität die Literatur im ganzen deutschsprachigen Raum bereichern oder gar mitbestimmen.²⁹

Barbara Rowińska-Januszczyńska
Justyna Krauze-Pierz

²⁹ Wegen der Probleme mit der Abdruckgenehmigung wird in der folgenden Anthologie – entgegen der ursprünglichen Konzeption – ausschließlich ein Text von Max Frisch berücksichtigt.

Robert Walser¹

* 15. April 1878 Biel + 25. Dezember 1956 Herisau

Schweizer Dichter, Prosalst, Dramaturg. Er entstammte einer kinderreichen Familie und wuchs in Biel zweisprachig auf. 1892-1895 machte Walser eine Lehre bei der Kantonalbank in Biel. Er arbeitete häufig als „Kommis“, d.h. als Büroangestellter und Schreibrkraft. 1905-1913 lebte er bei seinem Bruder in Berlin. Seit 1929 wurde er wegen der Psychose in der Heilanstalt in Waldau behandelt, seit 1933 – in Herisau. 1904 erschien Walsers erstes Buch *Fritz Kochers Aufsätze*. Typisch für Walsers oft autobiographisch geprägte Texte ist eine verspielte Heiterkeit, unterlegt von existenziellen Ängsten. Die Thematik des Dieners und das Angestelltendasein durchziehen sein Werk. Walser gilt als Meister der Sprache, des Details, er liebt die „kleine Form“. Seine „Mikrogramme“ wurden entziffert und erschienen als *Aus dem Bleistiftgebiet* (4 Bde) 1985-1990. Romane: *Geschwister Tanner* 1907; *Der Gehülfe* 1908; *Jakob von Gunten* 1909.

GESCHWISTER TANNER

[...] Am nächsten Morgen trat Simon in einem kurzen, dunkelblauen Mantel, mit einem zierlichen, unbehülflichen Stöckchen in der Hand, aus dem Hause heraus. Ein dicker, schwerer Nebel empfing ihn und es war noch vollständige Nacht. Nach einer Stunde aber erhellte es sich, als er auf einer Anhöhe stand und auf die große Stadt zu seinen Füßen zurückblickte. Es war kalt, aber die Sonne, die eben jetzt feurig und hellrot über den verschneiten Büschen und Feldern emporstieg, versprach einen wundervollen Tag. Er blieb in den Anblick des immer höher fliegenden roten Balles gebannt und sagte sich, daß die Sonne im Winter noch drei Mal so schön sei, wie eine Sonne mitten im Sommer. Der Schnee brannte bald in dieser eigentümlich hellroten, warmen Farbe, und dieser wärmende Anblick und die wirkliche Kälte dazwischen wirkten belebend und anspornend auf den Wanderer, der sich auch nicht allzulange mehr aufhalten ließ, sondern tüchtig weiterschritt. Der Weg war derselbe, den Simon damals in der Herbstnacht gegangen war, er hätte ihn jetzt beinahe schlafend gefunden. So lief er den ganzen Tag. Im Mittag spendete die Sonne schöne Wärme auf die Gegend herab, der Schnee wollte schon wieder zerrinnen, und das Grün blickte an einigen Stellen naß hervor. Die rieselnden Quellen verstärkten den Eindruck der Wärme, aber gegen Abend, als der Himmel in dunkelblauer Farbe prangte und der rote Schein der Sonne sich über dem Bergrücken verlor, wurde es auch gleich wieder grimmig kalt. Simon stieg wieder den Berg hinauf, den er schon einmal, aber in wilderer Hast, in der Nacht erklommen hatte; der Schnee knirschte unter seinen Schritten. Die Tannen waren so voll mit Schnee beladen, daß sie ihre starken Äste herrlich zur Erde niederhängen ließen. Ungefähr in der Mitte des Aufstiegs sah Simon plötzlich einen jungen Mann mitten im Wege im Schnee daliegen. Es war noch so viel letzte Helle im Wald, daß er den schlafenden Mann ins Auge fassen konnte. Was veranlaßte diesen Menschen, sich hier in der bitteren Kälte, und an einer so einsamen Stelle im Tannenwald niederzulegen? Des Mannes breiter Hut lag quer über dessen Gesicht, wie es oft im heißen, schattenlosen Sommer vorkommt, daß ein Liegender und Ausruhender sich auf diese Weise gegen die Sonnenstrahlen schützt, um

¹ Wegen der späten Rezeption wird Robert Walser, der zeitlich einer ganz anderen literarischen Epoche zuzuordnen ist – wenn auch in bescheidenem Ausmaß – in diesem Teil der Anthologie berücksichtigt.

einschlafen zu können. Das hatte etwas Unheimliches an sich, dieses Gesichtverdecken mitten im Winter, zu einer Zeit, wo es wahrhaftig keine Lust konnte genannt werden, es sich hier im Schnee bequem zu machen. Der Mann lag unbeweglich und schon fing es an, immer dunkler im Walde zu werden. Simon studierte des Mannes Beine, Schuhe, Kleider. Die Kleider waren hellgelb, es war ein Sommeranzug, ein ganz dünner und fadenscheiniger. Simon zog den Hut von des Mannes Gesicht, es war erstarrt und sah schrecklich aus, und jetzt erkannte er auf einmal das Gesicht, es war Sebastians Gesicht, kein Zweifel, das waren Sebastians Züge, das war sein Mund, sein Bart, seine etwas breite, gedrückte Nase, seine Augenbildungen, seine Stirn und seine Haare. Und er war hier erfroren, ohne Zweifel, und er mußte schon etliche Zeit liegen, hier am Wege. Der Schnee zeigte hier keine Fußspuren, es war also denkbar, daß er schon lange liege. Gesicht und Hände waren längst erstarrt, und die Kleider klebten an dem erfrorenen Leib. Sebastian mochte hier, durch große, nicht mehr zu ertragende Müdigkeit, hingesunken sein. Allzukräftig war er nie gewesen. Er ging immer in gebückter Haltung, als ertrüge er die aufrechte nicht, als täte es ihm weh, seinen Rücken und seinen Kopf stramm zu halten. Wenn man ihn ansah, empfand man, daß er dem Leben und seinen kalten Anforderungen nicht gewachsen war. Simon schnitt Tannenäste von einer Tanne und bedeckte den Körper damit, doch zog er vorher noch ein kleines dünnes Heft aus der Rocktasche des Toten, das dort hervorgeschaut hatte. Es schien Gedichte zu enthalten, Simon unterschied die Schriftzeichen nicht mehr. Es war mittlerweile völlige Nacht geworden. Die Sterne funkelten durch die Lücken der Tannen und der Mond schaute in einem schmalen, zierlichen Reifen der Szene zu. «Ich habe keine Zeit», sagte Simon still vor sich, «ich muß mich beeilen, daß ich die nächste Stadt noch erreiche, ich würde sonst keine Bangigkeit verspüren, noch etwas längere Zeit bei diesem armen Kerl von Toten zu verweilen, der ein Dichter und Schwärmer war. Wie nobel er sich sein Grab ausgesucht hat. Mitten unter herrlichen, grünen, mit Schnee bedeckten Tannen liegt er. Ich will niemandem davon Anzeige erstatten. Die Natur sieht herab auf ihren Toten, die Sterne singen leise ihm zu Häupten, und die Nachtvögel schnarren, das ist die beste Musik für einen, der kein Gehör und kein Gefühl mehr hat. Deine Gedichte, lieber Sebastian, will ich in die Redaktion tragen, wo man sie vielleicht lesen und dem Druck übergeben wird, damit von dir wenigstens dem armer, funkelnder, schönklingender Name der Welt erhalten bleibt. Eine prachtvolle Ruhe, dieses Liegen und Erstarren unter den Tannenästen, im Schnee. Das ist das beste, was du tun konntest. Die Menschen sind immer geneigt, derartigen Käuzen, wie du einer warst, weh zu tun und ihre Schmerzen zu verlachen. Grüße die lieben, stillen Toten unter der Erde und brenne nicht zu sehr in den ewigen Flammen des Nichtmehrseins. Du bist anderswo. Du bist sicher an einem herrlichen Ort, du bist jetzt ein reicher Kerl, und es lohnt sich, die Gedichte eines reichen, vornehmen Kerls herauszugeben. Lebe wohl. Wenn ich Blumen hätte, ich schüttete sie über dich aus. Für einen Dichter hat man nie Blumen genug. Du hattest zu wenig. Du erwartetest welche, aber du hörtest sie nicht über deinem Nacken schwirren, und sie fielen nicht auf dich nieder, wie du geträumt hast. Siehst du, ich träume auch viel, und viele, viele Menschen, denen man es nicht zutrauen würde, träumen, aber du glaubtest, ein Recht zu haben auf das Träumen, während wir andere nur träumen, wenn wir uns recht elend vorkommen, aber froh sind, es einstellen zu können. Du verachtetest deine Mitmenschen, Sebastian! Aber, Lieber, das darf sich nur ein Starker erlauben, und du warst schwach! Doch ich will nicht dein heiliges Grab gefunden haben, um es zu beschmähen. Was weiß ich, was du gelitten hast. Dein Tod unter den offenen Sternen

ist schön, ich werde das lange nicht vergessen können. Ich will Hedwig dein Grab unter diesen edlen Tannen schildern, und ich werde sie damit weinen machen. Die Menschen werden wenigstens noch deine Gedichte lesen, wenn sie mit dir doch einmal nichts anzufangen wußten.» – Simon schritt von dem Toten weg, warf einen letzten Blick auf das Häufchen Tannenäste, unter denen jetzt der Dichter schlief, wandte sich mit einer schnellen Drehung seines schmiegsamen Körpers von dem Bilde ab und lief, was er konnte, im Schnee weiter, den Berg hinauf. Er mußte also zum zweiten Mal den Berg bei Nacht ersteigen, aber dieses Mal schauerten Leben und Tod heiß durch seinen ganzen Körper. Er hätte jubeln mögen in dieser eisigen, Sternengeschmückten Nacht. Das Feuer des Lebens trug ihn vom sanften, blassen Bild des Todes stürmisch hinweg. Er spürte keine Beine mehr, nur noch Adern und Sehnen, und diese gehorchten biegsam seinem vorwärtseilenden Willen. Droben auf der freien Bergmatte genoß er den erhabenen Anblick der herrlichen Nacht erst ganz und er lachte laut auf, wie ein Knabe, der noch nie einen Toten gesehen hat. Was war denn ein Toter? Ei, eine Mahnung ans Leben. Weiter gar nichts. Eine köstliche zurückrufende Erinnerung und zugleich ein Treiben in die ungewisse, schöne Zukunft. Simon spürte, daß seine Zukunft noch recht weit und offen vor ihm liegen mußte, wenn er so ruhig mit Toten umgehen konnte. Es machte ihm eine tiefe Freude, diesen armen, unglücklichen Menschen noch einmal gesehen zu haben und so geheimnisvoll angetroffen zu haben, so schweigend, so beredt, so dunkel und ruhig und so vornehm fertig. Jetzt gab es gottlob über diesen Dichter nichts mehr zu lächeln und zu naserümpfen, bloß noch zu fühlen. – Simon schlief herrlich in einem Gasthausbett, nämlich in demselben, Gasthaus, dessen Tanzsaal sein Bruder bemalt hatte. Den andern Tag benutzte er zu frischem Laufen auf beschwerlichen Straßen voll Schnee. Er sah immer einen blauen Himmel über sich, Häuser zu beiden Seiten der Straße, schöne große Häuser, die auf eine wohlhabende und stolze Landbevölkerung schließen ließen, Hügel mit schwarzen, zerzausten Bäumen besetzt, in die der blaue Himmel hineinkroch, und Menschen, die an ihm vorübergingen und solche, die mit ihm die gleiche Richtung liefen, die er aber überholte; denn er lief, während die andern gemächlich gingen. Als es Nacht wurde, ging er durch ein stilles, enges, sonderbares Tal, ganz von Wäldern umschlossen und voll Windungen und seltsamer Ausblicke in erhöhte Dörfer, wo die Nachtlichter brannten und die Menschen spärlich umherliefen. Da ihn nun doch eine ernstliche Müdigkeit zu plagen anfang, kehrte er im nächsten Gasthaus wieder ein. Die Wirtsstube war mit Menschen angefüllt und die Wirtin sah eher wie eine vornehme Frau aus feinem Haus aus als wie eine Wirtin, die Gäste bediente. Er verlangte schüchtern, was er begehrte, worauf ihn die schöne Frau mit seltsamen Blicken maß. Er aber war so müde, so zerschlagen, daß er nur froh war, als er bald darauf in sein Zimmer geführt wurde, wo er sich mit Wonne in ein eiskaltes Bett legte, um sogleich einzuschlafen. Der dritte Tag brachte ihn in eine schöne, mächtige Stadt, wo er nur ein Geschäft hatte: einen Redakteur ausfindig zu machen, um Sebastians Gedichte abzugeben. Vor dem ihm bezeichneten Hause angekommen, fiel ihm ein, daß es nicht klug wäre, selber hineinzugehen und Gedichte eines Totaufgefundenen abzugeben. Er schrieb daher auf den Umschlag des blauen Heftes den Titel: «Gedichte eines im Tannenwald erfroren aufgefundenen jungen Mannes zur Veröffentlichung, wenn es möglich ist», und warf das Heft in den großen, plumpen Briefkasten, in den es hinunterprallte. Dieses getan machte sich Simon neuerdings auf den Weg. Das Wetter war milder geworden, Schnee wirbelte in großen, nassen Flocken auf die Straßen, zu denen hinaus es ihn drängte. Die unbekannten Menschen dieser Stadt sahen ihn so sonderbar groß an, daß er beinahe glauben

mußte, sie kannten ihn, den völlig Fremden. Bald kam er zur eigentlichen Stadt hinaus in die vornehme Villenvorstadt, und zu dieser auch wieder hinaus, in einen Wald, auf ein Feld, auf ein anderes, wieder in einen kleineren Wald, dann in ein Dorf, in ein zweites und drittes, bis es Nacht wurde. [...]

Max Frisch

* 15. Mai 1911 Zürich + 4. April 1991 Zürich

Er wuchs in Zürich als Sohn eines Architekten in einfachen Verhältnissen auf. Er unterbrach das Studium der Germanistik und absolvierte Architektur. Zwischen 1942-1955 leitete er mit Erfolg eigenes Architekturbüro. Nach dem 2. Weltkrieg unternahm er viele Reisen. In den 70er Jahren engagierte sich Frisch politisch auf der Seite der SPD. Sein umfangreiches literarisches Werk vereint existentielle Fragen des modernen Menschen und moralisierende Kritik der Schweizer Gesellschaft. Werke u.a.: Dramen: *Als der Krieg zu Ende war* (1949); *Graf Öderland* (1951); *Biedermann und die Brandstifter* (1958); *Andorra* (1961); *Triptychon* (1978); Romane: *Stiller* (1954); *Homo faber* (1957); *Mein Name sei Gantenbein* (1964); Essay: *achtung: Die Schweiz* (1955); Andere Prosa: *Tagebuch 1946-1949* (1950); *Tagebuch 1966-1971* (1972); *Wilhelm Tell für die Schule* (1971); *Dienstbüchlein* (1974); *Montauk* (1975); *Der Mensch erscheint im Holozän* (1979); *Blaubart* (1982); *Schweiz ohne Armee?* (1989); *Schweiz als Heimat?* (1990).

STILLER

[...] Ich werde ihr die kleine Geschichte von Isidor erzählen. Eine wahre Geschichte! Isidor war Apotheker, ein gewissenhafter Mensch also, der dabei nicht übel verdiente, Vater von etlichen Kindern und Mann im besten Mannesalter, und es braucht nicht betont zu werden, daß Isidor ein getreuer Ehemann war. Trotzdem vertrug er es nicht, immer befragt zu werden, wo er gewesen wäre. Darüber konnte er rasend werden, innerlich rasend, äußerlich ließ er sich nichts anmerken. Es lohnte keinen Streit, denn im Grunde, wie gesagt, war es eine glückliche Ehe. Eines schönen Sommers unternahmen sie, wie es damals gerade Mode war, eine Reise nach Mallorca, und abgesehen von ihrer steten Fragerei, die ihn im stillen ärgerte, ging alles in bester Ordnung. Isidor konnte ausgesprochen zärtlich sein, sobald er Ferien hatte. Das schöne Avignon entzückte sie beide, sie gingen Arm in Arm. Isidor und seine Frau, die man sich als eine sehr liebenswerte Frau vorzustellen hat, waren genau neun Jahre verheiratet, als sie in Marseille ankamen. Das Mittelmeer leuchtete wie auf einem Plakat. Zum stillen Ärger seiner Gattin, die bereits auf dem Mallorcadampfer stand, hatte Isidor noch im letzten Moment irgendeine Zeitung kaufen müssen. Ein wenig, mag sein, tat er es aus purem Trotz gegen ihre Fragerei, wohin er denn ginge. Weiß Gott, er hatte es nicht gewußt, er war einfach, da ihr Dampfer noch nicht fuhr, nach Männerart ein wenig geschlendert. Aus purem Trotz, wie gesagt, vertiefte er sich in eine französische Zeitung, und während seine Gattin tatsächlich nach dem maleisenischen Mallorca reiste, fand sich Isidor, als er endlich von einem dröhnenden Tuten erschreckt aus seiner Zeitung aufblickte, nicht an der Seite seiner Gattin, sondern auf einem ziemlich dreckigen Frachter, der, übervoll beladen mit lauter Männern in gelber Uniform, ebenfalls unter Dampf stand. Und eben wurden die großen Taue gelöst. Isidor sah

nur noch, wie die Mole sich entfernte. Ob es die hundsföttische Hitze oder der Kinnhaken eines französischen Sergeanten gewesen, was ihm kurz darauf das Bewußtsein nahm, kann ich nicht sagen; hingegen wage ich mit Bestimmtheit zu behaupten, daß Isidor, der Apotheker, in der Fremdenlegion ein härteres Leben hatte als zuvor. An Flucht war nicht zu denken. Das gelbe Fort, wo Isidor zum Mann erzogen wurde, stand einsam in der Wüste, deren Sonnenuntergänge er schätzen lernte. Gewiß dachte er zuweilen an seine Gattin, wenn er nicht einfach zu müde war, und hätte ihr wohl auch geschrieben; doch Schreiben war nicht gestattet. Frankreich kämpfte noch immer gegen den Verlust seiner Kolonien, so daß Isidor bald genug in der Welt herumkam, wie er sich nie hätte träumen lassen. Er vergaß seine Apotheke, versteht sich, wie andere ihre kriminelle Vergangenheit. Mit der Zeit verlor Isidor sogar das Heimweh nach dem Land, das seine Heimat zu sein den schriftlichen Anspruch stellte, und es war – viele Jahre später – eine pure Anständigkeit von Isidor, als er eines schönen Morgens durch das Gartentor trat, bärtig, hager wie er nun war, den Tropenhelm unter dem Arm, damit die Nachbarn seines Eigenheims, die den Apotheker längstens zu den Toten rechneten, nicht in Aufregung gerieten über seine immerhin ungewohnte Tracht; selbstverständlich trug er auch einen Gürtel mit Revolver. Es war ein Sonntagmorgen, Geburtstag seiner Gattin, die er, wie schon erwähnt, liebte, auch wenn er in all den Jahren nie eine Karte geschrieben hatte. Einen Atemzug lang, das unveränderte Eigenheim vor Augen, die Hand noch an dem Gartentor, das ungeschmiert war und girrte wie je, zögerte er. Fünf Kinder, alle nicht ohne Ähnlichkeit mit ihm, aber alle um sieben Jahre gewachsen, so daß ihre Erscheinung ihn befremdete, schrien schon von weitem: Der Papi! Es gab kein Zurück. Und Isidor schritt weiter als Mann, der er in harten Kämpfen geworden war, und in der Hoffnung, daß seine liebe Gattin, sofern sie zu Hause war, ihn nicht zur Rede stellen würde. Er schlenderte den Rasen hinauf, als käme er wie gewöhnlich aus seiner Apotheke, nicht aber aus Afrika und Indochina. Die Gattin saß sprachlos unter einem neuen Sonnenschirm. Auch den köstlichen Morgenrock, den sie trug, hatte Isidor noch nie gesehen. Ein Dienstmädchen, ebenfalls eine Neuheit, holte sogleich eine weitere Tasse für den bärtigen Herrn, den sie ohne Zweifel, aber auch ohne Mißbilligung, als den neuen Hausfreund betrachtete. Kühl sei es hierzulande, meinte Isidor, indem er sich die gekrempelten Hemdärmel wieder heruntermachte. Die Kinder waren selig, mit dem Tropenhelm spielen zu dürfen, was natürlich nicht ohne Zank ging, und als der frische Kaffee kam, war es eine vollendete Idylle, Sonntagmorgen mit Glockenläuten und Geburtstagstorte. Was wollte Isidor mehr! Ohne jede Rücksicht auf das neue Dienstmädchen, das gerade noch das Besteck hinlegte, griff Isidor nach seiner Gattin: »Isidor!« sagte sie und war außerstande, den Kaffee einzugießen, so daß der bärtige Gast es selber machen mußte. »Was denn?« fragte er zärtlich, indem er auch ihre Tasse füllte. »Isidor!« sagte sie und war dem Weinen nahe. Er umarmte sie. »Isidor!« fragte sie, »wo bist du nur so lange gewesen?« Der Mann, einen Augenblick lang wie betäubt, setzte seine Tasse nieder; er war es einfach nicht mehr gewohnt, verheiratet zu sein, und stellte sich vor einen Rosenstock, die Hände in den Hosentaschen. »Warum hast du nie auch nur eine Karte geschrieben?« fragte sie. Darauf nahm er den verdutzten Kindern wortlos den Tropenhelm weg, setzte ihn mit dem knappen Schwung der Routine auf seinen eigenen Kopf, was den Kindern einen für die Dauer ihres Lebens unauslöschlichen Eindruck hinterlassen haben soll, Papi mit Tropenhelm und Revolvertasche, alles nicht bloß echt, sondern sichtlich vom Gebrauch etwas abgenutzt, und als die Gattin sagte: »Weißt du, Isidor, das hättest du wirklich nicht tun dürfen!« war es für Isidor genug der trauten Heimkehr, er zog (wieder mit dem knappen Schwung der Routine,

denke ich) den Revolver aus dem Gurt, gab drei Schüsse mitten in die weiche, bisher noch unberührte und mit Zuckerschäum verzierte Torte, was, wie man sich wohl vorstellen kann, eine erhebliche Schweinerei verursachte. »Also Isidor!« schrie die Gattin, denn ihr Morgenrock war über und über von Schlagrahm verspritzt, ja, und wären nicht die unschuldigen Kinder als Augenzeugen gewesen, hätte sie jenen ganzen Besuch, der übrigens kaum zehn Minuten gedauert haben dürfte, für eine Halluzination gehalten. Von ihren fünf Kindern umringt, einer Niobe ähnlich, sah sie nur noch, wie Isidor, der Unverantwortliche, mit gelassenen Schritten durch das Gartentor ging, den unmöglichen Tropenhelm auf dem Kopf. Nach jenem Schock konnte die arme Frau nie eine Torte sehen, ohne an Isidor denken zu müssen, ein Zustand, der sie erbarmungswürdig machte, und unter vier Augen, insgesamt etwa unter sechsunddreißig Augen, riet man ihr zur Scheidung. Noch aber hoffte die tapfere Frau. Die Schuldfrage war ja wohl klar. Noch aber hoffte sie auf seine Reue, lebte ganz den fünf Kindern, die von Isidor stammten, und wies den jungen Rechtsanwalt, der sie nicht ohne persönliche Teilnahme besuchte und zur Scheidung drängte, ein weiteres Jahr lang ab, einer Penelope ähnlich. Und in der Tat, wieder war's ihr Geburtstag, kam Isidor nach einem Jahr zurück, setzte sich nach üblicher Begrüßung, krepelte die Hemdärmel herunter und gestattete den Kindern abermals, mit seinem Tropenhelm zu spielen, doch dieses Mal dauerte ihr Vergnügen, einen Papi zu haben, keine drei Minuten. »Isidor!« sagte die Gattin, »wo bist du denn jetzt wieder gewesen?« Er erhob sich, ohne zu schießen, Gott sei Dank, auch ohne den unschuldigen Kindern den Tropenhelm zu entreißen, nein, Isidor erhob sich nur, krepelte Hemdärmel wieder herauf und ging durchs Gartentor, um nie wiederzukommen. Die Scheidungsklage unterzeichnete die arme Gattin nicht ohne Tränen, aber es mußte ja wohl sein, zumal sich Isidor innerhalb der gesetzlichen Frist nicht gemeldet hatte, seine Apotheke wurde verkauft, die zweite Ehe in schlichter Zurückhaltung gelebt und nach Ablauf der gesetzlichen Frist auch durch das Standesamt genehmigt, kurzum, alles nahm den Lauf der Ordnung, was ja zumal für die heranwachsenden Kinder so wichtig war. Eine Antwort, wo Papi sich mit dem Rest seines Erdenlebens herumtrieb, kam nie. Nicht einmal eine Ansichtskarte. Mami wollte auch nicht, daß die Kinder danach fragten; sie hatte ja Papi selber nie danach fragen dürfen... [...]

Friedrich Dürrenmatt

* 5. Januar 1921 Konolfingen † 14. Dezember 1990 Neuchâtel

Er wuchs als Sohn eines reformierten Pfarrers in Konolfingen und ab 1935 in Bern auf; studierte ab 1941 Theologie, Literatur, Philosophie und Naturwissenschaften in Bern und Zürich. Er widmete sich auch der praktischen Theaterarbeit, beschäftigte sich mit Grafik und Malerei. Einer der größten Dramatiker, sein umfangreiches literarisches Werk ist eine Suche nach neuen Ausdrucksformen, stellt moralische Probleme des modernen Menschen dar. Stücke: *Es steht geschrieben* (1947); *Der Blinde* (1948); *Romulus der Große* (1949); *Ein Engel kommt nach Babylon* (1953); *Der Besuch der alten Dame* (1956); *Die Physiker* (1961); *Der Meteor* (1966); *Frank der Fünfte* (1960); *Der Mitmacher* (1972); *Achterloo* (1983); Hörspiele: *Herkules und der Stall des Augias* (1954); *Der Prozeß um des Esels Schatten* (1957); Prosa: *Der Richter und sein Henker* (1952); *Der Verdacht* (1953); *Die Panne* (1956); *Die Justiz* (1985); *Minotaurus* (1985); *Durcheinandertal* (1989); *Theaterschriften und Reden* (1966); *Dramaturgisches und Kritisches* (1972); *Stoffe I-III* (1976); *Turnbau. Stoffe IV-IX* (1990).

DER TUNNEL

Ein Vierundzwanzigjähriger, fett, damit das Schreckliche hinter den Kulissen, welches er sah (das war seine Fähigkeit, vielleicht seine einzige), nicht allzu nah an ihn herankomme, der es liebte, die Löcher in seinem Fleisch, da doch gerade durch sie das Ungeheuerliche hereinströmen konnte, zu verstopfen, derart, daß er Zigarren rauchte (Ormond-Brasil 10) und über seiner Brille eine zweite trug, eine Sonnenbrille, und in den Ohren Wattebüschel: Dieser junge Mann, noch von seinen Eltern abhängig und mit nebulosen Studien auf einer Universität beschäftigt, die mit einer zweistündigen Bahnfahrt zu erreichen war, stieg eines Sonntagnachmittags in den gewohnten Zug, Abfahrt siebzehn Uhr fünfzig, Ankunft neunzehn Uhr siebenundzwanzig, um anderentags ein Seminar zu besuchen, das zu schwänzen er schon entschlossen war. Die Sonne schien an einem wolkenlosen Himmel, als er seinen Wohnort verließ. Es war Sommer. Der Zug hatte sich zwischen den Alpen und dem Jura fortzubewegen, an reichen Dörfern und kleineren Städten vorbei, später an einem Fluß entlang, und tauchte denn auch nach noch nicht ganz zwanzig Minuten Fahrt, gerade nach Burgdorf, in einen kleinen Tunnel. Der Zug war überfüllt. Der Vierundzwanzigjährige war vorne eingestiegen und hatte sich mühsam nach hinten durchgearbeitet, schwitzend und einen leicht vertrottelten Eindruck erweckend. Die Reisenden saßen dicht gedrängt, viele auf Koffern, auch die Coupés der zweiten Klasse waren besetzt, nur die erste Klasse schwach belegt. Als sich der junge Mann endlich durch das Wirrwarr der Familien, Rekruten, Studenten und Liebespaare gekämpft hatte, bald, vom Zug hin und her geschleudert, gegen diesen fallend und bald gegen jenen, gegen Bäuche und Brüste torkelnd, fand er im hintersten Wagen Platz, so viel sogar, daß er in diesem Abteil der dritten Klasse – in der es sonst Wagen mit Coupés selten gibt – eine ganze Bank für sich allein hatte: Im geschlossenen Räume saß ihm einer gegenüber, noch dicker als er, der mit sich selber Schach spielte, und in der Ecke der gleichen Bank, gegen den Korridor zu, ein rothaariges Mädchen, das einen Roman las. So saß er schon am Fenster und hatte eben eine Ormond Brasil 10 in Brand gesteckt, als der Tunnel kam, der ihm länger als sonst zu dauern schien. Er war diese Strecke schon manchmal gefahren, fast jeden Samstag und Sonntag seit einem Jahr, und hatte den Tunnel eigentlich gar nie beachtet, sondern immer nur gehäut. Zwar hatte er ihm einige Male die volle Aufmerksamkeit schenken wollen, doch hatte er, wenn er kam, jedes Mal an etwas anderes gedacht, so daß er das kurze Eintauchen in die Finsternis nicht bemerkte, denn der Tunnel war eben gerade vorbei, wenn er, entschlossen, ihn zu beachten, aufschaute, so schnell durchfuhr ihn der Zug und so kurz war der kleine Tunnel. So hatte er denn auch jetzt die Sonnenbrille nicht abgenommen, als sie einfuhren, da er nicht an den Tunnel dachte. Die Sonne hatte eben noch mit voller Kraft geschienen, und die Landschaft, durch die sie fuhren (die Hügel und Wälder, die fernere Kette des Jura und die Häuser des Städtchens), war wie von Gold gewesen, so sehr hatte sie im Abendlicht geleuchtet, so sehr, daß ihm die nun schlagartig einsetzende Dunkelheit des Tunnels bewußt wurde, der Grund wohl auch, warum ihm die Durchfahrt länger vorkam. Es war völlig finster im Abteil, da der Kürze des Tunnels wegen die Lichter nicht in Funktion gesetzt waren, denn jede Sekunde mußte sich ja in der Scheibe der erste fahle Schimmer des Tages zeigen, sich blitzschnell ausweiten und mit voller, goldener Helle gewaltig hereinbrechen; als es jedoch immer noch dunkel blieb, nahm er die Sonnenbrille ab. Das Mädchen zündete sich in diesem Augenblick eine Zigarette an, offenbar ärgerlich, daß es im Roman nicht weiterlesen konnte, wie er im rötlichen Aufflammen des Streichholzes zu bemerken glaubte; seine Armbanduhr mit dem

leuchtenden Zifferblatt zeigte zehn nach sechs. Er lehnte sich in die Ecke zwischen der Coupéwand und der Scheibe und beschäftigte sich mit seinen verworrenen Studien, die ihm niemand recht glaubte, mit dem Seminar, in das er morgen mußte und in das er nicht gehen würde (alles, was er tat, war nur ein Vorwand, hinter der Fassade seines Tuns Ordnung zu erlangen, nicht die Ordnung selber, nur die Ahnung einer Ordnung, angesichts des Schrecklichen, gegen das er sich mit Fett polsterte, Zigarren in den Mund steckte, Wattebüschel in die Ohren), und wie er wieder auf das Zifferblatt schaute, war es viertel nach sechs und immer noch der Tunnel. Das verwirrte ihn. Zwar leuchteten nun die Glühbirnen auf, es wurde hell im Coupé, das rote Mädchen konnte in seinem Roman weiterlesen, und der dicke Herr spielte wieder mit sich selber Schach, doch draußen, jenseits der Scheibe, in der sich nun das ganze Abteil spiegelte, war immer noch der Tunnel. Er trat in den Korridor, in welchem ein hochgewachsener Mann in einem hellen Regenmantel auf und ab ging, ein schwarzes Halstuch umgeschlagen. Wozu auch bei diesem Wetter, dachte er und schaute in die anderen Coupés dieses Wagens, wo man Zeitung las und miteinander schwatzte. Er trat wieder zu seiner Ecke und setzte sich, der Tunnel mußte nun jeden Augenblick aufhören, jede Sekunde; auf der Armbanduhr war es nun beinahe zwanzig nach; er ärgerte sich, den Tunnel vorher so wenig beachtet zu haben, dauerte er doch nun schon eine Viertelstunde und mußte, gerade weil der Zug offenbar in höchster Geschwindigkeit fuhr, ein bedeutender Tunnel sein, einer der längsten Tunnel in der Schweiz. Es war daher wahrscheinlich, daß er einen falschen Zug genommen hatte, wenn ihm im Augenblick auch nicht erinnerlich war, daß sich zwanzig Minuten Bahnfahrt von seinem Wohnort entfernt ein so langer und bedeutender Tunnel befand. Er fragte deshalb den dicken Schachspieler, ob der Zug nach Zürich fahre, was der bestätigte. Er habe gar nicht gewußt, daß diese Strecke einen so beträchtlichen Tunnel aufweise, entgegnete der junge Mann, doch der Schachspieler antwortete, etwas ärgerlich, da er in irgendeiner schwierigen Überlegung zum zweiten Mal unterbrochen worden war, in der Schweiz gebe es eben viele Tunnel, außerordentlich viele, er reise zwar zum ersten Mal in diesem Lande, doch falle dies sofort auf, auch habe er in einem statistischen Jahrbuch gelesen, kein Land besitze so viele Tunnel wie die Schweiz. Er müsse sich nun entschuldigen, wirklich, es tue ihm schrecklich leid, da er sich mit einem wichtigen Problem der Nimzowitsch-Verteidigung beschäftige und nicht mehr abgelenkt werden dürfe. Der Schachspieler hatte höflich, aber bestimmt geantwortet, daß von ihm keine Antwort zu erwarten war, sah der junge Mann ein. Er war überzeugt, daß seine Fahrkarte zurückgewiesen werden würde; auch als der Schaffner, ein blasser, magerer Mann, nervös, wie es den Eindruck machte, gegenüber dem Mädchen, dem er zuerst die Fahrkarte abnahm, bemerkte, es müsse in Olten umsteigen, gab der Vierundzwanzigjährige noch nicht alle Hoffnung auf, so sehr war er überzeugt, in den falschen Zug gestiegen zu sein. Er werde wohl nachzahlen müssen, er sollte nach Zürich, sagte er denn, ohne die Ormond Brasil 10 aus dem Munde zu nehmen, und reichte dem Schaffner das Billet hin. Der Herr sei im rechten Zug, antwortete der, als er die Fahrkarte geprüft hatte. »Aber wir fahren doch durch einen Tunnel!« rief der junge Mann ärgerlich und recht energisch aus, entschlossen, nun die verwirrende Situation aufzuklären. Man sei eben an Herzogenbuchsee vorbeigefahren und nähere sich Langenthal, sagte der Schaffner. »Es stimmt, mein Herr, es ist jetzt zwanzig nach sechs.« Aber man fahre seit zwanzig Minuten durch einen Tunnel, beharrte der junge Mann auf seiner Feststellung. Der Schaffner sah ihn verständnislos an. »Es ist der Zug nach Zürich«, sagte er, und schaute nun auch nach dem Fenster. »Zwanzig nach sechs«, sagte er wieder, jetzt etwas beunruhigt, wie es schien, »bald kommt

Olten, Ankunft achtzehnhunnsiebenunddreißig. Es wird schlechtes Wetter gekommen sein, ganz plötzlich, daher die Nacht, vielleicht ein Sturm, ja, das wird es sein.« »Unsinn«, mischte sich nun der Mann, der sich mit dem Problem der Nimzowitsch-Verteidigung beschäftigte, ins Gespräch, ärgerlich, weil er immer noch sein Billet hinhielt, ohne vom Schaffner beachtet zu werden, »Unsinn, wir fahren durch einen Tunnel. Man kann deutlich den Fels sehen, Granit wie es scheint. In der Schweiz gibt es die meisten Tunnel der ganzen Welt. Ich habe es in einem statistischen Jahrbuch gelesen.« Der Schaffner, indem er endlich die Fahrkarte des Schachspielers entgegennahm, versicherte aufs neue, fast flehentlich, der Zug fahre nach Zürich, worauf der Vierundzwanzigjährige den Zugführer verlangte. Der sei vorne im Zug, sagte der Schaffner, im übrigen fahre der Zug nach Zürich, jetzt sei es sechshunnsfünfundzwanzig, und in zwölf Minuten werde er nach dem Sommerfahrplan in Olten anhalten, er fahre jede Woche diesen Zug dreimal. Der junge Mann machte sich auf den Weg. Das Gehen fiel ihm noch schwerer im überfüllten Zug als vorher, als er die gleiche Strecke umgekehrt gegangen war; der Zug mußte überaus schnell fahren; auch war das Getöse, das er dabei verursachte, entsetzlich; so steckte er sich seine Wattebüschel denn wieder in die Ohren, nachdem er sie beim Betreten des Zuges entfernt hatte. Die Menschen, an denen er vorbeikam, verhielten sich ruhig, in nichts unterschied sich der Zug von anderen Zügen, in denen er an den Sonntagnachmittagen gefahren war, und niemand fiel ihm auf, der beunruhigt gewesen wäre. In einem Wagen mit Zweitklass-Abteilen stand ein Engländer am Fenster des Korridors und tipp-te freudestrahlend mit der Pfeife, die er rauchte, an die Scheibe. »Simplon«, sagte er. Auch im Speisewagen war alles wie sonst, obwohl kein Platz frei war und der Tunnel doch einem der Reisenden oder der Bedienung, die Wienerschnitzel und Reis servierte, hätte auffallen können. Den Zugführer, den er an der roten Tasche erkannte, fand der junge Mann am Ausgang des Speisewagens. »Sie wünschen?« fragte der Zugführer, der ein großgewachsener, ruhiger Mann war, mit einem sorgfältig gepflegten schwarzen Schnurrbart und einer randlosen Brille. »Wir sind in einem Tunnel, seit fünfundzwanzig Minuten«, sagte der junge Mann. Der Zugführer schaute nicht nach dem Fenster, wie der Vierundzwanzigjährige erwartet hatte, sondern wandte sich zum Kellner. »Geben Sie mir eine Schachtel Ormond 10«, sagte er, »ich rauche die gleiche Sorte wie der Herr da«; doch konnte ihn der Kellner nicht bedienen, da man diese Zigarre nicht besaß, so daß denn der junge Mann, froh, einen Anknüpfungspunkt zu haben, dem Zugführer eine Brasil anbot. »Danke«, sagte der, »ich werde in Olten kaum Zeit haben, mir eine zu verschaffen, und so tun Sie mir denn einen großen Gefallen. Rauchen ist wichtig. Darf ich Sie nun bitten, mir zu folgen?« Er führte den Vierundzwanzigjährigen in den Packwagen, der vor dem Speisewagen lag. »Dann kommt noch die Maschine«, sagte der Zugführer, als sie den Raum betraten, »wir befinden uns an der Spitze des Zuges.« Im Packraum brannte ein schwaches, gelbes Licht, der größte Teil des Wagens lag im Ungewissen, die Seitentüren waren verschlossen, und nur durch ein kleines vergittertes Fenster drang die Finsternis des Tunnels. Koffer standen herum, viele mit Hotelzetteln beklebt, einige Fahrräder und ein Kinderwagen. Der Zugführer hingte seine rote Tasche an einen Haken. »Was wünschen Sie?« fragte er aufs neue, schaute jedoch den jungen Mann nicht an, sondern begann in einem Heft, das er der Tasche entnommen hatte, Tabellen auszufüllen. »Wir befinden uns seit Burgdorf in einem Tunnel«, antwortete der Vierundzwanzigjährige entschlossen, »einen derartigen Tunnel gibt es auf dieser Strecke nicht, ich fahre sie jede Woche hin und zurück, ich kenne die Strecke.« Der Zugführer schrieb weiter. »Mein Herr«, sagte er endlich und trat nah an den jungen Mann heran, so nah, daß

sich die beiden Leiber **fast** berührten, »mein Herr, ich habe Ihnen wenig zu sagen. Wie wir in diesen Tunnel geraten sind, weiß ich nicht, ich besitze dafür keine Erklärung. Doch bitte ich Sie zu bedenken: **Wir** bewegen uns auf Schienen, der Tunnel muß also irgendwohin führen. Nichts beweist, daß am Tunnel etwas nicht in Ordnung ist, außer natürlich, daß er nicht aufhört.« Der Zugführer, die Ormond Brasil immer noch ohne zu rauchen zwischen den Lippen, hatte überaus leise gesprochen, jedoch mit so großer Würde und so deutlich und bestimmt, daß seine Worte vernehmbar waren, trotz der Wattebüschel und obgleich im Packwagen das Tosen des Zuges um vieles stärker war als im Speisewagen. »Dann bitte ich Sie, den Zug anzuhalten«, begehrte der junge Mann ungeduldig, »ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen. Wenn etwas nicht stimmt mit diesem Tunnel, dessen Vorhandensein Sie selber nicht erklären können, haben Sie den Zug anzuhalten.« »Den Zug anhalten?« antwortete der andere langsam, gewiß, daran habe er auch schon gedacht, worauf er das Heft schloß und in die rote Tasche zurücksteckte, die an ihrem Haken hin und her schwankte, dann steckte er die Ormond sorgfältig in Brand. Ob er die Notbremse ziehen solle, fragte der junge Mann und wollte nach dem Haken der Bremse über seinem Kopf greifen, torkelte jedoch im selben Augenblick nach vorne, wo er an die Wand prallte. Ein Kinderwagen rollte auf ihn zu, und Koffer rutschten heran, seltsam schwankend kam auch der Zugführer mit vorgestreckten Händen durch den Packraum. »Wir fahren abwärts«, sagte der Zugführer und lehnte sich neben dem Vierundzwanzigjährigen an die Vorderwand des Wagens, doch kam der erwartete Aufprall des rasenden Zuges am Fels nicht, dieses Zerschmettern und Ineinanderschachteln der Wagen, der Tunnel schien vielmehr wieder eben zu verlaufen. Am andern Ende des Wagens öffnete sich die Türe. Im grellen Licht des Speisewagens sah man Menschen, die einander zutranken, dann schloß sich die Türe wieder. »Kommen Sie in die Lokomotive«, sagte der Zugführer und schaute dem Vierundzwanzigjährigen nachdenklich und, wie es plötzlich schien, drohend ins Gesicht, dann schloß er die Türe auf, neben der sie an der Wand lehnten: Mit solcher Gewalt jedoch schlug ihnen ein sturmartiger, heißer Luftstrom entgegen, daß sie von der Wucht des Orkans aufs neue gegen die Wand taumelten; gleichzeitig erfüllte ein fürchterliches Getöse den Packwagen. »Wir müssen zur Maschine hinüberklettern«, schrie der Zugführer dem jungen Mann ins Ohr, auch so kaum vernehmbar, und verschwand dann im Rechteck der offenen Türe, durch die man die hellerleuchteten, hin und her schwankenden Scheiben der Zugmaschine sah. Der Vierundzwanzigjährige folgte entschlossen, wenn er auch den Sinn der Kletterei nicht begriff. Die Plattform, die er betrat, besaß auf beiden Seiten ein Eisengeländer, woran er sich klammerte, doch war nicht der ungeheure Luftzug das Entsetzliche, der sich milderte, wie der junge Mann sich der Maschine zubewegte, sondern die unmittelbare Nähe der Tunnelwände, die er zwar nicht sah, da er sich ganz auf die Maschine konzentrieren mußte, die er jedoch ahnte, durchzittert vom Stampfen der Räder und vom Pfeifen der Luft, so daß ihm war, als rase er mit Sternengeschwindigkeit in eine Welt aus Stein. Der Lokomotive entlang lief ein schmales Band und darüber als Geländer eine Stange, die sich in immer gleicher Höhe über dem Band um die Maschine herumkrümmte: Dies mußte der Weg sein; den Sprung, den es zu wagen galt, schätzte er auf einen Meter. So gelang es ihm denn auch, die Stange zu fassen. Er schob sich, gegen die Lokomotive gepreßt, dem Band entlang, fürchterlich wurde der Weg erst, als er auf die Längsseite der Maschine gelangte, nun voll der Wucht des brüllenden Orkans ausgesetzt und drohenden Felswänden, die, hell erleuchtet von der Maschine, heranfegten. Nur der Umstand, daß ihn der Zugführer durch eine kleine Türe ins Innere der Maschine zog, rettete ihn. Erschöpft

lehnte sich der junge Mann gegen den Maschinenraum, worauf es mit einem Male still wurde, denn die Stahlwände der riesenhaften Lokomotive dämpften, als der Zugführer die Türe geschlossen hatte, das Tosen so sehr ab, daß es kaum mehr zu vernehmen war. »Die Ormond Brasil haben wir auch verloren«, sagte der Zugführer. »Es war nicht klug, vor der Kletterei eine anzuzünden, aber sie zerbrechen leicht, wenn man keine Schachtel mit sich führt, bei ihrer länglichen Form.« Der junge Mann war froh, nach der bedenklichen Nähe der Felswände auf etwas gelenkt zu werden, das ihn an die Alltäglichkeit erinnerte, in der er sich noch vor wenig mehr denn einer halben Stunde befunden hatte, an diese immergleichen Tage und Jahre (immergleich, weil er nur auf diesen Augenblick hinlebte, der nun erreicht war, auf diesen Augenblick des Einbruchs, auf dieses plötzliche Nachlassen der Erdoberfläche, auf den abenteuerlichen Sturz ins Erdinnere). Er holte eine der braunen Schachteln aus der rechten Rocktasche und bot dem Zugführer erneut eine Zigarre an, selber steckte er sich auch eine in den Mund, und vorsichtig nahmen sie Feuer, das der Zugführer bot. »Ich schätze diese Ormond sehr«, sagte der Zugführer, »nur muß einer gut ziehen, sonst gehen sie aus«, Worte, die den Vierundzwanzigjährigen mißtrauisch machten, weil er spürte, daß der Zugführer auch nicht gern an den Tunnel dachte, der draußen immer noch dauerte (immer noch war die Möglichkeit, er könnte plötzlich aufhören, wie ein Traum mit einem Mal aufzuhören vermag). »Achtzehnhundertvierzig«, sagte er, indem er auf seine Uhr mit dem leuchtenden Zifferblatt schaute, »jetzt sollten wir doch schon in Olten sein«, und dachte dabei an die Hügel und Wälder, die doch noch vor kurzem waren, goldüberhäuft in der sinkenden Sonne. So standen sie und rauchten, an die Wand des Maschinenraumes gelehnt. »Keller ist mein Name«, sagte der Zugführer und zog an seiner Brasil. Der junge Mann gab nicht nach. »Die Kletterei auf der Maschine war nicht ungefährlich«, bemerkte er, »wenigstens für mich, der ich dergleichen nicht gewohnt bin, und so möchte ich denn wissen, wozu Sie mich hergebracht haben.« Er wisse es nicht, antwortete Keller, er habe sich nur Zeit zum Überlegen schaffen wollen. »Zeit zum Überlegen«, wiederholte der Vierundzwanzigjährige. »Ja«, sagte der Zugführer, so sei es, rauchte dann wieder weiter. Die Maschine schien sich von neuem nach vorne zu neigen. »Wir können ja in den Führerraum gehen«, schlug Keller vor, blieb jedoch immer noch unschlüssig an der Maschinenwand stehen, worauf der junge Mann den Korridor entlangschritt. Wie er die Türe zum Führerraum geöffnet hatte, blieb er stehen. »Leer«, sagte er zum Zugführer, der nun auch herankam, »der Führerstand ist leer.« Sie betraten den Raum, schwankend durch die ungeheure Geschwindigkeit, mit der die Maschine, den Zug mit sich reißend, immer weiter in den Tunnel hineinraste. »Bitte«, sagte der Zugführer und drückte einige Hebel nieder, zog auch die Notbremse. Die Maschine gehorchte nicht. Sie hätten alles getan, sie anzuhalten, gleich als sie die Änderung in der Strecke bemerkt hätten, versicherte Keller, doch sei die Maschine immer weitergerast. »Sie wird immer weiterrasen«, antwortete der Vierundzwanzigjährige und wies auf den Geschwindigkeitsmesser. »Hundertfünfzig. Ist die Maschine je hundertfünfzig gefahren?« »Höchstens hundertfünf«, entgegnete der Zugführer. »Eben«, stellte der junge Mann fest. »Eben. Die Schnelligkeit nimmt zu. Jetzt zeigt der Messer Hundertachtundfünfzig. Wir fallen.« Er trat an die Scheibe, doch konnte er sich nicht aufrecht halten, sondern wurde mit dem Gesicht auf die Glaswand gepreßt, so abenteuerlich war nun die Geschwindigkeit. »Der Lokomotivführer?« schrie er und starrte nach den Felsmassen, die in das grelle Licht der Scheinwerfer hinaufstürzten, ihm entgegen, die auf ihn zurasten, und über ihm, unter ihm und zu beiden Seiten des Führerraums verschwanden. »Abgesprungen«, schrie Keller zurück, der nun mit dem Rücken gegen das Schalt-

brett gelehnt auf dem Boden saß. »Wann?« fragte der Vierundzwanzigjährige hartnäckig. Der Zugführer zögerte ein wenig und mußte sich seine Ormond aufs neue anzünden, die Beine, da sich der Zug immer stärker neigte, in der gleichen Höhe wie sein Kopf. »Schon nach fünf Minuten«, sagte er dann. »Es war sinnlos, noch eine Rettung zu versuchen. Der im Packraum ist auch abgesprungen.« »Und Sie«, fragte der Vierundzwanzigjährige. »Ich bin der Zugführer«, antwortete der andere, »auch habe ich immer ohne Hoffnung gelebt.« »Ohne Hoffnung«, wiederholte der junge Mann, der nun geborgen auf der Glasscheibe des Führerstandes lag, das Gesicht über den Abgrund gepreßt. »Wir saßen noch in unseren Abteilen und wußten nicht, daß schon alles verloren war«, dachte er. »Es hatte sich noch nichts verändert, wie es schien, doch hatte uns in Wahrheit der Schacht nach der Tiefe zu schon aufgenommen.« Er müsse nun zurück, schrie der Zugführer, »in den Wagen wird die Panik ausgebrochen sein. Alles wird sich nach hinten drängen.« »Gewiß«, antwortete der Vierundzwanzigjährige und dachte an den dicken Schachspieler und an das Mädchen mit seinem Roman und dem roten Haar. Er reichte dem Zugführer seine übrigen Schachteln Ormond Brasil 10. »Nehmen Sie«, sagte er, »Sie werden Ihre Brasil beim Hinüberklettern doch wieder verlieren.« Ob er denn nicht zurückkomme, fragte der Zugführer, der sich aufgerichtet hatte und mühsam den Trichter des Korridors hinaufzukriechen begann. Der junge Mann sah nach den sinnlosen Instrumenten, nach diesen lächerlichen Hebeln und Schaltern, die ihn im gleißenden Licht der Kabine silbern umgaben. »Zweihundertzehn«, sagte er. »Ich glaube nicht, daß Sie es bei dieser Geschwindigkeit schaffen, hinaufzukommen in die Wagen über uns.« »Es ist meine Pflicht«, schrie der Zugführer. »Gewiß«, antwortete der Vierundzwanzigjährige, ohne seinen Kopf nach dem sinnlosen Unternehmen des Zugführers zu wenden. »Ich muß es wenigstens versuchen«, schrie der Zugführer noch einmal, nun schon weit oben im Korridor, sich mit Ellbogen und Schenkeln gegen die Metallwände stemmend, doch wie sich die Maschine weiter hinabsenkte, um nun in fürchterlichem Sturz dem Innern der Erde entgegenzurasen, so daß der Zugführer in seinem Schacht direkt über dem Vierundzwanzigjährigen hing, der am Grunde der Maschine auf dem silbernen Fenster des Führerraumes lag, das Gesicht nach unten, ließ seine Kraft nach. Der Zugführer stürzte auf das Schaltbrett und kam blutüberströmt neben den jungen Mann zu liegen, dessen Schultern er umklammerte. »Was sollen wir tun?« schrie der Zugführer durch das Tosen der ihnen entgegenschnellenden Tunnelwände hindurch dem andern ins Ohr, der mit seinem fetten Leib, der jetzt nutzlos war und nicht mehr schützte, unbeweglich auf der Glasscheibe des Führerstandes klebte und den Abgrund unter ihm in seine nun zum ersten Mal weit geöffneten Augen sog. »Was sollen wir tun?« schrie der Zugführer noch einmal, worauf der Vierundzwanzigjährige, ohne sein Gesicht vom Schauspiel abzuwenden, während die zwei Wattebüschel durch den ungeheuren Luftzug, der nun plötzlich hereinbrach, pfeilschnell nach oben in den Schacht über ihnen fegten, mit einer gespensterhaften Heiterkeit antwortete: »Nichts.«

DER BESUCH DER ALTEN DAME

[...] Alle setzen sich. Claire Zachanassian nimmt zwischen dem Bürgermeister und Ill Platz. Neben Ill sitzt Frau Ill und neben dem Bürgermeister dessen Gattin. Rechts hinter einem anderen Tisch der Lehrer, der Pfarrer und der Polizist, links die Vier. Weitere Ehrengäste mit Gattinnen im Hintergrund, wo das Spruchband leuchtet: Willkommen Kläri. Der Bürgermeister steht auf, freudestrahlend, schon die Serviette umgebunden, und klopft an sein Glas.

DER BÜRGERMEISTER Gnädige Frau, meine lieben Güllener. Es sind jetzt fünfundvierzig Jahre her, daß Sie unser Städtchen verlassen haben, welches vom Kurfürsten Hasso dem Noblen gegründet, so freundlich zwischen dem Konradsweilerwald und der Niederung von Pückenried gebettet liegt. Fünfundvierzig Jahre, mehr als vier Jahrzehnte, eine Menge Zeit. Vieles hat sich inzwischen ereignet, viel Bitteres. Traurig ist es der Welt ergangen, traurig uns. Doch haben wir Sie, gnädige Frau – unsere Kläri – *Beifall* – nie vergessen. Weder Sie, noch Ihre Familie. Die prächtige, urgesunde Mutter, die ganz in ihrer Ehe aufging – *Ill flüstert ihm etwas zu* – leider allzufrüh verschwunden, der volkstümliche Vater, der beim Bahnhof ein von Fachkreisen und Laien stark besuchtes – *Ill flüstert ihm etwas zu* – stark beachtetes Gebäude errichtete, leben in Gedanken noch unter uns, als unsere Besten, Wackersten. Und gar Sie, gnädige Frau – als blond – *Ill flüstert ihm etwas zu* – rotgelockter Wildfang tollten Sie durch unsere nun leider verlotterten Gassen – wer kannte Sie nicht. Schon damals spürte jeder den Zauber Ihrer Persönlichkeit, ahnte den kommenden Aufstieg zu der schwindelnden Höhe der Menschheit. *Er zieht das Notizbüchlein hervor.* Unvergessen sind Sie geblieben. In der Tat. Ihre Leistung in der Schule wird noch jetzt von der Lehrerschaft als Vorbild hingestellt, waren Sie doch besonders im wichtigsten Fach erstaunlich, in der Pflanzen- und Tierkunde, als Ausdruck Ihres Mitgefühls zu allem Kreatürlichen, Schutzbedürftigen. Ihre Gerechtigkeitsliebe und Ihr Sinn für Wohltätigkeit erregte schon damals die Bewunderung weiter Kreise. *Riesiger Beifall.* Hatte doch unser Kläri einer armen alten Witwe Nahrung verschafft, indem sie mit ihrem mühsam bei Nachbarn verdienten Taschengeld Kartoffeln kaufte und sie so vor dem Hungertode bewahrte, um nur eine ihrer barmherzigen Handlungen zu erwähnen. *Riesiger Beifall.* Gnädige Frau, liebe Güllener, die zarten Keime so erfreulicher Anlagen haben sich denn nun kräftig entwickelt, aus dem rotgelockten Wildfang wurde eine Dame, die die Welt mit ihrer Wohltätigkeit überschüttet, man denke nur an ihre Sozialwerke, an ihre Mütterasyls und Suppenanstalten, an ihre Künstlerhilfe und Kinderkrippen, und so möchte ich der nun Heimgefundenen zurufen: Sie lebe hoch, hoch, hoch!

Beifall. Claire Zachanassian erhebt sich.

CLAIRE ZACHANASSIAN Bürgermeister, Güllener. Eure selbstlose Freude über meinen Besuch rührt mich. Ich war zwar ein etwas anderes Kind, als ich nun in der Rede des Bürgermeisters vorkomme, in der Schule wurde ich geprügelt, und die Kartoffeln für die Witwe Boll habe ich gestohlen, gemeinsam mit Ill, nicht um die alte Kupplerin vor dem Hungertode zu bewahren, sondern um mit Ill einmal in einem Bett zu liegen, wo es bequemer war als im Konradsweilerwald oder in der Peterschen Scheune. Um jedoch meinen Beitrag an eure Freude zu leisten, will ich gleich erklären, daß ich bereit bin, Güllen eine Milliarde zu schenken. Fünfhundert Millionen der Stadt und fünfhundert Millionen verteilt auf alle Familien.

Totenstille

DER BÜRGERMEISTER *stotternd* Eine Milliarde.

Alle immer noch in Erstarrung.

CLAIRE ZACHANASSIAN *Unter einer Bedingung.*

Alle brechen in einen unbeschreiblichen Jubel aus. Tanzen herum, stehen auf die Stühle, der Turner turnt usw. Ill trommelt sich begeistert auf die Brust.

ILL Die Klara! Goldig! Wunderbar! Zum Kugeln! Voll und ganz mein Zauberhexchen! *Er küßt sie.*

DER BÜRGERMEISTER Unter einer Bedingung, haben gnädige Frau gesagt. Darf ich diese Bedingung wissen?

CLAIRE ZACHANASSIAN Ich will die Bedingung nennen. Ich gebe euch eine Milliarde und kaufe mir dafür die Gerechtigkeit.

Totenstille.

DER BÜRGERMEISTER Wie ist dies zu verstehen, gnädige Frau?

CLAIRE ZACHANASSIAN Wie ich es sagte.

DER BÜRGERMEISTER Die Gerechtigkeit kann man doch nicht kaufen!

CLAIRE ZACHANASSIAN Man kann alles kaufen.

DER BÜRGERMEISTER Ich verstehe immer noch nicht.

CLAIRE ZACHANASSIAN Tritt vor, Bobby.

Der Butler tritt von rechts in die Mitte zwischen die drei Tische, zieht die dunkle Brille ab.

DER BUTLER Ich weiß nicht, ob mich noch jemand von euch erkennt.

DER LEHRER Der Oberrichter Hofer.

DER BUTLER Richtig. Der Oberrichter Hofer. Ich war vor fünfundvierzig Jahren Oberrichter in Güllen und kam dann ins Kaffiger Appellationsgericht, bis mir vor nun fünfundzwanzig Jahren Frau Zachanassian das Angebot machte, als Butler in ihre Dienste zu treten. Ich habe angenommen. Eine für einen Akademiker vielleicht etwas seltsame Karriere, doch die angebotene Besoldung war derart phantastisch –

CLAIRE ZACHANASSIAN Komm zum Fall, Bobby.

DER BUTLER Wie ihr vernommen habt, bietet Frau Claire Zachanassian eine Milliarde und will dafür Gerechtigkeit. Mit anderen Worten: Frau Claire Zachanassian bietet eine Milliarde, wenn ihr das Unrecht wiedergutmacht, das Frau Zachanassian in Güllen angetan wurde. Herr Ill, darf ich bitten.

Ill steht auf, bleich, gleichzeitig erschrocken und verwundert.

ILL Was wollen Sie von mir?

DER BUTLER Treten Sie vor, Herr Ill.

ILL Bitte. *Er tritt vor den Tisch rechts. Lacht verlegen. Zuckt die Achseln.*

DER BUTLER Es war im Jahre 1910. Ich war Oberrichter in Güllen und hatte eine Vaterschaftsklage zu behandeln. Claire Zachanassian, damals Klara Wäscher, klagte Sie, Herr Ill, an, der Vater ihres Kindes zu sein.

Ill schweigt.

DER BUTLER Sie bestritten damals die Vaterschaft, Herr Ill. Sie hatten zwei Zeugen mitgebracht.

ILL Alte Geschichten. Ich war jung und unbesonnen.

CLAIRE ZACHANASSIAN Führt Koby und Loby vor, Toby und Roby.

Die beiden kaugummikauenden Monstren führen die beiden blinden Eunuchen, die sich fröhlich an der Hand halten, in die Mitte der Bühne.

DIE BEIDEN Wir sind zur Stelle, wir sind zur Stelle!

DER BUTLER Erkennen Sie die beiden, Herr Ill.

Ill schweigt.

DIE BEIDEN **Wir** sind Koby und Loby, wir sind Koby und Loby.

ILL Ich kenne sie nicht.

DIE BEIDEN **Wir** haben uns verändert, wir haben uns verändert.

DER BUTLER Nennt eure Namen.

DER ERSTE Jakob Hühnlein, Jakob Hühnlein.

DER ZWEITE Ludwig Sparr, Ludwig Sparr.

DER BUTLER Nun, Herr Ill.

ILL Ich weiß nichts von ihnen.

DER BUTLER Jakob Hühnlein und Ludwig Sparr, kennt ihr Herrn Ill?

DIE BEIDEN **Wir** sind blind, wir sind blind.

DER BUTLER Kennt ihr ihn an seiner Stimme?

DIE BEIDEN An seiner Stimme, an seiner Stimme.

DER BUTLER 1910 war ich der Richter und ihr die Zeugen. Was habt ihr geschworen, Ludwig Sparr und Jakob Hühnlein, vor dem Gericht zu Güllen?

DIE BEIDEN Wir hätten mit Klara geschlafen, wir hätten mit Klara geschlafen.

DER BUTLER So habt ihr vor mir geschworen. Vor dem Gericht, vor Gott. War dies die Wahrheit?

DIE BEIDEN **Wir** haben falsch geschworen, wir haben falsch geschworen.

DER BUTLER Warum, Ludwig Sparr und Jakob Hühnlein?

DIE BEIDEN Ill hat uns bestochen, Ill hat uns bestochen.

DER BUTLER Womit?

DIE BEIDEN Mit einem Liter Schnaps, mit einem Liter Schnaps.

CLAIRE ZACHANASSIAN Erzählt nun, was ich mit euch getan habe, Koby und Loby.

DER BUTLER Erzählt es.

DIE BEIDEN Die Dame ließ uns suchen, die Dame ließ uns suchen.

DER BUTLER So ist es. Claire Zachanassian ließ euch suchen. In der ganzen Welt. Jakob Hühnlein war nach Kanada ausgewandert und Ludwig Sparr nach Australien. Aber sie fand euch. Was hat sie dann mit euch getan?

DIE BEIDEN Sie gab uns Toby und Roby. Sie gab uns Toby und Roby.

DER BUTLER Und was haben Toby und Roby mit euch gemacht?

DIE BEIDEN Kastriert und geblendet, kastriert und geblendet.

DER BUTLER Dies ist die Geschichte: Ein Richter, ein Angeklagter, zwei falsche Zeugen, ein Fehlurteil im Jahre 1910. Ist es nicht so, Klägerin?

Claire Zachanassian steht auf.

ILL *stampft auf den Boden* Verjährt, alles verjährt! Eine alte, verrückte Geschichte.

DER BUTLER Was geschah mit dem Kind, Klägerin?

CLAIRE ZACHANASSIAN *leise* Es lebte ein Jahr.

DER BUTLER Was geschah mit Ihnen?

CLAIRE ZACHANASSIAN Ich wurde eine Dirne.

DER BUTLER Weshalb?

CLAIRE ZACHANASSIAN Das Urteil des Gerichts machte mich dazu.

DER BUTLER Und nun wollen Sie Gerechtigkeit, Claire Zachanassian?

CLAIRE ZACHANASSIAN Ich kann sie mir leisten. Eine Milliarde für Güllen, wenn jemand Alfred Ill tötet.

Totenstille.

FRAU ILL *stürzt auf Ill zu, umklammert ihn* Fredi!

ILL Zaubерhexchen! Das kannst du doch nicht fordern! Das Leben **ging** doch längst weiter!

CLAIRE ZACHANASSIAN Das Leben **ging** weiter, aber ich habe nichts vergessen, Ill. Weder den Konradswilerwald noch die Petersche Scheune, weder die Schlafkammer der Witwe Boll noch deinen Verrat. Nun sind wir alt geworden, beide, du verkommen und ich von den Messern der Chirurgen zerfleischt, und jetzt will ich, daß wir abrechnen, beide: Du hast dein Leben gewählt und mich in das meine gezwungen. Du wolltest, daß die Zeit aufgehoben würde, eben, im Wald unserer Jugend, voll von Vergänglichkeit. Nun habe ich sie aufgehoben, und nun will ich Gerechtigkeit, Gerechtigkeit für eine Milliarde.

Der Bürgermeister steht auf, bleich, würdig.

DER BÜRGERMEISTER Frau Zachanassian: Noch sind wir in Europa, noch sind wir keine Heiden. Ich lehne im Namen der Stadt Güllen das Angebot ab. Im Namen der Menschlichkeit. Lieber bleiben wir arm denn blutbefleckt.

Riesiger Beifall.

CLAIRE ZACHANASSIAN Ich warte.

Peter Bichsel

* 24. März 1935 Luzern

Er wuchs als Sohn eines Handwerkers zunächst in Luzern, ab 1941 in Olten auf. Ausbildung und berufliche Tätigkeit als Primarlehrer. Politisch engagierte er sich an der Seite der Sozialdemokratie; zahlreiche Gastvorträge an den Universitäten. Sein literarisches Werk charakterisieren ästhetischer Minimalismus, Sprachskeptizismus und emotionslose Wahrnehmung der Wirklichkeit. Er debütierte 1964 mit *Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen*. Er lebt in Belach bei Solothurn. Werke u.a.: *Die Jahreszeiten* (1967); *Kindergeschichten* (1969); *Des Schweizerers Schweiz* (1969); *Der Leser. Das Erzählen* (1982); *Irgendwo anderswo. Kolumnen 1980-1985* (1986); *Im Gegenteil, Kolumnen 1986-1990* (1990); *Zur Stadt Paris* (1993); *Die Totaldemokraten* (1998); *Cherubin Hammer und Cherubin Hammer* (1999); *Alles von mir gelernt. Kolumnen 1995-1999* (2000); *Das süße Gift der Buchstaben* (2004); *Kolumnen, Kolumnen* (2005); *Dezembergeschichten* (2007).

KINDERGESCHICHTEN

AMERIKA GIBT ES NICHT

Ich habe die Geschichte von einem Mann, der Geschichten erzählt. Ich habe ihm mehrmals gesagt, daß ich seine Geschichte nicht glaube.

»Sie lügen«, habe ich gesagt, »Sie schwindeln, Sie phantasieren, Sie betrügen.« Das beeindruckte ihn nicht. Er erzählte ruhig weiter, und als ich rief: »Sie Lügner, Sie Schwindler, Sie Phantast, Sie Betrüger!«, da schaute er mich lange an, schüttelte den Kopf, lächelte traurig und sagte dann so leise, daß ich mich fast schämte: »Amerika gibt es nicht.« Ich versprach ihm, um ihn zu trösten, seine Geschichte aufzuschreiben.

Sie beginnt vor fünfhundert Jahren am Hofe eines Königs, des Königs von Spanien. Ein Palast, Seide und Samt, Gold, Silber, Barte, Kronen, Kerzen, Diener und Mägde, Höflin-

ge, die sich im Morgengrauen gegenseitig die Degen in die Bäuche rennen, die sich am Abend zuvor den Fehdehandschuh vor die Füße geschmissen haben. Auf dem Turm fanfarenblasende Wächter. Und Boten, die vom Pferd springen, und Boten, die sich in den Sattel werfen, Freunde des Königs und falsche Freunde, Frauen, schöne und gefährliche, und Wein und um den Palast herum Leute, die nichts anderes wußten, als all das zu bezahlen.

Aber auch der König wußte nichts anderes, als so zu leben, und wie man auch lebt, ob in Saus und Braus oder Armut, ob in Madrid, Barcelona oder irgendwo, am Ende ist es doch täglich dasselbe, und man langweilt sich. So stellen sich die Leute, die irgendwo wohnen, Barcelona schön vor, und die Leute von Barcelona möchten nach Irgendwo reisen.

Die Armen stellen es sich schön vor, wie der König zu leben, und leiden darunter, daß der König glaubt, arm sein sei für die Armen das richtige.

Am Morgen steht der König auf, am Abend geht der König ins Bett, und tagsüber langweilt er sich mit seinen Sorgen, mit seinen Dienern, seinem Gold, Silber, Samt, seiner Seide, langweilt sich mit seinen Kerzen. Sein Bett ist prunkvoll, aber man kann darin auch nicht viel anderes tun als schlafen.

Die Diener machen am Morgen tiefe Verbeugungen, jeden Morgen gleich tief, der König ist daran gewöhnt und schaut nicht einmal hin. Jemand gibt ihm die Gabel, jemand gibt ihm das Messer, jemand schiebt ihm den Stuhl zu, und die Leute, die mit ihm sprechen, sagen Majestät und sehr viele schöne Worte dazu und sonst nichts.

Nie sagt jemand zu ihm: »Du Trottel, du Schafskopf«, und alles, was sie ihm heute sagen, haben sie ihm gestern schon gesagt.

So ist das.

Und deshalb haben Könige Hofnarren. Die dürfen tun, was sie wollen, und sagen, was sie wollen, um den König zum Lachen zu bringen, und wenn er über sie nicht mehr lachen kann, bringt er sie um oder so.

So hatte er einmal einen Narren, der verdrehte die Worte. Das fand der König lustig. Der sagte »Stajesmät« statt »Majestät«, der sagte »Lapast« statt »Palast« und »Tuten Gat« statt »Guten Tag«. Ich finde das blöd, der König fand das lustig. Ein ganzes halbes Jahr lang fand er es lustig, bis zum 7. Juli, und am achten, als er aufstand und der Narr kam und »Tuten Gat, Stajesmät« sagte, sagte der König: »Schafft mir den Narren vom Hals!«

Ein anderer Narr, ein kleiner dicker, Pepe hieß der, gefiel dem König sogar nur vier Tage lang, der brachte den König damit zum Lachen, daß er auf die Stühle der Damen und Herren, der Fürsten, Herzöge, Freiherren und Ritter Honig strich. Am vierten Tag strich er Honig auf den Stuhl des Königs, und der König mußte nicht mehr lachen, und Pepe war kein Narr mehr.

Nun kaufte sich der König den schrecklichsten Narren der Welt. Häßlich war er, dünn und dick zugleich, lang und klein zugleich, und sein linkes Bein war ein O-Bein. Niemand wußte, ob er sprechen konnte und absichtlich nicht sprach oder ob er stumm war. Sein Blick war böse, sein Gesicht mürrisch; das einzig Liebliche an ihm war sein Name: er hieß Hänschen.

Das Gräßlichste aber war sein Lachen.

Es begann ganz klein und gläsern ganz tief im Bauch, gluckste hoch, ging langsam über in ein Rülpsen, machte Hänschens Kopf rot, ließ ihn fast ersticken, bis er losplatzte, explodierte, dröhnte, schrie; dann stampfte er dazu und tanzte und lachte; und nur der König freute sich daran, die andern wurden bleich, begannen zu zittern und fürchteten sich. Und wenn die Leute rings um das Schloß das Lachen hörten, sperrten sie Türen

und Fenster zu, schlossen die Läden, brachten die Kinder zu Bett und verschlossen sich die Ohren mit Wachs.

Hänschens Lachen war das Fürchterlichste, was es gab.

Der König konnte sagen, was er wollte, Hänschen lachte.

Der König sagte Dinge, über die niemand lachen kann, aber Hänschen lachte.

Und eines Tages sagte der König: »Hänschen, ich hänge Dich auf.«

Und Hänschen lachte, brüllte los, lachte wie noch nie.

Da beschloß der König, daß Hänschen morgen gehängt werden soll. Er ließ einen Galgen bauen, und es war ihm ernst mit seinem Beschluß, er wollte Hänschen vor dem Galgen lachen hören. Dann befahl er allen Leuten, sich das böse Schauspiel anzuschauen. Die Leute versteckten sich aber und verriegelten ihre Türen, und am Morgen war der König mit dem Henker, mit den Knechten und dem lachenden Hänschen allein. Und er schrie seinen Knechten zu: »Holt mir die Leute her!« Die Knechte suchten die ganze Stadt ab und fanden niemanden, und der König war zornig, und Hänschen lachte.

Da endlich fanden die Knechte einen Knaben, den schleppten sie vor den König. Der Knabe war klein, bleich und schüchtern, und der König wies auf den Galgen und befahl ihm, zuzuschauen.

Der Knabe schaute zum Galgen, lächelte, klatschte in die Hände, staunte und sagte dann: »Sie müssen ein guter König sein, daß sie ein Bänklein für die Tauben bauen; sehn Sie, zwei haben sich bereits darauf gesetzt.«

»Du bist ein Trottel«, sagte der König, »wie heißt Du?«

»Ich bin ein Trottel, Herr König und heiße Colombo, meine Mutter nennt mich Colombin.«

»Du Trottel«, sagte der König, »hier wird jemand gehängt.«

»Wie heißt er denn?« fragte Colombo, und als er den Namen hörte, sagte er: »Ein schöner Name, Hänschen heißt er also. Wie kann man einen Mann, der so schön heißt, aufhängen?«

»Er lacht so gräßlich«, sagte der König, und er befahl dem Hänschen zu lachen, und Hänschen lachte doppelt so gräßlich wie gestern.

Colombin staunte, dann sagte er: »Herr König, finden Sie das gräßlich?« Der König war überrascht und konnte nicht antworten, und Colombo fuhr fort: »Mir gefällt sein Lachen nicht besonders, aber die Tauben sitzen immer noch auf dem Galgen; es hat sie nicht erschreckt; sie finden das Lachen nicht gräßlich. Tauben haben ein feines Gehör. Man muß Hänschen laufen lassen.«

Der König überlegte und sagte dann: »Hänschen, scher dich zum Teufel.«

Und Hänschen sprach zum ersten Mal ein Wort. Er sagte zu Colombo: »Danke!« und lächelte dazu ein schönes menschliches Lächeln und ging.

Der König hatte keinen Narren mehr.

»Komm mit«, sagte er zu Colombo.

Des Königs Diener und Mägde, die Grafen und alle glaubten aber, Colombo sei der neue Hofnarr.

Doch Colombo war gar nicht lustig. Er stand da und staunte, sprach selten ein Wort und lachte nicht, er lächelte nur und brachte niemanden zum Lachen.

»Er ist kein Narr, er ist ein Trottel«, sagten die Leute, und Colombo sagte: »Ich bin kein Narr, ich bin ein Trottel.«

Und die Leute lachten ihn aus.

Wenn das der König gewußt hätte, wäre er böse geworden, aber Colombin sagte ihm nichts davon, denn es machte ihm nichts aus, ausgelacht zu werden.

Am Hofe gab es starke Leute und gescheite Leute, der König war ein König, die Frauen waren schön und die Männer mutig, der Pfarrer war fromm und die Küchenmagd fleißig – nur Colombin, Colombin war nichts.

Wenn jemand sagte: »Komm, Colombin, kämpf mit mir«, sagte Colombin: »Ich bin schwächer als du.«

Wenn jemand sagte: »Wieviel gibt zwei mal sieben?«, sagte Colombin: »Ich bin dümmer als du.«

Wenn jemand sagte: »Getraust du dich, über den Bach zu springen«, sagte Colombin: »Nein, ich getraue mich nicht.« Und wenn der König fragte: »Colombin, was willst du werden?«, antwortete Colombin: »Ich will nichts werden, ich bin schon etwas, ich bin Colombin.« Der König sagte: »Du mußt aber etwas werden«, und Colombin fragte: »Was kann man werden?«

Da sagte der König: »Jener Mann mit dem Bart, mit dem braunen, ledernen Gesicht, das ist ein Seefahrer. Der wollte Seefahrer werden und ist Seefahrer geworden, er segelt über die Meere und entdeckt Länder für seinen König.«

»Wenn du willst, mein König«, sagte Colombin, »werde ich Seefahrer.«

Da mußte der ganze Hof lachen.

Und Colombin rannte weg, fort aus dem Saal und schrie: »Ich werde ein Land entdecken, ich werde ein Land entdecken!«

Die Leute schauten sich an und schüttelten die Köpfe, und Colombin rannte aus dem Schloß, durch die Stadt und über das Feld, und den Bauern, die auf den Feldern standen und ihm nachschauten, rief er zu: »Ich werde ein Land entdecken, ich werde ein Land entdecken!« Und er kam in den Wald und versteckte sich wochenlang unter den Büschen, und wochenlang hörte niemand etwas von Colombin, und der König war traurig und machte sich Vorwürfe, und die Hofleute schämten sich, weil sie Colombin ausgelacht hatten.

Und sie waren froh, als nach Wochen der Wächter auf dem Turm die Fanfare blies und Colombin über die Felder kam, durch die Stadt kam, durchs Tor kam, vor den König trat und sagte: »Mein König, Colombin hat ein Land entdeckt!« Und weil die Hofleute Colombin nicht mehr auslachen wollten, machten sie ernste Gesichter und fragten: »Wie heißt es denn, und wo liegt es?«

»Es heißt noch nicht, weil ich es erst entdeckt habe, und es liegt weit draußen im Meer«, sagte Colombin.

Da erhob sich der bärtige Seefahrer und sagte: »Gut, Colombin, ich, Amerigo Vespucci, gehe das Land suchen. Sag mir, wo es liegt.«

»Sie fahren ins Meer und dann immer geradeaus, und Sie müssen fahren, bis Sie zu dem Land kommen, und Sie dürfen nicht zweifeln«, sagte Colombin, und er hatte fürchterlich Angst, weil er ein Lügner war und wußte, daß es das Land nicht gibt, und er konnte nicht mehr schlafen.

Amerigo Vespucci aber machte sich auf die Suche.

Niemand weiß, wohin er gefahren ist.

Vielleicht hat auch er sich im Walde versteckt.

Dann bliesen die Fanfaren, und Amerigo kam zurück.

Colombin wurde rot im Gesicht und wagte den großen Seefahrer nicht anzuschauen. Vespucci stellte sich vor den König, blinzelte dem Colombin zu, holte tief Atem, blin-

zelte noch einmal dem Colombin zu und sagte laut und deutlich, so daß es alle hören konnten: »Mein König«, so sagte er, »mein König, das Land gibt es.«

Colombin war so froh, daß ihn Vespucci nicht verraten hatte, daß er auf ihn zulief, ihn umarmte und rief: »Amerigo, mein lieber Amerigo!« Und die Leute glaubten, das sei der Name des Landes, und sie nannten das Land, das es nicht gibt, »Amerika«.

»Du bist jetzt ein Mann«, sagte der König zu Colombin, »von nun ab heißt du Kolumbus.«

Und Kolumbus wurde berühmt, und alle bestaunten ihn und flüsterten sich zu: »Der hat Amerika entdeckt.«

Und alle glaubten, daß es Amerika gibt, nur Kolumbus war nicht sicher, sein ganzes Leben zweifelte er daran, und er wagte den Seefahrer nie nach der Wahrheit zu fragen.

Bald fuhren aber andere Leute nach Amerika und bald sehr viele; und die, die zurückkamen, behaupteten: »Amerika gibt es!«

»Ich«, sagte der Mann, von dem ich die Geschichte habe, »ich war noch nie in Amerika. Ich weiß nicht, ob es Amerika gibt. Vielleicht tun die Leute nur so, um Colombin nicht zu enttäuschen. Und wenn zwei sich von Amerika erzählen, blinzeln sie sich heute noch zu, und sie sagen fast nie Amerika, sie sagen meistens etwas Undeutliches von »Staaten« oder »Drüben« oder so.

Vielleicht erzählt man den Leuten, die nach Amerika wollen, im Flugzeug oder im Schiff die Geschichte von Colombin, und dann verstecken sie sich irgendwo und kommen später zurück und erzählen von Cowboys und von Wolkenkratzern, von den Niagarafällen und vom Mississippi, von New York und von San Francisco.

Auf jeden Fall erzählen alle dasselbe, und alle erzählen Dinge, die sie vor der Reise schon wußten; und das ist doch sehr verdächtig.

Aber immer noch streiten sich die Leute darüber, wer Kolumbus wirklich war. Ich weiß es.

Erica Pedretti

* 25. Februar 1930 Sternberk

Bis zu ihrem 15. Lebensjahr wuchs sie in Nordmähren auf. 1945 kam sie mit einem Rotkreuztransport in die Schweiz. Sie absolvierte die Kunstgewerbeschule in Zürich, musste 1950 die Schweiz verlassen und emigrierte in die USA. In New York arbeitete sie als Silberschmiedin. 1952 kam Pedretti in die Schweiz zurück und heiratete den Maler und Steinhauer G. Pedretti. Erica Pedrettis literarischer Durchbruch erfolgte mit *Harmloses bitte* 1970, sie ist auch als bildende Künstlerin tätig. Pedretti lebt in La Neuveville am Bielersee. In ihren Texten thematisiert sie die Kindheitserinnerungen des Verlustes von Heimat und Identität. Werke u.a.: *Heiliger Sebastian* (1973); *Valerie oder Das unerzogene Auge* (1986); *Sonnenaufgänge, Sonnenuntergänge* (1984); *Mal laut und falsch singen* (1986); *Kuckuckskind oder Was ich ihr unbedingt noch sagen wollte* (1998); *Heute. Ein Tagebuch* (2001).

HARMLOSES, BITTE

11

Wohin heute, gehn wir heut in den Wald, laufen im Grünen, sitzen dann eine Weile im Unterholz, das da zwischen den Stämmen steht, stechend, dicht, junge Fichten ineinander verwachsen, kauern in solchen versteckten Nestern, zwei Halbwüchsige reden leise in

zwei Sprachen, es macht nichts, wenn sie sich kaum verstehn, über die Schule, die jetzt meist ausfällt, oder wie man Kaninchenfelle am besten gerbt, wie man Öfen konstruiert, die ohne Holz und Kohle, am besten mit nichts, brennen und die man versteckt mit sich tragen könnte, gehen später weiter durch den Hochwald, hier sind Pilzplätze, Eierschwämme, Taschentücher voll, sammelt man da nach warmen Regennächten, an bestimmten Orten große harte Herrnpilze, gehn wir weiter, ich kenn kahlgeschlagene, besonnte Hänge, wo Erdbeeren reif werden, dann balancieren wir über windgeknickte Bäume, dann, auf der Höhe, erklettern wir eine Tanne, Ast nach Ast, fast zuoberst bleiben wir eine Weile sitzen, schwankend, fast im Himmel, und sehen uns an, was unten liegt: ein bewaldeter Abhang, die erdige Flußstraße, Ufergebüsch, Haseln und Weiden, graugrün die March

nein, die March ist das nicht, das ist die Zohse, die nicht weit von hier in die March mündet Weiden und Erlen, dann die Wiesen, die Eisenbahnlinie, der Teich, die Fabriken, das Haus mit dem Kinderzimmerfenster, am Hang gegenüber die Stadt mit den zwei Kirchen, der alten Schule, oben das Pensionat und endlich der Friedhof.

Wandern wir dann, hier irgendwo ist ein Hochsitz, über die oberen Wiesen, verstreut liegen Höfe vielleicht nun weiß ich nicht weiter zurück, über die jetzt leere Waldwiese hinunter, schlendern dem Fluß entlang, noch ein kurzes Stück Weg, links Wald und rechts Wasser irgendwo in dieser Richtung vor mir ist eine Kalkgrube, Vorsicht, nicht bis zum Grubenrand gehn irgendwo neben einer staubigen Straße steht eine grauverstaubte Ziegelei am Ende einer Straße, die sonntags sehr befahren ist, ein Gasthaus mit einem Garten mit langen Holztischen und Bänken, mit einer Kegelbahn.

Diese Straße kenn ich gut genug, aber zu Fuß ist es von hier wohl zu weit bis nach Haus; ein Fahrrad sollte man haben, damit durch die Gegend radeln, zielloos, an den Straßenrändern knospen gelbgrün die Ebereschen, Primeln gelb in den Wiesen; wir fahren Straßen entlang, inspizieren den Frühling, erkunden diese Gegend wo wir sie noch nicht kennen, jagen einander durch die schallenden Räume der leeren Ziegelei, hu, wo bist du, radeln, stehen leicht schauernd am Rand der weißen Grube und atmen Kalkgeruch ein, radeln, und wo wir Birken finden, beschneiden wir ihnen die frischen Triebe, stecken die Spitzen in Flaschenhälse und kontrollieren dann diese tief gebogenen Zweige alle paar Tage, sammeln den Birkensaft, der bald in verkorkten Flaschen weißgrün verschimmelt, fahren jeden Tag weiter, in eine lehmige Böschung hinter Gebüsch sind Löcher gegraben, früher haben Zigeuner hier gelagert und ihre Mahlzeiten gekocht, die Zigeuner sind leider seit Jahren verschwunden, und jetzt spielen die Kinder hier mit dem Feuer, fahren wir weiter, spielen Verstecken in den Ruinen eines abgelegenen Hofes, radeln dann, ja wohin, wo?

Was wir diesen Frühling hier sehen, wird bald einmal vergessen, große Teile der Ebene sind mir schon versunken, nur wenige Stellen außerhalb des Hauses, des Gartens sind noch da. Über Versunkenes, durch Vergessenes vorsichtig tastend, such ich den Weg zum Fluß zurück, dort kehren wir um, da kommt uns die wie heißt sie nur, sie sitzt doch in der Bank vor mir, kommt uns entgegen, die streicht hier immer herum, komm weiter, dem Ufer entlang, hier kenn ich mich aus, hier lauf ich auch mit geschlossenen Augen bis zu den ersten Häusern von

jetzt weiß ich wirklich nicht mehr wie es heißt, aber die kleinen Häuser, die kenn ich, eins davon nur zu genau: es ist blau und sehr niedrig, heut könnt ich das Dach mit der Hand erreichen, im Haus sind zwei Zimmer, ich kenne beide, es hat nur eine Türe, und die mit Blumentöpfen verstellten Fenster sind ganz klein, durch die kommt man so schnell nicht hinaus, ich öffne die Tür, steh gleich in der Küche, doch da warten schon zwei

ich weiß wie es jetzt weiter geht, um Gottes willen komm hier heraus, kehr um, schnell zur Brücke, wo die Brücke ist, seh ich noch genau, seh ich selbst nachts, diesen Weg bin ich so oft im Schlaf gelaufen

12

Hunde sind an der Leine, Kinder an der Hand zu führen, besser noch zu Hause zu behalten, im Haus oder im Garten einzuschließen, in gefährlichen Zeiten. Hunde, die herrenlos im Freien herumstreichen, könnten Dinge finden, herbeischleppen, stolz Laut gebend, die Beute vorzeigen, die man lieber nicht sieht, deren Anblick den Magen und fortan für immer den Geist umkehrt.

Kinder, die wie streunende Hunde durch die Gegend vagabundieren, und was sonst sollten sie nun tun, wann sonst, wann je wieder sollten sie diese Gegend, alle stillen Stellen im Gebüsch, in den Flußauen die Ringelnatternester, Pilzplätze im Wald besuchen besuchen, Kinder, die sich heimlich aus dem Haus, dem Garten schleichen, dem Graben mit dem Färbereiabwasser, dem Bahndamm entlang schlendern, könnten auf etwas stoßen

nicht nur das Dröhnen des vorbeirasenden Zuges würde sie da umwerfen, dann laut kreischend neben blutrotem Grabenwasser zurückjagen über den Gartenzaun über Gartenwege hinein ins Haus die Treppe hinauftreiben.

Niemals mehr muß man solche Kinder einschließen, freiwillig werden die das Haus dann nicht mehr verlassen.

13

Nun aber Harmloses. Harmlos sind: Blumen, Tulpenzwiebeln, Zwiebeln, obwohl ich ihretwegen weinen muß, Gemüse, Rasenflächen, kurz Gärten, Häuser und die Dinge in ihnen, wie Kästen, Kommoden, Tische, Stühle, Betten, Vorhänge und Teppiche, alles was in Kästen und Kommoden, in Küchen und Badezimmern und an den Wänden ist, das alles ist wohl harmlos, ist es das wirklich immer? aber weißes Papier, Pinsel, Farben und Bücher, nein, Bücher nicht immer, nicht immer Schulbücher, nicht Geschichtsbücher, aber Kriminalgeschichten, Reiseberichte, Tiergeschichten, einige Jugendbücher, die Kindheitserinnerungen meist erst nachträglich, aber Spielzeug, natürlich nicht Blechpistolen, Tanks und Geschütze, Kinderspiele nicht immer, doch Gesellschaftsspiele, Ballspiele, nur nicht mit Bällen, die im Rollen immer größer und größer und zu Lawinen werden, aber was wird nicht zur Lawine? wer weiß was wirklich harmlos ist? die Menschen kaum, aber die Tiere, die in unseren Breiten leben, nicht nur die Haustiere, sind ungefährlich, sogar Blindschleichen, Ringelnattern, nein Kreuzottern und Vipern nicht

und ich wollte mich doch nur mit solchen Sachen abgeben, die niemandem schaden, die niemand verletzen, die zu nichts Argem führen, aber selbst ein großer Teil der Gartenblumen ist giftig.

Adolf Muschg

* 13. Mai 1934 Zollikon

Nach dem Besuch einer Privatschule und Elitelymnasiums in Zürich studierte er Germanistik, Anglistik und Psychologie in Zürich und Cambridge und promovierte über Ernst Barlach. Seit 1959 belegte er Stellen als Hauptlehrer, Hochschullehrer in Japan und den USA. 1970-1999 Professor für deutsche Sprache und Literatur in Zürich, lebt in Männedorf bei Zürich. Sein literarisches Schaffen orientiert sich an neuen ästhetischen Formen, das Hauptthema ist Pathologie. Einer der schärfsten Kritiker der Schweiz. Werke u.a.: *Im Sommer des Hasen* (1965); *Gegenzauber* (1967); *Albissers Grund* (1974); *Baiyun oder die Freundschaftsgesellschaft* (1980); *Leib und Leben* (1982); *Der Turmhahn und andere Liebesgeschichten* (1987); *Der Rote Ritter. Eine Geschichte von Parzival* (1993); *Nur ausziehen wolite sie sich nicht* 1995 *Sutters Glück* (2000); *Eikan, du bist spät* (2005); *Kinderhochzeit* (2008). Essays: *Literatur als Therapie? Ein Exkurs über das Heilsame und das Unheilbare* (1981); *Die Schweiz am Ende. Am Ende die Schweiz* (1990); *Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt* (1997); *O mein Heimatland!* (1998).

ALBISSERS GRUND

[...] Dr. Wirz ist heute blaß. Z. kann es riechen, sein Psychiater schwitzt wieder. Vaganten spüren es auch, wenn einer fällig ist. Das gehört zu den Instinkten, die sie sich bewahren mußten. Denn wo gestorben wird, da entsteht, auch in bäuerlichen Gegenden, ein kleiner Wirbel von Unordnung, in dem außer den Tipplern niemand mehr stehen mag. Ihre Füße sind Bewegung gewohnt, werden nicht gleich weggespült, brauchen auch wenig Boden zum Stehen. Hinter einer Leiche breitet sich etwas Verödung aus; eine Scheune steht leer, ein Schuppen, der bisher gewartet wurde; eine Weile rührt niemand mehr die Geräte an; oft steht sogar das Untergeschoß eines Hauses leer. Da bleiben dann Flaschen, Büchsen, eingesunkene Dachpappe, atmende Eidechsen in der Sonne liegen und oft auch etwas Eßbares oder was für Vaganten immer noch eßbar ist. Mit den Brennnesseln und im Schutz des Spinnwebs ziehen sie ein und wohnen eine Weile hinter dem Siegel, das die Ämter auf die Tür heften; aber gleich neben der Tür sind die Wände morsch. Vaganten brauchen selten Gewalt, sie kennen sie zu gut, es lohnt sich nicht, mit ihr Kirschen zu essen, auch nicht gestoblene.

In diesen Zwischenräumen hängen sie dann, bis sie wieder zerstreut werden, ihre Rauchfahnen aus und melden dem Himmel: Du bist groß, aber wir sind immer noch da. Auf den Spuren des Todes leben sie am längsten gut, oft zwei, drei Tage hintereinander. Darum haben sie nicht den gleichen bösen Blick für ihn wie die Ansässigen und haben ihr Schluchzen verlernt. Der Tod ist der Quartiermacher der Fahrenden. Sie wittern ihn aus vielen Leuten heraus und grüßen ihn mit einem Zeichen, das jeder versteht und keiner verstanden haben will.

Sie wissen es schon? fragt Z.

Woher wissen Sie es? fragt Dr. Wirz.

Ihr Magen war schon länger nicht gut.

Mein Magen? fragt er fast ohne Stimme und räuspert sich sofort durch. – Sie meinen nicht Dr. Egli?

Dr.Egli?

Er ist tot.

Ja.

Aber das meinten Sie nicht, als Sie mich fragten? sagt Dr. Wirz und räuspert sich sofort wieder.

Ich habe Sie nur verwechselt.

Wie kommen Sie drauf, daß er tot ist? Haben die Schwestern geredet?

Es war ein schöner Tod, oder nicht?

Schön? fragte Dr. Wirz mit seiner rutschigen Stimme. – Wie man's nimmt. Er hat eine Freundin besucht, zwischen zwei Terminen, und dann ist er zum zweiten Prozeß nicht wiedergekommen. Wir wußten es, aber wir haben es nie tragisch genommen, und er auch nicht, dachten wir ...

Was?

Daß es diese Freundin gab, und jetzt ...

Zwischen zwei Terminen, sagt Zerutt. – Diese Zwischenstunden. Die haben es in sich. Das habe ich auch bei A. bemerkt, als er noch unterrichtete. Er trank den Kaffee in einem Restaurant in der Nähe, und da mußte nur wenig passieren. Es stand ein Spielautomat in diesem Restaurant, und er spielte dann gegen sich selbst, um ein Freispiel, das nicht kam. Das veränderte ihn oft so sehr, daß er sich glaubte verloren zu haben. Wahrscheinlich spielte er, um seine Selbstachtung. Er kriegte nie ein Spiel geschenkt. Und dann sah er nicht mehr, wie er die nächste Stunde halten sollte. Oft ließ er dann einen Stundenaufsatz schreiben. Aber auch dazu konnte er nicht stillhalten und am Pult etwas Eigenes arbeiten. Er wußte nicht mehr, was das war: etwas Eigenes. Er hatte das Gefühl, zusammengeschnürt zu sein, dürr und leicht, als könnte ihn der nächste Windstoß mitnehmen. Er konnte niemandem mehr gerade in die Augen sehen, am wenigsten seinen Schülern. Alles wegen dieser Zwischenstunde. Es dauerte oft einen ganzen Tag, bis er sich wieder fand. Ist Dr. Egli in den Armen des Mädchens gestorben?

Das ist kein Witz, sagt Dr. Wirz.

Aber ein schöner Tod.

Dr. Wirz versucht zu lachen, aber durch die Nase wird es ein ganz abscheulicher Laut. – Ziemlich unmöglich, das Ganze. Es gibt jetzt zwei Witwen ... was das für seine Frau bedeutet ... Sie ist so sensibel, sagt Dr. Wirz. – Er schwitzt vor menschlichem Bedauern, aber das ist hauchdünn; darunter ist Angst, eitel Angst um die eigene Haut.

Haben Sie auch eine Freundin, Herr Dr. Wirz?

Das könnte Ihnen so passen. – Er war noch in den Bergen.

Er hat sich zuviel zugemutet.

Waren Sie mit ihm befreundet?

Nur bekannt. – Aber die Freundin war auch eine Freundin seiner Frau. Er hat sie durch seine Frau kennengelernt.

Dann fällt es nicht auf, wenn beide zum Begräbnis gehen. Sie haben jetzt allen Grund, Freundinnen zu bleiben.

Alles ziemlich peinlich.

Und?

Sagen Sie, haben Sie ihm auch Flöhe ins Ohr gesetzt? –

Dr. Wirz lacht und schwitzt, daß Gott erbarm.

Flöhe?

Was Sie bei mir ausprobieren.

Ich melde nur, was ich sehe.

Sie haben meine Frage nicht beantwortet.

Ich habe seinen Tod vorausgesehen, wenn Sie das meinen.

Ich sehe jeden Tod voraus. Das ist doch keine Kunst.

Den Teufel sehen Sie. Mein Magen ist in Ordnung.

Sie haben ihn zum zweitenmal untersuchen lassen?

Damit Sie Ihre Freude haben: ja. – Ich habe mich letztthin ein wenig mit der Psychologie der Zigeuner beschäftigt. Es ist mir klar, wozu denen ihre Quacksalberkünste dienen. Sie haben doch nur *eine* Chance, unter Ansässigen zu überleben. Sie müssen ihre Phantasie beschäftigen. Damit man sie nicht ausräumt, müssen sie Berührungsfurcht verbreiten. »Wer uns anrührt, stirbt«, nicht wahr? Das ist der ganze Zauber.

Ja, Dr. Wirz, das ist der ganze Zauber. Das dürften Sie ohne Zigeuner wissen.

Sie arbeiten ganz schön mit Suggestion, was? – Hüten Sie sich. Ihre Mittel sind Ihnen auf die Dauer nicht gut bekommen. Die Leute lassen sich allerhand gefallen, wenn man sie gut einseift und einschüchtert. Aber plötzlich schlägt das um, und das heißt dann: Sie werden geschlagen. Die gestaute Angst befreit sich in der Aggression. Auf die Dauer verrechnen Sie sich schwer.

Darum bin ich gespannt auf Ihr Gutachten.

Soll das eine Drohung sein?

Wie es Ihnen am bequemsten ist.

Viel Körper hat Zerutt nicht mehr, aber er weiß, was dazu gehört. Er würde, außer seinen Zähnen, nichts Falsches tragen. Zähne hat er nötig, er tut denen, die sie ihm herausgeschlagen haben, den Gefallen nicht, zahnlos herumzulaufen.

Er hätte seine Zähne noch, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre; in seiner Familie ist man immer mit den eigenen Zähnen gestorben. Darauf ist Zerutt übrigens nicht stolz: man starb ja immer etwas jung. Zerutt erlaubten die Zustände in Europa nicht, den Beweis zu erbringen, daß ein Zerutt mit dem eigenen Gebiß sechzig Jahre alt werden kann. Lieber die Zähne als das Leben. Zumal ihm ein Schweizer Zahnarzt im Jahre 46 ohne Ansehen der Person – darüber ist Zerutt, wenn er an sein Flüchtlingsfoto denkt, heute noch gerührt – ein Gebiß einpaßte, das Zerutt bei sich selbst nie eine Prothese genannt hat, so vorteilhaft veränderte sie seinen Mund, und so sichtbar bekräftigte sie seine Überlebenschance: Wer einem solchen Zähne gab, und das auf Kosten des Staates, der würde einem auch etwas zu beißen geben. Zerutt hat einem alten Militärzahnarzt aus dem Prätigau, dessen Kunst nicht weiter gediehen war als bis zur Zweckdienlichkeit, für seine Zähne zu danken. Es sind die seinen geworden, auch wenn er sie, wie A. richtig gesehen hat, nicht zeigt, auch beim Lächeln nicht. Er trennt sich ungern und eigentlich nur in der Narkose von ihnen, wenn es ihm sehr streng befohlen wird; zu seiner täglichen Bewußtlosigkeit aber gehören sie wie Haut oder Haar, und er reinigt sie mit der Bürste wie gewachsene.

Zerutt weiß, was zu ihm gehört. Tausendmal hat er versucht, sich ein- und ausatmend mit der schwachen Undeutlichkeit in seiner Lunge zu befreunden oder wenigstens zu vertragen. Da ist ein Punkt, den sein Atem nicht ausfüllt, es ist keine Wunde mehr, das ist den Ärzten zuzugeben, kaum ein Widerstand, die Luft kommt schmerz- und geräuschlos daran vorbei. Und doch: da ist das Gespenst einer Stelle, wo etwas da ist und er nicht da oder nicht selbstverständlich und gleichmäßig da; eine Leerstelle, von ihm aus empfunden, die anderseits, von ihm nicht recht zu empfinden, ein Körper ist, eine eigene Existenz, also etwas Fremdes gerade in seiner Unauffälligkeit und darin boshafter als ein

Schmerz. Daß er so **gut** wie nichts davon empfindet, ist gerade das Untröstliche. Es ist also möglich, eine Stelle in seinem Körper zu besetzen und nicht dazu zu gehören, ohne daß dieser Körper sich dagegen wehrt oder wehren kann; hier liegt eine Gnade oder Toleranz vor, die Zerutt nicht annehmen kann, mag sie auch in seiner Physiologie liegen. In seiner Lebenserfahrung, liegt sie nicht, er ist immer darauf angewiesen, zu spüren, was zu ihm gehört und was nicht; er ist immer auf einen ehrlichen Schmerz angewiesen gewesen. Es ist Gift für ihn, atmen zu können und nicht restlos zu empfinden, womit oder an was vorbei. Und es ist Gift, tödliches Gift für ihn, sich nicht mehr seinem Atem überlassen zu können, ohne daß er dabei anstößt, schwach, schmerzlos und nicht der Rede wert, aber gerade deswegen stößt er an; stößt gegen etwas, was in ihm ist und nicht er, gegen das Tasten eines selbstvergessenen Todes. Aber Zerutt will nicht vergessen, wie das im ersten Moment zuschlug und aus welcher Hand das kam. Von einem Menschen, der nicht weiß, was er tut, nimmt Zerutt den Tod nicht an. [...]

Ludwig Hohl

* 9. April 1904 Netstal † 3. November 1980 Genf

Sohn eines Pfarrers; nach dem Besuch eines Gymnasiums, lehnte er es ab, eine Berufsausbildung zu machen und einen Beruf auszuüben und lebte in bedrückenden materiellen Verhältnissen. Längere Aufenthalte in Frankreich (1924-1931) und Holland (1932-1937), anschließend Niederlassung in Genf. Charakteristisch für Hohls literarisches Schaffen sind Aphorismus, Traktat, Kurzprosa, Gedicht, Zitat und deren Mischung. Werke u.a.: *Gedichte* (1925); *Nächtlicher Weg* (1943); *Die Notizen oder von der unvoreiligen Versöhnung* Bd. 1 (1944), Bd. 2 (1954); *Dass fast alles anders ist* (1967); *Bergfahrt* (1975); *Nachtnotizen. Von den hereinbrechenden Rändern* (1986).

BERGFAHRT

II

IM UNTERIRDISCHEN GEMACH

Zu frühester Stunde schälte sich Ull aus den zerlumpte Decken, zündete eine Kerze an, öffnete die knarrende Türe und stieg durchs Loch hinauf, um Ausschau zu halten: die Nacht war völlig windstill und sternenklar.

Er kehrte ins Gemach zurück, um Feuer zu machen, vor allem aber, nach Johann zu sehn. Der saß, wie eine veränderte Disposition der Kerze anzeigte, schon aufrecht da inmitten muffiger Decken, unbeweglich.

»Wie geht's dir?« fragte Ull und bereute es augenblicklich.

»Schlecht, sehr schlecht«, kam sogleich die Antwort. »Ich habe die Nacht keinen Moment geschlafen. Ich spüre es noch jetzt am Kopf, im Hals, am Rücken. Ich kann halt einfach diesen fürchterlichen Eiswind nicht ertragen.«

»Der Schneesturm existiert nicht mehr. Es herrscht völlige Windstille.«

»Ja, aber er kann wiederkommen. Er schneidet einem die Luft ab. Und dann diese fürchterlichen Séracs!«

»Die umgeht man doch. Und sind wir nicht umgekehrt, als der Schneesturm zu arg war? – Und haben wir nicht früher in der Schweiz auch Besteigungen ausgeführt?«

»Ja, aber das Gebirge war nicht von solcher Höhe. Und damals war ich jünger.«

»Und jetzt in deinem hohen Alter –.« (Er war dreiundzwanzig.) »Du redest irres Zeug – Du siehst, sogar das Feuer hat es gemerkt, es ist ausgegangen.«

Er machte sich daran, es wieder zu entfachen. Johann aber blieb immer in der gleichen Weise sitzen, unbeweglich. Unbewegt. Durch nichts mehr zu bewegen.

Das Feuer – was hatte es bemerkt? Es war wohl nur ein Anzeichen gewesen, ein Echo von dem, was er jetzt spürte: daß es mit seiner Macht über Johann zu Ende war.

Das Feuer brannte nun stark. Aber diesmal entsprach es einem anderen Feuer: dem einer maßlosen Wut, die ihn zu erfüllen begann.

»Also du willst aufgeben, willst alles fallenlassen?«

Aus Grabesstille nach einer Weile:

»Ja.«

Pause.

»Und all deine verfluchten, verteufelten eingebildeten Krankheiten, du denkst wohl – –«

»Du magst mich verachten, aber ich kann nicht mehr.«

Jetzt begann Ull mit hastigen Bewegungen seine Sachen und sich selbst für den Aufbruch bereit zu machen. Er mußte es also mit dem Gletscher allein aufnehmen – ein fast verrücktes Unternehmen; es hätte dazu fast unbedingt eines Begleiters bedurft, auch wenn es kein guter Begleiter war. (Denn von unten zu sichern, dazu brauchte es keine besondere Begabung. Das Gewicht einer Person schon konnte unter Umständen genügen, besonders wenn diese Person schwer war wie Johann.) Nun mußte er sich allein behelfen – die lange Mühe der Überredung war zu nichts geworden. Er wandte sich nochmals an Johann, aber nur mit maßlosen Beschimpfungen, welche dieser stumm erduldete, wie ein Hund, der geschlagen worden ist, der sich seiner Schuld bewußt ist und der demütig wartet – auf wieder eine Art Frühling.

Nun sah er Ull hinausgehen, erst den Rucksack durchs Schneeloch hochschieben, dann den Pickel, dann mit der Laterne selber nachfolgend, und es wurde dunkel im unterirdischen Gemach.

Draußen aber war es auch dunkel. Der Mond schien an dieser Stelle nicht, gigantische Schultern des Gebirges verbargen ihn; ohne Laterne wäre Ull nicht weit vorgedrungen; kaum hatte er wenige Schritte von der Hütte weg getan, als der hartgefrorene Schneehang von dem da in der Nacht Hinanklimmenden schon Anspannung, Kenntnisse verlangte. Da erreichte ihn eine Stimme; sie war wärmer, lebendiger als er sie von Johann (welcher durch das Schneeloch, wenigstens teilweise, herausgestiegen sein mußte) seit langem gehört hatte; ein Gruß und freundliche Wünsche.

Aber Ull, in seiner Wut, antwortete nicht mehr.

Hugo Loetscher

* 22. Dezember 1929 Zürich + 18. August 2009 Zürich

Aufgewachsen in Zürich, studierte er in Zürich und Paris Philosophie, Soziologie und Literaturwissenschaft, 1956 Promotion zum Doktor der Philosophie. Anschließend war er Literaturkritiker bei der „NZZ“ und der „Weltwoche“. Von 1958 bis 1962 Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Du“. Seit den 60er Jahren unternahm Loetscher Reisen nach Südeuropa, Südostasien und Lateinamerika. Bis zu seinem Tod arbeitete er als freier Schriftsteller und Journalist. Das literarische Schaffen Loetschers basiert auf seinen Reiseerfahrungen, bezieht auch autobiographische Elemente mit ein. Werke u.a.: *Abwässer. Ein Gutachten* (1963); *Die Kranzflechterin* (1964); *Noah. Roman einer Konjunktur* (1967); *Der Immune* (1975); *Herbst in der großen Orange* (1982); *Der Waschküchenschlüssel* (1983); *Die Papiere des Immunen* (1986); *Vom Erzählen erzählen. Münchner Poetikvorlesungen* (1988); *Der predigende Hahn* (1992); *Saison* (1995); *Die Augen des Mandarin* (1999); *Lesen statt klettern* (2003); *War meine Zeit meine Zeit* (2009); Lyrik: *Es war einmal die Welt* (2004).

DER IMMUNE

DER SCHÖPFLÖFFEL DER MUTTER

Er war ein Sohn, er trug das Zeichen auf dem Bauch, eine persönliche Vernarbung, die nichts über die Person, sondern nur über die Machart aussagte.

Die Eltern hatten ihm später erzählt: Kaum habe die Hebamme ihn im Arm gehalten, habe er gepinkelt, ein ganzes Wasserglas voll, die Hebamme habe es herumgereicht, »ein Bub, ein richtiger Bub«. Auf die Hänselei pflegte der Immune zu antworten, er habe damals noch nicht reden können; das Schreien hätten sie ihm falsch ausgelegt, deswegen habe er seinen Kommentar anders abgegeben.

So gekonnt die weise Frau ihre Arbeit verrichtet hatte, der Immune mußte seine eigene Hebamme werden. Er hatte an dieser Nabelschnur gerissen und gezerrt, als sie längst abgedorrt war.

Dabei hatte er sich als Junge und Jugendlicher vor diese Frau hinstellen und sie verteidigen wollen. Aber sobald sich eine Möglichkeit bot, war er ausgebrochen.

Er hatte als junger Mann Vorwürfe erfunden und die erstbesten benutzt, um nicht nach Hause zu müssen, und sei's nur für einen Besuch. Seine Tapferkeit hatte am Ende darin bestanden, eine Frau zum Weinen zu bringen. Zugleich hatte er seine Ohnmacht gespürt, an diesem Leben etwas ändern zu können.

Er hatte sich lustig gemacht über das, was sie ihm beigebracht hatte: man müsse ein rechter Mensch sein und das Gute lohne sich. Er wollte ihr manchmal das eigene Leben vorhalten und sie nach der Belohnung ihres Gutseins fragen. Wenn er aber Vorstellungen von Gerechtigkeit hatte, verdankte er sie dieser Frau.

Dabei hatte sie ein Leben lang erfahren, daß die Mächtigen mächtig waren, und es war gegen sie nicht anzukommen; von denen hing ab, ob man zu essen hatte und ob man wohnen konnte und ob man was zum Anziehen besaß. Daher meinte sie lange, es wäre wohl gescheiter, sich nicht mit ihnen anzulegen.

Sie wünschte, daß ihr Sohn etwas Besseres wird, und dafür mußte er in die Schulen. Es sah auch aus, als ob er die Schulen dazu benutzte, um etwas Besseres zu werden. Der Immune aber brachte die Frau um ihren Einsatz. Er mußte sich nicht nur von ihrem

Bauch, sondern auch von ihren Erwartungen entbinden, und das war der Riß einer Nabelschnur, deren Vernarbung auf keinem Bauch zu sehen war.

Er wollte diese Frau nicht prellen und wußte, daß sie es zunächst einmal nur so auffassen konnte, doch sagte sie eines Tages unvermittelt, daß die Besseren gar nicht so gut sind.

Damals war er bereits ein Mann, und die Frau, seine Mutter, ging in die Jahre.

Sie war immer älter gewesen und größer, aber dann war ihr der Sohn über den Kopf gewachsen; sie war eines Tages alt und wurde kleiner; während ihr Sohn in die Breite ging, wurde sie schwächer.

Sie sagte, sie selber höre nicht mehr gut, und sie fügte bei, das könnte auf der Straße schon einmal gefährlich sein; sie war auch einmal ohnmächtig hingefallen, sie hatte damals noch nicht gewußt, daß sie Zucker hatte.

Auch das Klingeln des Telefons entgehe ihr immer mehr, entschuldigte sie sich, aber sie könne ja selber anrufen; sie sagte manchmal im Gespräch etwas, das nicht ganz in den Zusammenhang paßte, und meinte hinterher, es sei auch schön, wenn man nicht mehr alles höre, was die Leute sagten.

Plötzlich konnte sie sich an eine Begebenheit aus der Kindheit erinnern, und das war frischer, als was ihr vor einer Stunde noch geschehen war:

Da war sie etwas über sechs Jahre alt gewesen. Im Stadtkreis vier, wo sie aufgewachsen war, hieß es an einem Nachmittag, vor dem Bahnhof stehe ein Neger; sie seien alle aufgeregt gewesen und hätten beschiossen, den Schwarzen anschauen zu gehen, aber sie hätten ihn verpaßt, da sie sich vorher noch die Sonntagskleider angezogen hätten.

Als alte Frau kannte sie andere alte Frauen und tauschte mit ihnen gelesene Heftchen und Zeitungsartikel, vor allem medizinische. Sie trafen sich mit Vorliebe in den Kaffeestuben der Warenhäuser oder in den Restaurants des Frauenvereins; dort war der Kaffee zehn Rappen billiger, man mußte ihn am Büffet holen, aber man durfte vor einer leeren Tasse sitzen bleiben, ohne daß einen das Personal scheel ansah.

Die alte Frau löste auch eines Tages ein General-Abonnement für die Straßenbahn. Damit konnte sie überall hinfahren, sie brauchte nur den Ausweis hinzuhalten, bis zu den Endstationen, von wo sie wieder zurückfuhr.

Sie war eine alte Frau, die ein Leben lang geblieben war, und die nicht übrigbleiben wollte.

Sie war Jahrzehnte lang Ehefrau gewesen. Nach dem Tod ihres Mannes wurde sie eine Witwe und setzte das Wort »Witwe« vor ihren Namen wie einen Titel, so selbstverständlich, wie sie an einem Finger zwei Ringe trug.

Sie stellte fest, daß eine Ehefrau, die ihren Mann verliert, einen Titel erhält. Als sie ein Kind verlor, war sie zu keiner neuen Bezeichnung gekommen. Wenn ein Kind seinen Vater oder seine Mutter verliert, wird es Halbweise oder Waise. Aber das war anders, wenn die Kinder zwanzig wurden. Da verwaisten die Kinder nicht mehr, und ihre Tochter und ihr Sohn waren schon längst erwachsen.

Und die Tochter hatte einen Buben und zwei Mädchen. Wenn die alte Frau mit der jüngsten Enkelin am See spazierte und die beiden sich die Hand gaben, wußte man nicht genau, wer wen hielt, damit keines verlorengelasse. Beide standen am Steg und schauten sich die Schiffe an. Die Großmutter erzählte, daß es früher Schiffe gegeben habe mit Rädern auf beiden Seiten, aber so groß waren die Schiffe nicht gewesen. Doch das Mädchen kannte viel größere Schiffe, es wußte dies vom Fernsehen.

Die alte Frau begann aufs Alter hin zu staunen.

Sie wunderte sich über die hohen Preise und über die modernen Läden, die man baute; es gab hier Gemüse und Früchte, die sie noch nie gesehen hatte, geschweige daß

sie deren Namen kannte. Sie staunte über die Kleider der Leute und was die Jungen alles zeigten und vorführten. Sie sah den Autos nach, die herumfuhren, und sie stutzte, wer sich alles eines leistete. Sie begab sich an die früheren Wohnadressen und faßte es kaum, daß die Häuser gleich aussahen, und in der Werkstatt, wo ihr Mann hatte selbständig werden wollen, befand sich noch immer eine Schlosserei. Sie wunderte sich über all die Medikamente, die sie einnehmen mußte, und davon immer mehr. Am liebsten aber suchte sie den Flohmarkt auf; da fand sie Dinge wieder, die sie als Mädchen und junge Frau gebraucht hatte und die oft im Weg gewesen waren; sie staunte über die Preise, sie hatte nicht gewußt, daß sie einst so reich gewesen war.

Als sie ihren Sohn einmal im Ausland anrief, schloß sie vorher die Tür mit dem Schlüssel und rückte ein paarmal den Stuhl zurecht, bevor sie die Nummer einstellte. Ohne daß sich das Fräulein vom Amt einschaltete, redete sie mit ihm, als säße er neben ihr.

Und als ihre Tochter und ihr Sohn ihr einen Grill schenkten, da hatte sie sich den zwar gewünscht. Aber sie fürchtete sich, die Schalter und Knöpfe zu betätigen und verheimlichte es. Sie war verblüfft, wenn sie im Prospekt nachlas, was man mit diesem Grill alles machen konnte. Sie stellte ihn auf den Schrank und freute sich, auch etwas Modernes zu besitzen.

Zu ihrer größten Überraschung aber war sie nochmals zu einem Sohn gekommen.

Der Immune hatte jahrelang diesen Sohn gespielt. Er kannte die Möglichkeit, sich mit einem Geschenk loszukaufen, etwas mitzubringen und mit dem Mitbringsel das Lösegeld für sich selber zu entrichten.

Er hatte sogar eine Zeitlang an Familienfesten mitgemacht. An jenen Weihnachten teilgenommen, wo die Familie zusammengehörte. Er konnte die Nervosität verbergen, obwohl er wußte, daß bald das Lied angestimmt wurde. Er war solchen Anlässen immer mehr ausgewichen, indem er über diese Festtage Arbeit annahm, deretwegen er wegfahren mußte.

Die Angst, etwas vorspielen zu müssen, war gelegentlich so groß gewesen, daß er für längere Zeit kein Lebenszeichen gab; es stellte sich Gleichgültigkeit ein, wo diese nicht gemeint war.

Das änderte sich erst, als der Immune zum zweiten Mal Sohn wurde. Der Frau, die seine Mutter war, hatte man beigebracht, für andere da zu sein, für ihren Mann und für ihre Kinder. Als ihr Mann starb, waren nur noch die Kinder da, vor allem ihr Sohn, der nicht verheiratet war.

Die Frau, die immer wieder daran gedacht hatte wegzulaufen und die am Ende geblieben war, hatte stets Hand angelegt und ihrem Mann geholfen, wo immer eine Möglichkeit sich bot. Nun legte sie Hand an bei ihrem Sohn. Der hatte keine Werkstatt, so räumte sie manchmal statt einer Werkbank einen Schreibtisch auf.

Sie las noch immer zuerst die Inserate und die Todesanzeigen, aber sie begann darüber hinaus die Zeitungen da zu lesen, wo sie sonst nur kurz verweilt hatte. Ihr Sohn schrieb für Zeitungen; sie hatte ihn auch schon im Radio gehört und auch auf dem Bildschirm gesehen. Sie rief ihren Sohn einmal an, und als der »Hallo« sagte, antwortete sie: »Einen Augenblick.« Er hörte Tumult und Schreie. Die Frau wußte, daß ihr Sohn in seiner Wohnung das deutsche Fernsehen nicht kriegte, so hielt sie den Hörer vor den Bildschirm und sagte nachher: »So geht's da unten zu, wo du hinwillst.«

Sie legte Hand an, indem sie Kommentare gab: Der Papst Johannes war ein guter Papst, man merkte, daß er es in der Jugend nicht leicht gehabt hatte; man sollte die Leute in Vietnam endlich in Ruhe lassen, die sind dort schließlich zuhause; und die englische Königin, die könnte auch den Armen was geben, was die für Schmuck besitzt; jetzt haben sie den Alten wieder die Rente nicht erhöht, und zwanzig Franken sind überhaupt

nichts mehr wert; aber in der Tschechoslowakei, da müssen sie unten durch; wie doch Menschen mit anderen schrecklich sein können, jetzt auch noch in Afrika; ob es denn wirklich mit dem Hunger so furchtbar ist, es sind Kinder, die können doch nichts dafür; und das mit den Flugzeugen, Unglücke hat's zwar schon immer gegeben, sie weiß noch, wie die Titanic unterging; sie erinnert sich genau, wie die Männer auf die Straße gingen, nur damit sie Arbeit kriegten; wenn einmal das Geld für die Bomben und die Tanks verteilt würde, sie wüßte schon, was sie mit ihrem Teil anfinge.

Der Immune hatte anfänglich ungeduldig reagiert. Die Geographie verwirrte sich bei ihr, und die Namen bereiteten ihr Schwierigkeiten, schon von der Aussprache her, und dies nicht nur wegen des Alters der Frau.

Der Immune war in Schulen gegangen, die sie nie besucht hatte; aber sie, die nun mit den Worten nicht zurechtkam, war es gewesen, die ihm diese Schulen ermöglicht hatte. Die Kluft war nicht zu leugnen, wenn Mutter und Sohn in der Küche saßen und Kaffee tranken und sie aus einem Schächtelchen einen Süßstoff hervorholte, weil sie den Zucker nicht mehr vertrug.

Er wurde ein zweites Mal ihr Sohn, indem sie zusammen reden lernten.

So waren sie schon einmal in der Küche gesessen. Damals hatte der Sohn als Kind auf Dinge gezeigt, und die Mutter hatte den Dingen zu einem Namen verholfen. Nun saßen sie wieder da, jetzt zeigte die alte Frau auf Dinge und wollte wissen, wie das heißt.

Von Zeit zu Zeit kam es zu einer zeremoniellen Bestätigung, daß eine alte Mutter und ein erwachsener Sohn zusammensaßen – dann, wenn es ans Essen ging.

Es hatte ihn als Kind und Jungen und auch als jungen Mann nervös und wütend gemacht, wenn ihm die Mutter schöpfte. Sie pflegte den Teller so voll zu machen, daß man kaum mit dem Besteck zugreifen konnte. Er hatte darüber geschimpft und gemurrt, war unwillig gewesen und ihr mit dem Schöpflöffel zugekommen.

Aber nachdem er zum zweiten Mal ihr Sohn geworden war, ließ er sich schöpfen, soviel und auf die Art, wie die Mutter wollte, und dieses Recht gab er nur ihr.

Die alte Frau nahm einen Schöpflöffel, füllte ihn mit Reis, Kartoffeln oder Teigwaren und häufelte Löffel um Löffel den Teller voll, schob das bereits Geschöpfte beiseite, um noch etwas Platz fürs Fleisch zu kriegen, und sagte: »Es hat noch mehr.« Und der erwachsene Sohn langte mit Messer und Gabel zu, daß es über den Tellerrand lief. Die Mutter sagte: »Es macht nichts.« Sie hielt einen Lappen in der Hand, um aufzuwischen, und sagte: »Iß ruhig weiter.« Dann schob sie ihm Papierservietten zu und zeigte auf das Salzfaß: Sie salze nicht mehr wie früher, sie spüre es nicht mehr so auf der Zunge. Dann langte sie nach dem Schöpflöffel, um die freigegebenen Stellen auf dem Teller des Immunen nachzufüllen. Es war, als hätte seit dem letzten Besuch bei seiner Mutter nie mehr jemand für ihn geschöpft, und es war, als ob sie zum letzten Mal schöpfte und den Schöpflöffel nie mehr aus der Hand legen wollte.

ER, DER EIN BESESSENER GEHER wurde, hatte als erstes ein Stück Weg aus einer Mutter ans Tageslicht zurückgelegt. Er hatte nackt begonnen; es war eine Nacktheit, die sich zudecken ließ.

Diese nackte Haut merkte sich, was ihr widerfuhr. Es hatte mit einer Narbe angefangen, einer abgedorrtten Nabelschnur, der einzigen demokratischen Narbe, die er kannte.

Zwar gab es auch Narben, die einem entsprechen mußten, der immun werden wollte, geplante Narben, die von Impfungen stammten. Doch die Narben, die von seinen Kämpfen herrührten, waren nicht auf dieser Haut zu sehen.

Es war eine Haut, die hielt. Das hatte ihn immer überrascht; denn manchmal war ihm, als trage er in sich etwas Selbstgebasteltes, etwas, das plötzlich losgeht und dann doch weitertickt, von irgendwem deponiert und gefährlich wie ein Anarchistenschertz.

So sehr diese Haut gehalten hatte, sie genügte nicht fürs Klima, sie besaß auch Druckpunkte für die Gesellschaft, was Kälte, Wärme und Schmerz betraf.

Diese nackte Haut mußte zugedeckt werden. Kaum war er geboren, wurde er zum ersten Mal eingekleidet, und es gab in der Folge kaum mehr ein Ereignis, das nicht mit einer Einkleidung verbunden war. Die Kleider versuchten immer wieder Macht auszuüben, von der Nacktheit dieser Haut zu profitieren und ihn zu Gesten und Rollen zu zwingen; das hatte er nicht zuletzt gemerkt, als er eine Zeitlang Uniform trug.

Diese Einkleidungen waren aber nicht nur Schutz und Verpackung, sondern auch Ausstellung und Information, damit begannen schon Schwindel und Täuschung. Dabei hatte sich der Immune oft in Kleider geflüchtet, nicht nur um die Nacktheit zu verdecken, sondern er hatte die Kleider als Versteck und Unterschlupf benutzt.

Anderthalb Quadratmeter Getast besaß der Immune, mit einer rhombischen und vieleckigen Felderung, über anderthalb Quadratmeter Haut nannte er sein eigen, das war sein unveräußerliches Grundstück, mobil und verletzbar, aber ein Boden, um darauf Erfahrungen zu machen.

Die Haut, eine Dolmetscherin von Licht, Wärme und Kälte, konnte ihn erregen, als hätte sie etwas preisgegeben, aber nicht den Augen, sondern den Fingern, die sie abfuhren und darüberstreichelten. Er hatte diese Nacktheit kennengelernt, indem er über andere nackte Haut gestreichelt hatte und indem andere Finger über die eigene gestrichen waren.

So verschrumpelt sich die Haut bei der Geburt ausgenommen hatte, sie war bei aller Wehrlosigkeit mit Anspruch verbunden gewesen; aber er wurde in jenen Jahrzehnten geboren, als dieser Anspruch gestürzt wurde. Er mußte sich in der Folge nicht nur für seine Haut wehren, sondern auch gegen sie.

Von Anfang an war es eine helle Haut gewesen, sie hatte stickstoffhaltiges Melanin enthalten, die Dichte des eingelagerten Farbstoffes machte eine Pigmentierung aus, derwegen er zu den Weißen gehörte.

Es war jemand mit einer anderen Pigmentierung, der ihm eines Tages dazu verhalf, das eigene Land zu entdecken, auch wenn er bei »Land« nicht nur an das dachte, was auf einer Karte Grenzen hatte.

Jürg Federspiel

* 28. Juni 1931 Kempthali † 12. Januar 2007 Basel

Er wuchs in Davos und Basel auf. Seinen beruflichen Werdegang begann er als Journalist. Er unternahm viele Reisen nach Großbritannien, Frankreich, Deutschland und lebte lange Zeit in New York. In seinem literarischen Schaffen vereint er moralische und gesellschaftspsychologische Thematik mit der Kritik der modernen Zivilisation, experimentiert mit der Form. Werke u.a.: *Orangen und Tode* (1961); *Massaker im Mond* (1963); *Der Mann, der Glück brachte* (1966); *Museum des Hasses. Tage in Manhattan* (1969); *Die Märchentante* (1971); *Paratuga kehrt zurück* (1973); *Die Ballade von der Typhoid Mary* (1982); *Die Liebe ist eine Himmelsmacht. Zwölf Fabeln* (1985); *Kilroy. Stimmen in der Subway* (1988); *Geographie der Lust* (1989); *Eine Halbtagsstelle in Pompeji* (1993); *Im Innern der Erde wütet das Nichts* (2000); *Mond ohne Zeiger* (2001).

GEOGRAPHIE DER LUST

NEUNZEHN

Als Laura erwachte, die Körpermitte wie die eines Säuglings verpackt und zugeschnürt, saß Lucia neben ihr und streichelte sanft ihren Nacken. Laura öffnete langsam die Augen, betrachtete die Räumlichkeit wie eine unbekannte Gegend und hob den Kopf zu Lucia.

»Du? Gut, daß du da bist. Ich war die ganze Nacht in Afrika. Nie, nie, nie mehr möchte ich nach Afrika«, lallte sie.

Lucia hatte ihr das Frühstück mitgebracht, Früchte, Brötchen und Butter, Capuccino und Süßigkeiten, und begann sie liebevoll zu füttern. Luras Augenlider waren wie von Bienenstichen angeschwollen. Sie suchte nach Erinnerungsfetzen.

»Signore Robusti ist nach Mailand gefahren«, schwatzte Lucia. »Er sah aus, als dürfte er einer Hinrichtung beiwohnen, einer privaten natürlich. Er komme erst zurück, wenn der Meister das Werk beendet habe.«

»Und er?« fragte Laura.

»Omai schläft«, antwortete Lucia und verbesserte sich sogleich: »Mister O'Hara schläft. Und nun soll ich dich auspacken, abkühlen und all das, ja?« Laura nickte, schob sich kleine Bissen in den Mund und ließ sich verarzten.

Als Lucia die Tätowierung der linken Hinterbacke erblickte, stockte ihr der Atem vor Bewunderung und Neid. Dann faßte sie sich: Der Meister hatte ihr befohlen, Luras Haut nicht länger als nötig freizulegen, alles abzukühlen und sofort wieder mit frischen Tüchelchen zu bedecken. Und so geschah es auch.

Omai O'Hara erschien erst am späten Nachmittag. Er grüßte Laura kurz, winkte jedoch mit einer energischen Handbewegung ab, als sie zu reden begann. Er befahl Lucia, Tücher zu holen, möglichst dunkle Tücher, um die Fenster zu verdunkeln. Kein Lichtstrahl, kein Lichtschimmer sollte eindringen. Lucia fand sogar schwarze Leintücher, sargschwarze; O'Hara verdeckte die drei hohen Fenster und schickte Lucia hinaus.

»Klopf in drei Stunden an die Tür«, sagte O'Hara mit seltsam leiser Stimme, »aber leise, ja leise. Und schließe die Tür sorgfältig hinter dir ab. Ich danke dir.«

Sie verließ das Zimmer.

O'Hara entfernte die Tücher von Luras Rückenende, betrachtete und betastete die Tätowierung. Ohne daß er sie dazu aufforderte, begab sich Laura in Kniestellung. Sie vernahm die Geräusche, die so sanften, knisternden, wenn jemand sich auszieht. Dann erblickte sie die nackte Gestalt eines Mannes, mondlichtglänzend, phosphoreszierend, winzige Lichtstrahlen auf den Fingerspitzen, mit denen er ihre geschlossenen Augenlider streichelte. Laura schlief sofort ein.

Omai O'Hara begann mit der Arbeit: Südamerika, Europa, Australien.

Die winzigen Nadeln, die er von Zeit zu Zeit austauschte, surrten, setzten, dank seiner Ambidextrie, mit der Perfektion zweier Computer Punkt neben Punkt auf die Haut, so rasch, daß er Australien und Südamerika in derselben Minute vollendete. Schweißtropfen, die sich zu kleinen Bächen zusammenfanden, näßten seinen mond hellen Körper, verschwanden in Gruben und Falten der Haut und flossen auf den Teppich.

Dann Europa: das herzlose Hirn, und dahinter die Endlosigkeit Asiens.

O'Hara ließ sich zurückfallen, ruhte aus, ohne die Augen zu schließen.

Eine Stunde verging: So lange benötigt ein Samen, um das wartende weibliche Ei zu erreichen, dort an die Tür zu klopfen und um Einlaß zu bitten, der besonders in unnötigen Fällen gewährt wird. In den meisten Fällen ist es unnötig.

Nein – das eigentliche Werk begann erst jetzt.

Omai O'Hara hatte in jahrelangen Experimenten eine Flüssigkeit herzustellen versucht, die bei innigem, verzehrendem Verlangen Töne, Musik aus der menschlichen Haut hervorzubringen sollte.

Ja, Musik.

Die Haut, so hatte er immer geahnt, ist das Tiefste am Menschen. Wenn die Haut tatsächlich das Tiefste war, so wußte sie Musik nicht nur zu empfangen, sondern auch auszusenden.

Omai O'Haras Lieblingskomponist war Vivaldi und dessen Werk *Die vier Jahreszeiten*.

Der Engel Salius, ein Dämon der siebten Stunde, ist in seinem persönlichen universellen Kreis und unter seinen Kollegen als ein Schalk bekannt, der besonders den Erdlingen Wahnvorstellungen eingab. So etwa die synthetische Herstellung von Gold, die Quadratur des Kreises, die allgemeine Liebe von Mensch zu Mensch, den ewigen Frieden auf Erden, das Perpetuum mobile, die unwiderlegbare Beweisführung der Existenz Gottes und viele andere alberne Dinge.

Es war jedoch tatsächlich dieser Engel, der alle geschlossenen und versiegelten Türen zu öffnen vermochte; er war Herr und Meister aller magischen Künste. Vor allem liebte er die von Menschen als verrückt bezeichneten Genies. Er war allerdings launisch und unberechenbar und ließ verrückte Genies zuweilen einfach als verrückte Genies im Stich, gab sie dem Gelächter der Zeitgenossen gnadenlos preis, weshalb sie meist im Irrenhaus ihre letzten Jahre verbrachten. Ganz im Stich jedoch ließ der Engel Salius seine einstigen Günstlinge nie. Er besuchte sie in den Irrenhäusern und tröstete sie, indem er den Wahn in ihren Seelen aufrechterhielt.

O'Hara hatte die himmlische Existenz des Engels Salius vor vielen Jahren ausfindig gemacht und ihn um Hilfe gebeten. Immer und immer wieder. Und der Engel half ihm.

Eines Morgens verfärbte sich die Flüssigkeit im Reagenzglaschen wie ein Kaleidoskop. Omai O'Hara stand davor, sang leise, dann etwas lauter vor sich hin, wartete atemlos: die Flüssigkeit begann ihm nachzusingen, kaum hörbar zuerst. Alles will gelernt sein.

Und die Flüssigkeit lernte tatsächlich.

Nämlich zu singen, nicht nur zu singen, nachzusingen, sondern zu musizieren!

Das Element Flüssigkeit als Musik.

Und an jenem Tag, da O'Hara die Gnade des Engels Salius widerfuhr, rief ihn Signore Antonio Robusti aus Mailand an.

Mit einer Nadel tupfte O'Hara die *Vier Jahreszeiten* Antonio Vivaldis auf den prachtvollen Globus Laura Granatis, hörte die Musik ab Band, *I Musici di Roma*, tätowierte mit der Flüssigkeit des Engels Salius die Noten in die Haut und ließ Klang für Klang eindringen.

Nach weiteren drei Stunden ließ er Lucia kommen: Man möge einen Chauffeur nach Mailand schicken, um Signore Robusti abzuholen: Das Werk sei nun beendet.

Lucia strahlte vor Glück. Nicht weil das Werk Laura nun vollendet war, sondern weil ihr der Meister in einer Liebesstunde eine Gazelle auf den Klumpfuß tätowiert hatte.

Nicht als Belohnung für die Liebesstunden: Lucia wußte mehr über Robusti, als O'Hara hatte ahnen können. Sie kannte Namen, Verbindungen, Hintermänner und wußte sogar Bescheid über Robustis Direktverbindungen zu Kardinälen des Vatikans. Sie war die geborene Mata Hari, der Klumpfuß ihre raffinierte Tarnung.

Gerhard Meier

* 20. Juni 1917 Niederbipp † 22. Juni 2008 Langenthal

Er wuchs in Niederbipp im bernischen Oberaargau auf. Nach dem Abbruch des Hochbau-Studiums trat er 1938 in eine Lampenfabrik in Niederbipp ein, wo er 33 Jahre als Designer und technischer Leiter arbeitete. Erste schriftstellerische Versuche unternahm er bereits während seiner Studienzeit, jedoch erst in den 60er Jahren veröffentlichte er seine Texte. 1964 erschien sein erster Gedichtband, dem weitere Veröffentlichungen folgten. Seit 1971 war Meier freischaffender Schriftsteller. Sein literarisches Werk vereint private Wahrnehmungen mit Fantasien, akzentuiert wird das Lokale, Kleinräumige, Provinzielle. Werke u.a.: *Das Gras grünt* (1964); *Im Schatten der Sonnenblumen* (1967); *Toteninsel* (1979); *Borodino* (1982); *Die Ballade vom Schnellen* (1985); *Signale und Windstöße* (1989); *Land der Winde* (1990); *Ob die Granatbäume blühen* (2005).

DIE BALLADE VOM SCHNEIEN

»Als ich vor Jahren im *Kleinen Bund* auf Robert Walsers *Winter* stieß, war ich erschüttert – geradezu. Ich weiß nicht, ob es Herbst war oder Frühling. Winter jedenfalls nicht.

Wenn ich später dann in einem Bücherzimmer stand, griff ich ein Buch heraus, las zwei, drei Sätze, stellte es hin, tat dasselbe mit einem anderen Buch, mit einem dritten, vierten, fünften, langte nach einem von Robert Walser, eilte nach zwei, drei Sätzen zu meinen Leuten, um ihnen diese vorzutragen – voller Überschwang.

Wo mag Robert Walser gestanden haben, wenn er die Welt abbildete? Etwas daneben, vermutlich. Leicht erhöht. An einem Abgrund gar. Wobei über seiner Welt jener Nebel gelegen haben muß, der beim Hervortreten der Sonne vergeht, zerfließt, das Licht durchläßt und allem, was man durch ihn sieht, zauberhafte Formen und Umrisse gibt und in dem überall der Widerschein des Morgenlichts aufblitzt, hier auf dem Wasser, da im Tau, dort auf den Bajonetten der Truppen, und der dahinzieht, so daß sich alles zu bewegen scheint«, sagte Baur, als hätte er Borodino vor Augen gehabt, am Morgen der Schlacht.

»Von Robert Walser sind mir auch *Brentano I* und *Brentano II* vertraut, *Kleist in Thun*, *Watteau*, *Jakob von Gunten* und der *Räuber-Roman*. Der *Gehülfe* ist meinem Leben zu nahe. Im Kreis der *Geschwister Tanner* war ich nicht genehm.

Jakob von Gunten«, und hier griff Baur nach dem Buch auf dem Nachttisch, »*Jakob von Gunten* las ich in einem Zuge, was schwere Träume absetzte, über drei Nächte hin. Und wenn ich an ihn zurückdachte, begann es zu schneien, nicht etwa in Schleiern, die sich über Landstriche legen (aus einer Schräglage heraus) und auf dem Trottoir, vor dem Haus mit der Sandsteinaffiche *Dahem*, in Staub zerfallen, woraus der Wind Voluten gestaltet, Gardinen aus dem Fin de siècle – sondern in großen Flocken, Kohlweißlingen gleich, die herunterzuschweben geruhen, um ihre toten Genossen zu beschnupern.

Nachdem ich *Krieg und Frieden*, den *Nachsommer* und *Mrs. Dalloway* hinter mir hatte, wandte ich mich erneut *Jakob von Gunten* zu. Diesmal stellte sich kein Schneefall ein. Dafür

fand ich mich dann auf dem Weg in die Wüste vor, zusammen mit Herrn Benjamenta eben«, sagte Baur, schlug das Buch auf, suchte, fuhr fort, »um zu sehen, »ob es sich in der Wüste nicht auch leben, atmen, sein, aufrichtig Gutes wollen und tun und nachts schlafen und träumen« ließe; mit dem Hintergedanken freilich, auf dem Heimweg, im *Turm* zu Langenthal, am gleichen Tisch womöglich, noch einmal *Winter* zu lesen, Robert Walsers Ballade vom Schneien.«

Baur legte das Buch zurück, schaute auf Caspar David Friedrichs *Eiche im Schnee*, griff nach dem Knauf, worauf sich das Kopfende der Matratze senkte, plazierte die Hände unter den Kopf, schloß die Augen, ermüdet vermutlich, hatte er doch während längerer Zeit schon geredet, eben, daß Robert Walser über blühende Matten und durch Schneegestöber getaumelt sei, auch durch jenes in der Friedrichstraße zu Berlin. Und daß er einmal mit Frieda Mermet am Murtensee gewelt habe, wo er sich zu Pöbeleien habe hinreißen lassen, so daß er die einzigen Ferien mit Frieda Mermet habe abbrechen müssen, worauf er wiederum über blühende Matten getaumelt sei, auch durch Schneegestöber, um dann im Schnee den Herztod zu erleiden, wonach man ihn aufgefunden habe, auf dem Rücken liegend, mit erstarrtem Blick in den Himmel, ohne daß er wahrscheinlich jemals noch einmal jenen über dem Murtensee gesehen, der etwas Russisches an sich habe, zumindest im Sommer, wenn zwei, drei Wölkchen an ihm dahintrieben, wobei sich dieses Russische natürlich auch auf den See und dessen Gestade übertrage, ja sogar auf die Leute; und daß, wenn man am Dampfersteg zu Môtier das Schiff erwarte, die Frauen am Steg und auch die auf dem Dampfer dann lauter russische Lisas (Bours Cousine) seien, also Frauen, angetan mit weißen Gewändern, weißen Handschuhen mit langen Stulpen, Strohhüten mit künstlichen Kirschen, Augen mit Seerosen darauf; und wo's einem dann, wenn man über den See fahre, zumute sei, als gleite man durch einen Roman, einen tolstoischen, natürlich. Und er, Baur, habe vergangenen Sommer einmal in der unteren Stube gesessen, während die Sonne Muster der Gardinen auf die Wände projiziert habe, Muster aus dem *Fin de siècle*, denn er habe sich Vorhänge gewünscht, die solche Muster aufweisen, Vorhänge, wie sie schon seine Mutter gehabt habe, weiße eben, mit Voluten darauf, Blumen, Bordüren, die aber bis auf den Boden hinunter und ungefähr fünfzehn Zentimeter vom Fenster entfernt gehangen hätten, was der Stube etwas Lichtes, Duftiges gegeben habe, und so habe sich die Welt von draußen in diesem Zwischenraum sammeln können, um dann durch die Muster letztlich etwas gedämpfter einzudringen, in eine Stube, wo das *Fin de siècle*, auch wenn es längst vorüber, eben noch zu Hause gewesen sei, – da sei er also gesessen und habe zwischendurch in einen Strauß geschaut, der aus gelben Margeriten bestanden habe, aus jenen, die jeweils im September auch vor der Westfassade des Hauses des ehemaligen Kavallerie-Majors gestanden hätten und von denen er heute noch nicht wisse, wie sie eigentlich hießen, in diesen Margeritenstrauß also habe er dann und wann geschaut und dabei erlebt, wie aus den Stengeln und Blüten heraus die Lisa, die Mina, die Ida erstanden seien, samt einem Sommertag darum herum, mit den Kohlweißlingen über den Steckzwiebeln und Bläulingen auf der Luzerne. Und er habe sich dann heimflanieren gesehen nach einem Besuch bei seinen drei Cousinen, und zwar auf dem Fußweg über dem Bord, am Bauernhaus mit den Pappeln vorüber, von denen übrigens heute noch einige stünden, und er habe dann wiederum das Gedränge im Gedärme verspürt, das ihn damals genötigt habe, an der Südmauer des Gartens einer Liegenschaft, die von seinem nachmaligen Sekundarlehrer und dessen Familie bewohnt gewesen sei, seine Notdurft zu verrichten. Als dann später die Frau des Sekundarlehrers mit seiner Mutter darüber geredet habe, wie schändlich die Zeiten bereits seien, habe sie

doch kürzlich an der Südmauer ihres Gartens Menschenkot angetroffen, habe er, Baur, sich davongestohlen.

Übrigens sei das Bauernhaus des ehemaligen Kavallerie-Majors verschwunden. Eines Tages, als er durchs Dorf geschlendert sei, habe er feststellen müssen, daß ein großer Teil der Dachziegel abgetragen und unter den Bäumen an der Mauer, gegenüber dem alten Schulhaus, deponiert gewesen sei. Und es habe der erste Schnee auf dem Land gelegen und natürlich auch auf diesem Gebäude, und zwar habe es sich um nassen Schnee gehandelt, was der angeschlagenen Liegenschaft in der Dämmerung das Aussehen eines Winterbildes von Caspar David Friedrich gegeben habe, so daß es einen bis in die Knochen hinein gefroren habe. Und eines Abends habe er dann auch hinnehmen müssen, daß das Tapies-Bild, die Westfassade eben, geschleift gewesen sei.

Auch hätten Katharina und er im verflossenen Sommer doch einmal die Gräber der Lisa, der Mina und Ida aufsuchen wollen, möglichst an einem Tag, wo die Kohlweißlinge zu tanzen beliebten, was sie beide aber verpaßt hätten. Die Ida, er habe ja davon erzählt, habe den Mann mit der Staublunge gehabt, den er habe hinuntertragen helfen, im Sarg natürlich, wobei ihn einer hinten habe stützen müssen, auf daß man nicht zusammen mit dem Toten die steile Treppe hinuntergefallen sei, während in die Szenerie das Plätschern des Bächleins, das sich in den Feuerweiher ergossen habe, herübergetönt, das heiße, die Stummheit durchbrochen habe. Jetzt sei der Feuerweiher ausbetoniert und mit einem Maschendraht umgeben. Man halte Forellen darin. Und um den Feuerweiher herum gebe es statt der Apfelmärten Wohnquartiere.

Und er glaube, daß Walser eben einige seiner Texte in den Wind geschrieben habe, was übrigens auch auf ihn, Baur, zutrefte. Einiges habe Walser natürlich zu Papier gebracht, zum Teil auch in Form von Mikrogrammen, wovon er Hunderte der Nachwelt zur Entzifferung hinterlassen habe. Und darum sei es traurig, daß der Wind so verkleckst werde, schreiben doch viele ihre Memoiren hinein. Und darum bewege es einen auch dermaßen, wenn er einem über die Wangen streiche, durchs Haar, weil da gleichzeitig auch so etwas wie Leben mitkomme, in den Wind geschriebenes. Er glaube auch, daß zum Beispiel Schafe oder Hirsche oder Hunde Litaneien dem Wind überließen. So gelte es, mit der Luft ordentlich umzugehn. Zudem gelange die Luft in die Bäume unserer Bronchien und von dort in die Bäume unseres Gehirns, denn die Gehirnzellen stellten so etwas wie Bäume dar und seien milliardenweise vorhanden, so daß man geradezu von Gehirnwäldern reden könne.

An Stelle der Liegenschaft des ehemaligen Kavallerie-Majors solle ein Gemeindebau, ein Mehrzweckgebäude, zu stehen kommen, ein Werkhof mit Saalbau. Und dieser Bau solle aus Beton erstellt werden, vor allem die Außenmauern. Das Dach aber werde einen dörflichen Charakter erhalten. Es werde ein steiles Krüppelwalmdach geben. Daneben stehe ja noch der alte Laden, wo die Johanna ihre Lehre gemacht habe und über einige Jahre als Verkäuferin tätig gewesen sei. Jetzt befinde sich eine Velo- und Motorradhandlung mit Werkstätte dort, was zur Folge habe, daß immer einige Fahrzeuge, auch havarierte, herumstünden. Im alten Schulhaus seien provisorische Büros und eine Brockenstube untergebracht.

Baur zog die rechte Hand unter dem Kopf hervor, schief aber weiter.

Ich betrachtete Caspar David Friedrichs *Eiche im Schnee* mit dem Tümpel davor und bekam jene Steingrube vor Augen, wo wir im Aktivdienst Einzelausbildung zu betreiben hatten. Diese Grube war umstanden von Eichen. Auch der Leutnant stellte sich ein, einige Kameraden. Es roch nach Lederzeug.

Baur erwachte, schaute sich um, streifte dabei Friedrichs Eiche am Tümpel, deren Zweige leicht bedeckt waren von Schnee.

Ich dachte mir, daß es Baur eigentlich erstaunlich gut gehe, was vielleicht nicht unbedingt ein gutes Omen sei.

»Bindschädler, diesen September bin ich dem Mann wieder begegnet, der mit dabei gewesen war, als am Karneval der Tresor des Pfauen geknackt wurde. Er ist jetzt ein Greis, der sich aber die indianische Gangart bewahrt hat. Mit zwei ehemaligen Turnerkollegen stand er vor dem Restaurant, wo wir für gewöhnlich das Leichenmahl einzunehmen pflegten, nach der Beerdigung eines Klassenkameraden. Ich bin ihm dann noch einmal begegnet, beim Hirschen, wo seinerzeit Lehrer Scherler im Saal über der Metzgerei mit dem gemischten Chor Verdis *Chor der Gefangenen* geübt, während ich auf dem Trottoir in den verblühenden Himmel geschaut hatte, dann auf den Dirigenten und die aufgeschnittenen Schweine im Schaufenster«, sagte Baur. Er lächelte, schloß für Momente die Augen, strich mit der linken Hand über die Decke, griff mit der rechten nach dem Knauf, wonach sich das Kopfende der Matratze etwas anhob, blickte auf die Eiche an der Wand, deren Äste, wie gesagt, mit Schnee bedeckt waren und zu deren Füßen ein Tümpel lag, wobei diese Reproduktion über dem riesigen Strauß von Winterastern hing, was einen an Bours drei Schwestern gemahnte, die mit Winterastern dahergekommen seien, als die Kirschbäume Fackeln simuliert hätten, Fackeln, um deren Hüllen gelegentlich Krähen herumgeschwirrt seien.

»Es gibt also Föhntage im September, Bindschädler, wo sich Männer aus Amrain treffen, um beim Jassen zum Beispiel Zwetschgenbäume halluziniert zu bekommen, Eisflächen mit Maßliebchen darunter, Indianer- oder Zigeunertänze, aufgeführt von Turnern aus Inkwil, wo ich übrigens einmal gewesen und noch auf zwei, drei, vier alte Liegeschäften gestoßen bin, Heimstätten ehemaliger Tänzer, die nun auf dem Friedhof zu Herzogenbuchsee liegen, denn Inkwil hat freilich einen See (einen halben zumindest), aber keinen Friedhof. Einmal bin ich im Winter von Solothurn nach Herzogenbuchsee und im Sommer von dort nach Solothurn gefahren, um mir vom Zug aus den See anzuschauen, an dem die Tänzer gewohnt hatten, die eben jeweils am Karnevalssonntag in Amrain aufzutreten geruhten, unter dem numerischen Singsang des langen Oberturners.

Bindschädler, der Inkwilersee weist Seerosen auf, sogar Schilf und dem Ufer entlang vereinzelte Eichen. Und wenn man südlich davor steht, hat man dahinter den Jura vor Augen, in der Ferne natürlich, und eine oder zwei jener Heimstätten«, sagte Baur.

Otto F. Walter

* 5. Juni 1928 Rickenbach † 24. September 1994 Solothurn

Er wuchs als das jüngste von neun Kindern des Verlegers Otto Walter in Rickenbach bei Olten im Kanton Solothurn auf. Nach dem Besuch der Klosterschule in Engelberg absolvierte er eine Buchhändlerlehre in Zürich. Tätigkeit in Verlagshäusern Walter in Olten und Luchterhand in Darmstadt-Neuwied. Seit 1972 freischaffender Schriftsteller in Solothurn. Sein literarisches Schaffen vereint Kindheitserinnerungen mit Mechanismen der Schweizer Demokratie, verbindet Fiktionalität mit Dokumenten. Werke u.a.: *Der Stumme* (1959); *Herr Tourel* (1962); *Die ersten Unruhen. Ein Konzept* (1972); *Zeit des Fasans* (1988); *Auf der Suche nach der anderen Schweiz* (1991); *Die verlorene Geschichte* (1993).

ZEIT DES FASANS

ZEIT DER INSEL

Ach Thom, sagte Tante Esther, ihren geliebten «Figaro» vor sich. Wann gewöhne ich mir endlich das Staunen ab? Da gehöre ich doch bald zu den Neunzig-, sie lachte: zu den Hundertneunzigjährigen, und noch immer komme ich aus dem Staunen nicht heraus. Das Rad der Zeit. Erinnerst du dich, wie's beinahe stillstand, vor noch sieben acht Jahren am Ende des Kriegs? Hier: schau dir die Bilder an: Berlin. Acht Jahre danach eine geteilte Stadt. Deutschland: ein zweigeteiltes Land. Wer hätte geglaubt, damals, als es noch *einen* Führer gab und *ein* Reich, daß es je zu einem kommunistischen Deutschland kommen würde? Die Kriegswunden verheilen langsam; aber die Glieder, die dir weggeschossen wurden, die kommen nicht mehr zurück.

Sie dachte nach. Nur: Soll es uns, uns Schweizern, nicht recht sein so? Sie hatte ihr Fuchsgesicht. Wir Kleinen sind nur groß, wenn auch die Großen klein sind. Nein nein, das Rad steht nicht still – es läuft, läuft jetzt wieder immer schneller. Nimm diesen Marshallplan – und während sie also von den 13 Dollarmilliarden zu schwärmen begann und vom Fortschritt, Thom

Was glaubst du, wird da an technischen Wundern noch alles auf uns zukommen

spürte Thom, wie er ihr hätte erzählen wollen von dem, was er in diesen Tagen zuvor in der Klosterschule erlebt hatte. Er hätte sie fragen wollen: Du, Tante, wegen der Juden und was da mit ihnen war – wie denkst du? Doch sie redete, als wäre er nicht vorgestern erst und wie aus heiterem Himmel befreit worden, befreit durch Charlott, aus seinem Gefängnis hinter den Klostermauern. Nein, sie hörte nicht zu. Das Rad der Geschichte. In Italien: de Gasperi Staatspräsident: ein Herr, Thom!

Was immer sie da erzählte, was immer sie beschwor, er hörte ihre Stimme; aber sie blieb draußen. In ihm war das Staunen darüber, daß er wieder da war. Zu Hause. Nie mehr die Koffer packen und dorthin, hinter die Klostermauern, zurück! Wie Charlott nur den Mut gehabt hatte «Gut. Dann kommst du jetzt mit» zu sagen!

Nie mehr in die Zelle? Vier Reihen zu fünfundzwanzig Holzzellen, je hundert Zellen in den Schlafsälen A und B. Thom's Zelle, mit der Tür, war einkommanezig lang und einkommaachtzig breit gewesen. Die Wände gingen nur so hoch, daß man, sich streckend, mit den Fingerspitzen die oberste Leiste erreichen konnte. Darüber bis zur Saaldecke war freier Raum, etwa vierzig Zentimeter hoch. So waren nachts das Stöhnen, das Schnarchen, manchmal die Schreie der schlafenden Mitzöglinge zu hören. Am Haken an der Tür hing die schwarze Kutte. Im Nachttischchen in der oberen Schublade bewahrte Thom seine Briefe auf, Briefe von Charlott, von Mutter, dazu die beiden Briefe von Vater. In den kleinen Schubladen darunter die Wäsche. Einen Schrank in der Zelle gab es nicht, auch keinen Stuhl. Die Kleider waren im Koffer und in der Pappschachtel unter dem Bett. Zellen mit Fenster waren für die Zöglinge von der dritten Klasse an aufwärts reserviert, aber nur für welche mit guten Noten vor allem in Fleiß und Betragen. Auch als Drittklässler bekam Thom keine Zelle mit Fenster. Ihm war das recht. Die Berge des Talkessels da draußen versperrten ohnehin gewaltig den Himmel; sie waren meist von Wolken verhangen.

Wie hätte er Tante Esther begreiflich machen können, was da jetzt geschehen war. Und was es in diesem verschlossenen, für Frauen unzugänglichen Männerstaat, in dieser Gesellschaft ausschließlich von Kuttenträgern, bedeutete? Sie kannte nicht einmal das steinerne Treppenhaus, worin jede Flüsterstimme, jeder noch so leise Tritt mit den San-

dalen hallte. Oder den Geruch: überall im weitläufigen Kloster- und Schulgebäude mit seinen gewölbten Gängen, den Refektorien, dem Waschsaal Schlafsaal Studiensaal und den Fluchten von Klassenzimmern hinter- und übereinander: nein, nicht einmal dieses Geruchsgemisch aus abgestandener Erbsensuppe, Bohnerwachs, verschwitzter Wäsche, ungewaschenen Männerkörpern und Schuhwischse kannte sie; nicht den Weihrauchgeruch im Flur vor der Hauskapelle oder in der Sakristei zur großen Kirche in prächtigem Barock. Das Gemurmel, das unablässige Zischeln, Murmeln; den Gestank der Aborte. Wie hätte er Tante Esther die Blicke zeigen oder ihr auch nur von ihnen erzählen können? Diese Augenpaare in den bleichen Mönchsgesichtern ohne Alter – die Augen hinter den dicken Brillengläsern des Paters Präfekt; die Augen der Klassenlehrer, die Augen der Aufsicht, die Augenpaare hinter Brüstungen und Fenster? Die im Dunkeln nicht sieht, nur spürbaren Augen über der Zellenwand, und wie sie durch die Mauern der Festung von Aulis immer näher kamen und näher?

Vom Glück – vom Glück konnte er Tante Esther erzählen; auch die Geschichte, wie Christian sein Freund geworden war. Pater Plazidus, der Leiter des Kirchenchors, hatte schon über zwei Jahre zuvor, Thom und diesen Christian am Schluß der Chorprobe zurückzubleiben geheißsen. Er hatte Christian – er war drei Jahre älter als Thom und schon damals in die vierte Klasse gegangen – ihm also hatte der Pater eröffnet, er mit seinem noch immer ungebrochenen Alt werde im morgendlichen Chor der Mönche als Solosänger gebraucht; zu Thom sagte er, auch er werde dort in der Vigil nun singen, er als Sopranstimme. Erst hatte Thom angenommen, es handle sich um eine Strafe. Die Ernennung bedeutete zwar, ausgewählt worden zu sein; gleichzeitig aber hieß das zusätzlichen Gesangsunterricht in Gregorianischem Choral, und es hieß Tagwache schon um 5 Uhr 30 statt erst eine Viertelstunde nach sechs Uhr.

Von jetzt an also wurden Thom und Christian durch leises Klopfen an die Zellentür, und nicht durch das schreckliche Gebimmel der Handschelle von der Schlafsaaltür her geweckt. Sie trafen sich im Treppenhaus. Verschlafen noch, aber schon atemlos und immer knapp vor Beginn der Vigil erreichten sie durch die Sakristei den Chor der Kirche. Nebeneinander gingen sie in ihren Kutten vor bis zum Hochaltar, bekreuzigten sich, machten die Kniebeuge; dann steuerte jeder von ihnen auf eins der beiden Chorgestühle rechts und links vor dem Altar zu und nahm dort in der ersten Reihe Platz. Sie knieten sich jetzt, durch den Chorraum getrennt, gegenüber, jeder von ihnen mit Mönchen neben und hinter sich: zwei sechzigstimmige Männerchöre, und wie sie im Wechselgesang, a cappella oder nur von der kleinen Orgel begleitet, die Gregorianische Morgenandacht intonierten.

Glück, und das Zittern vor Angst in der Stimme, wenn Thom merkte, daß er, auf leises Nicken von Pater Plazidus hin, sang, allein sang, die beiden Chöre der Mönche waren verstummt, und Thom spürte auf einmal sich, spürte sich; dieser hohe Singsang der noch ungebrochenen Bubenstimme, ja: das war er. Die Angst war fort. Er vergaß die viereckigen Noten auf den vier Strichen im Manuale vor sich, er kannte sie, kannte sie längst auswendig, und ließ sie mit seiner Stimme, die weit hinten im hohen Kirchenschiff widerhallte, zu auf- und absteigendem Gesang werden, Choralgesang, Sologesang im Wechsel mit den dann wieder mächtig einsetzenden, einstimmigen Chören der Mönche. Im Wechsel nicht allein mit ihnen; auch mit Christians Stimme; sie antwortete mit Sologesang, und wieder nahm Thom den Part auf und sang, wiederholend, ein Motiv zurück, oder er sang es vor. Ja, nie bisher im Gefängnis hier hatte er dieses Glück gespürt. Die fremde und vertraute Musik ließ ihn sich ganz hineingeben in das Reich eines Schönen,

das er als Erlösung von den Qualen des irdischen Tags in der Klosterfestung empfand; er wurde Teil dieser erdentbundenen Schönheit.

Und umso härter war dann der Alltag, in dem er sich wiederfand, wenn jeweils der letzte Choral verklungen war.

Aber dann der Skandal, den Christian auslöste. Einmal je Semester wurde im Theatersaal ein Film gezeigt. Diesmal war es der Film «Die rettende Insel». Er war angekündigt auf den Mittwochnachmittag. Christian und Thom verließen am Montag davor, um 6 Uhr 15, nachdem der Choral der Vigil verklungen war, als letzte im langen Zug hinter den Benediktinermönchen den Chorraum der Kirche. Christian flüsterte Thom «Komm» zu; sie gingen von der Sakristei aus, wo in noch, offenen Schränken die Meßgewänder glitzerten, in den Nebenraum, am Bruder Sakristan vorbei. In dieser großen Kammer setzte Christian sich auf den Tisch. Neben ihm stand eine Schatulle, von getriebenem Silberblech überzogen, dahinter eine ganze Reihe von Meßkelchen in Gold, mit edlen Steinen geschmückt, außerdem standen kleine silberne Weinkaraffen da.

Christian nahm eine davon, klappte den Deckel auf. Halt! Thoms Versuch, Christian am Trinken zu hindern, kam zu spät. Christian hielt ihn mit der Linken auf Distanz. Nur nicht so aufgeregt! Er nahm noch einen Schluck. Nicht schlecht! Komm, trink!

Aber das durfte er doch nicht! Meßwein! Das war doch verwandelter Wein, der war während der Messe, in der hl. Wandlung, zum Blut von Jesus Christus geworden!

Ach, weißt du, sagte Christian, das sagen die so. Das ist Wein – hier, das riecht man doch.

Kein Blut? Thom war überzeugt: in der Messe, nach der hl. Wandlung, trank der Priester vorn am Altar Blut, das wahre Blut unseres Herrn. Er raffte seine Kutte und setzte sich auf den einzigen Stuhl in der Kammer. Nein, er wagte nicht, aus der Weinkanne zu trinken. Das durften nur Geweihte, nur Priester!

Christian nahm die Silberschatulle auf die Knie. Der Deckel klappte auf. Er griff hinein; Thom erschauerte, als er sah, wie Christian einen kleinen Stapel der großen Meßhostien zum Mund führte und einen Bissen nahm. Ob Christian wahnsinnig sei? Hostien! «Das ist mein Leib» – waren nicht das die heiligen Worte, die der Priester am Altar murmelte, wenn er die weiße Hostienscheibe in den Leib unseres Herrn und Heilands verwandelte? Christian kaute. Wieder nahm er einen kleinen Hostienstapel aus der Schatulle, so als sei sie voller Brezeln. Thom sagte jetzt laut: «Hoc est enim corpus meum»! *Mein Leib*, Christian: *hoc est!* Kauend sagte Christian: Ob die Hostie der Leib Christi sei oder ihn *bedeute*, darüber stritten sich die Schriftgelehrten seit dem 6. Jahrhundert. Er stelle fest, und er sei lange genug Meßdiener gewesen, diese Hostien hier seien gut gebacken und doch weich wie Pariser Brot. Schau mich nicht so an! Tröste dich notfalls mit diesen Worten, die stehen auch im Messetext: «Accipite et manducate ex hoc omnes»! – *Esset alle davon!* Was tu ich denn anderes? Er lachte.

Auf einmal sagte er: Dieser Film, übermorgen. Ich hab ihn letzten Herbst in Zürich gesehen, zusammen mit meiner Mutter. Sie ist Jüdin, verstehst du?

Thom konnte nur nein sagen.

Dieser Film – da werde gezeigt, wie die Schweiz während des Kriegs die rettende Insel der Flüchtlinge gewesen sei. Diese schöne Behauptung mache aber vielleicht einen Zehntel der Wahrheit aus. Zu neun Zehnteln habe dieses Land aber nicht, wie es Christenpflicht und alte Schweizer Tradition verlange, die Flüchtlinge aufgenommen, sondern habe sie durch Polizei, notfalls durch Soldaten, zurück an die Grenze geschafft: in den Tod. Übrigens mit der Begründung, das Boot sei voll.

Christian erzählte. Seine Großeltern retteten sich, als Frankreich kapitulierte, von Annemasse aus heimlich über die Grenze. In Genf wurden sie von Christians Mutter empfangen. Noch in der gleichen Nacht wurden sie, durch eine Polizeikontrolle im Hotel, als Juden erkannt – sie hießen Rosenbaum, sie waren aus Pommern nach Frankreich geflohen – und, begleitet von zwei Soldaten, wieder an die Grenze gebracht. In Frankreich passiere ihnen nichts, hieß es. Drei Wochen später wurden sie in Nevers verhaftet. Sie kamen beide um: ermordet in Dachau. Tausenden, die aus Frankreich in die Schweiz kommen wollten, erging es so.

Christian holte Luft. In der offiziellen Weisung der Schweizer Regierung zur Flüchtlingspolitik habe der Satz gestanden: «Flüchtlinge nur aus Gründen der Rassenverfolgung sind nicht als politische Flüchtlinge zu betrachten» – anders gesagt: sind an der Grenze zurückzuweisen. Verstehst du? Aus Italien versuchten Tausende von Juden in die Schweiz zu gelangen. Aus Österreich: Tausende. Aus dem Deutschen Reich: Abertausende. Zu Kriegsbeginn seien lediglich rund achttausend jüdische Flüchtlinge in der Schweiz gewesen, 1944: insgesamt 70 000 Flüchtlinge, davon 22 000 Juden: mehr waren es nicht. Christian schaute an Thom vorbei.

Thom hörte stumm zu. Ihm war, als machten ihm, ihm selber, diese Zahlen den Prozeß. Zähle zu den 70 000 Flüchtlingen noch 80 000 internierte Militärs – Polen vor allem, Italiener – so sind es vielleicht im ganzen 150 000 Flüchtlinge gewesen, auf eine Bevölkerung des Landes CH von etwa 5 Millionen: rund 3 Prozent. Wie findest du das?

Christian redete ruhig. Oder das: in den Lagern des Dritten Reichs wurden weit über 5 Millionen Juden – auch Frauen, auch Kinder – vergast, gehängt, erschossen.

Oder das, Thom: unsere Regierung, der Bundesrat, setzte in zähen Verhandlungen mit der Reichsregierung durch, daß alle Juden im Einflußgebiet von Nazideutschland in ihre Pässe ein großes J eingestempelt erhielten – mit dem Zweck, die Träger dieser Ausweise unterscheidbar zu machen von anderen Flüchtlingen, deutsch gesagt: um sie von den Grenzen der Schweiz zurückweisen zu können.

War das denn wahr? Der Pater im Geschichtsunterricht hatte vor wenigen Tagen erzählt, in einer Vorbereitungsstunde für den angekündigten Film, ja, es seien Juden, Kommunisten und Zigeuner aus Deutschland vertrieben worden. «Hier aber, in unserem schönen Land, fanden sie eine neue Heimat.»

Christian schaute auf seine Kutte über den Knien. Meine Mutter hat Hunderte von Briefen an die Behörden geschrieben. Zusammen mit Vater und ihren Freunden hat sie jüdische Männer, Frauen, Familien mit Kindern oft monatelang versteckt in Kellern, in Dachböden, um sie vor der Ausweisung aus der Schweiz zu schützen. Viele Schweizer, Schweizerinnen haben gegen die offizielle Politik protestiert. Sie haben gekämpft für die Flüchtlinge, haben sie aufgenommen, haben für sie gesorgt. Nur, sagte er: stell dir einen Apfel vor. Du schneidest ihn auf. In neun Zehnteln steckt der Wurm. Was ist nun die Wahrheit über diesen Apfel? Ist er gesund oder faul? Euer Geschichtslehrer und dieser Film: sie nennen ihn gesund.

Tante Esther redete noch immer. Erinnerst du dich? Das mußt doch selbst du noch wissen, wie wir abends ums Radio saßen, ich suchte den Soldatensender Südwest, und wenn die dann anfang «Vor der Kaserne, vor dem großen Tor» zu singen – selbst dein Vater stand am Kachelofen mit Tränen in den Augen – sie redete, redete, und Thom hätte ihr doch erzählen müssen von Christian und den Juden und wie sie, Tante Esther, denke über diese Vernichtungslager, und daß Christian, noch immer dort im Nebenraum der Sakristei, gesagt hatte: er habe etwas vor. Ob Thom ihm helfe? Ob Thom schweigen könne?

Mittwoch nachmittag halb fünf. In den Theatersaal zogen sie in Zweierkolonnen ein, Klasse um Klasse, erst die Zöglinge, danach die Mönche. Kurze Begrüßung durch den Pater Präfekt. Dann gingen die Lichter im Saal aus; untermalt von einer Musik, die das Rauschen des Meers intonierte, flimmerten groß die Worte auf der Leinwand: «Die rettende Insel». Thom zog eins der Blätter aus der Brusttasche. Er tippte seinen Vordermann auf die Schulter, reichte ihm das aufgeschlagene Blatt. Er flüsterte: Lesen und weitergeben! Fünf Minuten später reichte er seinem Nachbarn ebenfalls ein Blatt. Das komme von da drüben, Thom wies unbestimmt nach rechts über den Flur. Lesen und weitergeben. Im spärlich erhellten Dunkel war, wenn man das Blatt nahe unter die Augen hielt, wohl nur der Titel zu lesen: «Dieser Film ist eine Lüge», darunter: «Weitergeben!»

Schon Montagabend und wieder am Abend vor der Vorführung hatte Thom und hatten drei andere Kameraden von Christian in Blockschrift den Text, den Christian verfaßt hatte, heimlich in der Zelle abgeschrieben. Jeder von ihnen brachte diese Blätter während der Vorstellung in Umlauf; jeder fünf Kopien.

Schon beim ersten Wechsel der Filmrollen, das Licht war angegangen, bildeten sich im Saal Gruppen von Lesenden. «Dieser Film lügt», darunter, Punkt für Punkt, Zeile für Zeile, die Tatsachen, die Christian zusammengetragen hatte. «Die Wahrheit sieht anders aus.»

In der zweiten Pause entstand Unruhe. Überall im Saal standen Zöglinge, vor allem die der oberen Klassen, in bald lauten Diskussionsrunden. Patres mischten sich ein.

Der Film ging zu Ende; auch musikalisch verkündete der Schluß den Triumph schweizerischer Mitmenschlichkeit. Als das Licht angedreht wurde, stand vorn vor der Leinwand der Pater Rektor. Er hielt zwei der Flugblätter in die Höhe: «Wer diese Blätter geschrieben hat, wird ja wohl wenigstens den Mut haben, aufzustehen!» Thom spürte, wie ihm die Röte in die Wangen schoß. Eine Minute lang herrschte Schweigen. Niemand? – Feiglinge! Glücklicherweise konnte das Abendessen nicht verschoben werden. Anschließend fanden dann Befragungen der einzelnen Klassen durch ihre Lehrer statt. Die Antworten der Zöglinge lauteten immer wieder: Als das Licht anging, lag das Blatt vor mir auf der Kutte. Oder: Ja, es kam von hinten. Es kam von rechts drüben. Im Dunkeln konnte ich nicht sehen, wer es herüberreichte. Nein, ich sah nichts. Einen bangen Tag lang gingen die Verhöre weiter. Auch einzeln mußten sie antraben. Allmählich, verkündete am Donnerstagabend der Pater Präfekt im Studiensaal, kristallisierten sich zehn Verdächtige heraus. Im Vorbeigehen murmelte Christian Thom zu: Wir wissen von nichts, klar?

Auch am Freitagmorgen sangen Christian und Thom in der Vigil. Nur mit Mühe gelang Thom, seinen ersten Solopart zu Ende zu singen. Auch Christians Stimme klang gepreßt; zweimal mußte Christian husten. Als das siebte und letzte Solo Christians an der Reihe war, entstand eine Pause. Thom spürte die mächtige Gegenwart der sechzig Kuttenmänner neben und hinter sich. Komm, Christian, los! Sing! Bitte sing! Jesus, gib ihm die Kraft zu singen!

Endlich Christians Stimme. Auf einmal klang sie klar, laut, ein wenig zu hoch vielleicht: Ich bin Halbjude. Ich heiße eigentlich Ismael. Mit acht Jahren wurde ich getauft. Ja, ich war's: ich habe die Blätter geschrieben. Ich bekenne mich von jetzt an zu meinem Judentum. Ich trete hiermit aus einer Kirche aus, die nicht fähig ist, die Wahrheit über das Versagen dieses christlichen Landes zuzulassen! Ich will wieder Ismael heißen.

Pater Plazidus leitete auf der kleinen Orgel zum Schlußgesang über. Unter der Tür zur Sakristei schon wurden Thom und Christian vom Pater Rektor empfangen. Schweigend gingen sie hinter ihm her ins Rektorat. Dort fragte der Pater Christian, ob er bei seiner Entscheidung bleibe. In diesem Fall werde er, der Rektor, mit Christians Eltern te-

lefonieren, kurz vor acht Uhr. Und nun du, Thomas, willst nicht auch du jetzt die Wahrheit sagen? Thom stotterte erst einmal Unverständliches. Wieder war er rot geworden, bis über die Ohren. Er nickte. Ja, sagte er. Und Christian sagte schnell: Ich habe ihn überredet. Thom habe ihm geholfen, die Blätter abzuschreiben und, ja: auch zu verteilen.

Um neun Uhr, Thom saß in seiner Klasse beim Rechnen, klopfte es an die Tür. Christian kam herein, kam zu Thom in der dritthintersten Reihe. Er trug Pullover und Knickerbockers. Er sagte, er fahre mit dem Zehn-Uhr-zwanzig-Zug, und «Dank! und Mach's gut», dann ging er.

Thom saß von da an in jeder Stunde Freizeit, statt Tischtennis zu spielen, im leeren Klassenzimmer. Er hatte aus dem Buch mit dem Titel «Die rettende Insel» fünfmal das fünfzehnseitige Kapitel abzuschreiben, worin jüdische Emigranten ihren Dank an die Schweizer Bevölkerung für die Rettung aus großer Gefahr ausdrückten. So saß er nun Tag für Tag, allein.

Am sechsten Tag um drei nachmittags wurde Thom aus dem Studiensaal geholt. Er habe Besuch. Seine Schwester erwarte ihn, im Besuchszimmer neben der Pforte.

Charlott! Thom rannte, die Kutte bis zu den Knien gerafft, treppab und durch die Gänge. Charlott saß da, am großen Tisch. Sie lachte. Wie geht's, du Mönchlein? Er umarmte sie. Das Brennen in den Augen, als er ihre warme Wange an der seinen spürte. Eine Weile saß er ihr stumm gegenüber. Wie schön sie aussah in ihrem roten Jackett. Da fehlen nur noch, sagte er und wußte, sie verstand: da fehlen nur noch die wilden Tiere drauf!

Und langsam begann er zu erzählen. Er gestand, fast jede Nacht beim Einschlafen – er müsse nur an die Tauben zu Hause denken – dann weine er ins Kissen. Ein schrecklicher Ort, sagte er. Ich bin sicher, wenn Vater noch lebte, er würde mich hier herausholen!

Charlott hatte das Kinn in die Hand gestützt. Auch als er von Christian erzählte, hörte sie ruhig zu. Sie betrachtete ihn lange, wie abwesend. Wenn ich das alles so höre, sagte sie. Und nach einer langen Pause dann dieser Satz: Gut. Dann kommst du jetzt mit.

Hatte Thom recht gehört? Ja aber – und was wird Mutter sagen?

Überlaß das mir. Ich denke, sie wird verstehen.

Peter Weber

* 22. April 1968 Wattwil/Toggenburg

Schweizer Prosaist und Essayist, einer der begabtesten literarischen Vertreter seiner Generation. Nach der Schulzeit lebte er in Zürich, wo er in mehreren Projekten mit Musikern, u.a. Bahnhofsprosa live mit Denis Aebli (Schlagzeug, Elektronik, Vox theremin), Singende Eisen, Spangen und Gleise zusammen arbeitete. Auftritte mit dem improvisierenden Streichquartett „Die Firma“ aus Zürich und Bern. Er experimentiert mit der Sprache, seine Prosa wird oft als musikalisch bezeichnet. Werke u.a.: *Der Wettermacher* (1993); *Silber und Salbader* (1999); *Bahnhofsprosa* (2002); *Die melodiösen Jahre* (2007).

DER WETTERMACHER

DER HUT MEINES VATERS

Wie ich den Elternfaden weiterverfolgen, zur eigenen Geschichte vorstoßen will, werde ich von einer Vielzahl von Gefühlen überrannt.

Witterung wirft sich mir unerbittlich ins Zeug.

Unvorhersehbares nimmt Gestalt an.

Alle Fäden reißen.

Jetzt ahne ich, meine Liebe, worauf ich mich eingelassen habe.

Geister, die ich heraufbeschwöre, gehorchen mir aufs Wort.

Wind und Wetter folgen auf Geheiß.

Das Wetter steht in meiner Macht.

Bin Auslöser.

Kaum eine Sekunde des Zauderns, Zögerns, nicht Weiterwissens aber, und schon rücken mir Gegenwärtigkeiten auf den Leib.

Anderes, Pulsierendes, frei Atmendes will mich aus dem bißchen Fassung bringen, das ich mir erweiter, Anderes, Unfaßbares tritt auf den Plan, nimmt vom Tisch Besitz, Anderes, Unaussprechliches, Ungefährs, Unausgestandenes bedrängt mich unvermittelt.

Ich habe keine Ruhe mehr, Geklingel habe ich in meinen Ohren, schrilles, stechendes Geklingel holt mich, sobald ich abschweife, hart in die Gegenwart zurück.

Das Hereinbrechen der Nacht.

Fraglos.

Es verlangt Tribut für mein Tun.

Gegenwart setzt ihre Stachel an.

Die Glocken sprechen.

Erst leise und verhalten, dann immer lauter.

Ich nehme mir das Wachs aus den Ohren.

Tatsächlich die Glocken, draußen.

Das beruhigt mich.

Es ist Samstagabend, Vorfreude, mein großer Tag naht.

Hoffnungsgeladenes Geläut wird aber, sobald ich näher hinhöre, vom Gestöber geschluckt, zerfranselt.

Ich will mich an Tatsachen festhalten.

Gegenwart ließ sich nicht umgehen.

Tatsachen, die um mich herum angehäuft lagen, spannten mit der Gegenwart zusammen, sperren sich gegen ein Weitermachen, entzogen sich meinem Diktat.

Wurde in Gegenwart des Tisches eingekleidet, ein Mantel aus Einsamkeit wurde mir umgeworfen, zärtlich und bestimmt.

Dieser ließ sich nicht einfach abschütteln.

Großen Vorsätzen entgegen erhob ich mich, nahm den Schlüssel, entfernte Keile, öffnete die Türe.

Im Treppenhaus nebst gefrorenem Geklingel Restfetzen der Lärmorgie von feierabends:

»... die Welt ist guut ... !«

»... nach Itaalien ... !«

»... hab da was für diir ... !«

Ich fand den Eingang zu unserer Wohnung.

Die Türe hatte ich offengelassen.

Sah Licht.

Zwei Hüte hingen, als ich eintrat, in der Wohnung brav beieinander.

Schwarz und bescheiden mein ausgemustertes Geburtstagsgeschenk, daneben der Hut meines Vaters.

Schnee drauf.

Der Arbeitshut meines Vaters.

Natürlich.

Er war von Aura umgeben:

Grelles Licht schwebte in meinen Augen gleich einem Heiligenschein um den Hut herum.

Hast und Verzweiflung nahm es mir, konnte mich bannen, konnte mich gefangennehmen.

Ich wurde Sklave.

Ließ mich versklaven.

Blauschwarz ist der Hut meines Vaters eigentlich, zwischen Blau und Schwarz von einem goldenen Streifen königlich durchzogen, hat vorne einen mützenähnlichen kleinen Schirm und darüber das zweifrankenstückgroße, im Gegensatz zu jenem des einfachen Kondukteurhutes goldene, nach links und rechts gefeilte Signet der Schweizerischen Bundesbahnen aufgenäht.

Zu vergleichen wäre er, mal abgesehen von der Farbe, durchaus mit einem gängigen, ordinären, lediglich schwarzen Kondukteurhut, unterscheidet sich jedoch wesentlich von allen anderen Mützen, Kappen, steifen Hüten, die in dieser Stadt zirkulieren: Schöne, große gutleserliche weiße Buchstaben schreiben über dem Signet vor blauem, stirnruntem Hintergrund das Zauberwort, sprechen ein Machtwort:

Information.

Stets hatte ich nach diesem Hut geschielt, nie hatte ich mich an ihn herangewagt.

Mir wurde klar, daß es die Gelegenheit war.

Ich ließ mich verführen.

Ich nahm das Abgebot wahr.

Mit der Tattrigkeit des alten Diebes, der zur Vernunft und deshalb etwas aus der Übung gekommen ist, nahm ich den Hut vom Haken, wischte die Schneeschicht weg, hielt ihn vorerst ungläubig, dann entschlossen in Händen.

Setzte ihn mir auf:

Angebot und Nachfrage waren deckungsgleich.

Der Hut hockte sich mir großzügig aufs Gestrütt und aufs Gestöber, saß gleich wie angegossen, wuchs mir unverzüglich an.

Klärend.

Welch erhebendes Gefühl von Form und Fassung.

Der Hut bringt meinen Kopf mit allen Flaunen unter einen Hut, schoß es mir durch den Kopf, der Hut verlängert mich ins Unermeßliche, ich hatte die gewisse Übersicht, die einzig Aussicht auf Einsicht ist, kein noch so beflissener allgemeinpraktizierender Arzt hätte mich unter seine haarscharf anzeigende, keinen persönlichen Spielraum duldende, jeden Schädel mit demselben wissenschaftlichen Kaltsinn deckende Meßlatte gebracht, hatte allesumspannende Ohren.

Meine Länge, spürte ich, erwuchs zu reiner Größe.

Mein Kopf geriet unversehens zum Palast.

Meine Stirn wurde Kirche.

Das Haar war Park.

Tempel das Ohr.

Das Ohr kennt keine Grenzen, das Ohr denkt in Klängen, das Ohr denkt in Reimen, das Ohr denkt in Sprachräumen, denke sich durch Zwischenräume, Spielräume, erdenkt sich Freiräume, eröffnet Welträume, Wetterräume, das Ohr sendet, das Ohr empfängt.

Klänge.

Anklänge.

Du bist der Wettermacher, behauptete der Hut unmißverständlich, bereite dich.

Ich glaubte das.

Fühlte mich bestärkt.

Für Höheres gerüstet.

Ich machte mir Kaffee und begab mich wieder in den Keller.

Täusche ich mich oder sehe ich das Gestöber tatsächlich zurückweichen, wie ich mit dem Hut durchs Treppenhaus schreite?

Wieder am Tisch, festigte ich zurückgewonnenes Selbstvertrauen mit zwei Tassen Kaffee.

Kaffee zersiedelt jedes Zaudern.

Kaffee ist reine Wettermedizin.

Vor mir Papier.

Bringe Zeit aufs Papier.

Ich nehme mir Zeit für dich.

Ich lege Zeit auf dem Tisch quer.

Bin mit Informationsgewalt ausgestattet.

Unter dem Hut.

Ich greife Raum.

Breite mich aus.

Ich interessiere mich für dich.

Stehe unter Obhut.

Ich interessiere mich für dich.

Das Ohr ist entgrenzt.

Dir allein ist es hörig, Liebe, wo du innewohnst, ist Klang.

Bringst die Dinge in Schwingung.

Hältst das Wenige zusammen.

Bist Echo.

Ich höre deine Antwort.

Lausche, horche.

Ich will mehr von dir hören.

Die Stadt spielt sich auf Kopfhöhe ab.

Ich übertreibe.

Ich wachse darüber hinaus.

Ich könnte dich küssen.

Ich habe die längste Zeit als ein dürres Hälmchen im Nachtschatten gedarbt.

Ich wuchere.

Ich schweife.

Es ist des Wettermachers erste Pflicht, gehörig abzuschweifen.

Wettermachen heißt behaupten.

Der Wettermacher ist Papier.

Es ist gespannt.

Er funkt dazwischen.

Schmeißt Gedanken.

Leitet Blitze, Geistesblitze ab.

Geht den Dingen auf den Grund.

Löst sich in Luft auf.

Vermengt Äußeres mit Innerem.

Die Stadt spielt sich auf Kopfhöhe ab.

Ich setze an.

Nehme Anlauf, renne, schweife.

Die Wände weichen.

Die Decke flieht.

Der Hut übernimmt das Diktat.

Dem Millionen-Zürich, das vor mir aufgeschüttet lag, war der Hut gewachsen.

Ich wettete und wettete:

Pfahlbäurische Menschenhand hatte der von wildem Getier belauerten Waldschaft im Limmattal die ersten Lichtungen, Ackerland und das Prinzip Hoffnung beschert.

Dem von Schraten und Donnergöttern, Feen und Totengeistern beseelten, bald römischen, demnach auch hellenischen, als Zollstation dienenden, zunehmend christianisierten, bald in den Völkerstrudel geratenden Zürich, dem Nordluft, Südluft atmenden, Westwind bekommenden, von Kelten, Alemannen gestreiften und durchfluteten, irischen, fränkischen Zürich, das unter Karl dem Großen eine Stadt war, in der es viele Dinge gab, dem sagenhaften, trotz befestigter Stadtmauern Dämonen und schwanzkopfigen Ungeheuern ausgesetzten, zunehmend gewerbereichen, statthaften, zünftig bürgerlichen, eidgenössischen, von der Pest dann und wann heimgesuchten, reisläuferischen, sich gerne in innereidgenössische Wirren verstrickenden, sich grell reformierenden Zürich bin ich gewachsen.

Über das zwinglianische, in gegenreformatorische Scharmützel verwickelte, Toggenburgischen und anderen Glaubensflüchtlingen stets großzügig Asyl bietende, vom Franzos überrannte, von Paris aus in einen anderen Zusammenhang gestellte, vaterländische Gefühle aufbauende, freisinnende, sich tüchtig Ehrgeiz einimpfende, den Kampf um die Bundeshauptstadt der Eidgenossenschaft mit Luzern und St. Gallen an Bern verlierende Zürich, das sich der neuen Zeit um so entschlossener in die Pranken warf,

über das sein Tempo erhöhende, bahnhöfische, sich durch die Gotthardbahn ins Herz von Europa rückende, sich protzig gebärdende, rasant machende, Umgebung schluckende, Weltliteratur spuckende, tramgeschiente, elektrifizierte, dadaistische, vom ersten Weltkrieg verschonte Zürich,
 über das von den Krisenjahren etwas abbekommende, rotregierte, sozial bauende, vom zweiten Weltkrieg verschont gebliebene, Stahlrohre ins Ausland verkaufende, sparsame Zürich,
 über das internationale, einen Flughafen benötigende, für den Individualverkehr grundsätzlich ungeeignete Zürich,
 das sich planlos, weil demokratisch hinkrumpelt,
 über das neureiche, süß und klebrige, über das kreischende, fiepende, trottsende, es eigentlich immer gut meinende, unter Druck stehende, Druck ausübende, trotzdem nicht hochbauende, das Mittelmaß keinesfalls übersteigende, sich in eine Höhe von dreißig bis vierzig Metern einquälende, über das freundlich lächelnde, hinter vorgehaltener Hand vibrierende, sirrende, nichts als Lärm produzierende, reinsten Lärm produzierende, den schönsten Lärm der Welt produzierende, hinter Fassaden erloschene, Lärm in Information und Information in Lärm umwandelnde, von Lärm und Information zusammengekitzte, jede Nische mit Information ausmostende, den Informationsfluß anheizende, brennpunktende, als ein See von Gefühlen in den Keller einfließende Zürich, das vor mir aufgeschichtet liegt, wachse ich hinaus:

Ich reiche, meine Liebe, wenn ich mich von meinem Sitzplatz erhebe und in voller Länge erstrecke, über das Kellerfensterbrett hinaus.

Ich recke mich dir entgegen.

Die Stadt liegt gleichermaßen zwischen mir und einem Himmel:

Zwischen gemischten und höchsten Gefühlen.

Urs Widmer

* 21. Mai 1938 Basel

Sohn des Übersetzers, Literaturkritikers und Gymnasiallehrers Walter Widmer. Studium der Germanistik, Romanistik und Geschichte in Basel, Montpellier und in Paris. 1966 Promotion an der Universität Basel mit einer Arbeit über die deutsche Nachkriegsprosa. Anschließend Verlagslektor beim Walter Verlag in Olten und Suhrkamp-Verlag in Frankfurt am Main. Er lebt als Schriftsteller in Zürich. Werke (Romane, Erzählungen, Essays) u.a.: *Die Amsel im Regen im Garten* (1971); *Die lange Nacht der Detektive* (1973); *Die Forschungsreise* (1974); *Die gelben Männer* (1976); *Der Kongreß der Paläolepidopterologen* (1989); *Der blaue Siphon* (1992); *Im Kongo* (1996); *Der Geliebte der Mutter* (2000); *Das Buch des Vaters* (2004); *Ein Leben als Zwerg* (2006); *Vom Leben, vom Tod und vom übrigen auch dies und das* (2007); *Valentin Lustige Pilgerreise* (2008); *Herr Adamson* (2009).

DER GELIEBTE DER MUTTER

[...] DANN kam ihr Kind zur Welt, ich, und diesmal wollte sie sich freuen dürfen. Sie wollte sich freuen, freuen, wenn sie ihr Kind ansah. Es badete, ihm die Brust gab. Es wiegte, ihm Lieder vorsang, es kostete und drückte. Es spazierenfuhr. Ihm die schöne Welt zeigte,

die Sonne, das Licht. – Aber sie konnte es nicht, es gelang ihr einfach nicht. Kein Licht, keine Sonne. Aus ihrer Brust kam keine Milch, ihre Lieder endeten vor dem Ende, und wenn sie ihr Kind küßte, drohte sie es zu ersticken. Sie lachte nicht, nein. Im Gegenteil. Den ganzen Tag über schluchzte sie ohne Tränen, schrie sie ohne Töne. In den Nächten wehrte sie sich, schlaflos um sich schlagend, gegen ihre Träume, aber wenn der Morgen kam, verkrallte sie sich, als könnten sie ihr helfen, in genau diese Nachtmahre, um nicht in den neuen Tag hineinzumüssen. Preßte die Augen zu, auch wenn sie längst wach war. Auch wenn das Kind schrie. Wenn sie dann doch aufstand, endlich, war sie wie betäubt. Kreideweiß und mit wirren Haaren schlich sie die Wände entlang, im Morgenmantel noch am Abend. Sie hörte keinen Ruf, gab keine Antwort. Sah sie, wo sie ging? Ihre Art wurde nun jedenfalls, daß sie zitterte, wenn sie ein Glas Wasser trank, und bebte, wenn sie ein Stück Brot abschnitt. Daß sie vom Stuhl stürzte vor Schreck, wenn das Telefon klingelte. Sie vergaß zu kochen oder stellte zur Unzeit ein reiches Gericht auf den Tisch. Sie stützte sich auf der Herdplatte auf und merkte nicht, daß ihre Hand schmorte. Umgekehrt lüftete sie stundenlang die Zimmer, wenn es draußen Stein und Bein fror. Sie konnte das Wort sterben nicht aussprechen – sagte stürbseln, kaum zu glauben – und ging im Kopf ihre Todesarten immer erneut durch. Das Rattengift aus dem Schuppen trinken. Sich die Pulsadern mit dem Küchenmesser durchschneiden. Tabletten verschlingen, alle aufs Mal, den Whisky trinken, den ganzen Vorrat, dann hinaus in den Schnee und sich unter den Nußbaum legen. Sich im Bad verbrühen. In den See gehen, nicht innehalten diesmal, den Stein nicht loslassen. – Das Kind wollte sie mitnehmen, das war selbstverständlich. »Das Kind mitnehmen«, so nannte sie es. – Sie stand am Fenster und preßte die Stirn gegen das Glas. Vor ihrem Mund der Dunst des Atems. Draußen blühten die Flieder, flirrten die Sommerwiesen, prangten die Stoppelfelder und blinkte der Schnee bis zum Wald hin: sie sah keine Unterschiede. Sie rang die Hände und flüsterte vor sich hin. Ja, das war das Schlimmste, wie sie flüsterte. Sie wisperte, ein Gespenst, durchs ganze Haus. Zischelte aus dem Keller heraus und war doch gerade eben auf dem Dach gewesen. Ihr Rascheln ging ihr voraus, dieses Gewisper, erst kam das Flüstern, dann kam sie. Sie bewegte die Lippen in einem ewigen Gebet. Wer ihr begegnete, trat in die Mitte des Korridors – sie schlich ja die Wände entlang – und versuchte zu verstehen, was sie sagte, verstand dennoch nicht. Anklagen, Abrechnungen, Rechtfertigungen? – Sie dachte, Flammen schlugen aus ihrer Haut, oder daß Ungeziefer sie von innen her fräße. – Wenn sie jetzt im See stand – sie tat das jetzt immer nachts, trug das Kind an Stelle des Steins mit sich –, saugten sich ihre Augen an den fern leuchtenden Fenstern von Edwins Haus fest. Sie sah nur diese Lichter, wie sie strahlten, wie sie gleißten. Diese Verlockungssterne. – Ihr Kind, das sie, wie früher den Stein, losgelassen hatte, krallte sich an ihrem Rock fest. Das störte sie nicht, das nahm sie nicht wahr. – Sie starrte gierig, so verzückt, daß sie diesen fernen Palast immer näher sah, größer, wirklicher. Ja, bald stand sie vor den Gartengittern, sie, Clara, die lange vermißte Clara, und spähte über den ansteigenden, von Fackeln beleuchteten Rasen zu den Schloßfenstern hoch. Schatten hinter den Scheiben. Musik, gedämpftes Gelächter. Gab es Hunde? Und wenn. Die Hunde waren ihr egal. Sie kamen ihr gerade recht, diese Doggen, sollten sie kommen, sie zerfleischen. Wie sie dalag mit zerbissener Kehle, in ihrem weißen Kleid, im blutroten Gras! – Sie huschte über den Rasen, an den Fackeln vorbei, zog sich am Spalier hoch und blickte ins Schloßinnere. Oh, welche Pracht. Ein Saal voller Gold, von tausend Kerzen erleuchtet, die in Kronleuchtern brannten. Eine lange Tafel mit Gästen. Herren im Smoking, Damen in Abendkleidern, mit herrlichen Brüsten, über denen Diamanten funkelten.

Die dort, das war die Herrin. Sie war schön. O ja, sie war wunderbar. Sie saß in einem Brautkleid in der Mitte der Tafel. Ein einziger Edelstein leuchtete rot über ihrem Dekollete. Sie lächelte und plauderte und dirigierte doch alle Bediensteten mit ihren Augen. Die Mutter sah es genau. Ein Brauenheben, ein kurzer Blick, und sie spritzten dahin, dorthin, schenkten Wein nach oder brachten eine neue Gabel. Sie machte das wunderbar. Perfekt! Edwin saß neben ihr. Trug er weiße Handschuhe? Ein weißes Smokinghemd mit Rüschen jedenfalls gewiß. Eine schwarz glänzende Frisur mit einem tadellosen Scheitel. Seine Nase, mehr denn je die eines Raubvogels. Er beugte sich über seine Frau und sagte etwas Verliebtbes. Wie seine Augen funkelten! Wie die ihren glänzten! Wie sie saßen, ihre Blicke ineinander getaucht, als ob es die andern Gäste nicht gäbe. Die Augen Edwins waren stahlblau, die seiner Gattin funkelten schwarz. – Jetzt, aber jetzt, was war das? Die Mutter sah – ihr Herz raste vor Erregung –, daß sie es war, die da neben Edwin saß. Sie, ja, sie! Erst hatte sie sich nicht erkannt, aber, kein Zweifel, das war sie. Edwin wandte sich ihr zu, ihr! – Jäh wachte sie auf, vielleicht weil ihr Kind auch mit dem Kopf ins Wasser geraten war und um sich schlug. Sie hob mich hoch und stapfte ans Ufer. Alles naß, die Beine, der Bauch. Eine Wasserspur hinter sich lassend, rannte sie nach Hause zurück und warf mich und sich ins Bett. – Sie biß sich jetzt oft die Lippen blutig, hatte verkrustete Rinnsale auf dem Kinn. Ihr Kind floh vor ihr, ich, und reckte ihr dennoch die Ärmchen entgegen. – Zu dieser Zeit kündigte das Junge Orchester die Uraufführung eines neuen Werks von Béla Bartók an. Bartók hatte es für Edwin geschrieben, in seinem Auftrag. (In seinem Ferienchalet in der Nähe von Adelboden, um genau zu sein. Bartók hatte, glückserregt, vier Wochen in einem nach altem Holz riechenden Zimmer verbracht und keine einzige Zeitung gelesen. Er hatte einiges verpaßt, unter anderem den Beginn des Zweiten Weltkriegs. Edwin fuhr mit dem Rolls zu ihm hoch und berichtete ihm das Unvorstellbare. Bartók nickte, schüttelte den Kopf, schluckte; aber andererseits hatte er den Schluß seines Stücks noch nicht orchestriert und mußte sich gleich wieder an die Arbeit machen.) Die Mutter ließ die Badewanne volllaufen und zog sich aus und legte sich ins heiße Wasser und seifte sich ein und spülte sich sauber und wusch sich die Haare und fönnte sie eine Stunde oder länger und band sie hoch zu einer Frisur wie eine Burg. Sie puderte und schminkte sich von Kopf bis Fuß und zog ihr schwarzes Seidenkleid an. Eine Halskette aus den Vaterzeiten. Ihren Mantel mit dem Pelzkragen und einen Hut mit einem Gesichtsnetz. So saß sie auf ihrem vertrauten Platz in der zweiten Reihe – noch fanden die Konzerte im Historischen Museum statt – und hielt den Kopf schräg. Lächelte. Edwin stand direkt vor ihr auf einer Art Kiste, und sie starrte auf die Schöße seines Fracks, die auf und ab wippten. Sie hörte keinen Ton. Ihr schwindelte. Als Edwin den Taktstock senkte und im Nachhall verharrte, saßen alle Zuhörer wie verzaubert. Eine tiefe Stille, schier ewig. Dann brach ein unaßbarer Applaus los. Bartóks Stück – das Divertimento für Streichorchester – war ein Meisterwerk, und die Zuhörer erkannten, was sie da geschenkt bekommen hatten. Sie klatschten und klatschten und wollten nicht aufhören. Diesmal war auch der hintere Teil des Saals hingerissen; die Buher und Pfeifer von einst standen und jubelten und lachten sich zu. Auch die Mutter schlug die Hände gegeneinander. Bravo, bravo, ja, die Mutter erhob sich und rief Bravo! Bartók schüttelte wieder alle Hände, und Edwin nickte wie gewohnt ins Publikum, als koste jeder Dank Geld. Die Musiker schlugen ihre Bogen gegen die Instrumente. In der vordersten Reihe saß die Cellistin. (Sie glühte vor Glück. Es war ihr letztes Konzert mit dem Jungen Orchester. Nun ging sie nach Berlin, zu dem Mann, den sie liebte.) – Nach dem Konzert – es schneite heftig – wartete die Mutter, vor dem Historischen Museum stehend, auf

ein Taxi, als die Nebenpforte aufging und Bartók heraustrat. Er trug einen dicken Mantel, blinzelte zu den Schneeflocken hinauf und kam dann direkt auf die Mutter zu. »Béla!« rief diese und ging ihm einen Schritt entgegen. Bartók starrte sie an, sagte: »Danke, danke«, und ging an ihr vorbei. Die Mutter rief: »Ich bin's, Clara«, als sich die Pforte erneut auftat. Edwin. »Hier durch, Béla!« rief er und winkte. Er hatte eine Stimme wie ein Feldherr und sah die Mutter ungerührt an. Bartók machte rechtsumkehrt und rannte, leuchtend vor Entzücken, zu ihm hin. Edwin legte einen Arm um seine Schultern. So gingen sie, der große Edwin und der kleine Béla, im vom Himmel strömenden Schnee davon und verschwanden, fern am Ende der Straße, im Eingang des Restaurants zum Goldenen Löwen. – In dieser Nacht saß die Mutter auf der Couch, biß in ein Kissen und rief: »Ich kann nicht mehr!« Sie schlug den Kopf gegen die Wand. Sie konnte nicht mehr. Ein Arzt wurde geholt, und sie wurde weggeführt, ein wimmerndes Bündel mit dem Pelzkragenmantel um die Schultern. Das Kind, ich, kugelte hinter dem Transport drein, kletterte die Abgründe der Treppenstufen hinab und gelangte endlich auch ins Freie. Schnee, im Licht des Flurs. Darin dicke Tappen, die sich im Dunkeln verloren. Das Gartentor, eben noch zu sehen, stand offen. [...]

Peter Stamm

* 18. Januar 1963 Scherzingen

Er wuchs als Sohn eines Buchhalters in Weinfelden im Kanton Thurgau auf. 1979-1982 eine kaufmännische Lehre, anschließend arbeitete er als Buchhalter. Nach der Reifeprüfung 1987 Studium der Anglistik, Wirtschaftsinformatik, Psychologie und Psychopathologie in Zürich, daneben als Praktikant an psychiatrischen Kliniken tätig. Nach längeren Aufenthalten in New York, Paris und Skandinavien ließ sich Stamm 1990 als Schriftsteller und Journalist in Zürich nieder. Einer der bekanntesten literarischen Vertreter der jüngeren Generation. Werke u.a.: *Romane: Agnes* (1998); *Blitzis* (1999); *Ungefähre Landschaft* (2001); *In fremden Gärten* (2003); *An einem Tag wie diesem* (2006); *Wir fliegen* (2008); *Sieben Jahre* (2009); *Theaterstücke: Fremd gehen* (1995); *Der Kuss des Kohaku* (2004); *Die Töchter von Taubenhain* (2004).

AGNES

14

Jeden Morgen fuhr Agnes nun mit der Hochbahn zur Universität. Ich stand erst auf, wenn sie gegangen war, ging in mein Stammcafé, um die Zeitung zu lesen, und war kurz vor Mittag zurück in der Wohnung. Agnes aß in der Universität. Ich schrieb am Nachmittag oder ging in die Bibliothek, um Nachforschungen anzustellen. Unser Leben war ruhig, unsere Tage glichen einander, und wir waren zufrieden. Wir hatten uns schnell aneinander gewöhnt. Ich machte den größten Teil der Hausarbeit, kochte für Agnes und wusch ihre Sachen. Das Schreiben trat für einige Zeit in den Hintergrund. Ohne große Lust suchte ich noch immer Material für mein Eisenbahnbuch zusammen. Als mich mein Verleger wieder anrief, bat ich ihn, den Ablieferungstermin für das Manuskript hinauszuschieben. Erst beklagte er sich und sagte, das bringe sein ganzes Herbstprogramm durcheinander. Aber ich sagte, ich hätte seit Jahren keine richtigen Ferien gemacht und ich brauchte etwas Erholung, damit das Buch auch wirklich gut werde. Schließlich willigte er

ein und meinte sogar, eigentlich sei es ihm ganz recht, Eisenbahnbücher verkauften sich im Frühling ohnehin besser als im Herbst.

Auch an Agnes' Geschichte schrieb ich kaum mehr weiter. Manchmal spielten wir noch das Spiel jenes Abends. Dann schrieb ich am Computer ein paar Szenen und sagte Agnes, was sie zu tun habe, und spielte selbst meine Rolle. Wir trugen dieselben Kleider wie in der Geschichte, machten wie meine Figuren einen Ausflug in den Zoo oder gingen ins Museum. Aber wir waren beide keine guten Schauspieler, und unser gleichmäßiges Leben eignete sich nicht dazu, beschrieben zu werden.

»Es muß etwas passieren, damit die Geschichte interessanter wird«, sagte ich endlich zu Agnes.

»Bist du nicht glücklich, so wie wir es haben?«

»Doch«, sagte ich, »aber Glück macht keine guten Geschichten. Glück läßt sich nicht beschreiben. Es ist wie Nebel, wie Rauch, durchsichtig und flüchtig. Hast du jemals einen Maler gesehen, der Rauch malen konnte?«

Wir gingen ins Art Institute of Chicago und suchten, ob wir ein Nebel- oder Rauchbild fänden oder ein Bild von glücklichen Menschen. Vor Seurats *Un Dimanche d'été à l'Île de la Grande Jatte* blieben wir lange stehen. Seurat hatte keine glücklichen Menschen gemalt, aber das Bild strahlte eine Ruhe aus, die dem, was wir suchten, am nächsten kam. Es zeigt ein Flußufer an einem Sonntagnachmittag. Spaziergänger sind da, und hier und da auf der Wiese, zwischen den Bäumen, ruhen sich Menschen aus.

Als wir näher traten, zerfiel das Bild vor unseren Augen in ein Meer von kleinen Punkten. Die Konturen verschwammen, die Flächen flossen ineinander. Die Farben auf dem Bild waren nicht gemischt, sondern zusammengesetzt wie auf einem Gobelin. Es gab kein reines Weiß und Schwarz. Jede Fläche enthielt alle Farben und wirkte erst aus der Distanz als Ganzes. »Das bist du«, sagte ich und zeigte auf ein junges Mädchen, das im Mittelgrund des Bildes auf der Wiese saß und einen Blumenstrauß in der Hand hielt. Es saß aufrecht, aber es hielt den Kopf gesenkt, um die Blumen zu betrachten. Neben ihm lagen ein Hut und ein Sonnenschirm, die es nicht brauchte, da es im Schatten war.

»Nein«, sagte Agnes, »ich bin das Mädchen im weißen Kleid. Und du bist der Affe.«

»Ich bin der Mann mit der Trompete«, sagte ich, »aber niemand hört mir zu.«

»Alle hören dich«, sagte Agnes. »Man kann die Ohren nicht schließen.«

Wir gingen in das Lokal, das nach eigenen Angaben den besten Cheesecake Chicagos serviert, aber Agnes war nicht zufrieden mit dem Kuchen und sagte, sie werde mir einen besseren backen, mit Rosinen.

»Glück malt man mit Punkten, Unglück mit Strichen«, sagte sie. »Du mußt, wenn du unser Glück beschreiben willst, ganz viele kleine Punkte machen wie Seurat. Und daß es Glück war, wird man erst aus der Distanz sehen.«

Aglaja Veteranyi

* 17. Mai 1962 Bukarest † 3. Februar 2002 Zürich

Schweizer Schauspielerin, Prosaistin, Dichterin. Sie entstammte einer rumänischen Familie von Zirkusartisten. 1967 floh die Familie aus Rumänien, 1977 Niederlassung in der Schweiz. Sie absolvierte eine Schauspielausbildung an der Schauspiel Gemeinschaft Zürich, wo sie anschließend auch unterrichtete. Seit 1982 lebte sie als freie Schriftstellerin und Schauspielerin in Zürich. Sie veröffentlichte zahlreiche Texte in Zeitschriften und Anthologien, experimentierte mit der Sprache und Form, wirkte an diversen Theaterprojekten u.a. mit Rene Oberholzer in der Wortpumpe mit. Seit Herbst 2001 befand sie sich in einer psychischen Krise, die sie im Februar 2002 zum Selbstmord führte. *Ein Totentanz* (1999); *Warum das Kind in der Polenta kocht* (1999); *Das Regal der letzten Atemzüge* (2002); *Vom geräumten Meer, den gemieteten Socken und Frau Butter* (2004).

WARUM DAS KIND IN DER POLENTA KOCHT

5

Im Zirkus lächeln die Leute beim Sterben.

Ich werde nicht lächeln.

Lidia Giga, die Dompteuse, wurde von ihrem Löwen, den sie mit der Flasche aufgezogen hatte, zerfetzt.

Dem Kettenmann ist das brennende Seil durchgerissen, er fiel auf den Kopf.

OB MAN SCHON WÄHREND DES FALLENS VOR SCHRECK STIRBT?

Meine Schwester und mein Vater sind auch schon abgestürzt, sie von der Stange, die mein Vater auf der Stirn balancierte, und er vom Hochseil.

Sie sind aber nicht gestorben und haben weitergemacht.

Und wieso hat meine Mutter Angst vor dem Fliegen, wenn sie von Beruf an den Haaren hängt? Vor einem Abflug betrinkt sie sich, bekreuzigt sich, bittet um Entschuldigung und sagt, daß wir abstürzen werden, weil ein Flugzeug wegen seines Gewichtes gar nicht fliegen kann.

Mein Vater betrinkt sich auch so, ohne Trinken steigt er gar nicht aufs Seil, weil ihm sonst das Gleichgewicht fehlt.

KEIN ZWEIFEL, ES GIBT EINEN GOTT, DENN FAST ALLE ARTISTEN, OB LANDSLEUTE ODER FREMDE, BEKREUZIGEN SICH VOR IHREM AUFTRITT. WAS HÄTTE DAS FÜR EINEN SINN OHNE GOTT?

Ich werde nur im Film sterben. Wenn ich dann gestorben bin, geht das Licht aus, und ich werde wieder lebendig. Ich werde nie ganz sterben! Ich werde es im Leben länger als hundert Jahre aushalten.

Meine Mutter bekommt den dunklen Blick, wenn ich darüber rede.

Vom Tod zu reden bringt Unglück! sagt sie.

ABER WAS BRINGT DENN KEIN UNGLÜCK!

Fast alles, worüber wir reden, bringt Unglück.

Meine Mutter weint oft und sagt, sei froh, daß du mich noch hast, später wirst du merken, wie schlimm es ist, allein zu sein auf der Welt.

Da muß ich gar nicht auf später warten.

Ich darf meine Mutter nicht ärgern, sonst stürzt sie ab. Ich will nicht lebendig sein, wenn sie tot ist.

Jeden Tag könnte es passieren.

Ich schlafe in den Tag hinein, um die Angst vor ihrem Auftritt abzukürzen, denn wenn ich früh aufstehe, dauert es noch so lange, bis die Vorstellung beginnt.

Solange sie da oben hängt, ist sie nicht mehr meine Mutter, und ich stopfe mir Brot in die Ohren und in den Mund. Wenn sie runterfällt, will ich es nicht hören.

Ich habe mir abgewöhnt zu weinen, weil meine Mutter dann Angst kriegt und auch zu weinen anfängt. Dann muß ich sie trösten. Aber sie läßt sich nicht trösten. Sie weint so lange, bis ich ihr verspreche, daß es mir gut **geht**.

DAS SCHÖNSTE

Wenn wir nach der Vorstellung zusammen essen.

Wenn meine Mutter im Bett liegt und tief schläft.

Wenn sie in der Morgendämmerung leise aufsteht, mich zudeckt und zu kochen beginnt.

Der Geruch von verbrannten Hühnerfedern ist das Zuhause.

Dann schlafe ich ein.

AM SCHÖNSTEN WÄRE ES, WENN MEINE MUTTER IMMER SCHLAFEN WÜRDÉ.

Ich frage meine Schwester, warum es Gott zuläßt, daß das Kind in der Polenta kocht.

Sie zuckt mit den Achseln.

Frage ich aber oft, läßt sie sich erweichen und sagt:

Das erzähle ich dir später.

Thomas Hürlimann

* 21. November 1950 Zug

Er wuchs als Sohn des Bundesrates Hans Hürlimann in Zug auf. Nach dem Besuch der Stiftsschule Einsiedeln studierte er Philosophie in Zürich und Berlin. Dieses Studium brach er 1974 ab und ließ sich als freier Schriftsteller in Berlin nieder. Gleichzeitig Tätigkeit als Regisseurassistent im Schiller-Theater in Berlin und Zusammenarbeit mit dem Schauspielhaus in Zürich. Seit 2000 ist er Dozent am Deutschen Literaturinstitut Leipzig, seit 2001 Dozent an der Universität Konstanz. Sein literarisches Schaffen charakterisieren Entfremdung und Kritik der bürgerlichen Kultur. Werke u.a.: *Großvater und Halbbruder* (1981); *Der letzte Gast* (1990); *Der Gesandte* (1991); *Innerschweizer Trilogie* (1991); *Satellitenstadt* (1992); *Das Lied der Heimat* (1998); *Das Einsiedler Welttheater* (2000); Prosa: *Die Tessinerin* (1981); *Das Gartenhaus* (1989); *Der große Kater* (1998); *Fräulein Stark* (2002); *Vierzig Rosen* (2006); *Das Holztheater* (1997); *Himmelsöhi, hilf!* (2002); *Der Sprung in den Papierkorb. Geschichten, Gedanken und Notizen am Rand* (2008).

VIERZIG ROSEN

ZWILLINGE

Plötzlich hatte es geklirrt. Meine Porzellantasse, dachte sie noch ... oder Papas Whiskyglas ... aber die Frage und das Klirren verhallten, verhallten in einer großen leeren Dämmernis, und als sie wieder zu sich kam, lag sie in einem Spitalbett, weiß gekleidete Schwestern huschten um sie herum, auf ihrem Bauch lag ein Eisbeutel, und sie wurde das kuriose Gefühl nicht los, ihre Ränder seien flüssig geworden. Wo kam der Schmerz her, wo hörte er auf? Warum rannen Tränen aus ihren Augen? So viele Fragen, und keine Antwort. Die Jalousie blieb geschlossen, auch tagsüber, und irgendwo in der Nähe, vermutlich in einem andern Zimmer, klingelte das Telefon, klingelte und klingelte, ohne daß es jemals abgenommen wurde. Und dann diese unerträglichen Tablettwägelchen! Ein *Klingeln!* Ein *Klirren!* Aber was für ein *Klirren!* Ein verwirrendes, kirremachendes, irremachendes Irrsinnsklirren. Von morgens fünf bis abends um sieben schoben die Schwestern ihre Wägelchen durch die Station, bugsiierten sie über Türschwellen, stießen sie gegen Bettpfosten, rammten sie gegen Nachttische, und da jedes Tablett voller Tassen war, voller Medizinfläschchen, voller Gläser mit Thermometersträußen, klingelte und klirrte es unaufhörlich. Betrat die Oberschwester das Zimmer, knipste sie die Lampe an. Dann fragte sie höflich, ob sich die Frau Meier besser fühle und was das Fieber mache. Eine Oberschwester voller Verständnis. Sie erkundigte sich nach besonderen Wünschen, lobte den schönen Rosenstrauß, stellte ein feines Abendessen in Aussicht, und wäre die Patientin nicht so schrecklich schwach gewesen, hätte sie sich der Oberschwester zu Füßen geworfen wie seinerzeit der Mutter Oberin von Mariae Heimsuchung. Liebste gute Oberschwester, hätte sie gesagt, machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich bitte Sie nur um eins: Hören Sie auf, die Fiebertafel nach jedem Eintrag gegen meine Bettstatt fallen zu lassen!

Vergeblich Maries Weinen, ihr Wimmern. Die Tabelle war mit zwei Kettchen an das Fußende gehängt, und die liebe gute Oberschwester blieb bei ihrem Hobby: klatsch! Hatte sie die Kurve nachgetragen: klatsch! Merkte die nicht, was für eine Erschütterung das Fallen-und-Knallen-Lassen der bleigefüllten Kartontafel im hohlen Bauch einer Frau im Wochenbett auslöste? Oder tat es die Schwester mit Absicht? Ärgerte es sie, daß das

Fieber der Patientin jeden Abend nach oben zackte, wie bei einer Malaria, weshalb sie eine kleine, jedoch ziemlich bösartige Strafe für nötig hielt – klatsch?!

Klatsch! Marie blieb nichts anderes übrig, als zu liegen und zu leiden, zu weinen und zu warten. Auf Oskar wartete sie, den modernen Gynäkologen, und Gottseidank, sein Erscheinen sorgte immerhin für etwas Ruhe. Bevor er kam, blieben die Tablettwägelchen stehen. Das Telefon wurde abgenommen. Die Schwestern schminkten sich die Lippen, puderten die Wangen, richteten die Hauben und huschten auf Zehenspitzen durch die Station, um in sämtlichen Zimmern die Nierenschale wegzuräumen, den Topf zu leeren oder ein paar abgefallene Rosenblüten vom Resopaltisch zu wischen. Dann war es soweit! Im Pulk seiner Medizinalsoubretten segelte Oskar herein und nahm als erstes eine Waschung seiner schlanken Hände vor. Das Einseifen dauerte stundenlang und erzeugte ein Quietschen, als bringe er im Lavabo ein Kätzchen um. Dann kniff er eine der Schwestern, meistens die jüngste, in die Wange, erntete von allen ein Kichern und landete mit dem Ruf: Na, und wie geht's uns denn heute?, mit einer Arschbacke auf der Bettkante. Stolz reichte ihm die Oberschwester die Kartontafel, bekam dafür ein Lächeln und wurde flammend rot. Als nächstes ertastete der tolle Hecht den Puls der Patientin, wobei er darauf achtete, daß seine manikürten Fingernägel am weißen Handgelenk, wie beim Geigenspiel, auf blaßbläulichen Saiten standen. Eine rührende Geste, o ja, das schon, doch völlig vergeblich, das Herz der Meier reagierte nicht mehr.

Manchmal saß Max an ihrem Bett, das Gesicht in die Hände gestützt, und schluchzte wie ein Junge. Hättest du bloß auf meinen Rat gehört, stieß er hervor. Wäre Oskar, nicht Lavendel, dein Arzt gewesen, hätte er die Katastrophe verhindert.

Es war das erste Mal, daß Marie einen Mann weinen sah, doch war sie zu müde, um ihn zu trösten. Ich danke dir für die schönen Rosen, sagte sie.

Die sind nicht von mir.

Nicht von dir?

Schlaf jetzt, bat Max leise. Schlaf dich gesund, mein Liebling.

*

Oskar erschien freundlicherwise auch am Wochenende. Dann zeigte er sich ohne Arztkittel: in hellen, scharf gebügelten Hosen und einem blauen Blazer mit goldenen Ankerknöpfen. Ein Bild von einem Mann! Er stellte sich an den Fuß ihrer Bettstatt, berichtete von riskanten Segelturns und lud sie zu den Partys im Yachtclub ein. Nachdem er den Puls gemessen hatte, legte er ihren Arm behutsam auf das Bett zurück. Irgendwann werde sie ein prächtiges Baby bekommen, sagte er, grinste ihr zu und verließ, bevor sie ihm die Zunge herausstrecken konnte, das Zimmer.

Stille Tage in einer zartgrauen Dämmerung.

Sie lag und döste, träumte und weinte. Das Auftauchen der Schwestern, das Abpumpen der Milch oder Oskars pompöse Auftritte wurden zur banalen Routine und hoben sich in der Wiederholung schließlich auf. Haben sie mir schon das Essen gebracht? Sie hatte keine Ahnung. In den Raum, der sie wie eine Hülle umgab, drang die Welt nicht ein, da blieb sie für sich, wie ein Kind im Bauch seiner Mutter (oder waren es Zwillinge gewesen? Das wollte ihr niemand sagen. Darüber wurde nicht gesprochen.). An den Abenden jedoch, wenn die Sonne zu sinken begann, schob sich zwischen den Lamellen der geschlossenen Jalousie ein weißer Flügel herein, tastete sich wie ein Stundenzeiger zum Bett vor, kroch höher, wurde wärmer und legte sich dann wunderbar lieb und leicht auf ihren hohlen, schlaffen Bauch. Hallo Engel, sagte sie.

Hallo, Marie!

Waren die Rosen von dir?

Nein, sagte der Engel, von Monsignore.

Mein Bruder war hier?

Ja, gleich nach der Geburt.

Kurios, daran kann ich mich nicht erinnern. Was hat er denn gesagt?

Ach, das vergessen wir lieber. Es würde dich bloß aufregen.

Nein, Engel. Es ist genau umgekehrt. Seit dem Besuch bin ich völlig durcheinander. Ich ahne, daß mir mein Bruder etwas Schreckliches gesagt hat. Etwas, das mich Tag und Nacht bedroht. Das mich krank macht. Hilf mir! Sei lieb! Laß mich endlich wissen, was mit meinen Kindern geschehen ist.

Aber der Engel schwieg, und in sein Gefieder, das er zum Abheben in die Schräge kippte, ließ er das Blut der sinkenden Sonne einfließen.

Warte, rief sie eines Abends, sag mir, wo meine Zwillinge sind!

Marie, sprach der Engel, wir haben zu glauben, auch wenn es uns schmerzt: Wir haben zu glauben.

Ich verstehe, sagte sie dumpf. Wir haben zu glauben, daß meine Zwillinge nie in den Himmel kommen. Daß ihnen die Seligkeit für immer verschlossen bleibt.

Ja, gab er zu, leider konnten sie nicht getauft werden.

Aber dafür können sie doch nichts!

Nein. Dafür können sie nichts.

Sie sind völlig unschuldig, ohne jede Sünde!

Gewiß, das sind sie. Allerdings sollte dir aus dem Katechismus bekannt sein, daß nur Getaufte das Recht haben, das Angesicht Gottes zu schauen.

Auf dem Flur ein Klirren – die Tablettwägelchen!

Eine letzte Frage, flehte Marie, wo hat man sie hingebracht?

Der Engel sagte leise: In den Limbus.

Weißt du, wo das liegt?

Zwischen Himmel und Hölle, zwischen Seligkeit und Verdammnis, zwischen Licht und –

Klirrend hoppelte das Tablettwägelchen über die Schwelle, dann zückte die liebe Oberschwester das Thermometer, stieß es der Patientin unter den Arm und rief: Na, Frau Meier, wo steckt denn der Besucher, mit dem wir so nett geplaudert haben?

*

Max stand am Fenster, die Rechte in der Hosentasche, und sagte: Im Vorstand waren sich alle einig, daß ich der bessere Mann bin. An meinen Fähigkeiten zweifelt niemand.

Wie schön!

Schön? Es nützt mir einen Dreck. Sie haben den Beschluß gefaßt, den bisherigen Präsidenten zur Wiederwahl vorzuschlagen.

Den Metzger.

Ja, sagte Max, den Metzger.

Wir dürfen nicht vergessen, versuchte sie ihn zu trösten, daß der Krieg noch gar nicht so lange vorbei ist.

Drei Jahre, Marie. Das ist eine halbe Ewigkeit!

Mag sein, ja. Aber die alte Ordnung gilt immer noch.

Und die alte Angst.

Er stand.

Sie lag.

Es war der erste Sonntag im Oktober. Vierzehn Tage lag sie nun hier, und alles hielt sie besser aus, sogar das Plärren der Babies, als die stumme, vorwurfsvolle Rückseite von Meier.

Plötzlich sagte er: Bei der Hochzeit hätten wir es merken können.

Was denn, Darling?

Aber sie wußte genau, was er meinte. Ein populäres Fest war ihre Hochzeit nicht gewesen. Papa hatte einen schlechten Tag erwischt und war, von Lavendel und Luise gestützt, frühzeitig zu Bett gegangen. Auch mit der Gubendorff, ihrer Brautjungfer, hatte es Probleme gegeben. Obwohl ihr orangefarbenes Spitzenseidenkleid den Busen prächtig betonte, war sie von Meiers Offizierskameraden geschnitten worden – ihre Gretchen-Frisur paßte nicht mehr in die Zeit. Marie hatte ihr Bestes gegeben, um die Doppelrolle von Gastgeberin und Braut zu erfüllen. Während sie nach links für ein Geschenk dankte, bot sie nach vorn das Whiskytablett an, warf ein Lachen über die Schulter und schüttelte rechts eine Hand. Sie animierte und charmierte, stellte vor und führte zusammen, brachte im Pavillon das antike Grammophon in Schwung, und bei Anbruch der Dämmerung zündete sie über der Balkonbrüstung die Lampions an. Aber es war schwer, nahezu aussichtslos, aus dem bunten Haufen eine Gesellschaft zu formen. Die Herren Kameraden blieben unter sich, und just im Moment, da sie Luise bat, die Pasteten herumszureichen, wurde diese von einer Wespe gestochen. Der Soutanekragen des Bruders zog sich immer enger zusammen; in hochgeschlossenen Uniformen schwitzten die Offiziere, und der Gubendorff wuchsen unter den Achseln graue Teiche. Als die Braut mit dem Bräutigam den Walzer eröffnete, arrangierte sie, bereits schwebend, noch rasch ein zweites Paar, doch blieb die Gubendorff auf der rundumlaufenden Bank allein (und schrecklich orange!) sitzen, keiner der Herren würdigte sie eines Blicks. Während Lavendel Luise über die Bühne bugsierte, nahm Marie die Freundin beiseite und wickelte ihr den honigschweren, weizenblonden Haarkranz auf. So siehst du viel schöner aus, mein Täubchen, wir dürfen nicht vergessen, daß sich die Zeiten geändert haben! Dann legte Marie Glenn Millers *In the mood* auf und wagte mit der Verschmähten ein Tänzchen. Vergeblich! Die männlichen Gäste, zu denen leider auch Meier zählte, waren nicht bereit, dem Beispiel der Gastgeberin zu folgen. Gegen zehn hockte die Brautjungfer wie ein Häufchen Elend am Wasser, badete ihre Patschfüßlein und weinte bittere Tränen. Aus den Lautsprechern drang ein Knistern, die Tanzfläche blieb leer. Der Bruder hatte sich mit einer Flasche Cognac auf die Terrasse zurückgezogen, und obgleich sich Lavendel bemühte, die Fensterläden von Papas Schlafzimmer möglichst geräuschlos zuzuziehen, glaubten unten auf der Uferwiese die Herren Offiziere, der alte Katz wolle nun in Ruhe gelassen werden. Aufbruch, kommandierte einer, Abmarsch!

Ja, schon damals, im Juni 1945, hätten sie merken müssen: Der Mensch denkt, Gott lacht. Beide wollten sie zu hoch hinaus: sie am Klavier, er in der Politik. Er sah sich bereits auf der nationalen Bühne, im Parlament oder in der Regierung, während sie der Einbildung erlag, zwei Marienleben leben zu können: Marie Katz, die Pianistin, und Marie Meier, die Ehefrau.

Was für ein Irrtum! Nichts war daraus geworden, gar nichts. Ihr wurde auf Tablettwägelchen eine Pumpe zum Absaugen der überflüssigen Milch serviert, und Max war vom Metzger, dem ewigen Parteipräsidenten, ein weiteres Mal in die Schranken verwiesen worden. Beide waren sie gescheitert. Ihre Ambitionen hatten sich nicht erfüllt. Sie

lag, er stand. In ihrem Bauch war eine grausame Leere, in seinem eine kalte Wut, Wut auf die Stadt, Wut auf die Partei und vor allem auf seine Frau, die einen jüdischen Vater hatte, tote Zwillinge gebar und sich ein unerklärliches Fieber erlaubte. Jeder erwartete vom andern, daß er das Schweigen breche, das Telefon läutete, ein Baby schrie, ein Wägelchen klirrte, und unbarmherzig rollte die Zeit über das Paar hinweg. Ihre Lippen blieben versiegelt. Ich kann dir nicht helfen, dachte sie, dachte er, denn ich – ich Max, ich Marie – bin das Unglück deines Lebens.

Getrennt vereint.

Maxmarie.

Mariemax.

Liebe.

Leben.

Tod.

Wir.

Dann ging dumpf die Doppeltür, und noch lange danach, als Max die Station längst verlassen hatte, glaubte sie zu hören, wie im Korridor seine saftig knirschenden Gummisohlen davoneilten davoneilten davoneilten. Am nächsten Sonntag ging er in die Berge. Sie war ihm für seine Rücksicht dankbar. Es ist unendlich viel einfacher, dachte Marie, die Einsamkeit allein zu erleben.

Eugen Gomringer

* 20. Januar 1925 Cachueia Esperanza in Bolivien

Dichter, Essayist, Verleger, Begründer der konkreten Poesie. Sohn eines Schweizers und einer Bolivianerin. Er studierte von 1944 bis 1952 Nationalökonomie und Kunstgeschichte in Berlin und Rom. Mitbegründer der Zeitschrift „Spirale“, Herausgeber von zwei Serien *konkrete poesie* – *poesia concreta* und *Kunst und Umwelt*. Von 1961 bis 1967 war er Leiter des Schweizer Werkbundes, seit 1977 Professor für Theorie der Ästhetik an der Staatlichen Kunstakademie in Düsseldorf. Seine Poesie prägen modernistische Experimente. Werke u.a.: *konstellationen* (1953); *Zur Sache des Konkreten* (1986); *Konkrete Poesie 1952-1992* (1992); Monografie: *Josef Albers* (1968).

CHUMM

chumm

chumm chumm

chumm nu

chumm nume

chumm ume

chumm numenume

chumm nu ume

chasch cho

chumm chasch cho

chunsch

chumm gang
gang gang
gang nu
gang nume
chumm nūme
chumm nūmenume
haus

SCHWEIGEN schweigen schweigen
schweigen schweigen schweigen
schweigen schweigen
schweigen schweigen schweigen
schweigen schweigen schweigen

SCHWIIZER

luege
aaluege
zueluege

nöd rede
sicher sii
nu luege

nüd znäch
nu vu wiitem
ruig bliibe

schwiizer sii
schwizer bliibe
nu luege

Kurt Marti

* 31. Januar 1921 Bern

Schweizer Dichter, Prosaist, Essayist. Er ist Sohn eines Notars, studierte Jura und Evangelische Theologie an den Universitäten Bern und Basel. Anschließend verbrachte Marti im Auftrag des Ökumenischen Rates der Kirchen ein Jahr als Gefangenenseelsorger in Paris der Nachkriegszeit. Danach war er Pfarrer im bernischen Leimiswil, im aargauischen Niederlenz und in Bern. Seit 1983 wirkt er als freier Schriftsteller. Typisch für sein literarisches Schaffen ist die Verbindung von Metaphern, Sprichwörtern und Aphorismen mit technischen und biblischen Texten. Werke u.a.: *Boulevard Bikini* (1958); *republikanische gedichte* (1959); *Wohnen zeitaus* (1965); *Leichenreden* (1969); *Ein politisches Tagebuch* (1973); *Bürgerliche Geschichten* (1981); *Geduld und Revolte. Die Gedichte am Rand* (1984); *Nachtgeschichten* (1987); *Ein Topf voll Zeit 1928–1948* (2008).

MEINE ANGST
die mir begegnet
in vielen gesichtern

meine angst die weint
in den sauren des regens
meine angst

die dasteht
als kühlurm
meine angst

die auffährt
in panzern
meine angst

die schreit
in lautlosen
schreien

DAS BOOT IST VOLL

das boot ist voll
das boot ist überladen
mit fluchtgeld
mit diebsgeld
mit blutgeld
aus vieler herren länder

das boot ist voll
das boot ist überladen
und immer
schwerer zu steuern
auf seiner fahrt
in die zukunft

UM NICHT ZU VERZWEIFELN

um nicht zu verzweifeln
musst du
verzweifelt sein

denn wer sonst
hörte
den schrei der dinge?

und wie sonst
gab es noch liebe
zu diesem verrottenden land?

Erika Burkart

* 8. Februar 1922 Aarau † 14. April 2010 Muri

Sie wuchs in Althäusern bei Aristau auf. Nach der Ausbildung zur Primarlehrerin unterrichtete sie bis 1953 an verschiedenen Schulen. Danach erschienen in regelmäßigen Abständen zunächst Gedichtbände, ab 1970 auch Romane und Aufzeichnungen. 2005 wurde ihr als erster Autorin der Große Schillerpreis der Schweizerischen Schillerstiftung für ihr Gesamtwerk zuteil. Kindheitserinnerungen und Sehnsucht nach einem entfernten Paradies sind die häufigsten Themen ihres literarischen Schaffens. Werke u.a.: *Romane: Der Weg zu den Schafen* (1979); *Spiele der Erkenntnis* (1985); *Grundwasserstrom* (2000); *Die Vikarin* (2006); *Gedichtbände: Der dunkle Vogel* (1953); *Geist der Fluren* (1958); *Die weichenden Ufer* (1967); *Schweigeminute* (1987); *Die Zärtlichkeit der Schatten* (1991); *Langsamer Satz* (2002); *Ortlose Nähe* (2005); *Geheimbrief* (2009).

DIE TOTEN

Erst sind sie ganz klein,
stehen wie Puppen
auf deiner Schwelle.

Sie wachsen
von Neumond zu Neumond.
In immer anderen Masken
dringen sie ein in den Traum

und fordern von dir
ihren Löwenanteil.

Sie wärmen die Hände
am offenen Feuer
draussen im Westen
unter dem sinkenden Sternbild.

In Flechten und Flecken
erkennst du sie wieder,
unterm Schattenhut
und im Schleier von Schnee,
ihre Aschenspur gehst du,
gehst ihre Windspur,
die Finsternis summt
von ihren Stimmen in dir.

SCHNEEFRÜHE

Weder untief noch tief,
genug, um den Blauen
Stern zu sehn:
Klarheit, entschärft,
die Felder befriedet,
Gelände Land.

Keine Spur.
Eine neue Erde
und ein neuer Himmel,
uns zugefallen
in dichter Nacht,
gebreiteter Glanz
einer Flockenheide,
unbegehrbar
der Schnee von Eden.

Für Erst

DIE STILLE

Das letzte Spiel hat das Licht,
das silbern und alt im Wasser
der Karrenrinnen sich bricht.

Abend im Spiegel, Tiefe,
als rief die eigene Stimme
aus einem verjährten
Leid mich an.

Alexander Xaver Gwerder

* 11. März 1923 Thalwil + 14. September 1952 Arles

Er entstammte einer Arbeiterfamilie, machte von 1938 bis 1942 eine Ausbildung zum Drucker. Anschließend absolvierte er die Rekrutenschule und den Aktivdienst, der für ihn zur traumatischen Erfahrung wurde. Sein literarisches Schaffen ist Ausdruck eines rebellischen Charakters und ist geprägt von einer bilderreichen, rhythmischen Sprache. Gwerders Hauptthemen sind die Kritik an Schweizer Bürgertum und Militär sowie die Absolutsetzung des Einzelnen. Werke u.a.: *Blauer Eisenhut* (1951); *Dämmerklee* (1953); *Land über Dächer* (1959); *Maschenriß. Gespräch am Kaffehaustisch* (1969); *Wenn ich nur wüsste, wer immer so schreit. Gesänge gegen die Masse* (1978).

SOMMERKRAUT

Der Wind schlief tief
im Sommerkraut.
Die Grille rief
und sonst kein Laut.

Du lagst im Gras.
Mit Weiss beschlug
des Himmels Glas
dein Traum im Flug.

Pans Feuer stieg,
ein grüner Rauch –
Betäubt nun schwieg
die Grille auch.

Der Wind schlief tief
im Sommerkraut.
Ein Käfer lief
auf deiner Haut.

DAMALS

Die Blätter fielen stiller
als je in solcher Nacht.
Die Heimkehr nach dem Thriller,
die Blätter fielen stiller,
hat mich so müd gemacht.

Es roch nach Laub und Larven.
Entsinnst du dich –, damals,
als wir uns nachts bewarfen,
es roch nach Lehm und Larven,
auch kroch's dir in den Hals?

Entlang der langen Mauer
beim Neubau, hinter Brettern
ein Kuss, ein Gassenhauer –,
dazu die nasse Mauer
und jetzt so still Entblättern ...

Nun wirst du wo sein? Sieh,
es ist dieselbe Nacht!
Doch dass ich später nie –
Nun wirst du wo sein? Sieh:
Ich hab an dich gedacht.

Damals wird uns noch bleiben.
Damals ist ein Geruch
nach heimatlosem Treiben –
Erinnern, Träumen, Schreiben,
gepresstes Blatt im Buch.

ICH GEH UNTER LAUTER SCHATTEN

Was ist denn das für eine Zeit –
Die Wälder sind voll von Traumgetier.
Wenn ich nur wüsste, wer immer so schreit.
Weiss nicht einmal, ob es regnet oder schneit,
ob du erfrierst auf dem Weg zu mir –

Die Wälder sind voll von Traumgetier,
ich geh unter lauter Schatten –
Es sind Netze gespannt von dir zu mir,
und was sich drin fängt, ist nicht von hier,
ist, was wir längst vergessen hatten.

Wenn ich nur wüsste, wer immer so schreit?
Ich suchte ihm ein wenig zu geben
von jenem stillen Trunk zu zweit,
voll Taumel und voll von Seligkeit
würde ich den Becher ihm heben –

Weiss nicht einmal, ob es schneit oder regnet ...
Sah die Sterne nicht mehr, seit ich dich verliess;
kenn den Weg nicht mehr, den du mir gesegnet,
und zweifle sogar, ob du mir begegnet –
Wer war denn das, der mich gehen hiess?

Aber, du findest doch her zu mir –?
Sieh, es wird Zeit, dass ich ende.
Die Wälder sind voll von Traumgetier
und ich darunter, bin nicht von hier ...
Ich gäb alles, wenn ich dich fände!

Hermann Burger

* 10. Juli 1942 Menziken/Aargau † 28. Februar 1989 Brunegg

Er wuchs als Sohn eines Versicherungsinspektors und Plastikers in einem gutbürgerlichen Haus in Menziken auf. Er studierte Architektur, Germanistik und Kunstgeschichte an der Universität Zürich. Nach seiner Promotion 1973 (mit einer Dissertation über Paul Celan) und seiner Habilitation (mit einer Studie zur Schweizer Gegenwartsliteratur) war er ab 1975 als Privatdozent für deutsche Literatur an der ETH Zürich sowie als Feuilletonredaktor beim „Aargauer Tagblatt“ tätig. Sein literarisches Schaffen umfasst die Themen des Außenseiters, der Pathologie und Depression. Werke u.a.: *Rauchsignale* (1967); *Schilten. Schulbericht zuhanden der Inspektorenkonferenz* (1976); *Kirchberger Idyllen* (1980); *Die künstliche Mutter* (1982); *Diabelli* (1979); *Brunslieben* (1982); *Tractatus logico-suicidalis* (1988); *Menzenmang* (1992).

SPÄTNOVEMBERLICHES

Nun wachsen sie wieder, die
Grabsteine im Eichengarten,
unbeschriftet und nackt, mit
einer zierlichen Rundung für
jedes verstorbene Gefühl. Aus
dem dicken Laubteppich stoßen
sie hervor wie Zähne aus jungem
Fleisch, ein lose gestaffeltes
Heer, und halten die Hügel besetzt.

Aber aus den Kronen fallen tot
herab Hörner und Trommeln, grün
verbeultes Blech. In den Trichtern
vermodert der letzte Trauermarsch
November, den die Bäume mit
nebelgesättigten Lungen bliesen.
Nur noch der Regen weiß ein kaltes
Lied zu rieseln und die Blätter
für seine Kloaken schiffbar zu machen.

AUTORENREGISTER

- | | |
|--|----------------------------|
| Assmann Aleida 345, 350 | Koeppen Wolfgang 49 |
| Becher Johannes R. 169 | Kolbe Uwe 248 |
| Becker Jurek 202 | Köhler Barbara 250 |
| Becker Jürgen 133 | Krechel Ursula 134 |
| Benn Gottfried 72 | Krolow Karl 74 |
| Bichsel Peter 380 | Kunert Günter 227 |
| Bobrowski Johannes 186 | Kunze Reiner 189, 213, 224 |
| Böll Heinrich 59, 103 | Lenz Siegfried 64 |
| Braun Volker 246 | Loetscher Hugo 392 |
| Brecht Bertolt 168 | Maron Monika 229, 313 |
| Brinkmann Rolf Dieter 130 | Marti Kurt 426 |
| Britting Georg 73 | Meier Gerhard 399 |
| Brussig Thomas 286 | Müller Heiner 149, 218 |
| Burger Hermann 431 | Muschg Adolf 387 |
| Burkart Erika 427 | Neutsch Erik 171 |
| Dückers Tanja 323 | Noll Dieter 158 |
| Dürrenmatt Friedrich 370 | Papenfuß-Gorek Bert 343 |
| Eich Günter 72 | Pedretti Erica 384 |
| Enzensberger Hans Magnus 106 | Plessen Elisabeth 123 |
| Federspiel Jürg 396 | Plenzdorf Ulrich 209 |
| Fels Ludwig 109 | Rosenlöcher Thomas 249 |
| Frisch Max 368 | Rühmkorf Peter 339 |
| Gomringer Eugen 424 | Schneider Peter 116 |
| Grass Günter 54, 107, 138, 280, 330, 348 | Schulze Ingo 296 |
| Grünbein Durs 341 | Stamm Peter 416 |
| Gwerder Alexander Xaver 429 | Strauß Botho 136 |
| Hahn Ulla 142 | Strittmatter Erwin 166 |
| Hein Christoph 237 | Tellkamp Uwe 300 |
| Heißenbüttel Helmut 108 | Theobaldy Jürgen 134 |
| Hensel Kerstin 344 | Veteranyi Aglaja 418 |
| Hilbig Wolfgang 251, 259 | Wallraff Günter 95 |
| Hochhuth Rolf 75, 269 | Walser Martin 307 |
| Hohl Ludwig 390 | Walser Robert 365 |
| Huchel Peter 190 | Walter Otto F. 402 |
| Hürlimann Thomas 420 | Wander Maxie 191 |
| Johnson Uwe 111 | Weber Peter 408 |
| Kant Hermann 180 | Weiss Peter 89 |
| Kirsch Sarah 143, 223 | Widmer Urs 413 |
| Kirsten Wulf 188, 225, 342 | Wolf Christa 255 |
| Kling Thomas 144 | |

TITELREGISTER

- Abenteuer mit Dichtung 134
Agnes 416
Albissers Grund 387
Als ich bei ihm war rückte er 344
Alte Befehle 109
An taube Ohren der Geschlechter 190
Ansichten eines Clowns 59
Aus dem Leben der Droste 225
Beim Häuten der Zwiebel 330
Bergfahrt 390
Botschaften des Regens 72
chumm 424
Damals 429
das boot ist voll 426
Das Fenster am Ende des Korridors 133
Das Treibhaus 49
Der Besuch der alten Dame 376
Der Geliebte der Mutter 413
Der Immune 392
Der Paßgänger 249
Der Stellvertreter 75
Der Tunnel 371
Der Turm 300
Der ungebetene Gast 228
Der Wettermacher 408
Deutschstunde 64
Dichterleben 340
Die Abenteuer des Werner Holt. Roman einer Jugend 159
Die Aula 180
Die Ballade vom Schneien 399
Die Blechtrommel 54
Die Ermittlung 89
Die Korrektur I 149
Die Mauer 246
Die neuen Leiden des jungen W. 209
Die Rätin 138
die ruhe auf der flucht 251
Die Stille 428
Die Toten 427
Die verlorene Ehre der Katharina Blum oder: Wie Gewalt entsteht und wohin sie führen
kann 103
Die wunderbaren Jahre 213
Drei Variationen über das Zeitgedicht 339
Ein Gedicht 130

- Ein neues Haus 168
- Ein springender Brunnen 307
- Ein weites Feld 280
- Europäische Erinnerungen nach 1945 345
- Flugasche 229
- Geist und Kraft 169
- Geographie der Lust 397
- geschriebenes idyll 144
- Geschwister Tanner 365
- Grammatikalische Reduktion 108
- Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband 191
- Hamletmaschine 218
- Harmloses, bitte 384
- Helden wie wir 287
- Himmelskörper 323
- Hineingeboren 248
- Horns Ende 237
- hymnus auf eine frau beim verhör 225
- „Ich“ 259
- Ich erinnere mich ... 348
- Ich geh unter lauter Schatten 430
- Ikarus 189
- Industriereportagen 95
- Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl 111
- Jakob der Lügner 202
- jammer, jammer über alles 343
- Jetzt ist es nicht mehr so 134
- Kindergeschichten 380
- Kloster bei Nowgorod 186
- Landaufenthalt 223
- Landwege 143
- Lenz 116
- Lied vom Biermann 224
- meine angst 426
- Metropolis 344
- Mit Haut und Haar 142
- Mitteilungen an den Adel 123
- Nördlicher Juni 144
- Nur zwei Dinge 72
- Ole Bienkopp 166
- Pawels Briefe 313
- Politische Grammatik 109
- Polnische Fahne 107
- Robinson I 74
- Rondeau Allemanne 250
- Rumor 136
- Schädelbasislektion 341

Schattenland 187
 Schneefröhe 428
 schweigen 425
 schwiitzer 425
 sensible wege 225
 Simple Storys: Roman aus der ostdeutschen Provinz 296
 Sommerkraut 429
 Sonnenblumen 73
 Spätnovemberliches 431
 Sprache 187
 Spur der Steine 171
 Staatsbesuch 249
 Stadtgang 342
 Stiller 368
 Turm von Babel 170
 um nicht zu verzweifeln 427
 verteidigung der wölfe gegen die lämmer 106
 Vertreibung (Günter Grass, Im Krebsgang) 350
 Vierzig Rosen 420
 Vom Vergehen 227
 wahrgenommen 188
 Warum das Kind in der Polenta kocht 418
 Was bleibt 255
 werktätig 226
 Wessis in Weimar: Szenen aus einem besetzten Land 269
 wohnen 189
 wortschläge 343
 Zeit des Fasans 403
 Zu schwer 143

QUELLEN

- Wolfgang Koeppen, *Das Treibhaus*, Frankfurt a. Main 1972.
- Günter Grass, *Die Blechtrommel*, Hamburg-Zürich 1974.
- Heinrich Böll, *Ansichten eines Clowns*, Köln 1992.
- Siegfried Lenz, *Deutschstunde*, München 1993.
- Gottfried Benn, *Nur zwei Dinge*, aus: *Destillationen*, 1953, in: *Destillationen*, 1953, in: Gottfried Benn, *Sämtliche Werke*. Stuttgarter Ausgabe, In Verb. m. Ilse Benn hg. v. Gerhard Schuster, Bd. I: *Gedichte*, Stuttgart 1986.
- Günter Eich, *Botschaften des Regens*, in: *Botschaften des Regens*, Frankfurt a. Main 1996.
- Georg Britting, *Sonnenblumen, Unter hohen Bäumen*, 1951, in: Georg Britting, *Gesamtausgabe in Einzelbänden*, Bd. II, München 1957.
- Karl Krolow, *Robinson I, Fremde Körper*, 1959, in: Karl Krolow, *Gesammelte Gedichte*, Frankfurt a. Main 1965.
- Rolf Hochhuth, *Der Stellvertreter*, Reinbek b. Hamburg 2006.
- Peter Weiss, *Die Ermittlung*, Frankfurt a. Main 1991.
- Günter Wallraff, *Industriereportagen*, Köln 1991.
- Heinrich Böll, *Die verlorene Ehre der Katharina Blum oder: Wie Gewalt entsteht und wohin sie führen kann*, München 1982.
- Hans Magnus Enzensberger, *verteidigung der wölfe gegen die lämmer*, in: *verteidigung der wölfe*, Frankfurt a. Main 1957.
- Günter Grass, *Polnische Fabne*, in: ders., *Werkausgabe in zehn Bänden*, hg. v. Volker Neuhaus, Bd. I: *Gedichte und Kurzprosa*, Darmstadt-Neuwied 1987.
- Helmut Heißenbüttel, *Grammatikalische Reduktion, Politische Grammatik*, in: *Das Textbuch*, Neuwied-Berlin 1970.
- Ludwig Fels, *Alte Befehle*, in: *Alles geht weiter*, Darmstadt 1977.
- Uwe Johnson, *Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl*, Frankfurt a. Main 1996.
- Peter Schneider, *Lenz*, Berlin 1973.
- Elisabeth Plessen, *Mitteilungen an den Adel*, Frankfurt a. Main 2006.
- Rolf Dieter Brinkmann, *Ein Gedicht*, in: *Rolltreppen im August*, Berlin 1986.
- Jürgen Becker, *Das Fenster am Ende des Korridors*, in: *Erzähl mir nichts vom Krieg*, Frankfurt a. Main 1977.
- Jürgen Theobaldy, *Abenteuer mit Dichtung*, in: *Sperrsitz*, Köln 1973.
- Ursula Krechel, *Jetzt ist es nicht mehr so*, in: *Ungezügelt*, Frankfurt a. Main 1997.
- Botho Strauß, *Rumor*, München-Wien 1980.
- Günter Grass, *Die Rättin*, München 1998.
- Ulla Hahn, *Mit Haut und Haaren, Zu schwer*, in: *Liebesgedichte*. Stuttgart 1993.
- Sarah Kirsch, *Landwege*, in: *Erdreich Gedichte*, Stuttgart 1982.
- Sarah Kirsch, *Nördlicher Juni*, in: *Erlkönigs Tochter. Gedichte*, Stuttgart 1992.
- Thomas Kling, *geschriebertes idyll*, in: *geschmacksverstärker*, *Gedichte 1985-1988*, Frankfurt a. Main 1989.
- Heiner Müller, *Die Korrektur*, in: *Geschichten aus der Produktion 1. Stücke, Prosa, Gedichte, Protokolle*, Berlin 1988.
- Dieter Noll, *Die Abenteuer des Werner Holt. Roman einer Jugend*, Berlin 1984.
- Erwin Strittmatter, *Ole Bienkopp*, Berlin-Weimar 1967.

- Bertold Brecht, *Ein neues Haus*, in: ders., *Ausgewählte Werke in sechs Bänden*, Bd. 4: *Gedichte* 2, Frankfurt a. Main 1997.
- Johannes R. Becher, *Geist und Kraft, Turm von Babel*, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 6, Berlin-Weimar 1973.
- Erik Neutsch, *Spur der Steine*, Halle (Saale) 1964.
- Herrmann Kant, *Die Aula*, Berlin 1968.
- Johannes Bobrowski, *Kloster bei Nowgorod; Schattenland; Sprache*, in: *Im Strom. Gedichte und Prosa*, Berlin 1989.
- Wulf Kirsten, *wahrgenommen; wohnen*, in: *Erdlebenbilder. Gedichte aus fünfzig Jahren 1954-2004*, Zürich 2004.
- Reiner Kunze, *Jkarus*, in: *Ohne Botschaft*, Springe 2005.
- Peter Huchel, *An taube Ohren der Geschlechter*, in: ders., *Gesammelte Werke in zwei Bänden*. Bd. 1: *Die Gedichte*, Frankfurt a. Main 1984.
- Maxie Wander, *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, Darmstadt-Neuwied 1978.
- Jurek Becker, *Jakob der Lügner*, Frankfurt a. Main 1982.
- Ulrich Plenzdorf, *Die neuen Leiden des jungen W.*, Frankfurt a. Main 1976.
- Reiner Kunze, *Die wunderbaren Jahre*, Frankfurt a. Main 1996.
- Heiner Müller, *Hamletmaschine*, in: *Hamletmaschine. Tokio. Material*, Berlin 1996.
- Sarah Kirsch, *Landaufenthalt, Dann werden wir kein Feuer brauchen*, in: *Musik auf dem Wasser*, Leipzig 1977.
- Reiner Kunze, *Lied vom Biermann; sensible wege; hymnus auf eine frau beim verhör*, in: *sensible wege und frühe gedichte*, Frankfurt a. Main 1996.
- Wulf Kirsten, *Aus dem Leben der Droste; werktätig*, in: *Erdlebenbilder. Gedichte aus fünfzig Jahren 1954-2004*, Zürich 2004.
- Günter Kunert, *Vom Vergehen; Der ungebetene Gast*, in: *Der ungebetene Gast. Gedichte*, Berlin-Weimar 1965.
- Monika Maron, *Flugasche*, Frankfurt a. Main 1996.
- Christoph Hein, *Horns Ende*, Berlin 1998.
- Volker Braun, *Die Mauer*, in: *Wir und nicht sie*, Halle-Leipzig 1979.
- Uwe Kolbe, *Hineingeboren*, in: *Hineingeboren. Gedichte 1975-1979*, Frankfurt a. Main 1982.
- Thomas Rosenlöcher, *Staatsbesuch; Der Paßgänger*, in: *Schneebier*, Halle-Leipzig 1988.
- Barbara Kölner, *Rondeau Allemagne*, in: *Deutsches Roulette. Gedichte 1984-1989*, Frankfurt a. Main 1991.
- Wolfgang Hilbig, *die ruhe auf der flucht*, in: *die versprengung. Gedichte*, Frankfurt a. Main 1986.
- Christa Wolf, *Was bleibt*, Frankfurt a. Main 2007.
- Wolfgang Hilbig, *„Ich“*, Frankfurt a. Main 1997.
- Rolf Hochhuth, *Wessis in Weimar. Szenen aus einem besetzten Land*, München 1995.
- Günter Grass, *Ein weites Feld*, München 1997.
- Thomas Brussig, *Helden wie wir*, Frankfurt a. Main 2003.
- Ingo Schulze, *Simple Storys*, Berlin 1998.
- Uwe Tellkamp, *Der Turm*, Frankfurt a. Main 2000.
- Martin Walser, *Ein springender Brunnen*, Frankfurt a. Main 2000.
- Monika Maron, *Pawels Briefe*, Frankfurt a. Main 1999.
- Tanja Dückers, *Himmelskörper*, Berlin 2005.
- Günter Grass, *Beim Häuten der Zwiebel*, Göttingen 2006.
- Peter Rühmkorf, *Drei Variationen über das Zeitgedicht*, in: *Paradiesvogelschiff. Gedichte*, Reinbek b. Hamburg 2008.

- Peter Rühmkorf, *Dichterleben*, in: *Wenn – aber dann. Vorletzte Gedichte*, Reinbek b. Hamburg 1999.
- Durs Grünbein, *Schädelbasislektion*, in: *Schädelbasislektion. Gedichte*, Reinbek b. Hamburg 1999.
- Wulf Kirsten, *Stadtgang*, in: *erlebenbilder. gedichte aus fünfzig Jahren 1954-2004*, Zürich 2004.
- Bert Papenfuß-Gorek, *wortschläge, jammer, jammer über alles*, in: *tiské*, Göttingen 1990.
- Kerstin Hensel, *Als ich bei ihm war rückte er*, *Metropolis*, in: *Bahnhof verstehen – Gedichte 1995-2000*, München 2001.
- Aleida Assmann, *Europäische Erinnerungen nach 1945*, in: *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München 2006.
- Günter Grass, *Ich erinnere mich*, in: Günter Grass, Czesław Miłosz, Wisława Szymborska, Tomas Venclova, *Die Zukunft der Erinnerung*, Göttingen 2001.
- Aleida Assmann, *Vertreibung (Günter Grass, Im Kerbsgang)*, in: *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, München 2006.
- Robert Walser, *Geschwister Tanner*, in: ders., *Das Gesamtwerk*, Bd. IV, Zürich-Frankfurt a. Main 1978.
- Max Frisch, *Stiller*, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 3, Frankfurt a. Main 1976.
- Friedrich Dürrenmatt, *Der Tunnel. Eine Erzählung* 1952, Neufassung 1978, Zürich 1985.
- Friedrich Dürrenmatt, *Der Besuch der alten Dame. Eine tragische Komödie*, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 1: *Stücke*, Zürich 1988.
- Peter Bichsel, *Kindergeschichten*, Darmstadt-Neuwind 1985.
- Erica Pedretti, *Harmloses, bitte*, Frankfurt a. Main 1970.
- Adolf Muschg, *Albissers Grund. Roman*, Berlin 1974.
- Ludwig Hohl, *Bergfahrt*, Frankfurt a. Main 1984.
- Hugo Loetscher, *Der Immune*, Zürich 1985.
- Jürg Federspiel, *Geographie der Lust*, Frankfurt a. Main 1989.
- Gerhard Meier, *Die Ballade vom Schneien. Roman*, mit einem Nachwort von Peter Weber, Frankfurt a. Main 2007.
- Otto F. Walter, *Zeit des Fasans. Roman*, Reinbek bei Hamburg 1991.
- Peter Weber, *Der Wettermacher*, Frankfurt a. Main 1993.
- Urs Widmer, *Der Geliebte der Mutter*, Zürich 2003.
- Peter Stamm, *Agnes*, München 2000.
- Aglaja Veteranyi, *Warum das Kind in der Polenta kocht*, München 1999.
- Thomas Hürlimann, *Vierzig Rosen*, Zürich 2006.
- Eugen Gomringer, *chumm, schweigen, schwüitzer*, in: ders., *Vom Rand nach Innen. Die Konstellationen 1951-1995*, Wien 1995.
- Kurt Marti, *meine angst* in: *Heil Vetia. Poetischer Diskurs*, Basel 1981.
- Kurt Marti: *das boot ist voll; um nicht zu verzweifeln* in: *Der Geiger von Brig. Helvetische Jubelgedichte*, Basel 1991.
- Erika Burkart, *Die Toten*, in: dies., *Das Licht im Kahlschlag*, Zürich-Stuttgart 1977.
- Erika Burkart, *Schneefrühe, Stille*, in: dies., *Stille fernster Rückruf. Gedichte*, Zürich 1997.
- Alexander Xaver Gwerder, *Sommerkraut, Damals, Ich geh unter lauter Schatten*, in: ders., *Gesammelte Werke und ausgewählte Briefe*, Bd. 1: *Nach Mitternacht. Lyrik*, Zürich 1998.
- Hermann Burger, *Spätnovemberliches*, in: ders., *Rauschsignale*, Zürich-Stuttgart 1967.

URHEBERRECHTE

- Aleida Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*
© München 2006, Verlag C. H. Beck oHG.
- Johannes R. Becher, *Geist und Kraft*, aus: Johannes R. Becher, *Gesammelte Werke 18 Bände*,
Band 6: *Gedichte 1949-1958* © Aufbau-Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1973 (internal
number of title AVG: 180581).
- Johannes R. Becher, *Turm von Babel*, aus: Johannes R. Becher, *Gesammelte Werke 18 Bände*,
Band 6: *Gedichte 1949-1958* © Aufbau-Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1973 (internal
number of title AVG: 180581).
- Jurek Becker, *Jakob der Lügner*, S. 83-94. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1982.
- Jürgen Becker, *Das Fenster am Ende des Korridors*, aus: Jürgen Becker, *Erzähl mir nichts vom
Krieg*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1977.
- Gottfried Benn, *Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe*, Band I: *Gedichte 1*. In Verb. m. Ilse Benn
hrsg. v. Gerhard Schuster. Klett-Cotta, Stuttgart 1986.
- Peter Bichsel, *Kindergeschichten* (Auszug) © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1997.
- Heinrich Böll, *Ansichten eines Clowns*, aus: *Werke, Kölner Ausgabe*, Vol. 13. Ed. Árpád Bernáth.
© 2004 by Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Cologne/Germany.
- Heinrich Böll, *Die verlorene Ehre der Katharina Blum*. © 1974, 1984, 2003 by Verlag Kiepen-
heuer & Witsch GmbH & Co. KG, Cologne/Germany.
- Johannes Bobrowski, *Die Gedichte* © 1998 Deutsche Verlags-Anstalt, München, in der Ver-
lagsgruppe Random House GmbH.
- Volker Braun, *Mauer*, aus: Volker Braun, *Wir und nicht sie*, Halle-Leipzig Mitteldeutscher
Verlag 1979, S. 43-49. Alle Rechte vorbehalten Suhrkamp Verlag Berlin.
- Bertolt Brecht, *Ein neues Haus*, aus: Bertolt Brecht, *Werke. Große kommentierte Berliner und
Frankfurter Ausgabe*, Band 15: *Gedichte 5*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1993.
- Rolf Dieter Brinkmann, *Ein Gedicht*, aus: Rolf Dieter Brinkmann, *Westwärts 1&2. Gedichte*.
Mit Fotos und Anmerkungen des Autors. Erweiterte Neuauflage. Copyright © 2005
by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek/Hamburg
- Georg Britting, *Sonnenblumen*, aus: *Unter hohen Bäumen* (1951), hier zit. nach Georg Britting,
Gesamtausgabe in Einzelbänden, Bd. II., S. 194. München 1957: Nymphenburger. © Inge-
borg Schuldt-Britting, Höhenmoos.
- Thomas Brussig, *Helden wie wir*. © Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt a. Main
1998.
- Hermann Burger, *Spätnovemberliches*, aus: Herman Burger, *Rauschsignale*, Zürich-Stuttgart
1967, mit Genehmigung von den Nachlassverwaltern Hermann und Matthias Burger.
- Erika Burkart, *Schneefrühe, Stille*, aus: Erika Burkart, *Stille fernster Rückruf. Gedichte*, Zürich:
Ammann Verlag 1997, mit Genehmigung von dem Verleger und Ehemann Dr. Ernst
Halter-Burkart.
- Erika Burkart, *Die Toten*, aus: Erika Burkart, *Das Licht im Kahlschlag*, Zürich-Stuttgart 1977,
mit Genehmigung von dem Verleger und Ehemann Dr. Ernst Halter-Burkart.
- Tanja Dückers, *Himmelskörper. Roman* © Aufbau-Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2003 (in-
ternal number of title AVG: 102963)
- Friedrich Dürrenmatt, *Der Hund / Der Tunnel / Die Panne* Copyright © 1986 Diogenes Ver-
lag AG Zürich All rights reserved.

- Friedrich Dürrenmatt, *Der Besuch der alten Dame* Copyright © 1986 Diogenes Verlag AG Zürich All rights reserved.
- Günter Eich, *Botschaften des Regens*, aus: Günter Eich, *Gesammelte Werke in vier Bänden*, Band 1: *Die Gedichte. Die Maulwürfe*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1991.
- Hans Magnus Enzensberger, *verteidigung der wölfe gegen die lämmer*, aus: Hans Magnus Enzensberger, *verteidigung der wölfe*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1957.
- Jürg Federspiel, *Geographie der Lust*, S. 80-84. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1989.
- Ludwig Fels, *Alte Befehle*, aus: *Alles geht weiter*, Darmstadt 1977, © Ludwig Fels.
- Max Frisch, *Stiller*, aus: Max Frisch, *Gesammelte Werke*, Bd. 3, S. 393-397. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1976.
- Günter Grass, *Beim Häuten der Zwiebel* © Steidl Verlag, Göttingen 2006.
- Günter Grass, *Die Blechtrommel* © Steidl Verlag, Göttingen 1993 (Erstausgabe September 1959).
- Günter Grass, *Die Rättin* © Steidl Verlag, Göttingen 1993 (Erstausgabe März 1986).
- Günter Grass, *Ein weites Feld* © Steidl Verlag, Göttingen 1995.
- Günter Grass, *Ich erinnere mich*, aus: Günter Grass, Czeslaw Milosz, Wislawa Szymborska, Tomas Venclova, *Die Zukunft der Erinnerung* © Steidl Verlag, Göttingen 2001.
- Günter Grass, *Polnische Fabne (Gedicht)*, aus: Günter Grass, *Sämtliche Gedichte* herausgegeben von Werner Frizen © Steidl Verlag, Göttingen 2007.
- Eugen Gomringer, *chumm, schweigen, schwiitzer*, aus: Eugen Gomringer, *Vom Rand nach Innen. Die Konstellationen 1951-1995*, Wien: Edition Splitter 1995.
- Durs Grünbein, *Schädelbasislektion*, aus: Durs Grünbein, *Gedichte. Bücher I-III*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 2006.
- Alexander Xaver Gwerder, *«Sommerkraut», «Damals», «Ich geh unter lauter Schatten»*, aus: *Gesammelte Werke und ausgewählte Briefe*, Band 1: *Nach Mitternacht*. Herausgegeben von Roger Perret > © 1998 by Limmat Verlag Zürich.
- Ulla Hahn, *Liebesgedichte* © 1993 Deutsche Verlags-Anstalt, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
- Christoph Hein, *Horns Ende*, S. 5, 25-36, 272-282. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 2002.
- Helmut Heißenbüttel, *Textbücher 1-6*, Klett-Cotta, Stuttgart 1980.
- Kerstin Hensel, *Bahnhof verstehen. Gedichte 1995-2000* © 2001 Luchterhand Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
- Kerstin Hensel, *Als ich bei ihm war, Metropolis*, aus: Kerstin Hensel, *Bahnhof verstehen. Gedichte 1995-2000*. © 2001 Luchterhand Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
- Stephan Hermlin, *Die erste Reihe*, Leipzig 1985, Verlag Neues Leben, mit Genehmigung von dem Sohn Andrej Hermlin.
- Wolfgang Hilbig, *Ich*. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main 1993.
- Wolfgang Hilbig, *die ruhe auf der flucht*, aus: Wolfgang Hilbig, *die versprengung*. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main 1986.
- Ludwig Hohl, *Bergfahrt*, S. 50-53. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1984.
- Peter Huchel, *An taube Ohren der Geschlechter*, in: Peter Huchel, *Gesammelte Werke in zwei Bänden*. Bd. 1: *Die Gedichte*, Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1984.
- Rolf Hochhuth, *Der Stellvertreter* Copyright © 1963 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek/Hamburg

- Rolf Hochhuth, *Wessis in Weimar: Szenen aus einem besetzten Land*, München 1995. © by Rolf Hochhuth, Abdruck mit Genehmigung von Rolf Hochhuth.
- Thomas Hürlimann, *Vierzig Rosen*, Zürich Ammann Verlag 2006, S. 246-255
- Wulf Kirsten, *wahrgenommen, wohnen, Aus dem Leben der Droste, werktätig, Stadtgang, frohe botschaft*, aus: *Erdlebenbilder Gedichte aus fünfzig Jahren 1954-2004*, Zürich: Ammann Verlag 2004
- Uwe Johnson, *Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl*, S. 1446-1454. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1996.
- Hermann Kant, *Die Aula*. Roman. © Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1989 (internal number of the title AVG: 181590).
- Sarah Kirsch, *Sämtliche Gedichte* © 2005 Deutsche Verlags-Anstalt, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
- Thomas Kling, *geschriebenes idyll*, aus: Thomas Kling, *geschmacksverstärker. Gedichte 1985-1988*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1989.
- Wolfgang Koeppen, *Das Treibhaus*, S. 102-112. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1972.
- Barbara Köhler, *Rondeau Allemagne*, aus: Barbara Köhler, *Deutsches Roulette. Gedichte 1984-1989*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1991.
- Uwe Kolbe, *Hineingeboren*, aus: Uwe Kolbe, *Hineingeboren. Gedichte 1975-1979*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1982.
- Ursula Krechel, *Jetzt ist es nicht mehr so*, aus: Ursula Krechel, *Ungezügelt*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1997.
- Karl Krolow, *Robinson I*, aus: Karl Krolow, *Gesammelte Gedichte*, S. 209. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1965.
- Günter Kunert, *Ikarus*, aus: *Ohne Botschaft*, Springe: Klampen Verlag, 2005
- Günter Kunert, *Einige bleiben, Vorortabend*, aus: Günter Kunert, *Im weiteren Fortgang* © 1974 Carl Hanser Verlag München.
- Günter Kunert, *Schatten entziffern*, aus: Günter Kunert, *Warnung vor Spiegeln. Gedichte* © 1970 Carl Hanser Verlag München.
- Günter Kunert, *Erinnerung an einen Planeten. Gedichte aus 15 Jahren* © 1963 Carl Hanser Verlag München.
- Reiner Kunze, *Die wunderbaren Jahre*. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main 1976.
- Reiner Kunze, *hymnus auf eine frau beim verhör, lied vom Biermann; sensible wege*, aus: Reiner Kunze, *Gedichte*. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main 2001.
- Hugo Loetscher, *Der Immune* Copyright © 1988 Diogenes Verlag AG Zürich All rights reserved.
- Siegfried Lenz, *Deutschstunde*. Copyright © 1968 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg.
- Kurt Marti, *meine angst* aus: *Heil Vetia. Poetischer Diskurs*, Basel 1981, mit Genehmigung von dem Autor.
- Kurt Marti, *das boot ist voll, um nicht zu verzweifeln* aus: *Der Geiger von Brig. Helvetische Jubelgedichte*, Basel 1991, mit Genehmigung von dem Autor.
- Monika Maron, *Flugasche*. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main 1981.
- Monika Maron, *Pawels Briefe*. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main 1999.
- Gerhard Meier, *Die Ballade vom Schneien. Roman, mit einem Nachwort von Peter Weber*, S. 7-15. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 2007.
- Adolf Muschg, *Albissers Grund*, S. 194-199. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1974.

- Heiner Müller, *Die Korrektur* (Auszug), aus: Heiner Müller, *Werke*. Band 3: *Die Stücke J*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 2000.
- Heiner Müller, *Hamletmaschine* (Auszug), aus: Heiner Müller, *Werke*, Band 4: *Die Stücke*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 2001.
- Erik Neutsch, *Spur der Steine*, Halle (Saale) 1964. © Mitteldeutscher Verlag.
- Dieter Noll: *Die Abenteuer des Werner Holt. Roman einer Jugend*. © Aufbau-Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1960 (internal number of title AVG: 301043)
- Bert Papenfuß-Gorek, *wortschläge; jammer, jammer über alles*, in: *tiské*, Göttingen 1990, Steidl, mit Genehmigung von dem Autor.
- Erica Pedretti, *Harmloses, bitte*, S. 25-28. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1970.
- Ulrich Plenzdorf, *Die neuen Leiden des jungen W.*, S. 7-19. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1976.
- Elisabeth Plessen, *Mitteilung an den Adel*, S. 106-120. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 2006.
- Thomas Rosenlöcher, *Staatsbesuch, Paßgänger*, aus: Thomas Rosenlöcher, *Ich sitze in Sachsen und schau in den Schnee*. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1998.
- Peter Rühmkorf, *Drei Variationen über das Zeitgedicht*, aus: Peter Rühmkorf, *Paradiesvogelschiff. Gedichte*. Copyright © 2008 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek/Hamburg.
- Peter Rühmkorf, *Dichterleben*, aus: Peter Rühmkorf, *Wenn – aber dann. Vorletzte Gedichte*. Copyright © 1999 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek/Hamburg.
- Peter Schneider, *Lenz*. First published in 1973 © 2008 by Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Cologne/Germany.
- Ingo Schulze, *Simple Storys: Roman aus der ostdeutschen Provinz*. © 1998 BV Berlin Verlag GmbH, Berlin. Alle Rechte vorbehalten.
- Erwin Strittmatter, *Ole Bienkopp. Roman*. © Aufbau-Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1963 (internal number of title AVG: 80991)
- Peter Stamm, *Agnes*. © 1998 by Peter Stamm. All rights reserved S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. Main.
- Botho Strauss, *Rumor*, Carl Hanser Verlag München.
- Uwe Tellkamp, *Der Turm* (Auszug) © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 2000.
- Jürgen Theobaldy, *Abenteuer mit Dichtung*, aus: *Sperrsitz*, Köln 1973, Palmenpresse.
- Aglaja Veteranyi, *Warum das Kind in der Polenta kocht* © 1999 Deutsche Verlags-Anstalt, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
- Günter Wallraff, *Industriereportagen*. First published in 1966 © 1991, 2006 by Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Cologne/Germany.
- Martin Walser, *Ein springender Brunnen*, S. 9-15, 398-405. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1998.
- Robert Walser, *Geschwister Tanner*, aus: Robert Walser, *Gesammelte Werke*, Band 4, S. 126-132. © Suhrkamp Verlag Zürich 1978 und 1985.
- Otto F. Walter, *Zeit des Fasans. Roman* © 1988 Rowohlt Verlag GmbH
- Maxie Wander, *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, Darmstadt-Neuwied 1978, Nachlassverwalter F. Wander.
- Peter Weber, *Der Wettermacher*, S. 81-88. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1993.
- Urs Widmer, *Der Geliebte der Mutter* Copyright © 2003 Diogenes Verlag AG Zürich All rights reserved.
- Peter Weiss, *Die Ermittlung*, S. 81-102, 179-190. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 1991.
- Christa Wolf, *Was bleibt*, S. 5-15, 18-21. © Suhrkamp Verlag Frankfurt a. Main 2007.